Dramatische Spiele

von

J. F. von Meyer.

Piast.

Ixion.

Der Feuerlärm.

Wintergemählde.

Frankfurt am Mayn,
verlegt von Bernhard Körner.
1801.

B
1062

Piast.

Nach Andreas Gryphius.

Popiel, vermeintlicher Beherrscher von Pohlen, fiel um die Mitte des 9ten Jahrhunderts, nachdem er seine eignen Kinder und viele von den Vornehmsten des Reichs hatte hinrichten lassen. Die Pohlnischen Fürsten wählten hierauf zu ihrem Nachfolger einen Ackermann aus dem Flecken Crusswick, Namens Piast, dessen Nachkommen, die Piasten, über 500 Jahre lang den Thron besessen haben.

Erster Auftritt.

Eine Heide unweit dem königlichen Schloß. Trüber Himmel.

Zwey Engel.

1r. Engel.

Der Tag des Zornes ist herangebrochen
Ob einem Fürsten, der sein Volk bedrücket.
Die Sünde wird am Sünder nun gerochen.

2r. Engel.

Erbarmend hat die Heerde Gott erblicket,
Die unter einem bösen Hirten lechzet.
Der sie ersticken wollte, wird ersticket.

1r. Engel.

Wenn das Geschöpf zu seinem Schöpfer ächzet,
So weilt die grimme Rache nicht mehr ferne,
Die stets mit Rabenschrey nach Nahrung krächzet.

2r. Engel.

Auf daß der Mensch des Höchsten Rechte lerne,
Sind Millionen Zeugen ausgesendet.
Was in der Nacht geschiehet sehn die Sterne.

IV. Engel.

Den Fürsten, welcher von der Huld sich wendet,
Schirmt nicht der laute Glanz der Purpurfarbe.
Das Blut schreit lauter, das die Hand ihm schändet.

II. Engel.

Wer Andre schläget, gibt sich selbst die Narbe.
Das volle Maaß kann keinen Zufluß leiden.
Den reifen Waizen schneidet man zur Garbe.

IV. Engel.

Es ist die Frage jetzo zwischen beyden:
Ob Hohe fallen sollen, Kleine steigen?
Ob noch will Paxiel die Strafe meiden!

II. Engel.

Auch späte Reu macht den Verkläger schweigen.
Die Langmuth harret selbst am Thor der Hölle,
Und ruft: Vergib! der Freche will sich beugen.

IV. Engel.

Drum laß uns gehen, himmlischer Geselle.
In eines Pilgers niedriger Gestalt
Betrete jeder des Tyrannen Schwelle.

II. Engel.

Es werde menschlich uns die Haut und alt;
Halbgreise Locken kränzen unsre Wangen;
Das Auge leucht' uns tiefbetrübt und kalt.

1r. Engel.

Ein hären Kleid soll uns den Leib umfangen;
Und auch der Wanderstab soll nicht gebrechen.
So kam zu Abraham einst Gott gegangen.

2r. Engel.

Im Thale Mamre gab er das Versprechen,
Ob dem die blinde Schwachheit mußte lachen.
Die Palmen fühlten ihn und wollten sprechen.

1r. Engel.

So hat der Herr Geduld stets mit den Schwachen.

Sie gehn nach dem Schloß.

Zweyter Auftritt.

Vor dem Schloß.

Die Engel. Diener.

1r. Engel.

Das Schloß ist hoch und stolz wie er,
Und ein bewehrtes Dienerheer
Wacht voller Trotz um Thor und Brücken.

2r. Engel.

O daß sie ihres Herrn Gefahr
Nicht würden allzu spät gewahr,
Nicht ließen sich mit ihm berücken!

1r. Diener.

Steht, Frefler! Was begehret ihr?

2r. Diener.

Du bist ein schrecklich dummes Thier.
Siehst du denn nicht? Sie bringen Geld,
Haben den großen Paß durch die Welt.

3r. Diener.

Werft's nur hin; 's wird nicht liegen bleiben.

4r. Diener schwenkt den Speer.

Wir wollen euch die Quitung schreiben.

5r. Diener.

Wißt's alle nicht! Es sind Gesandte,
Kommen vom Barfüßer Lande,
Das dem Schlaraffenland nahe liegt,
Wo jeder funfzig Prügel kriegt,
Der sich mit ganzem Rock läßt sehen;
Wollen mit dem Herrn einen Bund eingehen.

6r. Diener.

Wollen mit Hunger ihn unterstützen;
Er soll sie gegen den Reichthum schützen.

1r. Engel zum 1ten Diener.

Mein Freund, hört uns. Wir wünschen wenig.
Zwey Worte mit dem Pohlenkönig.

1r. Diener.

Der steht oben mit Bogen und Pfeil,
Wartet auf euch eine lange Weil.

2r. Engel.

Verhöhnet diese Fremde nicht.
Versagt uns Vopiel sein Angesicht,
So bitten wir, Nachtlager uns zu gönnen.
Vielleicht daß wir einmahl euch nützen können.

2r. Diener.

Das ist ein ehrliches Begehr!
Hohl' einer doch gleich den Marschall her,
Nach Stand und Würden sie einzuquartiren.

3r. Diener.

Weiß schon! In's kühle Haus ohne Thüren,
Ist voller Fenster, hat keine Wand,
Und wird zum Mondenschein genannt.

4r. Diener.

Bleibt nur bis dieser wiederkehrt.

5r. Diener.

Habt ihr ein geheimes Anliegen,
So sagt's nur; wir sind so verschwiegen,
Daß es der König gewiß nicht erfährt.

1r. Engel.

Zwey Bitten sind uns abgeschlagen.
Erlaubt uns denn, weil ihr es sicher wißt,
Und wir hier fremd sind, wenigstens zu fragen,
Ob sonst wo Platz für fromme Pilger ist?

6r. Diener.

Iſt euch der Platz auf der Straße zu klein,
So wird noch welcher im Gefängniß ſeyn.

3r. Diener kommt mit Hunden wieder.

Braucht ihr einen Führer zu euern Reiſen,
So werden dieſe den Weg euch weiſen.

Hetzt ſie mit den Hunden fort. Gelächter der Diener.

7r. Diener.

Die Kleider waren ihnen zu groß.

3r. Diener.

Durch Hunde wird man Hunde los.

Dritter Auftritt.

Popiels Gemach.

Popiel. Räthe. Die Engel unſichtbar im Winkel.

Popiel.

Was hat mein Sohn bekannt?

1r. Rath.

Nichts, Gnädigſter.

Popiel.

Nichts, Gnädigſter? O daß der Gnädigſte
Längſt ſo ungnädig dir geweſen wäre,
Als wie das Beil dem Halſe eines Mörders! —

Nichts, ſagſt du? nichts? O Alles, Alles habt ihr
Zuſammen auch bekannt, als die Verſchwörung
Noch in dem Keime ſchlief. Herein, ihr Schergen!

Schergen kommen.

Führt ihn zum Tod — ich höre nichts! Hinaus!

Rath, indem die Engel ihm ſichtbar werden.

Die Rache iſt ſehr nah, ich ſehe ſie.

ab mit den Schergen.

Popiel ſitzt.

Was braucht's der Unterſuchung? Will mein Prinz
Es nicht geſtehn — wozu denn ſein Geſtändniß?
Er ſtrebte ſeinem Vater nach dem Leben.
'S iſt wahr — weil ich es weiß. Wär's nur Verdacht,
So iſt er durch die Sache ſelbſt begründet.
Ein Königsſohn iſt ſtets des Vaters Feind,
Muß ihn verrathen wo er kann und mag.
In einer Krone wohnet ein Magnet,
Vor welchem keine Hand in Ruhe bleibt,
Und eines Prinzen Hand am wenigſten.
Wollt' er's noch nicht, ſo wird er's künftig wollen. —
Der Prinz ſoll ſterben! Sterben, ſag' ich! Gleich!

2r. Rath.

Mein König!

Popiel.

Wagſt du —

2r. Rath.

O verſchiebt's nur noch!

3r. Rath.

Mein König, ſchont die Götter!

Popiel.

Siehſt du ſie?

Ich nicht.

3r. Rath.

Sie walten in der Höh'.

Popiel.

So laß ſie!

4r. Rath.

Vergießet nicht ſo raſch das eigne Blut!

Fällt nieder und die übrigen Räthe mit ihm.

Popiel.

Was iſt das? Ha! Seyd ihr von Sinnen?

4r. Rath.

Herr,
Er iſt unſchuldig — nehmt mein Haupt zum Pfand.

Popiel.

Das hatt' ich lang. Steht auf, wenn ihr nicht wollt,
Daß ich ringsum die Pfandſchaft geltend mache.
Ihr beugt die Köpfe eben recht. Ich ſag' euch,
Ihr beugt hier auf der Stelle ſie dem Henker,

Wenn ihm der Prinz nicht gleich den seinen beugt.

Er steht auf.

Du führst das Urtheil aus.

4r. Rath.

Ihr habt's gewollt.

ab.

Popiel.

Ihr beyden geht, und fragt nach der Verfolgung
Von den entflohenen Empörern. Kommt
Nicht leer mir wieder. Ihre Köpfe will ich
Zu meinen Füßen sehn. Dann steckt sie mir
Auf Pfähle vor mein Fenster, daß mein Pfeil
An ihres Hirnes Süßigkeit sich weide,
Und seh' ob richtiger er trifft als sie.

Zwey Räthe ab.

Auch ihr geht ab. Wo eine Spur sich zeigt,
Da nehmt die Unthat für erwiesen an.
Schont nichts. Verbrennt die Häuser der Rebellen
Mit Weib und Kind. Wenn sie im Feuer glühn,
Und ihr Geheul zu meiner Burg erklingt,
So wird mein Zorn vielleicht besänftiget.
Kein Mitleid! Keine lügenhafte Ausflucht!
Ich sag' euch, bärgen auch die Götter sie
In ihre Wolken, ich will doch sie finden,
Und sehn ob Popiel nicht auch ein Gott ist.

Zwey Räthe ab.

Was ist das für Papier?

3r. Rath.

Bittschriften, Herr.

Popiel.

Reich her! (wirft ſie in's Feuer) Die Glut hat den Beſcheid gegeben.
Siehſt du, wie ſchön das brennt? und wie geduldig
Die Aſche ſchweigt? — Was meinen denn die Narren?
Ich könne jetzt auf ihre Träume achten? —
Sie wollten ſie? — Sie haben nichts zu wollen.

Das Weib des hingerichteten Mar[illegible] ſtürzt herein.

Weib.

O König, nein! du haſt es nicht befohlen.
Erbarmen, wenn es wahr iſt! Herr, Erbarmen!
War nicht mein Mann die Stütze deines Reichs?
Hat er nicht Tag' und Nächte dir geopfert?
O ſprich, ſonſt führen ſie ihn gleich zum Richtplatz!

Popiel.

Ha! iſt er noch nicht dort? — Laß meine Knie! —
Was wagt das Weib? Ergreift ſie — führt ſie mit
Dem Hochgeliebten hin. — Vermeſſenheit
Die keine Grenze kennt! Hinaus mit ihr!
Wollt ihr mich wüthend machen?

Er zieht den Dolch, man führt das Weib fort.

Weib, die Gefahr erblickend.

Tyrann, ſieh hinter dich und zittere!

Ab.

Popiel.

Was murrte ſie? Sie hat wohl noch gedroht? —
Reißt ihr das Herz aus dem Rebellenbuſen.

Hier vor dem Fenster soll man sie zerstückeln.
Und wenn ein Gott ihr Helfer werden wollte,
So will ich dieses Gottes Henker werden.

Er wendet sich nach dem Fenster, blickt in den Winkel und erstarrt.

Wer steht da? — Welche kühne Mummerey? —
Ich will —

(Tritt vorwärts, will mit dem Dolche zustossen und stürzt zurück)

Was für ein Schlag durchbebte mich?
Ist das ein Geisterpaar? — Erscheinung, rede!
Stumm, gänzlich stumm. Nur wilder stets und länger
Seh' ich die beyden Schwerdter nach mir blitzen.
Es sind nicht Schwerdter; Feuerflammen sind's
Mit brennendem Geschlängel ausgezückt.
Der Streiter Augen glühen gräßlicher —
Die Locken streben ihnen grimmvoll auf —
Mit Adlersflügeln schweben sie mich an —
Kommt oder stehet ihr? Ich weiche nicht —
Es ist ein Wahn — (fällt nochmal aus) Weh! (stürzt bis an die Wand zurück) Löschet, ich zerlodre —

Er fällt todt zur Erde. Der Palast geräth in Brand und sinkt ein.

Vierter Auftritt.

Zu Cruswick. Abend.

Die Engel als Pilger. Piast.

1r. Engel.

Des Volkes Muster ist des Fürsten Art.
Kein gastlich Dach erfreuet hier mit Pflege.

2. Engel.

Verlängern müssen wir die Pilgerfahrt,
Und einen König suchen anderwegs.

1r. Engel.

Da kommt ein sanfter Mann mit würdigem Bart.
O daß uns der in seiner Wohnung hege!

2r. Engel.

Ein edler Mensch, den auch kein Zug verklagt.
Er stellt sich in den Pfad, sein Auge fragt.

Piast.

Um und um den Wanderstab in Händen?
Freunde, wo noch hin bey naher Nacht?
Schatten nehmen zu,
Licht eilt nach der Ruh,
Abendstern und lieber Mond erwacht.

1r. Engel.

Gottes Segen dir und deinem Haus!
Müssen noch in weite Land hinaus.

Piast.

Seht ihr nicht, wie schon der Herbst gesunken,
Und die fernen Forste sind beschneit?
Kennt nicht Weg noch Steg,
Wild rauscht im Gehege;
Lieben Pilger, bleibet wo ihr seyd.

1r. Engel.

Sind bereits an manche Thür gekommen,
Aber Niemand hat uns aufgenommen.

Piast.

Wollet ihr die Armuth nicht verschmähen,
Kehrt in meine Hütte freundlich ein.
Ziert vielleicht den Tisch
Brod und frischer Fisch,
Möcht' auch wohl ein Trunk vorhanden seyn.

Beyde Engel.

Habe Dank, und der im Himmel wohnet,
Lasse diese Gunst nicht unbelohnet.

Sie gehen zusammen hinein

Fünfter Auftritt.

Die Engel, Piast, Repicha und Semovit bey Tische. Repicha steht auf und geht unruhig umher; dann schenkt sie Meth ein, setzt den Krug hin und ruft ihren Mann bey Seite.

Repicha.

Lieber Mann, ich fange an zu zagen.
Wunder wird in unserm Haus gethan.

Piast.

Wunder haben sich wohl zugetragen.
Doch um welches kommt dich Zagen an?

Repicha.

Haſt du denn noch nicht geſehen,
Wie die Wurſt im Teller wächſet?
Iſt ein Stück davon geſchnitten,
Iſt ſie wieder wie ſie war.

Piaſt.

Ey das wäre! Ja wahrhaftig!
Vielmahl um ſich ſelbſt gekrümmet
Iſt ſie zwar ſchon angeſchnitten,
Aber größer als ſie war.

Gemovit am Tiſche.

Ward mein Brod denn wieder völlig?
Hab' ich eine andre Schnitte?

1r. Engel.

Lieber Jüngling, Gottes Gabe
Mehret ſtündlich unſre Habe.

Repicha.

Als den Meth ich ein wollt' gießen,
Dacht' ich flink den Krug zu heben,
Aber in den Händen hing mir
Neu gefüllet mein Gefäß.

Piaſt.

Laß doch ſehn! Haſt eingeſchenket?
Sieh und wieder an dem Rande
Vom geſegneten Gefäße
Stehet klar der dunkle Trank.

Semovit.

Fromme Pilger, ſagt, wie kommt es,
Daß aus dieſen Honigwaben
Heut ſo große Fülle triefet?
Hat ja ſchon die goldne Speiſe
Ganz die Schüſſel überſchwemmt!

2r. Engel.

Lieber Jüngling, Gottes Kraft
Aus dem Wenigen Menge ſchafft.

Piaſt zu den Engeln.

Edle Gäſte, laßt mich reden:
Ihr erſcheint in Menſchenhülle
Und in armer Wandrer Kleidung.
Aber ihr ſeyd ſtarke Götter,
Uns zu ſegnen und zu ſchrecken
In das Fleiſch herabgekommen.
Seyd ihr Götter nicht, ſo ſeyd ihr
Gnadenreiche Wunderthäter.
Laßt mich eure Knie umfaſſen.
Ich verdiene nicht die Ehre,
Die ihr mir habt angethan.

Nevicha und Semovit knien mit ihm nieder.

1r. Engel.

Gute Leute, ſetzt euch ruhig
Wieder zu dem Tiſche nieder.
Nehmt und dankt dem Himmelsvater
Für die wohlbeſcheerte Koſt.

Wir ſind nur des Höchſten Knechte,
Oder Kinder, wie auch ihr ſeyd.
Und wie alles dieß geworden
Wiſſen wir, doch fraget nicht.

Piaſt.

O ſo bitt' ich euch nur Eines,
Dank' und bitte noch dieß Eine:
Morgen iſt ein Feſt geordnet,
Meines Hauſes höchſte Freude,
Dieſer Sohn, durch höhere Waltung
Aufgereift, verläßt die Reihe
Der vollbrachten mindern Jahre.
Die gelobten Knabenlocken
Leget er den Göttern ab.
Wenige Freunde ſind geladen,
Mir zu zeugen bey der Handlung,
Und wenn ihr euch nicht entblödet,
Daß ſie ſehen euer Antlitz,
Wollet ihr ſo lang verweilen,
Und mit euern ſtarken Händen
Kraft und Segen auf ihn legen.
Beſſer kann's ihm ja nicht werden,
Als wenn Himmelsmacht ihn weiht.

1r. Engel.

Wohlgeneigt ſind wir der Bitte,
Und verſprechen ihn mit Allem,
Was bey uns iſt, auszurüſten.
Aber nicht nur deine Freunde,

Alle Fürsten mußt du laden,
Die in Pohlens Gränzen herrschen,
Dir zu zeugen bey der Handlung.

Piast.

Mächtige, ihr spottet meiner.
Wie denn soll ich armer Pflüger
Alle Fürsten Pohlens laden?
Sind es denn nicht reiche Herren,
Angethan mit Gold und Seide,
Deren Glanz in meiner Hütte
Fürchten wird sich zu beschimpfen,
Und für die und ihr Gefolge
Weder Trank noch Speise zureicht?

2r. Engel.

Folge kühnlich dem Gebote.
Keiner wird sich dessen weigern.
Sende gleich zum Schloß des Königs,
Wo sie sich in Eil versammelt,
Weil dem bösen Tyrannen
Endlich das Gericht erschienen.
Und wenn hundert Heere kämen
Stolz einher mit Roß und Wagen,
Und ein jeder Gaumen wäre
Nach der feinsten Kost begierig,
Sorge nicht für Speis und Trank.

Piast.

O ihr seyd gewißlich Götter!
Euer Wille sey gethan.

Sechſter Auftritt.

Am andern Tage. Hof in der Wohnung Piaſts.

Fürſten mit Gefolge. Die Engel. Piaſt. Repicha. Einige Freunde.

1r. Fürſt.

Wir ſtellen uns auf dein Erſuchen ein.
Viel Glück den Eltern und dem guten Sohne!

2r. Fürſt.

Der Götter Freundlichkeit umgeb' ihn dir
Mit jedem wünſchenswerthen Schmuck der Mannheit.

3r. Fürſt.

Er wandle auf dem Pfad berühmter Männer.

4r. Fürſt.

Er werde Pohlen eine ſtarke Säule.

5r. Fürſt.

Und wenn er nicht mehr iſt, ein Ehrendenkmahl.

Piaſt.

Durchlauchtige, mein manngewordner Sohn
Iſt nichts als eines armen Mannes Kind,
Der nimmer euch zu laden ſich erkühnet,
Wenn's ihn die Götter nicht geheiſſen hätten.

6r. Fürſt.

Die Tugend, welche dich mit Würd' umblüht,
Verdienet mehr. Auch ſind wir vielmahl mehr,
Sobald ein Anlaß kommt, zu thun bereit.

7r. Fürſt.

Verdienſt im Stillen bleibt nicht unerkannt.

8r. Fürſt.

Wir lieben dich als wärſt du unſer Bruder.

9r. Fürſt.

Wir ehren dich als wärſt du unſer Vater.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Semovit, weiß gekleidet und gekränzt, wird von den Prieſtern, welche Wachsfackeln tragen, hervorgeführt und auf einen Stuhl geſetzt.

Oberprieſter.

Kraft aller Kräfte,
Die aus der Nacht
Alles was lebet
An's Licht gebracht;
Aus Feuertropfen
Schufſt du die Sterne,
Aus irdiſchen Säften
Bildeſt du Kräuter;
Und aus den Pflanzen
Saugen die Wandelnden
Leben und Muth
Und Einer wandelt
Mit grodem Antlitz,
Mit hohem Buſen,

Mit Felſentritte,
Mit ſchlanken Armen
Zu Lieb' und Kampf.
Daß er der Wiege
Als Knab' entſteige,
Geißeſt du Nahrung,
Liebliche Nahrung,
Ihm durch die Glieder.
Daß er ein Mann wird
Schaffeſt nur du.
O blick' hernieder,
Gnädig hernieder,
Auf dieſes neue
Vollkommner Weſen,
Auf dieſen Mann!
Daß er ein Mann ward,
Schaffteſt nur du.
Blick' auf ihn nieder,
Gnädig hernieder,
Aus deiner Ruh!

Chor.

Daß er ein Mann ward
Schaffteſt nur du.
Blick' auf ihn nieder,
Gnädig hernieder,
Aus deiner Ruh!

Alle.

Es lebe der neue Mann!

Oberprieſter.

Der Vater ſchwöre jetzo zu den Göttern,
Daß dieſer Sohn erreicht die Männlichkeit.

Piaſt.

Ihr Götter, die ihr über Pohlen wacht,
Zeugt, daß mein Sohn erreicht die Männlichkeit.

Oberprieſter zu den Umſtehenden.

Und ihr an ihrer Stelle zeugt's auf Erden.

Die Fürſten, Engel und Freunde.

Wir ſind bereit dazu in jeder Stunde.

Der Oberprieſter nimmt Semowiten den Kranz ab.

Die Jugend, die man Blumen ähnlich ſchätzt,
Hat bis auf heut mit Blumen ſich ergötzt.
Die Zeit nimmt nun dir Kranz und Kinderſpiel,
Und zeiget dir ein ernſter Lebenszieł.

Chor, indem die Prieſter ein Feuer anzünden, und der Oberprieſter Wermuth darauf ſtreut.

Das Ziel des Lebens
Iſt kräftiges Daſeyn,
Leben und walten,
Wollen und wirken,
Schaffen und ſchmecken,
Lieben und ringen,
Tugend und Ehre,
Arbeit und Ruh.
O blick' hernieder,

Oberſtes Daſeyn,
Aus deiner Ruh!

Alle opfern Bernſtein.

Oberprieſter.

Wie iſt der neue Mann zu nennen?

Vieſt.

Semovit.

Oberprieſter legt Semovitn die rechte Hand auf und opfert mit der linken.

Es lebe Semovit!

Alle.

Es lebe Semovit!

Die Prieſter ſchneiden dem Semovit die Haare ab, der Oberprieſter wirft einen Theil davon ins Feuer, bindet das übrige zuſammen und ſpricht zu den Göttern.

Oberprieſter.

Was Semovit euch ſchuldig war, iſt euer.
Halb nimmt's die Loh', halb der geweihte Ort.
Er gibt ſich euch, wie dieſes Haar dem Feuer;
Wie dieſes Weihgeſchenk ſchirmt ihn hinfort.
Und ewig glänz' er in der Edeln Ruhme,
Wie ſeine Locke glänzt im Heiligthume.

Man zieht Semovitn das weiſſe Kleid aus. Der Oberprieſter und zwey Fürſten legen ihm das männliche an.

Ein Mannkrock ſoll forthin zum Kleid dir dienen.
So ſollſt auch du in Mannesthaten grünen.

3r. und 4r. Fürſt reichen ihm den Pflug.

Nimm hin den Pflug. Der Mann iſt ehrenwerth,
Der ſich ſammt ſeinem Haus mit Arbeit nährt.

5r. Fürſt reicht ihm den Säbel.

Doch ſollſt du eine Waffe auch beſitzen,
Und, wenn es Noth iſt, Pohlens Frieden ſchützen.

6r. Fürſt gürtet ihm den Säbel an.

Wie ich dich gürte, gürte dich mit Muth.
Du, netze nie den Stahl mit Bürgerblut.

7r. Fürſt gibt ihm den Bogen, 8r die Pfeile, 9r und 10r binden ihm den Köcher an.

Sey ſtets gerüſtet zu des Landes Heile.
Und wende nur nach außen deine Pfeile.

11r. Fürſt, reicht ihm die Stiefel, welche Diener ihm anlegen.

So geh', und immer ſey dein Fuß bereit
Für's Vaterland zur Arbeit und zum Streit.

12r. Fürſt ſetzt ihm den Hut auf.

Du bleibeſt zwar dem König unterthan,
Doch biſt du auch ein freygeborner Mann.

Die Engel geben ihm den Schild.

Hier iſt die Wehr. Doch wenn's das Höchſte gilt,
So ſey der höchſte Retter ſelbſt dein Schild.

Alle.

Es lebe Semovit!

Die Fürſten geben ihm verſchiedene Geſchenke und führen ihn weg.

Oberprieſter.

Segen, der vom Himmel rinnet,
Geuß dich aus auf Semoviten,
Und mit götterglicher Wonne
Sprenge ſeine Lebensbahn.

Chor.

Segen, der vom Himmel rinnet u. ſ. w.

Achter Auftritt.

Repicha. Piaſt.

Repicha.

Gotte, mir wird bang und bänger.
Ich kann dieſen Glanz der Fürſten,
Dieſe Wunder nicht ertragen.
Diener über Diener wenden
Flüchtig ſich um ſeine Töpfe,
Hohlen immer neue Speiſen
Aus den wenigen Geſchirren;
Iſt ein Braten abgezogen,
Steckt ein andrer gar am Spieße;
Und die Fiſche ſind unzählig,
Die man aus den Bütten ſchöpfet,

Scheinen aus dem untern Sande
Augenblicklich aufzuwachsen,
Jedes Körnchen wird ein Tisch.
Da erblicke diesen Zauber!
Mit gestickter langer Decke,
Mit Geräth vom hellem Silber,
Und mit Stühlen und mit Polstern,
Steht im Saal ein breiter Tisch.

Piast.

Liebes Weib, das thun die Götter.
Ich begreif' es selber nicht.

Repicha.

Sieh, nun tragen sie die Speisen
Schmuck gekleidet nach der Tafel.
Ach! ich kann, ich kann nicht helfen,
Muß das Alles werden lassen!
Könnt' auch so fürwahr nicht kochen;
Denn wie lauter Blumen duftet
Jedes fertige Gericht.

Piast.

Liebes Weib, das thun die Götter,
Aber ich begreif' es nicht.

Repicha.

Ach! wie werd' ich doch erscheinen
In der schlichten weissen Kleidung?
Sind doch wahrlich die Bedienten
Stolzer angethan als ich!

Piaſt.

Liebes Weib, dein Herz und Anzug,
Beyde rein, ſind werth den Göttern.
Schlicht wie du bin ich gekleidet,
Und die Fürſten ehren mich.

Neunter Auftritt.

Die Fürſten, Engel und Freunde mit Piaſt, Rzepicha und Semovit an der Tafel.

1r Fürſt.

Das Mahl iſt aus; ein wichtiger Geſchäft
Iſt noch zurück. Der Stuhl des Pohlenkönigs,
Der durch des Wüthrichs gähen Tod erledigt,
Begehrt ein neues Oberhaupt zu tragen.
Und hiezu wähle ich in dieſer Stunde
Dort unſern Wirth, den redlichen Piaſt.

2r Fürſt.

Obgleich er nicht aus hohem Blute ſtammt,
Sey doch kein Andrer König, als Piaſt.

3r Fürſt.

Wenn ich nach einem edeln Manne frage,
So ſeh' ich keinen edlern, als Piaſt.

4r Fürſt.

Wenn ich nach einem weiſen Manne frage,
So zeigt ſich mir kein weiſrer, als Piaſt.

5r Fürſt.

Bedenk' ich, wem ich wohl zu dienen wünſche,
So find' ich keinen Andern, als Piaſt.

6r Fürſt.

Wenn einen Andern ich zu nennen wünſche,
So ſpricht die Zunge immer mir Piaſt.

Die übrigen Fürſten.

Wir wählen keinen Andern, als Piaſt.

Piaſt.

Große Fürſten, hohe Gäſte,
Was befehlt ihr euerm Diener?

Repicha.

Sohn, ach führe mich von hinnen!
Ich erzittr' und lebe kaum.

Semovit.

Noch bin ich kein Mann geworden;
Denn ich träume Kinderſtraum.

Die Fürſten.

Wir wollen, daß du König ſeyſt, Piaſt.

Piaſt.

Ihr wollt den armen Mann zum irren machen.
Und während ich euch voller Demuth danke,
Für alle Ehre, die ihr mir erwieſen,
Für den Beſuch, für dieſes edle Mahl,
Für euer Zeugniß zu des Sohnes Reife,
Für die Geſchenke, die ihr ihm ertheilet,
Seh' ich zugleich die Abred' allzu klar,
Und lache mit zu euerm gütigen Scherz.

1r Fürſt.

Du höreſt heiligen Ernſt, König Piaſt.

2r Fürſt.

In deinem Sohne weiheten wir heute
Des Thrones künftigen Beſitzer ein.

Die übrigen Fürſten.

Heil unſerm Könige und ſeinem Erben!
Heil unſrer Königin und ihrem Hauſe!

Die Engel ſteigen auf und erſcheinen in ihrer wahren Geſtalt. Alle Anweſende fallen auf die Knie.

1r Engel.

Erſtaune nicht, zum König auserkohren,
Piaſt, und ihr, die Glieder ſeines Hauſes,
Noch die als Pohlens Fürſten ſind geboren.

2r Engel.

Gott jammerte des ungeheuern Grauſes,
In welchem euer Land verſunken lag.
Er ſandt' uns Ordner dieſes Wählerſchmauſes.

1r Engel.

Der Fürchterliche ſank durch unſern Schlag.
Wir haben euch die Wahl in's Herz gegeben.
Für Pohlen ſcheint ein neuer Freudentag.

2r. Engel.

Doch will der Herr, vor dem die Welten beben,
Und den das Lamm als milden Vater preiſet,
Ihr ſollt das Chriſtenzeichen jetzt erheben.

1r. Engel.

Das Zeichen, welches nach dem Himmel weiſet;
Woran ein göttlicher Verſöhner ſchmachtet,
Der mit dem eignen Leib die Menſchen ſpeiſet.

2r. Engel.

Für deren Heil er ward dahingeſchlachtet;
Der ſich als Gott geſtellt zu ihrem Nächſten,
Aus Liebe arm und niedrig und verachtet.

Beyde.

So kniet vor seinem Kreuz und dient dem Höchsten.

Ixion.

Ein tragisches Spiel.

Personen.

Irion.
Hermes.

Der Tag. Ixion auf dem Olymp unter Zauberblumen erwachend.

Ixion.

Ha!
Hab' ich geschlummert?
Konnte das durchbrannte,
Duldende Herz
Seiner Wache vergessen?
Das thatst du linder,
Mohnbekränzter Gott,
Von der Unsterblichen Gemächern
Kehrend mit klanglosem Fuß.
Doch bist du ein schwacher,
Uebernächtiger Helfer,
Ein ungütiger,
Der ein Nichts mir gibt
Für das hohe Bild meiner Sehnsucht.
Geh und würze
Die gefeyerten Genüsse
Der Himmlischen.
Tauche den unwürdigen Gemahl

In süße, nächtelange Träume
Von den Alkmenen und Leden,
Daß Hexa,
Den Kosenden belauschend,
Komme zu ruhn mit mir
In den Banden der Liebe. —
Wie möchte sie kommen?
Des Verlangens Blick
Gleitet ab,
Wie der Pfeil an Marmor,
An der stolzen, unbedürftigen Stille
Des königlichen Sinns,
Und schweigend fragt ihre Lippe,
Welcher Lippe Kuß
Könnte die Göttlichste reizen? —
Heilige Nacht,
Sprachst du ihr nie
Meine Seufzer aus? —
Hier stand sie.
Im Laube dieser Lorbeern
Wohnt ein Schwur,
Zu ihrem Ohre gethan,
Sie ohn' Ende zu wünschen.
In Blumen lebt
Ihrer Tritte Gedächtniß hier.
Thaugeschöpfe ihrer Kraft,
Verstehet ihr vielleicht
Den rasenden Schmerz der Brust,
Welcher nichts fehlt
Als der Gipfel des Alls? —

Ich will das Größte.
Bin ich nicht selber groß?
Nicht des Sonnengottes Blut?
Wer wagte je
Das Größte zu lieben?
Auch der nicht,
Welcher der Weltkreis
Mit seinen Blitzen bestreut,
Und es besitzt.
O bey der Erde!
Mir gebührt der Stab
Der Götterherrschaft, nicht ihm.
Berge kann er verbrennen,
Länder verschütten,
Diademe knüpfen und brechen,
Er kann den Himmel
Wie eine Schale wirbeln,
Aber nicht lieben das Vollkommenste. —
Was rauscht daher?

Hermes.

Die Pein, Irion, die dein Innerstes versengt,
Hat, mitempfunden, unsre Königin erweicht.
Der Kühnheit Stärke, die dich Allen offenbar
Hier schmachten heisset, übertraf den strengen Sinn.
Sie nennt dich göttlich rasend, und den Einzigen,
Der eines nie vollbrachten Werkes würdig sey.
Denn auch von Göttern scheue keiner weniger
Des Gatten Donner, welcher sie so schmählich ehrt.
Deßwegen wird sie den erhabensten der Sterblichen

Durch Hebens Künſte der Unſterblichkeit ſich weihn,
Und leiſen Freuden ewig holder Einigung.
Geübet vom Spiele reizender Gefalten, die
Des Lagers Pfeilen ihr umringet, neben Zeus,
Hieß ſie dem Liebling mich verkünden, daß ſie kommt.
Sie ſchmückt und ſalbt ſich eilig zu dem Brautgelag,
Das dramenlos die Stille feyern helfen ſoll,
Und der Betrüger aller Herzen, der Betrug.

Irion.

Ich ſtaune deiner Botſchaft, o Geflügelter,
Und weiß nicht ob ich zittern oder jauchzen ſoll.

Hermes.

Bewegt die ſüße Kunde nicht dein Herz mit Luſt?

Irion.

Die innre Wetter beben durch der Erde Herz.

Hermes.

Dir iſt die Fülle deines Glückes noch zu neu?

Irion.

Du ſagſt es, Hermes. Denn den großen Sinn allein
Ergreift ſo groß ein überſchwenglich großes Glück.

Hermes.

Es würden Andre deſſen ſich nicht minder freun.

Irion.

Nicht wie Irion. Das iſt, größer als ein Gott.

Hermes.

Ich ſehe, daß du trefflich dein Geſchick verdienſt.

Irion.

Du ſiehſt es beſſer, ſeitdem du in meiner Bruſt.

Hermes.

Ich hör' ein Mädchen, wie von ihrer Mutter Klug.

Irion.

Neug ihr entgegen, ſag' ihr Dank und nimm ihn ſelbſt.

Hermes ab.

Irion.

O heilige Trunkenheit
Nahe Gewährung!
Erhabener Wahnſinn der Hoffnung,
Welcher die Blöße des Himmels aufgeht!
Nur erkenn' ich das Entzücken,
Und die Geſundheit,
Die geboren wird
Nur wo Geſchick ſich und Würde gleichen.
Was unternehm' ich?
Was unterlaß' ich?
Welcher Wortſchloſſer
Bildet ein Wort mir,
Das Gefäß meiner Seligkeit!
O ſey Irion!
Trag' es, Irion,
Im Schooße der Göttin

Die Vollendung zu schmecken,
Zu umfassen den Stolz der Dinge,
Zu zerschmelzen in Herens Hoheit! —
Halt' an, halt' an, mein Hauch!
Der Lorbeer neigt sich,
Zartes Licht rinnt im Finstern,
Ihre luftgewobenen Gewänder düften,
Und ich bin ein Unsterblicher.

Eine Gestalt wie Hera erscheint und neigt sich auf Ixions Schultern, der sie umarmt. Pause.

Ixion.

O Göttin, Göttin!
Der Laut gebricht mir.
Hast du denn keinen
Ihn zu beleben?

Die Gestalt sinkt auf die Erde.

Welche Beklemmung
Preßt dir das Götterherz?
Bin ich nicht glücklich?
Bin nicht Ixion?
Der hochgedichtete?
Herens Gemahl? —
Du schweigst?
Lächelst mich nicht an
Mit dem sonnigen Auge?
Der Arm verlangt mich?
Des Mundes Honigborn versiegt?
O daß ich ihn entschließe!

Sinkt neben sie hin und küßt sie.

Ha! ist der Kuß der Göttinnen kalt?
Wallt keine Wärme
In Herrns Busen,
Dem stolzgeründeten?
Geh' ich hinauf
In die weiten Kreise,
Leuchten sie nicht!
Ha! das ist nicht Herr,
Was ich umsahe. —
Göttergebietrin,
Laß mich dich hören!
Scheuche durch einen
Einzigen Ton
Dieses Entsetzen! —
Mein Vater Helios,
Komm aus der Tiefe!
Blicke das Bild an,
Welches ich halte. —
Wenn ich dein Sohn bin,
Wenn du der Wahrheit
Richter und Schirm bist,
Scheine die Lüg' aus,
Die mich berückt! —
Dein klares Antlitz
Schwärze sich,
Keine Wonne der Wesen
Danke dir mehr,
Wenn du nicht aufgehst! —

Die Sonne geht auf und erleuchtet das Bild.

Ich bin erhört.

Ha! so erriets ich's —
Hera Nichthera —
Wer bist du?
Was halt' ich?
Dein Leib ist wolkenhaft?
Wie hoch steigst du?
Der Strahlen Macht
Löset die Bande
Deiner Gestalt?
Nebel ist's! —
Ha! böse holde Ungeheuer!
Ha! der ungeheuer Betrogne!
Scheinjüngiger Tausendkünstler,
Das hast du gethan,
Und mich vermalmt!

Sinkt ohnmächtig auf's Angesicht. Die Gestalt zerrinnt.

Hermes kommt wieder und berühret ihn mit dem Stabe.

Steh' auf, unglückliches Opfer
Deiner Vermessenheit!
Höre dein Schicksal,
Von dem Kreniden
Ausgesprochen nach ewigem Recht.

Iris erwachend.

Verwunscht sey dein Stab,
Der Schlummernde weckt
Aus Todesdunkel!

Verwünſcht ſey die Hand,
Welche den mörderiſchen Trug ſchuf!

Hermes.

Dein Fluch iſt ſchwach.
Götter erreichen nicht
Flüche der Irdiſchen.
Auch die Erbarmung
Weinet vergebens der That nach.

Ixion.

Ich weiß, daß Zeus
Allmächtig herrſcht
Auf goldnem Stuhl,
Und die Willkühr ſich
Aufgerichtet zur Satzung.

Hermes.

Willkühr iſt da,
Wo mit erhobner Stirn
Der Frefel handelt.
Kronion richtet
Ewig ein rechtes Gericht.

Ixion.

Nur nicht gegen ſich.
Aber den Sterblichen
Zerreißt die Schmach,
Und ohne Stillung trieft
Des Buſens blutige Wunde.

Hermes.

O über die Sterblichen,
Die wahnreich
Verlangen Götter zu ſeyn,
Und zu verkehren in Aether
Den dunkeln Staub!

Ixion.

O über die Seligen,
Die im Taumel
Ihrer Herrlichkeit wähnen,
Sie thuen recht,
Wenn Hofferth Grauſamkeit gebiert!

Hermes.

Sie gebar dir die Sünde.
Wer rechtet mit uns?
Alſo iſt geſetzet
Die unvergängliche Ordnung,
Die des Olympos Haus gegründet hat.

Ixion.

Damit unendlicher Haß
Des Erdengeſchlechts
Zum Himmel murre,
Erpreßt von der Gluth
Seelefolternden Schmerzes.

Hermes.

Du beſſerſt nimmer dein verdientes Unglück, Menſch.
Denn immer herber wird die kühne Rede dir.

Ixion.

O keine Galle iſt ſo herb als meine Pein!
Drum ſey kein Gift auch linder als mein wahrer Mund.

Hermes.

Der edle König hatte Mitleid ſelbſt mit dir.

Ixion.

O kein Tyrannenmitleid! Es iſt baare Qual.

Hermes.

So lehnſt du trotzig jegliche Verkündung ab?

Ixion.

Ich gebe Raum dir; zeige deiner Zunge Kunſt.

Hermes.

Du haſt mit blinder, wüthender Begierde dich
Vermeſſen, Gattin der Erhabenſten zu ſeyn.

Ixion.

Ich wünſchte Heren; iſt es Alles was du ſagſt?

Hermes.

Genug für den Beleidigten, urplötzlich dich
Hinab zu ſchleudern in den tiefſten Tartaros.

Ixion.

Mich wundert billig, daß er es ſo lang verſchob,

Hermes.

Nicht lang mehr, Großmund. Denn es reifet ſchon die Zeit
Durch deines Trotzes rachewekkende Läſterung.

Ixion.

Groß iſt mein Mund, wie groß der Wunſch des Herzens war,
Des Himmels Pracht mit ſolcher Liebe zu umfahn,
Die ſelber Zeus nicht, weniger ſein Diener kennt.

Hermes.

Kennt' er ſie nicht, er hätte nie die Gnad' erdacht,
Die dir Unwürd'gem dennoch ich berichten will.
Ein Weib wie Hera von Geſtalt und hohem Blick
Will er erſchaffen, deines Lagers Zier zu ſeyn.

Ixion.

O ja! Wie jenes Wolkenweib, das ihr gebaut
Mich abzukühlen; oder auch ein fleiſchernes,
Daß er's begehre, wenn er ſieht wie mich's beglückt.
Ha, trug' er lieber mir zum Gnadenzeugniß auf,
Mit ſchlanken Töchtern zu erfriſchen ſeinen Baum,
Ein emſ'ger Bildner muntrer Bettgeſellen Zeus! —
Ich kenn' ihn, Knecht, ich kenne deinen edeln Herrn.
Wär' Hera meine Gattin, morgen käm' er mir
Auf Donnerpferden durch die Mauer eingeſprengt,
Und raubte zeuſiſch des Vergnügens Blume ſich. —
Auch ſchafft er nimmer, was nur einmahl dieſes All
Im Drange grenzenloſer Schöpferluſt gebar.
O nicht die Wimper einer Hera ſchafft er mir!

Hermes.

Du willſt Kronions Milde nicht, ſo höre Fluch.

Ixion.

Ich hört' ihn ſchon; denn alles iſt mir Fluch von ihm.

Hermes.

Doch nicht was nun ich dem Verbrecher ſagen will.

Ixion.

Verbrecher her, der dem Tyrannen ſchändlich frönt.

Hermes.

Verbrecher zittern wo du bald dich fühlen wirſt,
Im Qualenreiche, wo in undurchdrungner Nacht
Ein Rad von Eiſen, flügelleilig umgedreht,
In tauſendjährigen Schwingungen dich wirbeln ſoll.

Ixion.

Wie ſoll ich kreiſen mit des Rades ſchnellem Lauf?

Hermes.

Demantne Feſſeln ſchließen an den Umkreis dich.

Ixion.

Vorliegend oder rücklings oder ſeitenlangs?

Hermes.

Wie dir's gefällig; denn die Schmach iſt immer gleich.

Irion.

O daß der Gott mir einmahl meinen Willen läßt!
Ihr ſollt mich rücklings legen auf das Hinterhaupt,
Kopfüber Arme, und den Mund nach oben zu.

Hermes.

Was kann der Sinn wohl dieſer harten Lage ſeyn?

Irion.

Ich will hinaufſchrein durch der Erde Knochenleib,
Und durch des Aethers unermeßliches Gebiet,
Um ihn zu läſtern, wenn er königlich ſich bläht,
Ihm Lob zu ſpenden, wenn er falſches Recht vertheilt,
Hymen! zu jauchzen, wenn er fremde Weiber herzt.
Und in mein Preislied ſtimmet ein die Nemeſis.

Hermes.

Sie, die dich züchtigt durch des höchſten Gottes Hand?

Irion.

Die zur Geſellſchaft mir den Gott noch geben wird.

Hermes.

Der alles anhört, und zu dem ich eilen muß,
Zu wiſſen was er härtres über dich beſchließt.

ab.

Irion allein.

Er hörte mich? Traun! ein verzagter Himmelsfürſt!
Nicht' ich ein Gott ſeyn, welcher einem Sterblichen
Der Wahrheit halben ſcheut in's Angeſicht zu ſehn?

Wärſt du dein eigner Anwald, wie ich meiner bin,
Und Themis thronte zwiſchen dir und mir im Streit,
Du zögeſt ſchimpflich hinter deine Wolken ab,
Und ließeſt lieben den der Heren lieben will.

Hermes zurückkehrend.

Unbändiger Sprecher biſt du der unbändigſte.
Doch weil gemein nicht deines Trotzes Härte iſt,
Will auch gemein nicht des Kroniden Milde ſeyn.
Er ſieht in dir den königlichſten Erdenſohn,
In dem die Bildung einen andern Zeus verdarb,
Der, Gott geworden, Thron und Weib ihm abgekämpft.
Fühlend, wie ewig deine Sehnſucht leben muß,
Und tief erfüllt in ſeiner wiſſensreichen Bruſt
Von deiner Liebe hochvollkommner Würdigkeit,
Beut er dir Friede jetzo mit dem Vorſchlag an,
Der, wie er weiß, dir ein willkommener erſcheint.

Ixion.

Will er vernichten, ſo iſt Lieb' und Leid am Ziel.

Hermes.

Er will's. Doch Hades, jener unerbittliche,
Verlangt ſein Recht. Mit einer leeren Truggeſtalt
Bezahlt er's ihm, die deiner edeln Mannheit gleicht.
Sie ſoll das Rad umgeben, das du nicht erblickſt.
Ein Scheinbild martert' und ein andres heilet dich.
Der Liebe wegen, jenes hehren Wonneſpiels,
Das Aller Herzen im Olympos ſelbſt bethört,

Und ob dem Muthe, der ihn dir geneigt gemacht,
Täuſcht er den Bruder einem Sterblichen zu Gunſt.
Es iſt geſagt, und du erwarte was dich trifft.

ix.

Ixion.

Einmahl ſtellt mir ſie noch
Die Bildnerin vor,
Die göttliche Phantaſie;
Einmahl fühl' ich noch
Des Lebens Odem
Und ihres Weſens Geiſt
Zugleich das Gebein mir durchſäuſeln.
Sie und mich.
Was bin' ich?
Tritt ſie einher?
Der Sturm verweht;
Blitze und Donner
Nennen ihren Nahmen.
Hera! ruft's, Hera!
Und ſie im Herzen verneh' ich.

Blitze von oben und unten verzehren ihn.

Der Feuerlärm.

Eine Groteske.

Der Mahler füllt deine Wände mit Schnirkeln und Halbweſen, um durch den freveſten Scherz dein Auge zu erheitern. Du ſchiltſt ihn nicht, daß er ſo thöricht iſt, und wirſt nicht bitter, wenn eine Larve dir oder deinem Liebling zufällig ähneln ſollte.

Abends auf der Straße.

Der Feuerlärm.

He! Feuer! Feuer! Feuer! Feuer!

Ein Bürger.

Wo brennt es denn?

Feuerlärm.

In einer Scheuer —
In zwanzig Häusern — an hundert Ecken —

Bürger.

Der Bursche will nur uns Andre necken.

fort.

2r. Bürger zum 3ten.

Riechst du nicht Rauch? siehst du nicht Funken?

3r. Bürger, genannt Ohnesorgen.

Ich glaube, du hast zu viel getrunken.
Der Abendduft ist's und dort ein Paar Sterne.

2r. Bürger.

'S ist möglich; ich seh' nicht in die Ferne.
Was leuchtet da oben?

4r. Bürger.

Des Thürmers Laterne.

2r. Bürger.

Da ſiehſt du nun!

Ohnefergen.

'S ſind leere Schreier,
Es brennt nicht, es gibt überhaupt kein —

Thürmer mit dem Sprachrohr.

Feuer!

Bürger rufen durch die hohle Hand hinauf.

Wo? wo?

Thürmer.

Im Stroh!

Echo.

O! o!

Die Trommel.

Brm, brm, es brennt, brm, brm, ſo roth,
Brm, brm, herbey! 's hat große Noth.

Der Thürmer mit der Trompete.

Flamme! hell!

Echo.

Hell! hell!

Ohnesorgen.

Was für ein unvernünftig Gebell!

1r. Bürger.

Der Thürmer muß es doch wohl sehen,
Wofür thät er so hoch in den Lüften stehen?

Ohnesorgen.

Wär' ich oben, es zünd' auf seinen Wangen
Hat er Herz, so komm' er herunter gegangen.

6r. Bürger.

Gehn wir hinauf!

Ohnesorgen.

Thu's wer da will!

7r. Bürger.

Es ist aufs neue ziemlich still.

Der Feuerlärm kommt wieder.

Es brennt schon in der ganzen Stadt!
Lösche wer Wasser zum Löschen hat!

ab.

Thürmer und Sturmglocke nebst dem Echo.

O! O!

Bürger.

Wo?

Sturmglocke.

Loh'
Loh',
Lichterloh!

8r. Bürger.

Nun hört nur!

7r. Bürger.

Wieder lebhaft!

Ohnesorgen.

'S iſt bloßes Geſchwätze!
Im Ofen brennen wohl die Klötze;
Sonſt kann gar nichts brennen.

9r. Bürger.

Ich traue nicht!
Will mahl nach meinem Hauſe ſehen.

10r. Bürger.

Will auch bewahren Feuer und Licht.
Ein Unglück thut ſelten einzeln gehen.

11r B. verüberlaufend.

Das iſt ein fürchterlicher Rauch!
Ich ſpür' ihn ſchon in Kopf und Bauch.

12r B. huſtend.

Ich werde ſo bald nicht davon geſunden.

131 B.

Ich hab' ihn gestern schon empfunden.

141 B.

Er ist so dick, daß kein Mensch wird erkennen;
Ob wirklich dahinter die Häuser brennen.

21 B. zu Ohnef.

Sie haben doch recht; ich riech' ihn auch.

Ohnesorgen.

Ich sage dir, so riecht kein Rauch,
So riecht der gewöhnliche Abendnebel.

151. Bürger.

Nun kommt die Wache mit gezogenem Säbel;
'S muß doch ein wirkliches Feuer seyn.

Die Wache zu Pferde.

Wo brennt es denn? Es schreit Alles drein,
Und Keiner weiß uns den Ort zu sagen.

161. Bürger.

Wir wollten eben euch drum fragen.

Wache.

Was wissen wir?

171. Bürger.

Seyd ihr nicht die Wache?

Wache.

Das Wiſſen iſt nicht unſre Sache;
Man hat genug mit dem Wachen zu thun.
Wer hat zuerſt denn Feuer geſchrien?

1ſt. Bürger.

Ich ſah ihn über die Straße fliehen.

Ohneforgen.

'S war anfangs nichts wie ein gackendes Huhn.

1ſt. Bürger.

Es iſt der Feuerlärm geweſen.

Wache.

Der iſt ja nur ein erdichtetes Weſen,
Beſteht aus Individuen,
Welche einzeln oder zuſammen gehn.

1ſt. Bürger.

Ich hab' ihn in Perſon geſehn.

Ohneforgen.

Am Ende ſieht er noch mich dafür an.

Wache.

Wie ſah er denn aus?

1ſt. Bürger.

Wie ein Indiſcher Hahn.

20r. Bürger.

Er war gehörnt gleich einem Stier.

21r. Bürger.

Gefleckt als wie ein Pantherthier.

22r. Bürger.

Hatt'n Rüssel wie ein Elephant.

23r. Bürger.

Und doch eine ordentliche Menschenhand.

24r. Bürger.

Ganz stachlich war er wie ein Igel.

25r. Bürger.

Schwanz auch zwey große Fledermausflügel.

26r. Bürger.

Er kroch auf dem Bauche wie ein Wurm.

27r. Bürger.

Und schien fast höher als dieser Thurm.

Wache.

Nun müssen wir uns denn vertheilen.
Die Einen müssen den Kerl ereilen,
Die Andern gehn dem Feuer selber nach.
Bedanken uns, wünschen guten Tag!

ab.

Thürmer.

Roth!
Wie roth!

Glocke.

Roth!
Hohe Noth!

Trommel.

Es brennt, brm, brm, den Brunn erbrecht,
Tragt Born in Brand, 's ist Bürgerrecht.

2r. Bürger zu Ohnesorgen.

Du schnappst ja nach Luft! Was ist dir geschehen?

Ohnesorgen.

Ich kann vor Lachen kaum athmen, kaum stehen.

Laufender Schwarm.

Lauft! lauft! Es ist noch schrecklich weit.

Mädchen haben sich in die Arme gefaßt und laufen mit.

Hehe! wieder eine Bürgerfreud'!

Ein Mädchen.

Nehmt mich mit, will auch 's Feuer sehn.

Ein andres.

Hab's schon gesehn, brennt gar zu schön.

Ein Policeyknecht.

Was, ſchön? (ſtößt ſie) Du meine, alberne Gans!

Mädchen.

Er iſt ein rechter grober Hans!
Wenn's uns amuſirt, was hat er drein zu ſagen?
Thu' er ſich auf ſeinen Poſten tragen.

Policeyknecht.

Kommt mit und löſcht!

Ein Mädchen.

Mädchen löſchen nicht,
Laſſen die Männer löſchen und pumpen —
O weh! Er reißt mir die Schürze zu Lumpen.

Ein Stutzer.

Ich bin's, ich bin's, mein Kind.

Mädchen.

Ja ſo!

Sturmglocke.

Loh!
Lichterloh!

Ohneforgen zum alten Bürger.

Gehn wir wieder in's Weinhaus 'nein!
In unſern Köpfen ſoll's Feuer ſeyn.

Gehn zuſammen in's Weinhaus und trinken.

Straßenjungen.

Feuer! Juchhe!

Thürmer.

Weh!

Glocke.

Großes Weh!

2r. Bürger im Weinhaus zu Ohnesorgen.

Fall nicht, Freund! du fängſt an zu wanken.

Ohnesorgen.

Was haſt du wieder für ſchwarze Gedanken!
Ich wanke in meinem Leben nicht.

Löſcht ein Licht mit dem Ellbogen aus.

2r. Bürger.

Nun ſieh, da fällſt du ja in's Licht.

Ohnesorgen.

Bin all mein Tage noch nicht gefallen.

2r. Bürger.

Ich laſſe mir es gern gefallen;
Allein du zerſchellſt dir den Kopf an der Wand.

Ohnesorgen.

Sey klug! Wo giebt es denn eine Wand?

Kellner kommt herein.

Es iſt bey ihm, Herr Ohnesorgen.

Ohnesorgen.

Was ist bey mir?

Kellner.

Ey nun, der Brand!

Ohnesorgen.

Geh, dir einen bessern Verstand zu borgen.

Kellner.

Ich hab's gesehn.

Ohnesorgen gibt ihm eine Maulschelle.

Da fühl' es auch!

Wirth.

Mein Herr, so was ist bey mir kein Brauch.
Meine Leute darf Niemand beschimpfen.

Ohnesorgen.

Soll ich Ihm auch den Brand einimpfen?

Wirth packt ihn an um ihn zur Thür hinaus zu werfen.

Ich will dich heimpfen!

ar. Bürger.

Nun macht er's zu grob.

Kellner packt mit an.

Hinaus muß er sicher.

Ohnesorgen.

Quaerieur, ob?
Ihr habt gar das Herz nicht, das ſag' ich euch.

Wirth.

Wollen's Ihm beweiſen ſogleich.

Ohnesorgen.

Ihr habt gar keinen Beweiß in Händen,
Um meine Behauptung umzuwenden.

Wirth wirft ihn hinaus.

Da liege ſelber umgewandt.

Ohnesorgen auf der Erde.

Verfluchtes Getümmel! Mein Fuß! meine Hand! —
Glaub' doch nicht, daß er mich 'nausgeworfen.
Das hätt' er ja gar nicht wagen dürfen! —
Inzwiſchen lieg' ich doch hart mit dem Kopf —

Seine Frau.

Find' ich dich endlich, betrunkener Tropf!
Unſer Haus — o Je! —

Ohnesorgen.

Ich will jetzt ſchlafen.

Frau.

Wer ſo einen Mann hat, den muß Gott ſtrafen!

ab.

Mehrere Bürger.

Da kommt eine Sprize; nun iſt's gewiß.

Die Ziehenden.

Arme her!

Jungen oben auf.

Wir fahr'n nach Paris!

Die Sprize.

Raß, raſſel, Waſſer, Waſſer, Waſſer!
Trink' ich mehr, ſo mach' ich naſſer.

Ein offener Brunnen.

Ich ſtehe das ganze Jahr ſo da,
Bin nicht zum trinken, zum löſchen ja.

Ein Fuhrmann.

Hier bring' ich ein gefülltes Faß;
Hat's lang Niemand wollen, jezt kann man's brauchen.

Der Brunnen.

Kommt Alle, die Eimer einzutauchen!

Schöpfende.

Man macht da nur ſich ſelber naß.

Einer.

Wär's das allein! Es iſt ſo faul.

Ein Andrer.

Es iſt doch Waſſer; halt dein Maul!

Die Trommel.

Bringt Born herbey, ihr Bürger, bringt,
Es brennt und brennt und nichts gelingt.

Thürmer.

Ich ſeh'!
O weh!

Glocke.

Weh!
Lauter Weh!

Zweyte Sprize.

Wer erſt am Ort iſt, raſch geflügelt,
Kriegt Thaler, der letzte wird durchgeprügelt.

Dritte.

Ich hab'n Sprung hier unterwärts;
Sie merken's nicht; das gibt'n Scherz.

Die Fackeln.

Wir Fackeln,
Wir wackeln
Vor Freude,
Daß es brennt,
Daß ihr's nicht löſchen könnt;
Wollen gern mitgehn,

Auch zu ſehn
Das flammende Gebäude.
Wo's zündt und knattert,
Iſt's unſrer Art.
Wie herrlich flattert
Uns ſelbſt der Bart!
Werden euch helfen,
Aehnlich den Wölfen!
Thränen entfallen uns
Bey dem Gedanken,
Freudige Thränen,
Brennende Thränen,
Fallen und wähnen,
Könnten da zünden,
Feuer entbinden,
Daß es würd' eine Brunſt und Luſt.

Die Dachdecker.

Auf der ſchwachen Leiter Sproſſen
Flieg' ich wie ein Vogel 'nauf,
Hab' manch ſtolzes Dach begoſſen,
Und gehemmt des Feuers Lauf.
Leicht ſind meine Werke,
Brauchen wenig Stärke,
Doch viel Munterkeit.
Keine Tiefen faſſ' ich,
Alle Denker haſſ' ich,
Und bin ſtets wie heut;
Bellettrire,
Colligire,
In dem Wind ich jubilire.

Die Schlotfeger.

Was wollt ihr Lüftlinge?
Mit uns euch meſſen?
Wir fegen Eſſen,
Schrecken die Schriftlinge;
Vor unſrer Schwärze
Fällt ihnen's Herze.
Wir krahen, krahen,
Trotz Hund' und Katzen.
Des Feuers Krachen
Macht uns nur Lachen.
Treten hinein,
Fühlen keine Pein,
Schlingen's in Rachen,
Speien's wieder aus.
Alles was ſchwarz iſt,
Krahen wir aus.
Dürfen allein
Schwarz ſeyn.
Mit harten Ruthen
Fahren wir aus und ein;
Todt ſind die Gluthen,
Ob ſie auch lautauf ſchrein.
Bleibt nichts am Ende,
Als laue Wände;
Werden dann bald
Wie wir ſo kalt.
Recenſire,
Haſelire,

Ruinire,
Ueberm Schutte triumphire!

Beyde Chöre ab.

Straßenjungen bey dem ſchlafenden Ohnefurgen.

Einer.

Hier zwey Bogen Papier Auf! gebt ihm ſo ſtattliche Ohren,
Als kein Eſel der Welt über dem Schädel bewegt.

Ein andrer.

Hier ein mächtiger Strick, der zier' als ein Schweif ihm die Hüften.
Einen brennenden Wiſch halt' er als Nachtlicht ſich vor.

Alle.

Xenien machen auch wir, und beſſere als die berühmten.
Würdiger iſt der Stoff, witziger unſre Manier.

Stellen ſich nach vollbrachtem Werk in die Entfernung. Die halbe Wache kommt wieder.

Ein Reiter.

Was ſchnarcht denn da ſo gräulich am Boden?

Der Officier mit Bedeutung.

Wir ſind an unſrer Runde Ziel.

Ein Reiter.

Das iſt ein übermenſchlicher Odem
Aus einem neuen Trauerſpiel.

Officier mit Verachtung.

Ich ſage, wir brauchen nicht länger zu ſchwärmen,
Es iſt gewiß der Feuerlärmen.

Ein Reiter.

Ja, grade ſo beſchrieben war er;
Die Fackel characteriſirt ihn noch mehr.
Hat man auf die Attribute nur Acht,
So wird alles an's Tages Licht gebracht.

Ein andrer.

Sogar in der Nacht.

Officier.

Nun gut! Hebt ihn nur auf von der Erden,
Soll morgen examiniret werden.

Sie trennen den Haufen.

Im Theater.

Aufgeführet wird:
Die unſinnige und heut zu Tage gleich einer Seuche
herrſchende Begierde überall zu glänzen,
oder
der falſche Glanz,
oder
der luſtige Schuſter.

Manuſcript eines unbekannten Verfaſſers.

Zuſchauer auf der Gallerie.

1r. Zuſchauer.

Was erblickt man nicht im Schauſpielhaus!
Das Mädchen ſieht ganz wie ein Mädchen aus.

2r. Zuſchauer.

Auch möcht' ich wiſſen, wer ſchwärzer wär'
Als dieſer Mohr; ſieht aus wie ein Bär.

3r Zuſchauer.

Die Leute reden auch alle ſo höflich.

4r. Zuſchauer.

Und die Dienſtfrau da ſieht unübertrefflich.

5r. Zuſchauer.

Das Stück iſt ſelbſt eine Dienſtfrau,
Begleitet die Welt Spanne vor Spanne.

6r. Zuſchauer.

Vielmehr eine weite Bettlerfrau.

7r. Zuſchauer.

Vielmehr ein ganzer Fluß, vielmehr
Ein ganzes, ungeheures Meer.

Zu den Logen.

Eine alte Dame.

Wollt' erſt meine Augen an's Stück nicht wagen,
Meinte ich könnt' es vor Glanz nicht ertragen.
Jetzt bin ich aber wieder beherzt.
Man hat wohl den Glanz an der Lampe geſchwärzt.

Eine junge Dame.

Der Jäger iſt ein ſchöner Menſch.

Die junge Dame.

Faſt vergißt man über ihm den St . . . .

Die junge Dame.

M . . . ich hätt' ihn am beſten gemacht.
Dem ſtand herrlich die kurze Weidmannstracht.

Eine Matrone.

'S iſt gar moraliſch; meint Alles ſchön.
Ob ja wohl Acht, mein lieber Sohn!

Der Knabe.

Ich gebe genau auf Alles Acht,
Weiß was ein Jeder für Mäuler macht.

Ein kleines Mädchen.

Beſonders dünkt es mich ſehr ſchön,
Wenn die Menſchen ſo raſch durch einander gehn.

Ein andrer Knabe.

Am allergrößten iſt meine Freud',
Wenn Einer den Andern mit den Füßen bläut.

Die Matrone.

Das Alles iſt eben gar nicht ſchön.
Man muß nicht bleiben beym Aeußern ſtehn.
Steckt in Allem ein moraliſcher Sinn,
Den muß man auslieſen als wahren Gewinn,
Und immer fein ſein Herz bekehren.

Der älteſte Knabe für ſich.

Ich leſe lieber Heidelbeeren,
Hab' von der Moral die liebe Zeit,
Will was finden, das mich freut,
Bin genug mit dem Catechismus geſcheuert.
Die Alten ſind doch rechte Thoren.
Wenn Einer am beſten Eſſen leckt,
Er nichts als eine Predigt drin ſchmeckt.
So quälen ſie ſich ihr ganzes Leben,
Wollen immer vor der Hölle beben.
Kommt hier der Handwurſt und macht einen Scherz,
So ſagen ſie: 's iſt nichts für's Herz.
Und geht's einem ehrlichen Kerl einmahl ſchlecht,
Und muß im Unglück gar verlaufen,
So iſt es ihnen wieder nicht recht,
Sprechen, 's thät' gegen die Ordnung laufen.
So geht's ja doch. In der Weltgeſchicht'
Wird mancher Biedermann hingerichtet;
Soldaten brav und unverdroſſen
Werden täglich todtgeſchoſſen;
Ja, noch voller Leben und voller Luſt
Der gute Vater von hinnen muß'.
Seh' ſo was ich auf der Bühn' erſcheinen,

Da kann ich recht auf der Seele weinen;
Wird mir nachher auch ganz leicht zu Muth,
Bin dann allen Menschen gut.
Das dünkt mich gar ein ander Leben,
Als das ewige Lesterleben.

Die Matrone zu dem.

Mein lieber Neffe, du gibst nicht Acht.

Der Knabe.

Hab' an meine Lection gedacht.

Zu Vorigen.

1r. Zuschauer.

Was halten Sie von dem Ding?

2r. Zuschauer.

Es ist neu!

1r. Zuschauer.

Recht brave Scenen!

2r. Zuschauer.

Zwey bis drey!

1r. Zuschauer.

Nun! Mich freut daß wir einerley denken.

2r. Zuschauer.

Dem Menschen wird man's gewiß nicht schenken.
Das ist der größte Vortheil,

Den je beschienen das Tageslicht.
Aus Glanzsucht hat er, ärger als Dohlen,
Sogar dem Hauskater die Augen gestohlen.

41. Zuschauer.

Das Sprüchlein ist funkel-nagel-neu!

Ein Antiquar.

Es ist doch Alles aus den Alten.

Ein neidischer Poet.

Ich glaube, es hat mit dem ersten Vers
Der Autor schon die Idee erhalten.

Ein deßgleichen.

Will's euch erzählen, woher's ihm kam.
Der Mann hatt' öfter großen Gram,
Mußt' viel durch Recensenten leiden,
Thät Alles seinen Kiel beneiden.
Doch China nahm sich seiner an,
Und schickt' ihm wärmenden Thee und Gelder,
Und kurz, des Glückes Wetterhahn
Kehrt' einmahl den Schnabel auf seine Felder.
Nun wär's an ihm einmahl zu fegen,
Thät's denn nun auch auf allen Wegen,
Kann nur sich selber fegen nicht.

Ein Philosoph.

Heut hat's der leidige Kant bekommen.

Noch ein Neider.

Wißt ihr den Urſprung vom Gedicht?
Der Vater hat ein Schreibbuch genommen,
Darein er, wie ſie ſein Nector dictirt,
Als Knabe Sentenz' und Exempel notirt;
Da hat an den Rand er die Scenen geſetzt,
So ward es dieſe Comödi zuletzt.

Ein Naturkündiger.

Curios! Was haben dem Ehrenmann
Die Steine zu Leid gethan?
Macht ſie zum Ziele ſeines Spottes,
Und ſind doch auch Geſchöpfe Gottes.

Ein Candidat.

Er meint damit nur den falſchen Gebrauch.

Naturkündiger.

Ja, das iſt was Anders! Zum Hunder auch!

Candidat.

Sehn Sie, man darf Alles ehren im Leben,
Soll es nur nicht zum Götzen erheben.

Naturkündiger.

Aber mich ärgert's, daß Lehrer und Dichter
Den Steinen oft machen ſo ſaure Geſichter,
Aber ſingen die Blum', die der Lenz beſcheert,
Als wäre denn ein Carfunkel werth.
Alles bleib' an ſeinem Platz.

Ein schön Weib ist ein schöner Schatz,
Auch Kinder, Bücher und Antiquitäten,
Besonders natürliche Raritäten.
Ich behaupte, daß das Gestein
An sich trägt einen göttlichen Schein.
Wenn ein Demant mir in's Auge sticht,
Schau' ich wie in ein Prophetengesicht;
Wenn die Farben in einander wühlen,
Scheinen himmlische Schaaren zu spielen.
Bald seh' ich glühen feurige Kohlen,
Bald fließt es wie aufgelöste Violen.
Gelb schmilzt in Blau und Roth in Grün.
Dann will ein ganzer Garten erblühn;
Bäche beginnen ihren Lauf,
Oben thut sich der klare Himmel auf —
Und ist nichts denn ein kleiner verhärteter Tropfen.

Candidat etc. etc.

An dem Manne verlier' ich Malz und Hopfen.
Seine Gedanken sind völlig verkehrt.
Hat aber doch Theologie gehört;
Damit wirft er mich halb aus dem Geschirr,
Macht mich an meiner Predigt irr,
Der ich das Stück wollt' einverleiben.
Ich muß nun beydes zusammen verkleiben:
Erst kommt sein Gemähld' von der Steine Pracht,
Dann werden sie wieder heruntergemacht.

Sor. Zuschauer.

Jetzt wird die Sonne vorgefodert,
Weil sie bisher so frech geladert.

9ter. Zuſchauer.

Herauf citiret man den Mond,
Damit er uns künftig mit Leuchten verſchont.

9ter. Zuſchauer.

Die Sterne wirft man vor die Raben,
Wenn ſie ferner Luſt zum Glänzen haben.

9ter. Zuſchauer.

Zuletzt wird gebrandmarkt mit ewiger Schand'
Die aufgeruchtvolle Glanzleinwand.

Der Feuerlärm tritt in's Theater.

Hui, hui, hui, hui, polter, polter, polter!

Eine Stimme.

Es brennt! Ich ſtehe auf der Folter.

Der Feuerlärm.

Feuer! Feuer!

2te Stimme.

Hohl' ihn der Geyer!

3te Stimme.

Bravo!

4te Stimme.

Mein Haupt- und Fingerkrampf!

5te. Stimme.

Ich kämpfe meinen letzten Kampf!

Ein Unbekannter in einem Mantel in der großen Oper.

Es iſt nicht wahr! Es iſt der Dampf
Der Theemaſchin' und der Rauch der Pfeife.

Eine alte Franzöſin zu einem jungen Dichter in der Nebenloge.

Erlauben Sie, daß ich Ihren Arm ergreife.

Der junge Dichter.

Hohl' Sie — Mit Vergnügen!

6te Stimme.

Man hört vor'm Orkane
Nicht wo es iſt!

7te Stimme.

Allgemeiner Brand.
Theater und Stadt, ſteht Alles in Flammen.

Eine Dame zu ihrem Liebhaber.

So umwindet uns hier ein glühendes Band,
Und den Herzen gleich lodern die Körper zuſammen.
Non dolet, Paete! Sie wiſſen, das heißt —

Liebhaber für ſich.

Unglücklich erwachter Römergeiſt!

Ein Schauſpieler auf dem Theater.

Ein verehrungswürdiges Publicum —

Zu einem andern.

Es iſt ſo gut als blieb' ich ſtumm;
Man hört mich gar nicht vor dem Getümmel.

Der andre für ſich.

Iſt der Fall eigentlich immer, Freund.

1r. Schauſpieler.

Den Vorhang herunter!

Der Unbekannte.

Beſchwör' euch beym Himmel!
Spielt fort!

Schauſpieler.

Wer ruft denn da? Laßt auf!

Unbekannter.

Laſſen Sie dem Stücke ſeinen Lauf.

Schauſpieler.

Wer ſind Sie denn?

Unbekannter.

Ein Theaterfreund,
Der den Autor kennt und es gut mit ihm meint.

Schauſpieler.

Können uns für Einen nicht ſtrappaziren.

Bedauern übrigens den Autor.
Doch kommt uns der Zufall ganz angenehm vor.

Verbeugt ſich und geht ab.

Unbekannter.

Will mich heute nicht decouviren.

Wickelt ſich in den Mantel und geht ab.

Der Geiſt des Stücks.

Verflucht! Wenn ich Alles total verdunkelt,
Was Glanz hat, und allein ſchon glänze,
So kommt das Feuer dahergefunkelt,
Und überſtrahlt meine Lichterkränze.
Will auch ſo wäßrig nun ſeyn, God damn!
Als ich nie war. Haß allem Feuer!
Keine Pfeifen mehr! Keine Fackeln! Und wenn
Das Feuer zu glänzen ſcheint, den nenn'
Ich im nächſten Stück ein Ungeheuer.

Im Corridor.

1r. Spaßvogel.

Allhier man eine andre Comedi erblickt.

2r. Spaßvogel.

Elendiglich werd' ich nun hier erdrückt,
Und bin doch lebendig dem Dichter entlaufen.

3r. Spaßvogel.

Hier ſind Schuhe, Röcke und dergleichen zu kaufen.

Viele Stimmen.

Mein Kopf!
Mein Zopf!
Meine Uhr!
Mein Rohr!

Die Töne werden unverständlich und das Echo reimt unter dem Portale fort:

Kopf, Zopf,
Uhr, Rohr,
Haube, Schraube,
Herz, Schmerz,
Arm, barm,
Beine, Kleine,
Hut, Blut,
Nieren, v m. ren, &c.

Folgt wiort das ganze Hübnerische Reimlexicon.

Ein Poet in einem Winkel

Woher wohl das Echo die Reime bekommt?
Was mir nun mein Studiren hilft?
Werde davon bloß magrer und gelber,
Und hier erzeugen sich Reime von selbsten.
Es muß doch eine besondre Magie
Liegen im Bau von dem Hause da.
Fängt jetzt beynah mir an zu grauen.
Begreife nicht, wie sie's konnten so mauern.
Im meinigen klingt von der Wand
Nichts als ungereimter Plunder.
Wohnt nicht einmahl darin Genie,
Viel weniger diese Reimzauberey.

Wär' ich nur ſelbſt Baumeiſter geworden
Wollt' haben das beſte in Süden und Norden!
So bleib' ich immer ein armer Tropf,
Und leer von Poeſie mein Haus.

Vor dem Theater.

Eine Dame.

Ich bin ja zerriſſen an jedem Ende.

Eine andre.

Ich hab' ja ganz unrechte Füß' und Hände.

Ihr Liebhaber.

Pfuy, wie iſt die ſo garſtig geworden!

Ein Emigrant.

Ah Si nit geſeh meine ertik Orden?

Ein Philoſoph.

Wenn das Feuer in der Stadt entſteht,
Vieles Alte verloren geht,
Vieles gänzlich neu muß werden;
Es geht nicht anders hier auf Erden.
Da rupft's und rauft und ſengt und frißt,
Zuletzt das meiſte zertrümmert iſt.
'S gibt Löcher im Puz, klein wird mal groß,
Das Rechte bleibt ganz, das Beflebte wird bloß.
Feuer verbreitet ſeine Stärke
Ueber alle Menſchenwerke.

Wo's nicht zündet, da macht's doch Lärm,
Da ſchlägt der Schrecken dem in's Gedärm,
Dem Andern in die alte Perrücke —
'S iſt nicht anders!

Geht.

Der junge Dichter eilt mit der alten Franzöſin über die Straße.

Die alte Franzöſin.

Ich erſtike!
Mein Embonpoint!

Der junge Dichter will ſie verlaſſen.

So bin ich gezwungen —

Die alte Franzöſin zieht ihn fort.

Sehn Sie, mein Herr, les poumons, die Lungen,
Leiden durch's äußere Embonpoint.
Cependant je ne m'en flatte pas moins,
Man kann die Lungen wohl entbehr',
Si elle est fraiche, die äußere chair.
Et vous, mon ami?

Der junge Dichter.

Bin's wohl zufrieden.

Ein Freund des jungen Dichters.

Guten Abend! Was ward dir da beſchieden?

Der junge Dichter.

Wer iſt denn die Dame, die ich führe?

Der Freund.

Madam Gottsched, reich jetzt als Zaire.

Der junge Dichter.

Hohe!

Die alte Französin.

Seigneur! wie kommt es denn?
Wir gehn ja in's Feuer hinein — ich verbrenn' —
Oh! quel desastre!

Der junge Dichter.

Bald sind wir entronnen.

Die alte Französin.

Le feu prend! Portez moi, mon coeur!

Der junge Dichter.

Madam, hier ist ein kühler Brunnen;
Der Sicherheit wegen!

wirft sie hinein.

Die alte Französin.

Helas! je me meurs.

Das Bild des ältern Schauspiels auf dem Brunnen.

Sie hat den Brunnen selbst gemacht.
Der Quell floß voll, doch nicht kräftig und munter;
Und nur auf fröhnende Verse bedacht,
Geht sie im eignen Wasser unter.

Der Unbekannte nähert sich dem Ufer:

Zur Hülfe! Hier will eine Frau ertrinken.
Ich bitt' euch, laßt sie doch nicht sinken!
Beschwör' euch, habt ein moralisches Herz! —
Weh! 's ist 'ne Nixe! zieht mich unterwärts.

Geht unter.

Beym Brande.

Die Löschenden.

Auf und nieder!
Hin und wieder!
Ein und aus!
Auf und nieder
Die Hand sich wiegt,
Hin und wieder
Der Eimer fliegt,
Bis mit Gebraus
Das Wasser liegt.
Während wir beym Spritzen
In der Arbeit stehn,
Kommt der Schweiß aus tausend Ritzen,
Als wollt' er auch löschen gehn.
Kann ihm nicht gelingen;
Schweiß kann ja nicht springen,
Wie das lustige Wasser springt
Und das Feuer zwingt.
Auf und nieder u. s. w.

Der Thürmer.

Feuer, seh!

Die Sturmglocke.

Lauter Weh!

Thürmer.

O!

Sturmglocke.

Loh!
Lichterloh!

Die Trommel.

Brm, brm, besser, besser löscht,
Sonst ihr den Pelz nur trocken wäscht.

Die Brunnen.

Wir dachten wir könnten's; war Selbstbetrug!
Nun haben wir doch nicht Wasser genug.

Die Pechkränze.

Wollen's wohl glauben!
Hätten sie nicht
Eiserne Lauben
Um uns errichtet,
Wir sprängen drein,
Mehrten den Schein,
Jedes Dächlein
Sollte glänzen fein,
Müßt' eine Freude seyn!

Brauchen's gar nicht;
Feuer hat Gewicht,
Stark iſt ſein Gericht,
Ewig ſein Licht.
Armſelige Menſchen!
Habt doch nicht können
Das Feuer dämpfen
Ohne des Feuers
Erhellend Licht!

Die Salamander im Brande.

Glühende,
Blühende,
Feurige Geiſter
Flammen ſtets dreiſter,
Was man auch thut und ſpricht;
Wäßrige Meiſter
Meiſtern ſie nicht.
Prächtig die Zungen
Emporgeſchwungen!
Leuchtend geklungen!
Scheinend gewirkt!
Waſſer nur ſtärkt
Zu lautern Tönen,
Zu mächtigerm Sehnen;
Weit flattern die Funken,
Und flimmern und prunken,
Entzünden die Luft,
Daß Röthe laut ruft:
Feuer! Feuer!

Röthe,
Morgenröthe,
Abendröthe,
Einzige Röthe,
Strahlt wie die Trompete,
Tönt wie der Rubin.

Ein altes Weib mit einer Laterne.

Ich kann das Feuer nicht sehn so recht.
Mein Licht brennt aber auch gar zu schlecht.

Das Feuer.

Wer mich nicht sieht bey offnen Augen,
Dem wird nicht Glas noch Leuchte taugen.

Eine Stimme.

Puz die Fenster!

Die Trommel.

Ihr trägen Wänster!
Wenn ich nicht spräch', ihr könntet sehn
Die Stadt in Flammen untergehn.

Bürger.

Herr Gott! was will das werden noch?
Es schlägt ein Strahl aus jedem Loch.

Die Polizey.

Durch alle Häuser lauft die Brunst,
Vergeblich ist die Löschungskunst.

Ein Gelehrter.

Hab' doch von dem Löſchen der Alten geſchrieben;
Iſt aber ungeleſen geblieben.

Sturmglocke.

Noth überall!
Umſonſt iſt mein Schall.

Thürmer.

Ich brenne ſelbſt.

Die Schmide kommen aus der Herberge.

Wir ſchmieden,
Zufrieden,
Das Eiſen in jede Geſtalt.
Die Flamm' uns nicht tödtet,
Wir ſtehen geröthet,
Und ſpotten der heißen Gewalt.

Polizey.

So löſcht!

Die Schmide.

Wir hämmerten lieber,
Uns peinigt ein Fieber,
Sehn wir es rund um uns ſo kalt.
Doch findet man's nöthig,
Sind auch wir erbötig,
Zu dämpfen des Feuers Gewalt.

Polizey.

Das iſt ein Wort!
Nun macht auch fort.

Schmide.

Erſt muß man ſich wärmen,
Das Feuer umſchwärmen,
Noch ſind uns die Hände zu kalt.
Doch hat's uns durchglühet,
Sind ſchnell wir bemühet
Zu bändigen ſeine Gewalt.

Ein Grobſchmid kommt hinten nach.

Polizey.

Wer biſt du?

Grobſchmid.

Ek ſyn een Grobſmid ut Nedderſaſſen.

Polizey.

Kommſt eben recht um anzufaſſen.

Grobſchmid.

Frue, dat mag ſei fülvſt man doen.
Ek ſyn dicke, lat ſei mek roen.

Reißt ſich los und geht.

Ein andrer Grobſchmid.

Was iſcht daas für á dommi Rankalt hie?
Ihr ſeyd halt lauter Stockfiſchee.

Der Mann am Schlauch.

Stockfiſch du ſelbſt. Da ſey gewäſſert!

Hält ihm die Röhre in's Geſicht.

Ein ehrlicher Bürger.

Mit ſolchem Schimpfen wird nichts gebeſſert.

Grobſchmid ſich abtrocknend, für ſich.

I ſchimpf unn ſchelt doch ſo lang i lebe,
Do mainen's, i kännt's beſſer gebe.

Polizey kommt auſſer Athem gelaufen.

Muß man doch immerdar ſich rühren!
Was haſt denn du zu räſonniren?

Grobſchmid.

I ſagk di Anſtalt iſcht á domme,
Kan nicks geſcheidtes rauſſer komme,
Das ganzi Ding iſcht á dommes Ding,
Di ganzi Comedi, wo i auch drin bin.
'S iſcht net gehaue unn net geſtoche.
Ne Grobſchmid der kan anderſt poche.

Polizey.

Da iſt Arbeit für deine Knochen!
Da hilf! Und laßt mich Keinen ſehn,
Der müßig in der Noth will ſtehn.
Für ſich.
Im übrigen gegenwärtiges Drama
Verſtehe der große Dalai-Lama,
Ich ſelber kann es nicht verſtehn.

Grobſchmid pumpend.
Auf und nieder,
Hin und wieder,

Ein und aus —
'S iſcht doch wieder gar á dommes Lieb!

Die Salamander.

Strahlt wie Trompeten,
Tönt wie Rubin.
Wir glühn,
Blühn,
Sprühn,
Allerwärts hin.
Flammende Geiſter
Höhn ſtets ihr Licht;
Wäſſrige Meiſter
Meiſtern ſie nicht.
Wir ſcheinen;
Da meinen
Viele Wicht',
Es wär' Irrlicht.
Im Schein iſt die Wahrheit,
Aus Dunkel ſpringt Klarheit,
Sobald wir es wollen,
Uns freudig drin rollen,
Und erſtehn,
Aufgehn,
Dem Feuer zum Ruhme,
Wie die Blume
Im feurigen Lenz erſteht.

Das Waſſer.

Waſſer ziſcht,
Und verliſcht,

Bloßer Biſcht,
Weggewiſcht
Von heißer Hand
Im glühen Brand.
Ohnmächtig,
Knecht' ich,
Fecht' ich.

Die Eimer.

Die Eimer
Sinken,
Trinken,
Umſchließen,
Vergießen,
Wie Träumer:
Haben keinen Willen,
Stehn wenn man ſie hält,
Laſſen ſich erfüllen,
Leeren, wie's gefällt;
Können dienen,
Iſt nichts ihnen,
Was ſie tragen,
Was ſie ſagen.

Ein Dieb zum 2ten.

Bring du das Gold und Silber fort,
Ich ſtehl' an einem andern Ort.

2r. Dieb.

Die Maſſe fließt! Es iſt zum Raſen!
Mein ganzer Körper voller Blaſen.

Ein Salamandrinchen sieht heraus.

Das edle Erz ihr hättet gern.
Könntet ihr das Feuer ertragen, ihr Narrn!

Ein Capuziner.

Gebt einen Laib Brod, ich will's besprechen.
Und nun auch ein Messer, ihn auszustechen.

Ein Bürger.

Da hier, Herr Pater! Mach' er's recht kräftig.

Die Salamander.

Umsonst geschäftig
Ist Pfaff' und Lay;
Regen gießt heftig,
Fort lebt der May.
Zaubersprüche,
Schwür' und Flüche,
Sind nur Sylben,
Matt wie Milben
Gegen unsre Drachenkräfte.
Andre Wort' und andre Säfte
Müssen kommen,
Soll die Wuth uns seyn benommen.

Landleute führen eine Spritze herein. Andre tragen Bütten mit Wasser nach.

Der Grobschmid zu den Landleuten.

Seyd ihr auch do von euerm Mischt?

Die Landleute.

Ein Bauer, Herr, eben ſo wenig nicht iſt.

Die Polizey.

Ihr ſeyd braſe Leute, laßt's gut ſeyn!
Wie kamt ihr nur ſo ſchnell herein?

Landleute.

Der Wind brachr' uns den Glockenſchall,
Da rührt' es im Waſſer ſich überall.
Der Bach kam bis in die Höfe gelaufen;
Dachten wir müßten all' erſaufen.
Die Brunnen thäten überfließen,
Die Felſen zehn hundert Ströhm' ergießen,
Und drinnen in dem Felsgehäus
War ein Jubel und wunderlich Gebräus.

Der Grobſchmid.

Lügt du unn der—

Landleute.

Denn im Grund iſt Alles nur Ein Quell,
Fließt all aus dem Berge ſonnenhell.
Da ſchöpften wir was wir faſſen konnten,
Und waren auch gleich im Thal hier unten.
Die Bütten waren leicht wie Nichts,
Die Spritze lief, daß man fragte: bricht's?
Und kurz, wir laſſen uns drauf hangen,
'S iſt nicht natürlich zugegangen.
Das Waſſer riecht auch ſo kräftig wie Wein.

Die Polizey.

Nun gut, füllt's nur den Sprützen ein,
Und ſtellt die eure in die Reih'.

Landleute.

Gleich, liebe Madam Polizey!

Die Undinen.

Es iſt uns gelungen!
Wir kamen geſprungen
In lieblichen Rotten
Aus kühligen Grotten.
Wir hörten im Teiche
Den Wiederſchein
Vom Geiſterreiche
Feuer ſchrein.
Wir weckten die Ländner mit wäßrigem
Rufe,
Wir hüpften hinein in die räumige Kufe,
Hüpften und ſchwammen,
Fröhlich zuſammen,
Aus Freud' um die Flammen,
Selbſt feuchte Flammen.
Se! Se! die Hochzeit iſt nicht weit.

Undinen
Hüpfen,
Tüpfen,
Wie Bienen,
Ueberm Quell,

Die Leiber bald ſilberhell,
Die Flügelchen blau,
Bald luftig,
Duftig,
Wie ein Pünctchen Thau.

Ondinenchöre,
Auf durch die Röhre!
Auf wie Geſchütz!
Flüchtig wie Blitz!
Ein Funkenregen
Tritt euch entgegen
Labend ſo warm.
Hoch ſchwelle
Der Bogen,
Und in der Welle
Hinabgeflogen,
Faſſe jede den Liebling in Arm.
Ondinen!

Sie ſtürzen hinab.

Die Salamander.

Seyd ihr erſchienen,
Ihr ſüßen Wellen?
Ihr könnt uns fällen,
Ihr ſeyd uns gleich.
Lilien ſeyd ihr,
Balſam verſtreut ihr,
Kühlt das Verlangen

Die linden Wangen
Euch zu umfangen.

Beyde.

Geisterreich
Himmelreich!

Ein Bürger.

Das Feuer ist ja ausgethan.
Das hat doch der Capuziner gethan.

Capuziner.

Capucinorum dira
Sistit flammarum ira,
Fecerunt meae formulae,
Non hominorum turmulæ,
Neque vero aquæ vis,
Haec non valet einen Deut.

ab.

Grobschmid.

'S ischt net wahr, daß er's gethon hat; i hab' g'thon.

Die Bürger.

Wir haben's gethan.

Die Spritzen.

Wir haben's gethan.

Brunnen, Feuereimer, Sturmglocke, Trommel und alle andre Anweſende.

Wir haben's gethan.

Sie ſchlagen ſich, die Polizey legt ſich hinein und behält den Sieg.

Der Feuerlärm.

Nun bin ich aus.
Nun geh' ein Jeder hübſch nach Haus.

Wintergemählde.

Der Winter.

Befiedert hab' ich Baum und Strauch
Mit ſchimmerndem Gefieder,
Mit neuen Blüthen blüht der Flieder,
Der dürre Kirſchbaum auch
Iſt Blume ganz und gar,
Und ſtellt den Frühling dar.
Ich bin der alte Zaubergreis,
Der alles kleidet blank und weiß.

Der Duftgeiſt.

Der Winter macht mir gute Bahn,
Nun flieg' ich auf Pattinen.
Was hab' ich von dem holden Grünen?
Da zieht man Korkſchuh' an,

Und ſtapft ſich herzlich matt;
Man wird des Wogens ſo ſatt!
Jetzt rutſch' ich wieder auf und ab,
Gehüllt in meine Nebelkapp.

Die Nixe.

Das Nixchen ward vergeſſen ganz,
Es ſchlief im tiefen Schilfe;
Nun ſchreit's umſonſt ſchon lang nach Hülfe,
Möcht' gern zum Eisbahntanz.
Der Winter mauert' es ein;
Durch's Eis blinkt matter Schein.
Die Rind' iſt dick und hart. Poch! poch!
Ach, Fiſcher, mach' mir ſchnell ein Loch!

Der Winter.

Es überſcheint kein Biſchofskreuz
Den Demant, der hier blitzet,
Und wo ein jedes Steinchen ſitzet
Verſucht umſonſt der Geiz.
Es iſt und iſt auch nicht,
Belügt nur das Geſicht.
Ich bin der alte Juwelier,
Aus Dunſt ſchaff' ich die ſchönſte Zier.

Die Vögel.

Der Winter iſt ein wüſter Filz,
Er gibt uns keine Körner,
Steckt alles unterm Schnee, auch Dörner
Und Diſtelkopf und Pilz.
Der Hunger macht uns krank,
Zu Stein ward unſer Trank.
Ach Sommer, komm in vollem Lauf,
Und friß den garſtigen Winter auf!

Der Winter.

Das Kind meint daß es Zucker ſey,
Was von den Zweigen rolle;
Das Lämmchen denkt: es ließ die Wolke
Mein Brüderchen dabey
Die Baumwoll' aus Levant,
Ich hab' ſie hergebannt.
Ihr Frauen, kommt und zupft und ſpinnt,
Wenn's unterm Finger nicht zerrinnt!

Die Fiſche.

Hier unten wird's verzweifelt kalt,
Man kann faſt nicht mehr ſpringen;
Man möcht' aus Froſt ein Liedchen ſingen,
Wird vor der Zeit noch alt.

voll

Bis morgen sehn sie uns todt,
Gebacken wie Ziegen in's Brod,
Und schmähn den Winter und weinen ach!
Wie Schad' um die silbernen Fischlein da!

Der Winter.

Wie pfeift mein Sturm, wie freut im Schnee
Des Krachens sich der Knabe!
Und von des Wagenrades Nabe
Steigt stöhnendes Getön.
Es ist wie Vogelsang,
Es ist wie Cymbelklang.
Ich bin der alte Musikant,
Und juble frisch durch Stadt und Land.

Der Fischer.

Die Finger sind mir steif wie Bein,
Ich kann den Korb kaum packen.
Geht, Kinder, geht uns Holz zu hacken,
Und heizt im Hüttchen ein.
Das Eis muß doch entzwey,
Sonst bleiben der Fische nicht drey.
Und sind die fetten Karpfen todt,
Wo finden wir ein Stückchen Brod?

Die Kinder.

Ach Vater, laß uns hier noch stehn,
Bis du das Eis zerschlittert!
Das Frühstück wird uns ganz verbittert,
Weil wir sie leiden sehn.
Bald ist's zu aufgeeist;
Die Vöglein sind gespeist;
Und haben wir Bröckchen auf's Wasser gestreut,
So tragen noch einst so viel Kinder wie heut.

Die Nixe.

Hab' Dank, mein Fischer lobesam!
Nun trag' ich deine Netze.
Ich will dir schenken große Schätze,
Du stillest meinen Gram.
Ich hohl' aus der Schwestern Land
Die Perlen und goldenen Sand.
Bis morgen füll' ich dein Kästchen. Juchhey!
Nun tanz' ich wieder frank und frey.

Der Luftgeist.

Hehe! fein Nixchen, komm geschwind,
Laß uns zusammen fahren!
Schling' ein den Arm, in grünen Haaren
Wühl' üppig dir der Wind.

Bilderschriften.

Herausgegeben

von

Johann Friedrich von Meyer,

Dr. d. Th.

Das Wesen hat kein Aug' erkannt,
Es hat kein Mund es je genannt;
Im Bild, erboren aus dem Wesen,
Und in den Bildern seiner Hand,
Magst du, sein Abbild Mensch, es lesen.

Frankfurt am Mayn.

Verlag der J. C. Hermannschen Buchhandlung.

1827.

Blätter

für

höhere Wahrheit.

Aus ältern und neuern Handschriften

und seltenern Büchern.

Mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus.

Herausgegeben

von

Johann Friedrich von Meyer,

Dr. d. Th.

BIBL. UNIV. LIPS.

Sammlung.

Frankfurt am Main.

Druck der J. C. Hermannschen Buchhandlung

1827.

Blätter

für

höhere Wahrheit.

I.

Die Hieroglyphen.

Geiſt.

Was ſiehſt du, Seele?

Seele.

Nebel ſeh' ich mit goldnem Saum,
Und hinter ihren lichten Falten
Gemäuer verziert mit Wundergeſtalten,
Wie Abenteuer geſchaffen vom Traum.
Hier wird ein Widderkönig erblickt;
Hier läßt ein Falkenmann ſich ſchauen.
Sie haben die Mutter Natur zerhauen,
Und anders wieder zuſammengeſtückt.
Vom Nil zum Ganges und Euphrat hin,
Und bis zu des Nordens Eispaläſten,
Die Schlangenwege der Fabel ziehn,
Mit Ungeheuern und ſeltſamen Feſten.

Geist.

Es war der Weisheit Kinderspiel;
Thorheit und Unheil ward sein Ziel.

Seele.

Nur dort auf Hellas lieblichen Fluren
Spricht eine selige Götterwelt
Mitfühlend aus menschlichen Naturen,
Hoch über die irdische Schwachheit gestellt.

Geist.

Versuche dich nicht; sie zieht dich nieder.
Kurz ist die Freude des Morgenroths.
Flach wurden die Bilder, und eitel die Lieder.
Die holdeste Jugend ist Hülle des Tods.

Seele.

Doch was zeigt sich auf Merija's Hügel?
Keine sinnentäuschende Gestalt;
Cherubim entfalten ihre Flügel,
Die ein hehrer Lichtglanz überwallt.
Durch zwey Säulen bin ich eingegangen,
Zehnmal sieben Flämmlein leuchten hier,
Und von Licht und Weihrauchduft umfangen
Sink' ich betend in des Innern Thür.

Geiſt.

Kühner ſchwing dich auf den Cherubsflügeln,
Die des Geiſtes Lebenshauch durchweht,
In dem Lichtſtrom zu den ew'gen Hügeln,
Wo des Tempels dauernd Urbild ſteht.

Seele.

Herrlich! herrlich! klare Flammen brennen
Vor des Thrones Regenbogenpracht,
Und ein Bild, das keine Lippen nennen,
Herrſcht im Herzen hier der Wetternacht.
Aber ſieh! es ſteigt gleich Menſchenkindern
Von dem Stuhl herab ins Thal der Zeit.
Kann ein Menſch der Menſchheit Jammer lindern,
Dieſer wandelt ihn in Seligkeit!
Ach! er ſinkt in Dunkelheit und Plagen,
In Vernichtung, der mir Leben gab;
Der Gerechte wird ans Kreuz geſchlagen;
Doch den Tod verklärt ſein leeres Grab.
Wie? er hebt mich auf zur Erdenferne,
In ein ſanftes Meer von Glanz empor?
Unter meinen Füßen wandeln Sterne,
Und geöffnet iſt des Himmels Thor.
Segnend hat er ſich hineingeſchwungen;
Dort im Strahl ſeh' ich drey Ringe glühn
Unzertrennlich unter ſich verſchlungen —
Ich erblind' und ſterb' in Ohnmacht hin.

Geist.

Was du fahst, bewahr' in frommem Herzen;
Wehe noch zeigt dir dein entschwundner Freund,
Einst wann Wonne strahlet ohne Schmerzen,
Wann die Wahrheit ohne Decke scheint.

II.

Wahrnehmungen einer Seherin.

Vorerinnerung.

Alles was wir liefern, kann für ſich geleſen werden, und wir ſind ſehr der Sitte abgeneigt, ohne Noth Schriften abzubrechen und Fortſetzungen zu verheißen. Die folgenden Zahlen der Abſchnitte beziehen ſich zwar auf frühere, doch bildet ſelbſt jeder Abſchnitt ein Ganzes. Gleichwohl müſſen wir wünſchen, daß man das Vorhergehende kennen möge, weil wir nicht wiederholen können, was vorhin im Text oder in den Noten ausgeſprochen iſt, und zum beſſern Verſtändniß beytragen wird. Man gehe alſo zurück auf die ſiebente Blättersammlung. Uebrigens haben wir hier öfters Zuſätze, welche die Seherin außer dem Zuſammenhang macht, und die ſich gewöhnlich auf ihre Perſon beziehen, in die Noten aufgenommen; auch im Original ſind ſie von dem übrigen Text abgeſondert.

Fünfzehnter Abschnitt.

Das Wort lag von Ewigkeit in Gott; die Erde, die Materie, ist in Gott gelegenes Wort, ist Sprache, die sich zu seiner Zeit geäußert hat; sie ist ein Bild, eine Aeußerung des Geistes, nicht der Geist selbst. Wasser, Feuer ꝛc. gehören zur Materie und sind in Gott, aber nicht so, wie wir sie sehen; sie sind ein schwacher Abdruck dessen, was in Gott ist*). — Die Materie hat Wind und Feuer in sich, diese aber sind höher, feiner, geistiger, als die Materie; doch sind sie nicht wie unser Geist; geistige Wesen sind ein Bild dessen, was im Geiste Gottes ist. Die Materie ist ein Ausfluß des Allmachtswindes Gottes. Im Anfang hat das Wort die Erde gegründet, und Alles gemacht, was gemacht ist. Dieß Wort aber ist in Gott**).

*) Z. B. die Erde hat die Eigenschaft der Dauer oder Beständigkeit, die ursprünglich in Gott liegt. In Gott ist nicht nur Fels, sondern er selbst heißt Fels. Vgl. Blätter 7. Samml. S. 370.

**) Das urwesentliche Wort, welches Gott ist (Joh. 1), sprach (1 Mos. 1), und das von ihm ausgesprochene, folglich in ihm gelegene Wort, welches zugleich der

Die Erde, die Materie, lag im Schöpfungsvermögen Gottes; der Aeußerung dieses Vermögens hat Gott Eigenschaften beygelegt, die aber nicht mehr sind, wie sie vormals waren, Ausflüsse göttlicher Eigenschaften, nicht die göttlichen Eigenschaften selbst. In der Verklärung nimmt die Schöpfung den Geist Gottes wieder an. Zwar sehen wir dann den Geist nicht, aber wir erkennen ihn in seinen Werken. Christus selbst nimmt dann etwas von ihm selbst Erschaffenes an, damit er uns sichtbar werde *).

Alles was auf der Erde ist, ist ein, wiewohl schwacher Abdruck dessen, was in Gott ist; z. B. Feuer ist eine Eigenschaft der Erde, und diese hat ihr Daseyn einer im Geiste Gottes liegenden ähnlichen Eigenschaft zu verdanken. Daher darf man annehmen, daß Gott durch die vom Sichtbaren entlehnten Bilder, wenn es z. B. heißt: Seine Augen sind wie

---

Allmachtswind Gottes ist (ebendas.), hat Alles gemacht. Man verstehe nur stufenweise, so wird Wort, Geist, Wind ꝛc. deutlich seyn. Vg. Blätter 7. Samml. S. 192. 193. Die Seherin setzt hier noch hinzu: »So lange ich dergleichen Wahrnehmungen in mir behalte, sind sie Geist, durch die Mittheilung aber werden sie gleichsam Materie.«

*) Zusatz der Seherin: »Die Worte kann ich wohl mittheilen, den Geist aber muß man selbst suchen.«

Feuerflammen, oder wenn vom Schwerte Gottes die Rede ist, irgend eine in ihm liegende Eigenschaft ausdrückt. Solcher Bilder und Abdrücke der göttlichen Eigenschaften, wodurch Gott zu uns redet, sollen wir uns wie eines Lehrers bedienen; wir sollen dadurchblicken und Gott schauen.

Wort ist allenthalben Leben mittheilende Liebe; im Worte selbst ist nichts als Liebe und Erhaltung. Im Feuer ist Gerechtigkeit, die die Liebe trägt, und sie da schützt, wo sie durch Geschöpfe gleichsam Noth leiden könnte. Im Winde ist, gleichwie im Feuer, auch Gerechtigkeit; er zerstört, was sowohl in der leblosen Natur, als in uns, nicht mit der Liebe und dem Leben, was nicht mit dem Worte harmonirt. Die Gerechtigkeit auf Sinai legte Fluch auf Alles, was nicht mit der Liebe übereinstimmt, und solcher Fluch wurde mittelst der Elemente bekannt gemacht *).

Wort ist auch Schöpfung; in dieß Wort wurde der Geist der Schöpfung, wurde Leben gebracht. Daraus darf man nicht folgern, daß eins von beyden, das Wort oder der Geist, vollkommner sey als das

*) Vgl. 5 Mos. 33, das Ende des 2. u. den Anfang des 3. Verses.

andre; beyde äußerten sich gemeinschaftlich *). Wort ist Abdruck, die Schöpfung ist Sprache Gottes.

Körper und Seele sind auf gewisse Weise sichtbar geschaffen, und der Geist Gottes hat Leben in uns gebracht. Gott in seinen Offenbarungen mußte sich nach den Begriffen, deren der Mensch fähig ist, richten; daher konnte er, um verständlich zu werden, sich nicht anders ausdrücken, als geschehen ist. Wir müssen Gott um den Geist bitten, auf daß der unser Verständniß eröffne. — In Gott ist das Wort. Schöpfung ist die vervielfältigte Sprache Gottes; sie ist der Abdruck vom Wort, und das Wort ist Gott selbst; die Schöpfung ist gleichsam die Seele vom Wort. Unter Wort muß man das Vermögen zu schaffen alles das, was geschaffen ist, und Liebe und Leben Allen mitzutheilen, verstehen. Da aber die ganze Schöpfung Sprache Gottes ist, so hat sich Gott durch den Geist der Weissagung Wort benennen lassen.

Die Schöpfung ist die Seele der Kraft zu schaffen, die in Gott liegt **). Den Geist, das Leben,

---

*) Ueber den zusammenwirkenden Dualismus ist öfter geredet.

**) Anmerkung der Urschrift: »Gleichwie unser Geist sich nur durch die Seele mittheilen kann, so kann auch der Geist Gottes oder die Kraft zu schaffen, die

können wir nicht sehen, aber wohl dessen Wirkung. Da nun Gott für die, in Rücksicht auf Materie und Seele mit uns verwandte Erde Menschen erschaffen hat, so mußte er sie mit der Seele begaben, damit sie gewahr werden könnten, was in der Welt ist. Zudem aber hat Gott ihnen das Vermögen, den Geist, gegeben, sich dem Geist, aus dem sie entstanden sind, wieder zu nähern. — Der Mensch segar hat Kraft, das, was er macht, auf verschiedene Weise zu machen; so auch Gott. — Da die Materie nicht von sich selbst ist, und auch nicht so ist, wie sie sich uns darstellt, so kann sie auch dermaßen verändert werden, daß sie sich dem Geiste, der sie erschaffen hat, wieder zu nähern vermag; die ihr zugetheilten Eigenschaften können ihr wieder genommen werden; auch sie wird einst seyn, wie wir seyn werden, feiner und leichter wie sie jetzt ist; sie nimmt die ihr ursprünglichen Eigenschaften wieder an; denn Gott oder die Liebe, die Kraft der Schöpfung, hat die gesunkene Schöpfung wieder aufgehoben.

Christus hat Materie und auch eine Seele an

---

in Gott ist, sich bloß durch Schöpfungen bekannt machen; daher wird die Schöpfung die Seele der Schöpfungskraft genannt.*

ſich genommen. Chriſtus, die Gerechtigkeit, hat abgethan, und Chriſtus, die Erlöſung, die Liebe, hat wieder erſchaffen. Alles was Chriſtus in der Schöpfung gethan hat, war Seele, aber in Allem was er gethan und geſagt hat, war Geiſt; daher ſagt er auch zu ſeinen Jüngern: Ihr verſtehet mich nicht, der Geiſt aber wird es euch lehren. Dieſen Geiſt finden wir nicht, wenn wir nicht Gott darum bitten *).

Ohne den Geiſt können wir nichts verſtehen, ſelbſt die Welt nicht; denn auch ſie iſt durch den Geiſt erſchaffen. Nur da, als die Jünger den Geiſt erhielten, konnten ſie den Tod Jeſu begreifen. Der Geiſt kam auf Alle, aber jetzt bemerken ihn nicht Alle. Die Jünger erhielten dabey beſondere Gaben; durch ihre Worte floß der Geiſt zugleich auf Alle, die ſie hörten. Wir bekommen jetzt den Geiſt nicht auf eine ſo außerordentliche Art. — Im Geiſt liegt alle Glückſeligkeit der Geſchöpfe.

---

*) Zuſatz der Seherin: »Ich weiß nicht, oder doch nur zum Theil, warum ich dergleichen Wahrnehmungen habe; es wird mir bange dabey, weil mich das verpflichtet, Gott in Allem, einen Abdruck der Eigenſchaften Gottes in Allem zu finden. In der Offenbarung bemerke ich das tiefe Meer der Liebe Gottes; im Vergleich mit dem, was Gott gethan hat, komme ich mir vor wie ein Staub.«

Allem was in der Natur ist, Pflanzen, Thieren ꝛc. hat das Leben eine von andern verschiedene Eigenschaft oder Kraft mitgetheilt, so daß jedes Thier nach seiner Art, und jede Pflanze, eine Kraft, ein Vermögen hat, das andre Thiere oder Pflanzen nicht haben. Dem Menschen ist eine vorzügliche Kraft verliehen worden, obgleich dem Anschein nach dessen sichtbare Kraft geringer als jene der Thiere ist. Jedes Element, Feuer, Erde, Luft, Wasser, hat seine besondere Kraft; aber alle haben sie von dem Leben in der Natur, das in Alles wirkt. Die Kräfte in der Natur, wie wir sie in ihren Wirkungen wahrnehmen, hören gewissermaßen auf, nehmen aber in der Zukunft etwas Unvergängliches an. In der Verklärung sind ihre Wirkungen, die jetzt veränderlich sind, unveränderlich; auf gleiche Weise legen auch wir, mit dem Uebrigen, was hier einer Veränderung unterworfen ist, das Veränderliche ab, und nehmen den ewigen Körper an, den wir gewissermaßen schon hier im Entstehen bekommen.

Sechzehnter Abschnitt.

Wer nützliche Kenntniſſe ſammeln will, der muß ein ſtiller und ruhiger Beobachter ſeyn. Wiſſenſchaften, die bloß unſerm Gedächtniß eingeprägt werden, und die wir nicht durch eigne Erfahrung erlangen, bedeuten wenig; das was mir durch eigene Erfahrung zu Theil wird, iſt Kenntniß. Wenn der Menſch ſich Gotte ganz übergibt, und das, was Gott über ihn ergehen läßt, in Vertrauen und Geduld annimmt, ſo entwickelt ſich ſein Geiſt, er erlangt hellere Ausſichten, und er ſieht Ordnung in der Regierung Gottes, und Einheit in der Mannigfaltigkeit und anſcheinenden Abänderung. Das Vergnügen, das ihm dadurch zu Theil wird, erſtreckt ſich ſelbſt auf ſeine Sinne. — Könnten Sie dort hinblicken, und ſehen was vermöge der Einſichten des Geiſtes uns unſere Sinne gewähren, Sie würden erſtaunen; da bemerkt man, wie ſich das, was uns hier unangenehm iſt, verändert, und durch den Geiſt angenehm wird. Der Verſtändige überſieht die Leiden dieſer Welt, er erträgt ſie willig, und weiß das Leid, das ihm zuſtößt, in Freude zu verkehren.

Unbegreiflich ſcheint es, daß Gott ſeine Geſchöpfe leiden ſieht und ihre Uebel nicht aufhebt; aber wer

die geheimen Wege und Absichten Gottes kennt, der begreift es leicht, und hat Kraft seine Leiden zu ertragen. Ich weiß wohl, was die Vernunft dagegen einwendet, das macht mich aber nicht irre; ich weiß was daran ist, und nehme meine Leiden gern auf mich; sie sind mir willkommen, indem dadurch mein Geist dahin gelangt, wohin er gelangen soll, und wohin er zu gelangen wünscht *).

Verschiedene Menschen, so wie verschiedene Nationen, haben besondre Charaktere und Kräfte, die aber alle aus einer einzigen Kraft entspringen **). — Der Eine glaubt mehr zu leiden als ein Anderer, aber Jedermann hat seine Leiden; denn ein Jeglicher soll, wie jede Nation, an dem Leiden Theil haben. Man rühme sich nicht als Christ geboren zu seyn, während so viele Andre im Heidenthum geboren sind; von dem Christen wird mehr ***) als von den Heiden gefordert.

Der Vernunft nach ist Alles ungleich ausgetheilt, dem Geist oder Verstande nach aber nicht; um dessen

---

*) Das Leiden dient wechselsweise zur Läuterung der Seele und zur Verständigung des Geistes.

**) Hier fehlt nach dem Zusammenhang: sie haben auch besondere Leiden; und man kann hinzusetzen: die alle einerley Grund haben.

***) Besonders auch mehr Leiden.

Erleuchtung müſſen wir daher Gott bitten. Weder Gott noch der Menſch kann dafür*), daß die Menſchheit leidet. Es hat mit dem Leiden eine Bewandtniß, die aufgehoben, und durch deren Aufhebung alles Leiden in Freude verwandelt werden kann. Dieß zu faſſen, muß man den Geiſt davon haben; den hat nicht ein Jeder, aber auch das ſoll uns nicht bekümmern, denn auch das iſt gut.— Könnte ich meine Leiden aufheben, was ich nicht kann, ſo würde ich nicht allein Andern, ſondern auch mir ſelbſt dadurch ſchaden. Der Menſch ſucht immer die Bahn, die er zu laufen hat, zu verbeſſern, und ſein Unvermögen dazu macht ihn unruhig. Man überlaſſe ſich Gott, alsdann erhält man Aufſchluß über Vieles. Aendern kann man freylich ſein Schickſal nicht, aber man kann ſich Ruhe verſchaffen. Zwar gelangt man dazu nicht ſogleich; erhielten wir ſie geſchwind und ohne Mühe, ſo wäre ſie uns minder angenehm, und wir könnten ſie alsdann nicht als unſer Eigenthum anſehen. Sie kommt nach und nach, ſo wie der Menſch ſelbſt nach und nach entſteht, und allmählig wächſt, bis er ein vollſtändiger Menſch wird.— Ich erfahre gewiß was

*) Kann es fürerſt nicht ändern.

Leiden ist, ich sehe aber dabey Manches, was ich ohne meine Leiden nicht gesehen hätte.

Die Unruhe des Menschen entsteht aus dem Mangel an Erkenntniß. Je ruhiger der Mensch ist, desto mehr lernt er die Wege Gottes verstehen. Zwar erfähret er nicht Alles, aber er sieht doch einigermaßen, wie Eins mit dem Andern zusammenhängt, was dieses oder jenes bewirken, welche Wendung es nehmen kann. Jeder Mangel, den wir spüren, gibt, falls wir ihn recht zu beurtheilen wissen, Anlaß zu irgend einer Besserung und Erkenntniß; er erweckt in uns einen Hunger nach dem, was ewig bleibt. Da wir durchaus Mangel an Erkenntniß haben, so ist nichts natürlicher, als daß wir leiden. Fühlte der Mensch keine Leiden, so wäre er unwissender als das Thier; denn alle seine Neigungen gingen alsdann auf das, was nicht gut ist, und sein Geist bliebe ohne die gehörige Thätigkeit. Die Leiden nöthigen den Geist, sich an das zu halten, was gut ist; und folgt der Geist dieser Einladung, so erreicht er was er erreichen soll. Nimmt der Mensch das, was ihm hier angeboten wird, an, so handelt er als ein freyer Mensch zu seinem Glück; nimmt er es nicht an, so handelt er als ein freyer Mensch zu seinem Unglück. Der Mensch kann nichts erschaffen, folglich kann er sich

auch nicht die Bahn erſchaffen, die er zu laufen hat; er gehe ſie geduldig, und es wird ihm Nutzen bringen.

Unſere Seele kann man mit der Luft der Erde, und unſern Geiſt mit dem Lichte, das ſie erhellt, vergleichen. Die Seele ſammelt mit großer Behendigkeit, kann von manchen Dingen lichte Begriffe bekommen, und kann, wenn uns Gott die Kraft dazu verleiht, gewiß und beſtimmt wahrnehmen; indeſſen ohne ſolche Kraft ſammelt ſie nicht immer Wahrheiten, ſondern auch Irrwiſche. — Wir kennen ſchon ſehr viel Dinge auf dieſer Welt; aber das, was uns und den Dingen außer uns Daſeyn gibt, kennen wir nicht. Gelangt der Menſch dazu, das Weſen, die unſichtbaren Kräfte von Allem zu kennen, ſo kann er zwar noch zuweilen durch das Dunkle, das in der menſchlichen Seele iſt, hingeriſſen werden, aber es wird ihm nicht mehr ſo ſchwer das Wolkichte derſelben zu zerſtreuen. — Der Menſch im geiſtigen Sinn (der innere Menſch) iſt gleich der Natur, wie ſie ſich außer uns zeigt. — Wer ſein Inneres kennt, kann zwar bey verfallenden Widerwärtigkeiten ſeinen Schmerzen und ſeiner Traurigkeit nicht ſogleich Einhalt thun; aber ſein Geiſt, indem er ihm die Urſachen ſeiner Leiden angibt, verurſacht daß er ſie willig tragen, ja ſich darüber freuen könne. — Nicht alle

Menſchen lernen ſich ſelbſt kennen; manche haben keinen Anlaß und folglich auch keine Neigung dazu. — Schlechte Menſchen ſuchen ſich zu betäuben, und es gelingt ihnen ſo, daß ſie ſich wegen deſſen, was in ihrem Innern vorgeht, gar nicht bekümmern. Gute Menſchen können ſich von dem, was in ihnen vorgeht, nicht immer Rechenſchaft geben, und unruhig werden; wenn dieſe aber den innern Menſchen kennen lernen, ſo wird es immer heller in ihnen, und wenn gleich das Dunkle in ihrer Seele nicht völlig aufgehoben werden kann, ſo wird es ihnen doch leichter, es zu zerſtreuen.

In Allem, im Sichtbaren, in unſern Handlungen, Wiſſenſchaften, Künſten ꝛc. ſteckt ein gewiſſer Geiſt, ein gewiſſes Leben, eine Kraft, die uns unbekannt iſt, und wovon wir nur die Schale, die ſichtbaren Wirkungen kennen. Der Geiſt, dieſe Hauptkraft, iſt immer dieſelbe, ſie iſt, wie alle höhere Weſen, einfach, aber es iſt in ihrer Natur, mannigfaltig in ihren Aeußerungen und Wirkungen zu ſeyn, und das ſichtbare Alte durch ſichtbares Neues zu erſetzen. Da ſich nun das Sichtbare verändert, und wir bloß mit dieſem Sichtbaren bekannt ſind, ſo müſſen ſich auch mit jedem Jahrhundert, ſo zu ſagen, die Meinungen über manche Dinge verändern. Das

gegenwärtig Sichtbare ſowohl, als die Begriffe und Kenntniſſe, die man davon hat, übertreffen, wie es uns dünkt, die vergangenen; wenn man aber den Charakter der Kenntniſſe aller Zeiten unterſucht, ſo wird man finden, daß ſie alle eine und eben dieſelbe Kraft zum Grunde haben, die ſich aber anders in längſt verfloſſenen Zeiten äußerte, als ſie in gegenwärtigen thut. — Die Alten, deren äußere Sinne, als Geſicht, Geruch ꝛc. ſchärfer als die unſrigen waren, machten wenig Fortſchritte in den Künſten, aber ſie hatten viel Naturkenntniß; das Licht der Natur war ihnen bekannter als es uns iſt, jedoch ohne daß ſie den Geiſt, der im Sichtbaren liegt, fanden; ſie behandelten Alles mit Kraft, und das, was ſie aufzeichneten, war bündig und faßlich, war mehr Natur als Kunſt. In den neuern Zeiten befaßt ſich der Menſch mehr mit dem Künſtlichen und Zierlichen; er iſt reicher an Empfindungen als an Kraft; die Energie der Menſchheit ſcheint abgenommen, und deren ſichtbare Kräfte ſcheinen ſich vermindert zu haben, dagegen aber äußern ſich ihre unſichtbaren Kräfte deſto mehr. Zwar iſt der Geiſt, der im Sichtbaren iſt, ihr noch wenig bekannt; indeſſen wird ihr Verſtändniß dafür immer mehr und mehr entwickelt.

Da wir empfindſamer geworden ſind, ſo glau-

ben wir jetzt den Menschen zu kennen, obgleich wir in dessen Kenntniß nicht weiter sind, als man vor mehrern Jahrhunderten war. Wir werden durch die Verfeinerungen und durch das übliche Ceremoniel dermaßen zerstreut, daß wir uns nur selten von unsern Empfindungen gehörig Rechenschaft geben können.

Alles was Beruf und Wohlstand fordern, darf sich der Mensch erlauben, nur muß er sich nicht zu sehr an das Sichtbare fesseln, sondern vielmehr bey der Benutzung des Sichtbaren in sich und in Gott gekehrt seyn. Da Unruhe im Menschen ist, und er doch eigentlich nicht weiß was er begehrt, wonach er sich sehnt, so muß er desto mehr sich ruhig und stille zu verhalten suchen *): er muß vornehmlich sich hüten, bey dem, was ihn betrifft, oder um ihn vorgeht, sogleich zu urtheilen und zu entscheiden; er muß sich leidentlich verhalten, seiner Vernunft nicht gleich Alles begreiflich machen wollen, mißtrauisch gegen sie seyn, und sie durch den Verstand erleuchten lassen. Alsdann entwickelt sich sein Geist zu deutlichern, hö-

*) Dadurch kommt ihm nicht nur Einsicht, wie das Folgende sagt, sondern auch eine Hülfe, die er nie hätte finden können. Man erwäge diese überaus weise Lehre wohl; sie stimmt überein mit Jesaj. 30, 15.

hern Kenntniſſen; er lernt den Geiſt der unſichtbaren Regierung in ſich und außer ſich verſtehen; ſeine Unwiſſenheit, dieſe Schwere, fällt nach und nach ab; es verbreitet ſich Ruhe über alle ſeine Unternehmungen; er handelt alsdann als ein Weiſer, und alle ſeine Handlungen verſchaffen ſowohl ihm als auch ſeinen Nebenmenſchen größere und weſentlichere Vortheile. Freylich, vollkommen kann der Menſch hienieden nicht werden, auch kann er zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit durch eigene Kraft nie gelangen; nur dem, der ganz Gotte lebt, kann es gelingen.

Alle Menſchen handeln mehr durch die Seele als durch den Geiſt. Allerdings ſoll der Menſch aus Eigennutz handeln; er ſoll nämlich ſeinem Geiſt Vergnügen gewähren, und Schätze ſammeln, die nicht mit ihm verweſen. Hat er Kenntniß und Ueberzeugung von der unſichtbaren Regierung Gottes erlangt, ſo lehrt er als Gelehrter nicht bloß um ſein Brod zu verdienen, ſondern um inneres Beſte zu befördern; als Richter verwaltet er ſein Amt, nicht bloß weil es ihm hier Ehre und Vortheile verſchafft, ſondern weil er einſieht, daß ſein Richteramt in den Zuſammenhang der Dinge gehöre; als Handwerker arbeitet er freylich ums Brod, um ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe befriedigen zu können; aber er ſchafft auch weil er ein-

sieht, daß seine Arbeit mit zum Ganzen gehört. Der Mensch mag übrigens unternehmen was er will, es kommt nur das dabey heraus, was Gott will, und was dessen Absichten befördert. Dem natürlichen Menschen ist das unbegreiflich, aber es ist wahr und wahrhaftig; und hat man einmal sich davon überzeugt, so handelt man mit mehr Zuversicht, und ist von aller Unruhe befreyt.

Siebenzehnter Abschnitt.

Mein Geist sammelt immer; er sucht sich von der Finsterniß und Verwirrung, die ihn drückt, loszureissen; die vielen Worte sind ihm verleidet. — Feuer ist eine Eigenschaft des Geistes; vermöge seines leichten Wesens überschauet und findet er das ihm Aehnliche außer uns; die Schwere aber, die in uns ist, steht ihm im Wege, und hindert ihn, sich so zu äußern, als er seiner Natur nach sich äußern möchte *); er kann sich nicht gehörig mittheilen, nicht verständlich

*) Er hat beständig mit Rauch zu kämpfen; aus fröhlichem Knattern wird Zischen.

machen, weil das, was er mitzutheilen hat, indem er es auszudrücken ſucht, von der Schwere in uns annimmt und gleichſam materiel wird.— Bey unſerer verfeinerten Sprache kommt nichts heraus; unſere Worte ſind wie ſchöne geſchnitzelte Bilder *).

Da wir durch den Geiſt leben, ſo reden wir auch vermöge des Geiſtes; könnten wir unſere Worte ſehen, wie wir unſere Gliedmaßen ſehen, ſo würden ſie uns als eine Schöpfung im Kleinen vorkommen. Eben ſo verhält es ſich mit der Schöpfung im Ganzen; auch ſie iſt eine Aeußerung, eine Wirkung des Geiſtes. Dieß iſt leicht zu ſagen, aber ſchwer zu verſtehen, ſo wie leicht zu ſagen iſt, daß ſich das Feuer entflamme, aber ſchwer zu beſtimmen iſt, wie das zugehe; die Urſache davon müſſen wir im Unſichtbaren ſuchen **).

Unſer Geiſt vermag nicht etwas zu erſchaffen, aber er kann hervorbringen was ſeiner Natur angemeſſen iſt. Der Ausdruck, die Sprache, iſt im Geiſt, iſt urſprünglich geiſtig; da ſie aber durch den Körper geht, um vernehmlich zu werden, ſo wird ſie materiel.

---

*) Und zwar bloße Zierbilder ohne Bedeutung.

**) Im Unſichtbaren liegen alle Grundurſachen der ſichtbaren Erſcheinungen, und die Urſachen, die wir im Sichtbaren ſelbſt nachweiſen, ſind nur die näheren, nicht die letzten.

Daher geschieht es, daß Jemand etwas sehr Gutes sagen kann, von Andern aber nicht verstanden wird; und umgekehrt kann Jemand sich der besten Ausdrücke bedienen, ohne etwas dabey zu denken, während ein Anderer Kraft und Leben darin findet.

Könnten wir die Sprache des Geistes direct, d. i. ohne daß sie in unsere gewöhnliche materielle Sprache eingekleidet wäre, vernehmen, so würden wir finden, daß sie mit letzterer nichts Aehnliches habe, daß sie höchst einfach und kräftig sey, daß sie nichts Künstliches enthalte, nichts was Andern schwer zu fassen oder gar ganz unbegreiflich scheinen könnte. Der Geist braucht nicht zu suchen, was er sich deutlich machen, was er erkennen will; er braucht nicht nachzudenken, zu rafiniren, denn er erkennt sogleich. Wenn er aber im Menschen sich äußert, so wird seine einfache Erkenntniß durch die Seele, mittelst welcher er sich nur äußern kann, gleichsam zertheilt, sie wird in der Seele vielfach, und diese, die sich besonders auf sinnliche Gegenstände bezieht, rafinirt und schnitzelt sie allerhand Bilder, womit sie sich beschäftigt und belustigt. In der Ewigkeit wird sie nicht seyn wie sie hier ist; dort erhalten die Sinne eine andere Richtung; wie sie hier zu genießen suchen, so genießen sie dort wirklich; zwar gibt es auch da noch Bilder, aber

keine vergängliche, wie die gegenwärtigen, sondern bleibende*).

Unser Geist wird oft durch das Sichtbare, womit sich unsere Seele beschäftigt, betäubt, er ist gleichsam dem Lärmen der Kinder unterworfen, das ihn zu denken, wirksam zu seyn, hindert. Lernt aber der Mensch die Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkt ansehen, so verhält er sich ruhig und stille, und sein Geist steigt dann empor und überwältigt die Sinne. — Wenn die Menschen mehr geistig gesinnt wären, so hörten sie auf so viel zu schwätzen; sie gingen mehr mit sich selbst um, ohne jedoch das Allgemeine, wozu sie beytragen sollen, zu vernachlässigen. Ohne Zweifel soll Einer den Andern belehren, aber nicht durch Worte sondern durch Beyspiele.

Ich nehme eine glückliche Freyheit im Menschen wahr, deren er genießt, wenn er sich selbst kennt.

---

*) Der Geist, je nach der Stufe seiner Hoheit, redet in einfachen, vielumfassenden, ewigen Wörtern und Bildern oder Typen, wie die Natur; in der Bibel ist dieses Geisteswort sehr rein zu finden. In der seelischen Vernunft bricht sich sein Strahl, und je nach dem Grad ihrer Entfernung vom Geist, verirrt sie sich in leeren, bunten Schmuck, und in die Täuschung selbstgemachter Begriffe. Unten ein Mehreres hievon.

Ein Mensch kann freylich dem andern nützen oder schaden, aber nur oberflächlich, und nur auf kurze Zeit; der wahre Nutzen, oder Schaden, den ich erhalten kann, hängt von Gottes Willen und von mir selbst ab. Jeder Befehl, jede Forderung die man an mich macht, mag noch so gut seyn, ich kann sie nicht befolgen, wenn ich sie nicht für gut erkenne; erkenne ich sie für gut, so befolge ich sie freywillig, und es wird mir wohl dabey; zwingt man mich sie zu befolgen, so macht man mich zum Sclaven. Die falschen Urtheile der Menschen rühren von der geringen Kenntniß her, die sie von sich selbst und von Andern haben.

Wir haben viel Bücher, die den Geist aufklären sollen; aber es gibt nur ein einziges, das zu dessen Aufklärung dienen kann, die Bibel *). Gott redet mit den Menschen nicht so viel, als diese unter einander reden. Es ist rathsam, über gewisse Dinge nicht viel zu reden, sondern wie Maria die Worte im

---

*) Dieß mag zur Antwort auf die mißverständliche Frage dienen, ob denn die Reden der neuern und magnetistischen Seher das Bibelwort ersetzen sollen? Unsere Seherin ist weit von dieser Anmaßung entfernt; vielmehr nach der heiligsten und unmittelbarsten Offenbarung müssen jene Reden beleuchtet und gerichtet werden.

Herzen zu behalten, bis wir Aufſchluß darüber bekommen. Wir müſſen die Zeit geduldig abwarten, wo wir zur Erkenntniß gewiſſer Wahrheiten gelangen ſollen; will man es vor der Zeit zwingen, ſo geräth man nothwendig auf Irrwege, denn Alles hat ſeine Ordnung *). Der Geiſt muß wachſen, ſammeln, und zu ſeiner Zeit ausſtreuen. Der Geiſt des Menſchen beträgt ſich ſanft, wie der Geiſt außer uns **). Man mache was man wolle, man kann ihn nicht tödten, aber er kann unſere Sinne tödten. Die Seele hingegen iſt nicht ſanft; ſie iſt wie ein rauſchender Strom, der Dämme durchbricht, während der Geiſt immer in ſeiner Faſſung bleibt. — Der Geiſt ſieht im Glauben, warum dieſes oder jenes geſchieht, und macht es unſern Sinnen anſchaulich; indem es die Seele empfindet, bemerkt ſie doch noch immer das ſcheinbar Mangelhafte, aber ſie wird ruhiger. Um zu ſolcher Stimmung zu gelangen, müſſen wir uns Gotte ganz überlaſſen.

*) Eine nie genug zu empfehlende Lehre für unſern Vorwitz, mit welchem ſich der Mißbegriff vom Genie verbindet. Wir wollen wiſſen, ehe wir gelernt haben. Der iſt weit, welcher ſtillſteht, wo er nichts weiß. Licht erwarten, iſt die rechte Klugheit.

**) Denn er ſchafft ja, und iſt gleichſam ſelbſt, die Beſinnung, die Ueberlegung.

Achtzehnter Abschnitt.

Ein Berg besteht aus einer Menge Sandkörner u. s. w. die ein Ganzes, den Berg nämlich, ausmachen; so besteht auch unsere Erde aus unzähligen einzelnen Theilen, so besteht die Welt, die ganze Schöpfung aus einzelnen Dingen, die ein Ganzes bilden. Eben so verhält es sich mit dem Schicksale der Menschen, mit den Führungen Gottes, die auf die Menschheit Bezug haben. Diese bestehen auch aus vielerley Dingen und Vorfällen, die mit einander abwechseln, die wir aber durch die Anwendung, welche wir davon machen, verewigen sollen. Diese auf einander folgenden Vorfälle machen unser Schicksal aus. Sie sind ein Ganzes, wie die Schöpfung, das aber auch, gleichwie die Schöpfung, in einzelnen Theilen nach und nach hervorrückt. Alle Theile der Schöpfung, wenn sie gleich nur einer nach dem andern zum Vorschein kommen, sind zusammenhängend, und jeder Theil trägt zur Vollständigkeit und Vollkommenheit des Ganzen bey. Da sich dieß Ganze nun bloß stückweise und allmählig entwickelt, und da der Mensch das Ganze nicht übersieht noch zu übersehen vermag, so glaubt er immer etwas Neues, etwas Fremdes und mit dem Vorhergegangenen nicht Zusammenhän-

genes zu entdecken. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit seinen Urtheilen über die Führungen Gottes in Rücksicht auf einzelne Menschen, auf Nationen und auf das ganze Menschengeschlecht überhaupt. Da sich deren Schicksale nur stückweise und nach und nach entwickeln, da selbige in gewisse Abschnitte oder Epochen eingetheilt zu seyn scheinen, und die Zeit nur Eins nach dem Andern hervorbringt, und da wir nur einzelne Theile besitzen, einen jeden besonders und nicht im Zusammenhange wahrnehmen, so geschieht es, daß Manches davon uns unerklärt und auffallend verkommt, und uns Leiden verursacht. Bleibt aber der Mensch nicht bey dem Einzelnen stehen, und verhält er sich ruhig und gelassen, so lernt er einigermaßen das Ganze überschauen, er sieht alle Theile in ihrem Zusammenhang, und bemerkt in der anscheinenden Abänderung und Verwirrung die größte Vollkommenheit. — Wie mit der Schöpfung und mit unsern Schicksalen, verhält es sich auch mit der Offenbarung: Gott hat sie gleichsam gegliedert und selbige nach und nach geschehen lassen. Im Unsichtbaren ist es ein Ganzes, im Sichtbaren aber kommt ein Theil nach dem andern hervor*). — Alles in der Welt thut

*) Wer daher den Sinn des Ganzen nicht hat, macht nach seinen sinnlichen (irrthümlichen) Vorstellungen im-

unmerkliche Fortschritte, Alles verändert sich bis auf die zukünftige allgemeine Verbesserung. Nun ist unvermeidlich, daß auf den, der das Ganze nicht übersieht, solche Veränderungen nicht manchmal, theils angenehme theils unangenehme Wirkungen hervorbringen, und daß nicht bey diesem oder jenem Vorfall der Mensch glauben sollte, glücklicher oder unglücklicher geworden zu seyn. Indessen hat der Mensch Unrecht, denn jeder Vorfall ist nur ein einzelner Theil, der zum Ganzen gehört, und jeder Vorfall, was Art er auch sey, bringt uns unserer Bestimmung immer näher; auch ist es unbedachtsam, mehrere derselben Epochen oder Abschnitte zu nennen, indem sie mit dem Vorhergegangenen und Nachfolgenden genau zusammenhängen.

So wie der Mensch, der das Ganze der Schöpfung nicht zu fassen vermag, nur einzelne Theile derselben bemerkt, so machen auch in seinen Augen die verschiedenen Schicksale und Führungen, des Einzelnen sowohl als der ganzen Menschheit, einzelne nicht aneinander hängende Theile aus, wovon der eine ihm wichtiger und vorzüglicher zu seyn scheint als der an-

---

ter Gesichtspunkt heraus, und kann nicht begreifen, wie Natur im Anfang schon das Ende sehen u. s. w.

ben. Da das Ganze der Führungen Gottes nur in seinen Theilen verrückt, und der Mensch das Ganze nicht zu überschauen vermag, so ist solcher Irrthum beynahe unvermeidlich. Nur Gott überschaut das Ganze.

Es kommt Eins nach dem Andern hervor; das Eine verschwindet, und ein Anderes nimmt dessen Platz ein; so scheint es dem Menschen, im Grund aber vergeht nichts. Das ganze Menschengeschlecht in allen Jahrhunderten ist immer ein und eben dasselbe, aber unter einer andern Gestalt, oder vielmehr mit andern Augen. Was vor mehreren tausend Jahren in der Schöpfung geschah, geschieht noch; da ich es aber in einer spätern Zeit erblicke, so kommt es mir anders vor als denen, die vor mir auf der Welt gewesen sind *). Unsere Vorältern hatten gewisse Vor-

*) Die hier vorgetragene Wahrheit wurde im 6. Abschnitt (7. Comm. S. 53 u.) einigermaßen von anderer, doch ähnlicher Seite betrachtet. Man denke sich abermals drey Stufen: auf der untersten (sinnlichen) ist Alles neu und Alles veränderlich; auf der folgenden (sittlich-vernünftigen) wird Einheit gesehen, aber unter dem Begriff der Einartigkeit; auf der dritten (geistigen, vor Gott) ist Alles ewig und neu zugleich, weil es ewig ist, und sich nur aus dem Einen unter verschiedenen Verhältnissen entwickelt.

theile, wir haben andere*). Mit unsern Gaben, mit unsern Glücksgütern, ist es eben so; kein Menschenalter, keine Nation hat Vorzüge vor der andern, wenn gleich es uns, die wir äußerst kurzsichtig sind, so vorkommt. Auf gleiche Weise hat auch kein Mensch reelle Vorzüge vor dem andern, und ein Mensch ist im Grunde nicht glücklicher oder unglücklicher als der andere. Die Anwendung allein, die man von dem, was uns begegnet, macht, gibt den Vorzug**).

Alles geht der weisen Führung Gottes gemäß: Abänderung findet nicht Statt; wenn wir aber Gott um Gelassenheit, um Ergebung in seinen Willen, um Verstand bitten, so wird Manches in Rücksicht auf uns in so fern abgeändert, daß ich es mit andern Augen ansehe. Ich nehme alsdann die Sache aus ihrem rechten Gesichtspunkte wahr, und bemerke und

*) Beyde aber sind nur Theile von Einem Eigenthum der Menschheit, und werden sich einst in der Erhöhung zusammenfinden.

**) Dieß letzte beweist, daß die Geberin Vorzüge zugibt, aber nur solche, die unvergänglich sind; Alles was in Zeit und Natur beschlossen ist, erscheint ihr nicht als Vorzug. Sie setzt hinzu: »Ein andermal werde ich sagen, was es für eine Bewandtniß mit der Einheit und Gleichheit in unsern Glücksumständen habe. Wir thun wohl es zu glauben, bis wir es vollends verstehen.«

empfinde zugleich dabey die Absichten Gottes. — Bey dem Zwecke, den Gott mit dem Menschen hier auf der Welt hat, durfte er die unangenehmen Folgen des Falles nicht aufheben; denn sonst hätte der Mensch in einem immerwährenden Zwange gelebt, und wir wären immer Kinder geblieben. Gott mußte uns unserer Natur überlassen, sonst war sein Zweck verfehlt. Das Unangenehme unserer Lage ist daher nicht aufgehoben, aber Gott hat solche Veranstaltungen getroffen, daß aus den Schmerzen, die wir hier dulden, etwas Gutes entstehe, daß sie unser Bestes befördern, daß sie das bewirken, was man eine geistige Geburt nennen kann. Gott hat die Leiden nicht gemacht, sondern sie liegen in uns, in unserer jetzigen Natur. Wir haben Ursache, Gott für innere und äußere Schmerzen zu danken. Einzelne Vorfälle können uns immer als höchst verdrießlich und unangenehm vorkommen, doch nur auf kurze Zeit; sie sind wie ein Nebel, der uns hindert, die Sonne zu sehen, den aber der Wind leicht zu zerstreuen vermag.

Die Religion ist noch immer wie sie im Anfang war, und ihr Zweck und Nutzen sind immer dieselben. Ein und eben dieselbe Religion wird im Alten Testament sowohl als im Neuen gelehrt, aber das Ganze der Religion Gottes hat sich nach und nach ge-

offenbart, es haben sich gleichsam Theile von ihr nach und nach geäußert. In verschiedenen Epochen hat sich Gott dem Menschen immer näher bekannt gemacht; solche Epochen waren: die dem Abraham gemachte Verheißung, die Gesetzgebung auf Sinai, die Erbauung des Tempels. Die Geburt Christi war eine Hauptepoche. Gott offenbart sich dem Menschen auch jetzt noch*), aber nicht so sichtbarlich; es geschieht jetzt mehr durch den Geist Gottes, damit wir Sinn für die uns mitgetheilten Offenbarungen bekommen, und durch ihn nicht allein unser Geist, sondern auch unsere Seele erleuchtet werde. Das, was uns Christus gewirkt hat, hat Einfluß auf die ganze Menschheit; es ist ein Keim, der überall Früchte bringen soll. Man muß sich durch die Benennungen Altes und Neues Testament nicht irre machen lassen; es ist immer Altes und Neues, aber immer dasselbe**). Die Eigenschaften Gottes sind so groß, daß kein endliches Wesen sie zu begreifen vermag. Da sie nun dem Menschen

*) Joh. 16, 21. Ephes. 1, 17, 18. Was hier und im Folgenden gesagt wird, ist unverkennbar für den, der es erfahren hat, und den es erfahren will; denn wir haben Alle die Verheißung.

**) Brod der Art, daß ein Theil neben dem andern zu entbehren ist; s. das Folg.

geschlechte sich offenbaren und bekannt werden sollten, so mußte Gott selbige gleichsam zergliedern, er mußte sie auf gewisse Weise stückweise mittheilen *), damit sie unsern Fähigkeiten angemessener und uns begreiflicher und anschaulicher würden; zuletzt werden sie im Ganzen und in ihrem ganzen Umfange der Menschheit bekannt. Wir Alle, selbst jene unserer Mitbrüder, die sich nicht an das Neue Testament halten, gehören zu denen, die auf dem Wege Glas anbeten. Die Juden wollen nichts Neues, sie wollen noch fortfahren wie Kinder das Alte zu gebrauchen **). — Christus selbst sagt: Ich bringe nichts Neues, sondern das Alte; ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen.

Das Rad oder die Kugel der Schicksale der Menschheit hat sich schon weit herumgedreht. Es ist höchst wunderbar, wie Gott so Vieles wirkt, und wie Eins nach dem Andern ans Licht gebracht wird.

---

*) »Gleichsam« — und »auf gewisse Weise« — nicht absolut stückweise; denn im A. T. ist schon wirklich das N. T. im Keim geöffenbart.

**) Oder wollen jetzt etwas noch Neueres, und gerathen damit in etwas ganz Altes und Kindisches, nämlich in die heidnische Moralistik oder weltliche Weisheit, Coloss. 2, 8.

Manche Verheissungen Gottes gehen in Erfüllung ohne daß wir es wahrnehmen *).

Der Mensch muß mit freyem Willen handeln, aber dabey erkennen, daß sein Wille geleitet werden müsse. Finden wir, daß bey dem, was wir für gut angesehen und gewollt haben, nichts herauskommt, und daß es unsern Erwartungen nicht entspricht, so wird unsere Vernunft irre; wenn wir uns aber dem Willen Gottes überlassen, so mag der Erfolg unserer Unternehmungen seyn, welcher er will, er wird uns nie beunruhigen; denn alsdann sind wir überzeugt, daß er, wie er auch ausfallen möge, nichts anders als gut seyn und zu unserm Besten dienen könne.

Gleichwie der Mensch allmählig entsteht und wächst, so rücken auch dessen Schicksale, oder die Führungen Gottes im Rücksicht auf ihr allmählig herrlich. Jeder Wechsel oder Veränderung, die Statt haben, bringen die Menschheit ihrer wahren Größe und Vollkommenheit näher, und machen sie der Annäherung

*) Zusatz der Seherin: „Ich will nichts mehr von Gott erbitten, denn er gibt mir immer mehr zu verstehen; und darum will ich bitten, daß er mich in Allem den Geist, d. i. die unsichtbaren Wirkungen Gottes in Allem, erkennen wolle, denn sonst bin ich nicht glücklich.“

zu Gott fähiger *). Die Fortschritte der Menschheit, so wie der Gang alles dessen, was geschehen soll, sind schnell und langsam zugleich. Die Erde dreht sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit um ihre Axe, und doch scheint sie dem, der den Aufgang der Sonne erwartet, sich langsam zu drehen. So kommt auch, unsern Einsichten nach, Alles langsam hervor, obgleich den Absichten Gottes nach äußerst geschwind. So wie eine in die Luft geschossene Kugel ihren gewissen, der Kraft, die sie in Bewegung setzte, abgemessenen Lauf nimmt, so nimmt auch Alles in der Welt auf der ihm angewiesenen Bahn seinen Lauf. Der Mensch kann nichts dabey thun, nichts hindern; daher thut er wohl, bey Allem sich ruhig zu verhalten. So lange die Absichten Gottes gleichsam nur stückweise bekannt werden, so lange uns die Offenbarungen Gottes nur als einzelne Theile, deren Zusammenhang wir nicht wahrnehmen, vorkommen, so lange sind

*) Dieses steht nicht im Widerspruch mit dem geweissagten Verderben der letzten Zeiten; denn Alles, auch Lauheit und Indifferentismus, dient indirect zur Beförderung der Absichten Gottes, und je heller das Licht, um so greller daneben der Schatten, bis zur Verklärung, wo nur Farbenbrechung und keine Finsterniß mehr ist.

wir in allen Stücken Veränderungen unterwerfen; und Tag und Nacht, Schmerz und Freude, wechseln in uns ab. Ist aber der Zweck, sind aber die Absichten Gottes einmal erreicht, so haben keine Veränderungen die irgend eine unangenehme Empfindung in uns verursachen könnten, mehr Statt; dann ist ein ewiges Heute, dann rücken wir immer in der Erkenntniß weiter, und finden in alle Ewigkeit Stoff zur Ergötzung; dann ist ein ewiges Einerley, das ist: wir entdecken Eins nach dem Andern, aber wir bemerken zugleich, wie Alles zusammenhängend, wie Alles Eins ist.

Neunzehnter Abschnitt.

Das was man mit dem Worte Krisis bezeichnet, ist der Zustand der Natur*), und dieser hat von Anfang der Welt an Statt gehabt, und wenn man ihm

*) Nicht nach dem Maaßstab der gemeinen sinnlichen Natur, für die er unnatürlich ist, und die daher unterworfen dabey ist und im Schlafe liegt, sondern nach dem Maaßstabe der reinern Schöpfung, in die wir seiner Zeit, und zwar zu noch weit höherm Licht, als das anfängliche, wieder eingehn.

als Zuſtand der Natur ganz getreu bleibt, ſo wird er auch Zuſtand der Wahrheit. Es gab Menſchen, die vermöge ihres innern Lichts mit wenigen Worten vortreffliche Dinge und große Wahrheiten geſagt haben; deſgleichen gibt es Augenblicke, wo eine in Kriſis verſetzte Perſon das Licht in ſich wahrnimmt, Gebrauch davon macht, und Wahrheiten entdeckt. Der Magnetismus kann auch als Heilkraft ſich über den Körper verbreiten *); denn da der Menſch es nicht immer in ſeiner Gewalt hat, im reinen Zuſtande der Natur zu verharren, ſo äußert ſich die magnetiſche Kraft, wenn ſie phyſiſch angewendet wird, auch nach den Regeln der phyſiſchen Natur.

Je einfacher wir werden, je gelaſſener ich mich verhalte, deſto beſſer; denn auch in den helleſten Kriſen ſoll man keine Bewunderung erregen wollen; man muß ſich hüten, daß nichts Leidenſchaftliches ſich darein miſche, indem es ſonſt aufhört der reine Zuſtand der Natur zu ſeyn, und leicht Irrthum entſtehen kann. Natur und Zweck Gottes iſt eins **); im Zuſtande der Natur muß man beydes verbinden, und

*) Merkwürdig erſcheint in dieſen Worten die körperliche Wirkung als untergeordnet, als bloßer Ausfluß auf das äußere irdiſche Leben; mehr davon hernach.

**) S. die erſte Anmerk. zu dieſem Abſchn.

sich nicht übereilen, wenn man sich nicht ruhig, erwartend und ohne Eigenwillen dabey verhält, oder wenn man es als etwas Wunderbares anstaunt, so verliert die Sache selbst dabey. — Ich könnte gleich durch [illegible] einen Strich machen; indessen sind [illegible] zu entschuldigen, denn sie wissen es nicht besser *). Das Gekünstelte, was sie bey den Krisen machen oder finden, liegt eben so wenig im Magnetismus, als die Bemerkungen, die sie dabey machen, und die Resultate, die sie daraus ziehen. Der Zustand der Natur verursacht keine Convulsionen; indessen ist es rathsam, daß man Personen, die über die Sache spotten, bey den Krisen nicht gegenwärtig seyn läßt, weil deren Gegenwart die Aeußerung des Lichts in uns hindert. Mittelst ihrer Künsteleyen machen die Magnetisirer Einschränkungen, wodurch man die Person in Krisis auch eingeschränkt wird; denn eine solche, in dem Zustande, ist äußerst zart und empfindlich, und der Magnetismus, da wo er physisch gebraucht wird, muß nothwendig auf das Physische derselben wirken. — In den [illegible] sucht man gar zu ängstlich zu vermeiden, was

*) Das Ausgelassene bezieht sich auf damalige persönliche Verhältnisse und Anstalten; weil es vielleicht noch jetzt verwunden könnte, lassen wir es weg.

nach der Meinung des Magnetiſirers hindern könnte; man iſt gar zu furchtſam, man glaubt z. B. daß ein Schall, daß eine unbedeutende Kleinigkeit, Schaden bringe. Der Magnetiſirer führt gleichſam eine Art von Gebäude, von Feſtung, um die Perſon her, in welcher ſie ruhen ſoll; dieß iſt unnöthig; indeſſen, da man bey verſchiedenen Perſonen bemerkt hat, daß ein Schall, ein Geräuſch, ihnen unangenehme Empfindungen verurſacht hat, ſo ſchließt man daraus, daß die Vermeidung deſſelben beym Magnetiſiren unausbleiblich nothwendig ſey, und daß ohne eine beſondere ängſtliche Vorſorge eine in Kriſis verſetzte Perſon leiden müſſe, und die Kriſis nicht befördert werden könne. Man gewöhnt den Körper der Kriſiaken um deſto leichter an ſolche Vorſorge, da derſelbe während der Kriſis äußerſt leicht annimmt; und daher geſchieht es, daß bey den Meiſten darauf Bezug habende ähnliche Phänomene Statt finden, um ſo mehr, da die Perſonen, die in Kriſis verſetzt werden, Patienten, und folglich ſchon an und für ſich empfindlich ſind. Inzwiſchen ſoll man bey den Bewegungen, die man in ihnen hervorbringt, nie heftig ſondern ſanft verfahren. Man muß ſich immer nach der Beſchaffenheit der Umſtände richten. Die Natur, ſo wie die Wahrheit, iſt einfach; wir aber ſind für das Man-

nigfaltige, und ſtatt auf die Kraft, die ſich äußert, und Phänomene der Art hervorbringt, zu merken, bleiben wir bey den Phänomenen ſelbſt ſtehen, und halten uns bloß an das was wir wahrnehmen. Die magnetiſche Kraft iſt eine in uns liegende aber uns unbekannte Kraft, die ſich, nach der Art, wie wir ſie benutzen, phyſiſch äußert, und phyſiſche und geiſtige Wirkungen hervorbringen kann.

Es kann geſchehen, daß wenn ein Kriſiake das wahre Licht in ſich wahrnimmt, manches Auffallende, Bewundernswürdige dabey herauskommt; indeſſen muß ein ſolcher doch der Natur völlig getreu bleiben, damit das Künſtliche, das Bewundernswürdige der Kriſe den Anweſenden nicht zu auffallend vorkomme; er muß ganz einfach und natürlich dabey zu Werke gehn, und verhüten daß man nicht darüber ſtaune. Wo wahre Natur iſt, herrſcht Kunſt, aber eine verſtändige, weſentliche Kunſt, mit welcher man nicht wie die Kinder ſpielen ſoll *).

*) Die Natur iſt ſelbſt die größte Künſtlerin; des Menſchen wahre Kunſt iſt, in ſeinen Hervorbringungen den Wegen der Natur zu folgen, und die Natur in Stand zu ſetzen, ihr Kunſtvermögen zu äußern. So ſchon im Acker- und Pflanzenbau. Dieß geht ſogar in die plaſtiſche Kunſt über, wo der Menſch das

Das was wir Magnetismus nennen, exiſtirte immer, aber ohne dieſen Namen zu führen. Da in der gegenwärtigen Zeit äuſsere körperliche Empfindungen dadurch erregt werden, ſo macht er viel Aufſehens. Entdeckungen, die im Aeuſserlichen gemacht werden, geben zu vielem Räſonniren und Raffiniren Anlaſs, und ermuntern uns zur Thätigkeit. Bey geiſtigen Entdeckungen und Wahrnehmungen hingegen, ſie mögen uns auch noch ſo angenehm ſeyn, verhält man ſich ruhig. Man iſt, ohne durch das innere Licht darauf geführt zu werden, phyſiſch auf den Magnetismus verfallen; auch hat man bloſs die Aeuſſerungen und Wirkungen, nicht aber das Licht oder die wirkende Kraft kennen lernen. Das innere Licht iſt immer daſſelbe, aber deſſen Aeuſſerungen und Wirkungen, da wo es auf Erkenntniſs der Wahrheit ankommt, leiden Veränderung; es iſt im Grunde immer das Alte, dem Menſchen aber ſcheint es neu; das kommt auf den Zeitpunkt an, in welchem er es ſieht. Dieſs Licht hat Bezug auf Wahrheiten aller[ley] Art, nicht

---

merkwürdige Vermögen hat, die Natur in ihren erhöheten Begriff hinein, gleichſam prophetiſch zu verfolgen, indem er ſie im ſogenannten Ideal zeigt, welches nur eine wahrere, vom Niedern und Zufälligen befreyte Natur iſt.

allein auf geistige, sondern auch physische, und auf menschliche Wissenschaften und Kenntnisse. Es hat Menschen gegeben, die, ohne es zu kennen, durch dieß Licht vielbedeutende Reden geführt haben, wie z. B. Kaiphas, da er sagte: »Es ist besser daß Einer sterbe, denn daß das ganze Volk verderbe**). Jeder Mensch, der Heide sowohl als der Christ, hat dieses Licht, und Viele der erstern haben diesem Lichte ihre schönen Sittensprüche zu danken.**) — Gucht der

---

*) Kaiphas weissagte (sprach höhere Wahrheit aus) weil er damals Hoherpriester war (Joh. 11, 51), d. i. mit diesem Amt war eine gewisse Entwickelung des innern Lichts verbunden, die bis zur klärern und bewußten Erleuchtung des h. Geistes steigen konnte, wenn der Beamte deren fähig war, wie ein Samuel und andre Propheten. Kaiphas wußte nicht um den Sinn seiner Rede. Diese Betrachtung führt sehr weit. Vg. Blätter G. Samml. S. 308. 311. 312. 314. Alles Licht kommt aus Einer Lichtquelle, es ist oder bleibt aber nicht allerwärts unmittelbar. Wenn sich der Wiederschein (Reflex) mit dem Urlicht vereinigt, und in der Maaße, als er es thut, ist hohe Weissagung vorhanden. Manchmal schiebt sich auch bey den unmittelbar Begabten die Wolke der Ichheit dazwischen.

**) Der Christ hat auf Weissagung wie auf Heiligung, nämlich auf den h. Geist, einen rechtsgültigen Anspruch geschenkt erhalten, benutzt ihn aber oft schlechter, als der Besitzer des bloßen Wiederscheins bessern

Mensch Wahrheit, so findet er sie für sich; erfordern es Zeit und Umstände, daß gewisse Wahrheiten bekannt werden, so werden sie irgend Einem verliehen, nicht bloß zu seinem, sondern auch zu Andrer Besten; und in dem Fall muß ein solcher sie in Demuth annehmen, und nicht stolz darauf seyn. Kaiphas redete Wahrheit, aber er verstand nicht was er sagte; er verband damit einen politischen Begriff. Unser Licht ist in der Hand Gottes; diese verfährt damit je nachdem die Zeiten sind. — Die Natur in uns und außer uns ist so einfach, daß wir bey den vervielfältigten Dingen, womit wir uns abgeben, sie nicht erkennen können; auch vermag der Mensch die Wahrheit nicht aus eigner Kraft zu finden *).

Was ich vom Magnetismus gesagt habe, müssen wir für uns behalten **); unsere Mitbrüder wollen

---

Schimmer benutzt. — Auch im Magnetismus leuchtet zunächst nur der menschliche Wiederschein, d. i. das Naturlicht, kann sich aber bey Christen leicht mit dem Urlicht verbinden.

*) Zusatz der Seherin: »Ich bitte Gott nicht, daß er mir Etwas, das Verwunderung und Aufsehen erregen kann, verleihen möge; denn sonst würde ich die Gabe, die er mir verliehen hat, verlieren.«

**) Man bedenke, daß dieß vor 37 Jahren (1788) gesprochen ist, und vergleiche damit, was sie von dem verschiedenen Zeitbedarf sagt.

auch das Gute, sie haben aber keine Kenntniß von der Sache, und das ist nicht ihre Schuld. Der Charakter der jetztlebenden Menschen ist zum Theil Ursache, daß sie sich dabey benehmen, wie sie thun. Es ist mit dem Magnetismus, wie ich vormals gesagt habe; was ich jetzt hinzusetze, soll bloß dienen die Sache deutlicher zu machen; er hat auch Bezug auf das Physische; im Ganzen aber müssen wir ihn als eine Kraft ansehen, die unter der Regierung Gottes steht, und deren Wirkungen von Gott abhängen. Thut das der Magnetisirer, so kann er ruhig und gelassen seyn. Dagegen ist es gewiß, daß sobald sich, es sey nun von Seiten des Magnetisirers oder der Krisiaken, Leidenschaften darein mischen, letztere weder Ruhe noch Erkenntniß in ihren Krisen haben kann.

Ohne Zweifel können gewisse Ceremonien beym Magnetisiren, wie beym Gottesdienst, uns erheben, aber sie können auch die zur Sache erforderliche Stimmung verhindern; zu einer Zeit finden wir Geschmack daran, zu einer andern bringen sie uns aus unserer Fassung; unser Geist und Seele *) lieben mehr das Na-

*) Auch die Seele, wenn sie ihr wahres Bedürfniß erkannt hat und geistlich geworden, obwohl sie die Quelle der Mannigfaltigkeit, das Prisma der Vielfarbigkeit ist.

türliche, das Einfache; dieß befördert mehr gleichartige Wirkungen. — Man mache ſich nicht zum Geſetz, ſich vor dem Magnetiſiren ſammeln zu wollen — der Verſtändige iſt nie zerſtreut, ſondern immer geſammelt — oder zu beten. Freylich iſt das Gebet unſerm Geiſte zuträglich, aber man ſoll ſich nicht daran binden. Will ich durchaus beten, zu einer beſtimmten Stunde beten, ſo kann es ſeyn, daß ich in der Stunde fähig dazu bin, aber es kann auch ſeyn, daß zu der Zeit meine Seele ſich lieber ruhig verhält und nicht beten mag. Macht man es ſich nun zum Geſetz, und findet man ſich dazu zu träge, ſo wird man unruhig, und man macht ſich Vorwürfe, daß man nicht beten kann, oder nicht gebetet hat. Das heißt nicht wie freye Menſchen handeln *). Der Geiſt nimmt gern Alles an, was von Gott kommt und ſich auf Gott bezieht; aber die Seele iſt ein Kind, iſt oft zerſtreut und zappelt **) gern; man kann ſie nur eine Zeit lang zappeln laſſen, ſie wird ſich doch wieder mei-

*) Die zeitweiſe Unfähigkeit, ſich in Worte zu faſſen, ſchließt jedoch das unausſprechliche Seufzen nicht aus, welches in ſolchem Fall an die Stelle des Wortgebets treten kann, und das aus dem Geiſt der Freyheit und Kindſchaft kommt.

**) Zaudert, hält ſich auf.

den. Sich bey Allem ganz natürlich verhalten, bringt großen Vortheil; dieß ist eine Kunst, um die wir Gott bitten müssen; zu seiner Zeit empfangen wir das, warum wir bitten.

Der Magnetismus hat Heilkräfte, und folglich kann er dem Körper wohlbekommen. Jede Kraft unsers innern wahren Menschen, wenn sie sich äußert, thut auch dem Körper wohl.

Zwanzigster Abschnitt.

Mein Zustand hindert mich nicht so sehr an meinem zeitlichen Beruf, als man glauben könnte; in der Rücksicht habe ich nichts verloren, wenn ich jetzt arbeite, so thue ich es mit mehr Verstand und Einsicht, und zapple weniger dabey, wie vormals; weil man mich aber für einen Sonderling hält, so thut mir das wehe, und schwächt mich. Ich will den irdischen Beruf nicht aufheben, nur wünsche ich, daß ihn die Menschen als Mittel, und nicht als Zweck ansehen möchten. Ich soll mich weder allein dem zeitlichen, noch allein dem ewigen Beruf und den stillen Betrachtungen widmen; das Eine wie das Andre

würde mir ſchaden; ich muß den ewigen und zeitlichen Beruf mit einander verbinden.

Die Menſchen wenden überhaupt, ſowohl im Zeitlichen als im Geiſtlichen, weit mehr Mühe und Arbeit an als nöthig wäre. Gott will nicht, daß wir uns anſtrengen ſollen. Alles könnte ſo viel leichter geſchehen, wenn wir der Natur mehr getreu wären, Vieles der Leitung Gottes überließen, und nur die Mittel, die ſich auf dem Wege finden, auf den uns die Vorſehung geſetzt hat, augenblicklich benutzen wollten. Die Sorge für die Zukunft, das Planemachen für unſer zeitliches Glück und Fortkommen in der Welt, iſt eine drückende Plage für uns; wir werden dadurch uns ſelbſt und Andern beſchwerlich, und erreichen doch niemals oder äußerſt ſelten das, was wir ſuchen. — Dem Weiſen können Glücksgüter mangeln; da er aber Verſtand hat, ſo genießt er, auch bey dem Mangel derſelben, dennoch den Geiſt davon *), während Andre das Aeußere, die Schale genießen. — Es gibt Menſchen, die das einſehen, und denen daher die Betreibung ihres zeitlichen und ihres geiſtigen Berufs viel leichter wird; dieſe leiden aber alsdann

*) Was das heiſſe, davon ſ. eine kleine Andeutung Blätter f. h. Wahrh. 5. Samml. S. 121 f.

auf einer andern Seite, indem nämlich die Menschen, die sie umgeben, anders sind, anders denken, und mit ihnen disharmoniren. Es bleibt also immer wahr, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen muß. In diesem Leben wird es einem Jeden sauer, dem Weisen sowohl als dem Thoren, aber auf verschiedene Art.

In der Schöpfung ist Manches, das uns zum Spielwerk dienen kann, und zu unserer Belustigung dazuseyn scheint. Wir dürfen Gebrauch davon machen, aber als Männer, nicht als Kinder; wir dürfen nicht daran hängen und es zu unsern Bedürfnissen zählen. Der Gebrauch, den wir davon machen, muß uns Anleitung geben, Gottes, unsers Wohlthäters, eingedenk zu seyn.

Es ist nichts, das die Menschen durch ihre Vernunft nicht zu erklären wissen; nur Schade, daß so viele ihrer Erklärungen falsch sind. — Oft geschieht es, daß wir unsern Verstand auf irdische Dinge, die nicht für ihn gemacht sind, anwenden; der Erfolg davon ist, daß er immer mehr von seiner Kraft verliert und stumpf wird.

Hienieden kann der Mensch nicht im beständigen Genuß der Wahrheit seyn, weil er auf dieser Welt, so wie Alles was ihn umgibt, der Veränderung un-

terwerfen iſt und unterwerfen ſeyn muß; er könnte es entweder nicht ertragen, oder es würde ihm zuletzt unſchmackhaft werden.

Kein Menſch darf über das Gewiſſen Andrer urtheilen und richten. Die Apoſtel hatten dazu die Vollmacht, wir aber haben ſie nicht. — Ich will nicht von Menſchen, ſondern allein von Gott lernen *). Die Menſchen halten ſelbſt nicht was ſie lehren. Selbſt gute Menſchen trauen ihrer Vernunft zu viel zu; ich will die Vernunft nicht aufheben, aber ich wünſchte daß die Menſchen den rechten Gebrauch davon machten, und daß ſie endlich einmal verſtehen lernten, was Chriſtus iſt. Wir dürfen und ſollen die Vernunft brauchen, aber unter der Leitung des Geiſtes, und mit dem Wunſche, daß Gott ſie erleuchten möge. Plane machen, Schlöſſer in die Luft bauen, iſt Mißbrauch der Vernunft.

Wenn gewiſſe Herren kommen und mir ſagen

---

*) Man verſtehe das in der Anwendung nur recht. Gott lehrt uns bald unmittelbar, und bald mittelbar Einen durch den Andern (vg. 1 Kor. 14, 31), und ſchickt uns, wenn wir ſeine Wahrheit begehren, oft unerwartet Menſchen und Bücher, auch Begebenheiten, die dann ſein Mund ſind. Auch ſo lernen wir allein von Gott, und verlaſſen uns nicht auf Menſchenweisheit.

sollten, daß ich doch auch von meiner Vernunft Gebrauch machen möchte, so werde ich sie bitten mir zu sagen, was Vernunft ist, und wie ich sie brauchen soll? Schwerlich werden sie mir das sagen können.

Verstand geht nur auf geistige Dinge, auf die Offenbarungen Gottes; Vernunft geht auf Dinge, die unser gegenwärtiges Leben betreffen. Jener nimmt von der Vernunft nicht an, außer in so fern als er den rechten, wahren Gebrauch von ihren Kenntnissen macht, als er sie erleuchtet und veredelt.

Ich bin den Menschen ein Räthsel; wollte ich es erklären, so würde ich es mit allen Classen von Menschen noch mehr verderben. Damit der Zweck Gottes und mein wahres Glück erreicht würde, mußte es mit mir so gehen als es bisher gegangen ist; meine und andrer Menschen Umstände erforderten es also. Die Menschen haben oft einen bestimmten Zweck, und wählen, um ihn zu erreichen, gewisse Mittel; erreichen sie ihn nicht, so werden sie unruhig. Indessen wird doch, bey diesem Mißlingen ihrer Absichten, der von Ewigkeit festgesetzte Zweck Gottes befördert, und der unendlich weise Gott bedient sich der von den Menschen angewandten Mittel, um seinen Zweck in Erfüllung zu bringen *).

*) Die Seherin setzt hier abgebrochen hinzu: Hören

Einundzwanzigster Abschnitt.

Es gibt mancherley Dinge, die man für Sünde hält, die aber nicht Sünde, sondern bloß Uebel sind *); solche Uebel liegen in uns. Die Bedürfnisse des Menschen waren ursprünglich einfach; jetzt vermag er nicht mehr einfach zu leben, er hat seine Bedürfnisse vervielfältigt. Diese Vervielfältigung ist nicht im Gesetz der Natur, sondern sie entsteht durch den verkehrten Gebrauch, den wir von den Dingen, die in der Natur sind, machen. Darin liegt das Uebel, das sich im Menschen befindet, das ihn drückt, und ihm die Tugend erschwert; es ist nicht Sünde, aber es kann zur Sünde Anlaß geben. Es ist ein Uebel,

---

Sie das Sausen des Windes? Dieser Wind thut meinem Geiste wohl, und Alles was dem Geiste wohlbekommt, ist auch dem Körper zuträglich.» Mit Hinzunahme dessen, was sie anderwärts vom Wind als einem geistigen Wesen sagt, werden diese Worte zur Erläuterung eines oben bemerkten Centralausflusses der magnetischen Kraft von innen auf den Körper dienen.

*) Hier hat sie unter den Scheinsünden, von denen schon im 7. Abschnitt die Rede war, besonders den Luxus, die übertriebenen Bedürfnisse und Vergnügungsmittel im Auge. Sie sind nur relativ sündlich, können in Unschuld gebraucht, aber sogar seelentödtend werden.

das aber zu unserer Vervollkommnung nothwendig ist; denn dadurch kann die Tugend eines Menschen so geprüft, so erhöhet werden, daß er gleichsam aus der Reihe der Menschheit getreten zu seyn scheint.

Die Menschen nehmen mit verkehrtem Eifer so mancherley Dinge vor; sie handeln ohne Kenntniß der Sache; sie bestreben sich da, wo es der Mühe nicht werth ist; sie lüstet nach Dingen, die zwar zu unserm Vergnügen, aber zu unserer Befriedigung nicht absolut nothwendig, in der Welt sind; sie begehren sie ohne Noth, und grämen sich, wenn sie derselben entbehren. Dieß ist ein im Menschen liegendes Uebel*), das aber zur Sünde werden kann, wenn nämlich der Mensch, indem er darauf ausgeht, seine wesentlichen Pflichten versäumt, oder wenn er sich auf eine unerlaubte Art und zum Nachtheil seines Nächsten in jener Dinge Besitz setzt. Die Dinge, die unsere Lüsternheit reizen und das Uebel in uns verursachen, sind von Gott erschaffen. Vor dem Fall fand solches Uebel noch nicht Statt; auch entstand es aus der Vervielfältigung.

In Dingen, die er nothwendig haben muß,

*) Anmerkung der Urschrift: »Der Mangel an Dingen, die wir zu unserer Glückseligkeit nothwendig halten, nennen wir Uebel.«

darf der Menſch ſeine Befriedigung ſuchen; ſucht er ſie aber in ſolchen, die einer ſteten Veränderung unterworfen ſind, ſo kann er nicht anders als unglücklich ſeyn. Es iſt Etwas in der Schöpfung, das ewig bleibt, und zu deſſen Genuß ein Jeglicher gelangen kann. Indem nun der Menſch, anſtatt dieſes Nothwendigen, bloß das Beluſtigende ſucht, ſo entfernt er ſich von der Wahrheit; ſucht er aber das Nothwendige, ſo wird ihm auch der Genuß des Beluſtigenden, das ihm auch zu Theil werden kann, deſto angenehmer und befriedigender *).

Je mehr der Menſch ſeine Begierden auf das Wahre richtet, deſto mehr wird das Uebel für ihn aufgehoben, für ihn, aber nicht für das Ganze. Das Ganze wird immer vom Uebel gedrückt; ein Solcher aber ſpürt es dann nur in ſo fern, als es ſeine Mitmenſchen betrifft. Es iſt wohl zu unterſcheiden, in wie fern das Uebel uns perſönlich, und in wie fern es Andre angeht. Betrifft es Andre, ſo ſoll es uns erinnern auf unſerer Hut zu ſeyn, damit wir nicht

*) Die Lehre des reinen Genuſſes iſt kurz die: Suche das Beluſtigende nicht als Zweck ſeiner ſelbſt, ſondern nimm es hin als Mittel der Stärkung, und zwar geiſtig, ſo wird es dir nicht bloß zwiefach nützlich, ſondern auch doppelt angenehm ohne Ueberdruß.

ebenfalls wieder davon hingerissen werden und darunter erliegen zu sollen, soll uns veranlassen, uns um so mehr dem Schutze Gottes anzuvertrauen, und hohe Gefühle in unserer Seele erregen, indem wir Gott bitten, daß das Uebel vom Menschen weggenommen werden möge. Drückt mich das Uebel noch unmittelbar, so bin ich noch von der Wahrheit entfernt, ich bin noch auf dem Wege sie zu suchen, und der Schmerz, den mir das Uebel verursacht, hält mich vom Ziel ab.

Das Uebel vergräbt gleichsam den menschlichen Verstand. Gewöhnlich ist der Mensch aufmerksamer auf die anscheinende Unordnung und Disharmonie und auf das Uebel in der Welt, als auf die Sünde, die in uns ist, und woran das ganze Menschengeschlecht Theil hat. Erinnerte er sich mehr an die Sünde in ihm, so würde er das Uebel in der Welt weniger spüren, und es würde ihn weniger befremden. Das Uebel ist auch daher nothwendig, daß es dient den Menschen auf seine Gebrechen aufmerksam zu machen.

Je nachdem der Mensch seine Bedürfnisse mehr oder weniger vervielfältigt, empfindet er mehr oder weniger das Uebel; auch kann eine und ebendieselbe Sache dem Einen angenehm, dem Andern unangenehm seyn, von dem Einen als gut, von dem Andern als böse angesehen werden. Alles was ist, ist

gut, der Menſch ſelbſt macht es böſe. Wenn der Menſch aufhört böſe zu ſeyn, ſo iſt das Uebel aufgehoben. Daher ſieht auch der gute Menſch, ohngeachtet des Böſen, das noch in ſeiner Natur iſt, nicht als Uebel an, was die Welt Uebel nennt.

Da das Uebel eigentlich in dem unrichtigen Begriffe beſteht, den wir von den Dingen in der Welt haben, die wir benutzen ſollen, und da es eine Art von Binde oder Hülle iſt, die uns verhindert, das, was uns gut iſt, zu ſehen: ſo mußte ſich auch dieß Uebel vermehren, je nachdem ſich die Menſchen und deren Bedürfniſſe und Beſchäftigungen vermehrten, und deren Verfeinerung zunahm. Die ſogenannten aufgeklärten Perſonen ſpüren das Uebel mehr wie Andere; es iſt gleichſam als wenn ſie den Geruch und das Geſicht verloren hätten; auch haben ſie Ferngläſer, Bücher und dergleichen nöthig, um zu lernen. Dem rohen, unverfeinerten Menſchen, der eine andre Art zu ſehen, zu denken und zu empfinden hat, kommen manche Dinge in der Welt nicht ſo übel vor, als ſie dem Verfeinerten ſcheinen. Ein ſolcher kann ſich das Uebel nicht ſo vergegenwärtigen; er kann das Leid, das mittelſt des Uebels die Menſchen drückt, nicht ſo feſthalten; denn es gehört ein gewiſſer Grad von Empfindſamkeit dazu, um gewiſſe Dinge als ein

Uebel anzusehen. Zwar gibt es auch unter den sogenannten Wilden Einige, die feinere, lebhaftere Empfindungen als Andre haben; aber sie sind sich deren nicht vollständig bewußt, sie können sich keine Rechenschaft davon geben, und daher sind sie ihnen auch weniger beschwerlich.

Wir wollen Gott bitten, er möge uns lehren, Alles wohl zu unterscheiden und zu beurtheilen; dann lernen wir sowohl uns selbst als Andre kennen; dann lernen wir das Uebel ertragen, ohne daß es uns Schmerzen verursacht *).

Es kommt sehr darauf an, wenig zu wissen, aber viel zu verstehen. Der Mensch ist stets nach Neuem begierig, er sucht immer neue große Entdekkungen zu machen, und geht dem, was ihm in der Nähe liegt, und was ihm das Entfernte, das er zu

---

*) Wer zu einem gewissen Punkte gefördert ist, gelangt zu einer Art von Unempfindlichkeit oder Gleichgültigkeit im Ertragen und Entbehren (vg. Phil. 4, 11 — 13), welche doch die äußere Theilnahme und das innere Vergnügen nicht aufhebt, sondern erhöht. Es ist die Unverwundbarkeit des Begnadigten, und die höchste Lebensweisheit, wie sie weder die Stoische noch die Aristippische Philosophie verleihen kann. Sie schließt auch das Leiden nicht aus, aber sie mildert es, und gibt ihm beseligende Wirkungen.

entdecken ſich bemüht, verſtändlich machen könnte, vorbey. Je mehr wir uns ſelbſt kennen, je mehr lernen wir auch die Natur kennen; freylich gelangen wir nie dazu, alle Eigenſchaften aller Dinge zu begreifen; aber die Begriffe, die wir alsdann davon erhalten, ſind grader, treffender, richtiger.

Zweyundzwanzigſter Abſchnitt.

Alle Offenbarungen Gottes in Rückſicht auf die Menſchen geſchehen durch Geſchöpfe, durch ſinnliche ſichtbare Zeichen. Da der Menſch mit äußern Sinnen ausgeſtattet iſt, ſo konnte es nicht anders ſeyn. Jedes Geſchöpf iſt Sprache Gottes, jedes Geſchöpf hat Etwas in ſich, woran man Gott erkennen kann. Der Menſch aber iſt vorzüglich das Ebenbild Gottes, indem er eine zwiefache Schöpfung in ſich vereinigt, deren eine er mit Allem, was ihn umgibt, gemein hat, und worin die andre darin beſteht, daß er mit einem Geiſt begabt worden iſt. Gott hat ſich dem Menſchen bekannt gemacht, einmal durch die ganze ſichtbare Schöpfung, die nichts Anderes als eine vielfältige Sprache oder ein mannigfaltiger Ausdruck der Eigen-

schaften Gottes ist, und fürs andre durch die Offenbarung; indessen ist die letzte dermaßen geschehen, daß sie gleichfalls in unsere äußere Sinne fallen konnte*); den wahren Sinn, den Geist aber, kann nur der Geist fassen, nachdem er von dem Geiste Gottes erleuchtet worden. — Gottesdienst ist die Seele**) der Religion, und in dieser Seele sollen wir den Geist Gottes gespiegelt finden, damit er auf unsern Geist wirken könne. Alles was ist, ist in Gott und kommt von Gott; will Gott sich uns offenbaren, so muß es durch Geschöpfe geschehen, und zwar für Geschöpfe unserer Art, durch Materie. Alles was wir sehn, ist ein Bild, ist ein äußeres Zeichen der Eigenschaften Gottes; daher ist auch das Sichtbare nicht das, wofür wir es ansehen; die Eigenschaft selbst, die darin liegt und sich dadurch geäußert hat, ist uns unsichtbar. Der Mensch, der das Sichtbare als eine Aeußerung des Unsichtbaren einzusehen vermag, ist schon weit gekommen. — Daher existirt auch nichts, was sich ganz verändern könnte; es muß bleiben wie es ist; nur das Sichtbare, die Schale, fällt ab, und dann zeigt sich das Ganze in seiner ursprünglichen Schönheit.

*) und sich ihnen verwandt ausdrückte.

**) Das prädikatische Aeußere, im Gegensatz vom Geist.

Das iſt das neue Jeruſalem, in welchem wir wohnen ſollen; unſere Sinne ſehen dann nicht ſowohl das Aeußere, als vielmehr das Innere, die Eigenſchaften der Dinge ſelbſt, und das heißt Gott ſehen *).

In der Schöpfung ſehen wir alle Eigenſchaften Gottes in Bildern, in der Erlöſung ſehen wir Gott ohne äußerliche Zeichen. Ohne die uns umgebende Schöpfung könnten wir uns gar keinen Begriff von Gott machen; indeſſen bemerken wir doch in der Schöpfung nur Abdrücke, nur Bilder, gleichſam nur abgebrochene Theile und Stücke der göttlichen Kräfte und Eigenſchaften, wir unterſcheiden da z. B. ein Element von dem andern; dagegen wir in Chriſto, in der Erlöſung, das Weſen ſelbſt, das Ganze der Eigenſchaften, die Kraft Gottes wahrnehmen werden.

Das Sichtbare und Unſichtbare, Geiſt, Seele und Körper, ſind ſo genau mit einander verbunden, daß keine völlige Trennung oder Auflöſung derſelben Statt finden kann; das Sichtbare aber nimmt eine ſolche Geſtalt an, daß wir das Uhrwerk, die Kraft, die im Sichtbaren wirkt, wahrnehmen können. Wäre

*) Die Seherin ſagt nicht, daß dieß die einzige Art ſey. Wir können Gott ſehen in allen ſeinen Offenbarungen, und darunter iſt die höchſte die Perſon des Sohnes. Vg. das Folg.

alles Sichtbare und Unsichtbare nicht so genau mit einander verbunden, so könnten äußere Handlungen unmöglich Einfluß auf unsern Geist haben, und dieser könnte sich nicht in äußern Handlungen zeigen. Alles, Schöpfung, Offenbarung, Religion, Alles ist unzertrennlich.

Von allem diesen kann zwar der Verstand, aber nicht die Vernunft Wahrnehmungen haben. Der Verstand, der Geist, hat Einheit, daher kann er das Ganze übersehen, und in Allem nur Eins, und von Allem den Zusammenhang wahrnehmen. Die Vernunft oder die Seele kann unmöglich das Ganze überschauen, oder sich eine deutliche Vorstellung davon machen; sie kann das Einfache, die Einheit, nicht ertragen; sie ist wie ein Kind, das Abwechselungen liebt; ihre Sinne, die nach Mannigfaltigkeit trachten, vervielfältigen das Einfache oder die Einheit in mancherley sinnliche Bilder außer uns, und ergötzen sich damit; überdem wird ihr Alles nur stückweise zu Theil, und kann ihr auch nur stückweise zu Theil werden. Eben daher ist es auch nicht thunlich, alle Wahrnehmungen des Geistes, die einfach sind, mit Worten auszudrücken. Alle Eigenschaften nehmen je nach ihrer Verschiedenheit verschiedene Körper an; die verschiedenen Kräfte in der Natur unterscheiden sich

in ihren Aeußerungen, und bilden ganz von einander verschiedene Körper, so daß die bittere Pflanze eine andre Gestalt hat als die süße u. s. w. Eben so ist es mit den Bildern und Zeichen, wodurch ich die Wahrnehmungen des Geistes ausdrücke; letztere sind von verschiedener Art, und kommen unter verschiedenen Gestalten zu Ihnen; den Geist, den wahren Sinn davon, müssen Sie selbst suchen. — Nur durch die Kraft Gottes unterstützt können wir die Verbindung des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren und den Zusammenhang von Allem einsehen. Wir erkennen keine Wahrheit durch uns selbst, jede wird durch die Gnade Gottes erkannt; und was ich nicht durch mich selbst erkenne, kann ich auch nicht nach Willkühr brauchen, sondern ich muß dessen Gebrauch und Genuß durch Gott bestimmen lassen. Es ist äußerst nützlich für den Menschen, sich und Alles Gotte ganz zu überlassen; denn auf die Art kann er stark werden.

Schon in der Zeit, schon in der sichtbaren Welt, können wir die unsichtbare, können wir die Ewigkeit sehen; die Ewigkeit ist schon da, nur hat sie ein ander Gewand an, das sie ablegen und sich dann im ursprünglichen Kleide der Schöpfung wieder darstellen wird. Eben so verhält es sich mit dem Menschen; selbst mit dem Insecte. Die zarte Haut, das zarte Gewand des Schmetterlings,

steht schon, aber unsichtbar, in seinem ersten größern Gewande; dieß fällt weg; dasselbe geschieht mit dem Menschen, mit der ganzen gegenwärtigen Schöpfung. So hat uns Gott in der Schöpfung Bilder von dem gegeben, was mit uns geschehen soll, und wozu wir bestimmt sind. Wie die Schöpfung Sprache oder Ausdruck der Eigenschaften Gottes ist, so ist sie auch Sprache über Ausdruck seines Zwecks und seiner Absichten mit uns.

Die Menschen handeln wie dumme Kinder, die Augen werden ihnen aber noch aufgehen. — Es ist Gott, der mir die Fähigkeit, die ich äußere, verleiht, und verschiedene Dinge meiner Vernunft begreiflich macht.

Es gibt außerordentlich viel Dinge, die den Menschen drücken, die Wahrheit erkennen, das macht mir oft bange, aber diese Bangigkeit ist nothwendig: sie führt uns immer tiefer, und veranlaßt, daß wir mehr in uns selbst dringen. *)

---

*) Aus gleichem Grunde erscheinen die Alten zum Theil höhere Wahrheiten ein melancholisches Gemüth, jedoch mit sozialischen Eigenschaften vermischt.

Dreyundzwanzigſter Abſchnitt.

Wäre Magnetismus nur das, wofür man ihn hält, ſo wäre es Zeit daß man aufhörte mich zu magnetiſiren. Man hat Unrecht ihn bloß als Heilungsmittel anzuſehen; freylich kann er als ſolches dienen, das iſt aber das Geringſte. Da man in den gegenwärtigen Zeiten ihn aus phyſiſchen Urſachen braucht, ſo hält man ihn für ein bloß phyſiſches Mittel. Zwar, indem man ihn als ſolches angewendet hat, iſt auch deſſen Kraft mehr entwickelt worden; man hat mittelſt deſſelben Krisen bewirkt, und da das Licht der Seele bey ſolchen geleuchtet, hat man ſie hellſehend genannt; indeſſen iſt das Licht, vermöge deſſen ſolche Krisen hell ſind, nicht bekannter geworden. Durch den phyſiſchen Gebrauch des Magnetismus hat man den Meyer mit dem Licht in Harmonie gebracht, und man hat ſolche Harmonie vorzüglich für den Körper benutzt, ohne jedoch ſich deſſen, was man machte, bewußt zu ſeyn. — Mein Zuſtand iſt ein Zuſtand der Natur, wobey nichts Wunderbares Statt findet *), und welcher darin beſteht, daß ich die Geiſter, der in

*) Für die Geiſterin im Hellſehen, ſ. die erſte Anmerk. zum 19. Abſchn.

unserer Natur liegen, und deren Kenntniß mir von Gott forderen dürfen, kenne, und sie Andern bekannt machen kann. Die Kraft, die zu dem Ende in mir liegt, hängt nicht von mir ab, und weder ich noch der Magnetiseur können fähig, wenn sie nicht entwickelt werden sollte, entwickeln. Wenn gleich auch in diesem Zustande noch etwas Anziehendes Statt findet, so ist er doch keinesweges an den gewöhnlichen maschinenmäßigen physischen Magnetismus gebunden, und hängt nicht von dem ab. Die Menschen verhalten sich bey dem Magnetismus wie bey der Offenbarung: sie bleiben beym Aeußern stehen, und bekümmern sich um den Kern, um den Geist nicht; darüber geht den Wenigsten ein Licht auf. — Die Entwickelung meiner innern Kraft hängt keinesweges von der Willkühr der Menschen, sondern von dem Willen Gottes allein ab; aus dem Grunde habe ich verschiedene Male gesagt: Wenn es Gottes Wille ist, so kann ich Ihnen noch dieses oder jenes mittheilen *):

*) Dasselbe hat verhältnißmäßig jeder Forscher, ja die Welt überhaupt zu sagen: Wenn es Gottes Wille ist, so werden wir noch dieses oder jenes lernen, einsehen, bekannt machen können. Gott entwickelt im rechten Zeitpunkt Kräfte, Erkenntniße, Erfindungen unter den Menschen, hohe und niedere; solche Dinge kommen oft wie ein Blitz in die Seele des Empfängers.

Zu der Aeußerung dieser von Gott in mir entwickelten Kraft ist eine gewisse Feinheit und Reizbarkeit der Seele erforderlich, die sich nicht in gleichem Grade bey allen Menschen befindet; die Kraft selbst aber liegt nicht in meiner Seele, denn sonst hätte ich sie nach Willkühr brauchen und anwenden, ich hätte Ihnen von Tag zu Tage sagen können, worüber ich Ihnen Erklärungen geben wolle, was mir thunlich und nicht thunlich sey, und wie Sie mich auf diese oder jene Art magnetisiren sollten. Diese Kraft liegt im Verstande, im Geist *). Ohne Zweifel können gewöhnliche Magnetiseurs Manches vermöge ihres Willens bewirken, und Manches, was sie hervorbringen wollen, erreichen, zur Verbesserung meines Zustandes aber könnten sie nichts beytragen; die Gabe, die ich in jetzigem äußere, ist ein mir von Gott verliehenes und anvertrautes Gut, das ich aber nicht austheilen kann wie ich will; über die vermag der menschliche Wille nichts, denn bey mir geht es auf das Innerste des Innern. Was ich in der Kraft rede, ist weder

*) Aus dieser sehr geistigen Art ihrer Wahrnehmungen erklärt man sich ihr unmittelbares Innewerden der Dinge, den Mangel an Erscheinungen oder Phantasmen, die im Spiegel der Seele geschaut werden, und manchmal täuschen können.

das Meine noch das Ihre, es gehört Gott, von dem ich es empfange. Hätte es nicht solche Verwandtniß damit; so wäre meine Seele schon längst durch die Beklemmniß, die mich immerhin drückt, geschwächt worden. — Was ich in meinen Briefen rede, scheint bald auf dieß, bald auf etwas Anderes zu gehen, und nicht zusammenhängend zu seyn; indessen sehe und empfinde ich die Ordnung und den Zusammenhang, die darin sind, während die, die mich hören, Unordnung darin finden *); dem, der das Ganze nicht umfaßt, müssen die einzelnen Dinge, die ich aus dem Ganzen vorbringe, nicht zusammenpassend und unzusammenhängend vorkommen.

Es hängt zwar von mir ab, von gewissen Dingen zu reden, wenn es Zeit dazu ist; wenn aber muß ich mich hüten; ich muß abwarten, bis ich dergleichen deutlich wahrnehme, und deutlich mittheilen kann. Ich thue wohl, Schritt vor Schritt zu gehen, weil ich allmählig die Dinge deutlicher einsehen und besser ausdrücken lerne, und weil ich auf die Art denen, die mich hören, faßlicher und begreiflicher werde. Es gibt Vieles, das der menschlichen Ver-

*) Vg. die Vorerinnerung in der 7. Samml.

nunft zusammenhängend, ungewöhnlich und unbegreiflich zu seyn scheint.

Ohne die Verkümmernisse, die mich gedrückt haben und noch drücken, wäre ich zu den Kenntnissen, die ich besitze, nicht gekommen. Es ist nun einmal so in der Welt, daß Alles durch Leiden bewährt werden muß. Geschähe das nicht, so würden wir uns die Ehre geben, wir würden uns zuschreiben, was doch Gott allein gehört; und sobald wir das thun, verlieren wir von unserer Erkenntniß, und sinken von der Höhe, auf welcher wir standen, herab. — Dem Physischen nach gehöre ich unter die Zahl aller der Andern, die Keime haben, aber nicht dem Innern, nicht dem Verstande nach. —

Der Wahrheit ist ein Ganzes, aber sie kann nur stückweise mitgetheilt werden; ich kann nur Theile der Wahrheit verbringen, weil ich sie eben so wenig ganz auffassen kann, als Andre sie ganz fassen können. Indem ich nun ein Stück vom Ganzen mittheile, so denkt sich ein Andrer Etwas dazu, er verbindet damit seine eigenen Begriffe, er betrachtet sich dasselbe als einen Grundstein zu einem Gebäude; das soll nicht seyn. Der Mensch soll das, was er vernimmt, sich merken, und geduldig die Erläuterung davon abwarten; er soll die Wahrheit, die er sind-

weise erhält, annehmen, diese Stücke festhalten, sich hüten sie mit seinen vorgefaßten Begriffen zu verbinden, und sie dadurch nicht deutlicher machen und erklären wollen; denn auf die Art würde er die Wahrheit binden und sie hindern frey zu wirken *). Dieß ist mit dem Magnetismus geschehen; man hat seine eigenen Begriffe damit verwebt, und folglich ihn falsch beurtheilt. Ein Gleiches geschieht mit den Religionswahrheiten; Gott hat sie nicht alle auf einmal offenbaren können, sie konnten nicht anders als stückweise bekannt werden, und mit diesen abgesonderten Theilen beschäftigte sich die menschliche Vernunft und verfiel auf Irrthümer. Verwebe ich eine empfangene Wahrheit mit meinen Begriffen, so kann sie mir nicht mehr zur Erläuterung folgender mir zu Theil werdenden Wahrheiten dienen; denn auf die Art lege ich sie gleichsam in den Schraubstock meiner Gedanken, ich unterwerfe sie mir, da ich ihr doch unterworfen seyn sollte, und entheilige sie.

Da ich nicht gern von mir selbst rede, so wissen Viele nicht, was sie aus mir machen sollen. Meine

*) Dauer glaubt Herausg. sich in seinen Anmerkungen gehütet zu haben, die auf allen Fall nicht binden sollen; er hat kein vorgefaßtes anderartiges System. Aber s. das Folg.

Pflicht ist, mich der Leitung Gottes ganz zu überlassen, und Gott zu bitten, daß ich nur das erkennen möge, was zu meiner Glückseligkeit nothwendig ist. Das vornehmste davon ist Selbsterkenntniß; erlange ich die, so ist mir wohl.

Selbst in meinen Krisen stoßen Verstand und Vernunft zusammen; auch da ist Kampf. Zu Zeiten behält mein Geist die Oberhand, dann freut er sich, dann steht er in genauerer Verbindung mit Gott, und dann gibt sich gern meine Vernunft unter den Geist, unter den Verstand gefangen. Unter diesen beyden ist ein sehr großer Unterschied. Ich sehe und unterscheide beyde so gut, daß ich sagen könnte, wie sie im Menschen gleichsam an verschiedenen Plätzen sind. Gewissen Leuten würde dieß lächerlich und schwärmerisch vorkommen, und doch ist dem also. Da sie es nicht mit Augen sehen, so ist das ihnen unbegreiflich, und um es zu verstehen, muß man das Verhältniß zwischen Geist und Seele kennen.

Man muß den Willen der Seele und die Vernunft ganz Gott hingeben; geschieht das nicht, so ist unser Wille immer in Unruhe und Kampf, indem er nicht weiß worauf er abzielen soll. Ich befehle mich in die Hand Gottes und sage: Wie Gott will; nur Er soll mich leiten! Will Gott nicht, daß ich

meiner Wahrnehmungen mittheilen soll, so kann ich es nicht; in dieser Ueberzeugung will ich nichts, und diese Willenlosigkeit ist keine Tugend; denn es wäre ja thöricht, Etwas zu wollen, was ich nicht ausführen kann.

Der innere Mensch ist dem äußern ähnlich; der Körper hat Hände und Füße, so hat der innere Mensch Kräfte, die auf solche Glieder Bezug haben. Das Sichtbare ist ja Aeußerung des Unsichtbaren; folglich ist im Aeußerlichen nichts, was nicht im Innern seinen Grund hat, oder seine Fähigkeiten und sein Vermögen von dem Innern entlehnt.

Der Mensch auf Erden hat nichts Anderes als den Willen Gottes zu thun; dieß macht sein Geschäft und sein Glück aus. Ein Anderes ist, sich ganz dem Willen Gottes überlassen, und Alles, was man unternimmt, ihm anheim stellen, und ein Anderes, bloß an der Grenze dieses Willens zu verweilen. Thue ich den Willen meiner Vernunft, so verweile ich bloß an der Grenze des göttlichen Willens; und in diesem Fall werfe ich mich bald auf diese bald auf eine andere Seite; ich suche bald hier bald dort durchzudringen; und da ich das nicht vermag, und durch den Willen Gottes, welcher unfehlbar geschehen muß, zurückgehalten werde, so bin ich unruhig.

Man kann mich nicht ſchweigen machen, ſonſt wäre es ſchon geſchehen. Das Reden ſchwächt mich nicht, und bringt mir keinen Nachtheil; hingegen würde es meinem Körper ſchaden, wenn man mich zwingen wollte zu ſchweigen. Freylich iſt das Reden in der Kriſis auch eine Arbeit, und deßhalb ſoll ich mich auch nachher ruhig verhalten. Dieß iſt nöthig, nicht weil mich die Kriſis ſchwächt, ſondern weil der Uebergang von der Kriſis in den gewöhnlichen Zuſtand nicht plötzlich geſchehen darf. Vor ungefähr vier Monaten ertheilte mir Jemand den Rath, nicht mehr zu reden; das verurſachte mir Convulſionen, und ſeitdem iſt mir immer bange, und es thut mir leid wenn ich erfahre, daß ich in der Kriſis geredet habe.

Der Menſch ſoll mit alle ſeinem Thun ſich Gott anheimſtellen. Wäre meine Vernunft auch noch ſo hell, ſo könnte ſie mich doch nicht leiten; das iſt das Amt des Verſtandes, des Geiſtes. Der Menſch ſoll die Vernunft brauchen, aber ſie ſoll nicht herrſchen, ſondern dem Verſtand unterworfen ſeyn. Ich kann unmöglich thun, was ich will. Alles was ich wahrnehme, und was in mir vorgeht, macht mir Freude; aber ſelbſt dieſe Freude kann ich nicht nach Willkühr genießen. Bey alle dem iſt es doch wahr, daß der Wille des Menſchen viel vermag; in dergleichen Din-

gen aber nicht. *) — Ich kenne rechtschaffene Leute, die mir immer anrathen, mich dem Willen Gottes zu überlassen; das thue ich, aber diese Leute verstehen mich nicht; sie glauben daß ich ganz ohne Vernunft handle, daß ich gar keine Einsichten habe, und daß ich so blindlings in den Tag hinein lebe.

Gott wolle die Verheissung an uns bestätigen: »Wo Zwey oder Drey versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.« Empfinden wir die Bestätigung davon, so können wir auch auf Andre wirken und sie stimmen; denn da wo der Geist einmal ist, von da weicht er nicht mehr. Wahrheit kommt von Gott, und der, welcher sie sucht, nähert sich Gott. Es soll nichts Vergängliches sondern etwas Unvergängliches unter uns vorgehn. Gott kehrt gerne bey denen ein, die sich ihm zur Wohnung anbieten.

Man kennt den Magnetismus nicht, weil man den Menschen nicht kennt. Je mehr dieß Mittel bey mir angewendet wird, je weniger Kunst wird sich bey mir zeigen, je weniger empfindlich werde ich in der Krisis seyn. Das Künstliche, was man bey Andern

*) Im Leiten des Menschen zu seiner Bestimmung und Glückseligkeit, zum Ergreifen und Festhalten der Freude u. s. w. Der Wille ist ein Zauberer, dessen Kraft ihre Grenzen hat.

wahrnimmt, iſt etwas Wirkliches, aber zur Sache nicht erforderlich. Die Natur iſt da, um uns zu überzeugen, aber nicht um Erſtaunen in uns zu erwecken; da aber die Menſchen ſo ſehr für das Wunderbare ſind, ſo fällt dergleichen Künſtliches dabey weg; es iſt reel, aber nicht nothwendig *). — Es freut mich, daß auf dem Wege, den ich geführt bin, mich Gott überzeugt hat, daß der Menſch glücklich iſt, wenn er von Gott geleitet wird.

Sie müſſen Ihre Begriffe nicht an das binden, was ich vom Magnetismus geſagt habe; es muß Ihnen nach und nach von ſelbſt einleuchten. Sage ich Ihnen irgend eine Wahrheit, ſo muß dieſe frey wirken, ohne daß es Ihnen Anſtrengung und Mühe koſtet; leuchtet ſie Ihnen dann ein, ſo iſt das ein Zeichen, daß es Wahrheit ſey. Was meiner Erkenntniß angemeſſen iſt, iſt auch der Ihrigen angemeſſen, und unſere Erkenntniß leidet keinen Zwang. Ich kann nicht anders als eine Wahrheit nach der andern bekannt machen; könnte der Geiſt ſich unmittelbar dem Geiſte mittheilen, ſo könnte er die Wahrheit im Gan-

*) Was ſie unter dieſem Künſtlichen und Wunderbaren verſteht, wird man aus ſo vielen gedruckten magnetiſtiſchen Protokollen wiſſen.

gen, im Zusammenhange lehren; aber sie müssen die Wahrnehmungen des Geistes durch Worte ausgedrückt werden, die mancherley Bedeutungen haben.

Vierundzwanzigster Abschnitt*).

Man hätte Unrecht zu behaupten, daß der Magnetismus zur moralischen Besserung des Menschen nothwendig sey; das hieße dem Worte Gottes eine Kraft absprechen, die zu unserer Erleuchtung in selbiges gelegt ist. Indessen mögen die Widersacher des Magnetismus bedenken, daß Gott die Menschen auf verschiedenen Wegen zur Erkenntniß des Sinnes seiner Offenbarungen führen kann und führt. Ueberdem, kommt bey dem Magnetismus moralische Besserung und Entwickelung unserer Fähigkeiten heraus, und finden sich unsere Kenntnisse dadurch erweitert, so hat ja der Mensch nicht das Recht, dieß zur Erweiterung unserer Begriffe dienliche Mittel zu verwerfen, er hat nicht das Recht, mittelst des Magnetismus keine Ent-

*) Diesen Abschnitt empfehlen wir den Liebhabern und den Gegnern des Magnetismus, als eine wahre Beilage, besonders.

deckungen machen zu wollen. So lange der Menſch noch keinen vollſtändigen Begriff von allen zu erwerbenden Kenntniſſen hat, vermag er auch nicht alle Wege, die dazu führen, zu kennen, und darf nicht gewiſſe Wege ausſchließlich dazu beſtimmen wollen.

Benutze das, was dir vorkommt, und verhalte dich treu dabey; das iſt die Pflicht des Menſchen. Es gibt Dinge, die zwar dem Haufen der Menſchen im Ganzen nicht nothwendig ſcheinen, die aber Dieſem oder Jenem nothwendig ſeyn können; ſo wie ſelbſt eine Kleinigkeit einem Einzelnen nothwendig ſeyn kann, ſo wie das Einzelne, ohne daß man es wahrnimmt, zum Ganzen nothwendig iſt.

Ueberhaupt hätte der Menſch Unrecht, der ſich Eins oder das Andere, es möchte auch noch ſo vortrefflich ſeyn, als ausſchließliches Mittel zur Gottſeligkeit erwählen wollte; dem Einen iſt dieß, dem Andern ein anderes Mittel angewieſen; darum ſollen wir beten: Vater, dein Wille geſchehe! Jemand, der ein Mittel, das dem Einen zuträglich geweſen iſt, zu ſeinem eigenen Beſten für abſolut nothwendig hielte, und ſich deſſen bedienen wollte, liefe große Gefahr zu irren *). Der Magnetismus iſt freylich ein Mit-

*) Deßgleichen irrt, wer ſein Mittel einem Andern auf-

tel; erwähle ich ihn aber um in der Gottſeligkeit zuzunehmen ꝛc. ſo äußere ich ja Eigenwillen; und da ich nicht gewiß bin, daß er zu dem Zweck ein Mittel für mich ſeyn ſoll, ſo iſt mein Verfahren unnütz und ſchwärmeriſch zugleich; nichts deſto weniger aber behielte die Sache ſelbſt immer ihren Werth, doch mit dem Unterſchiede, daß ſie dem Einen erſprießlicher iſt als dem Andern. Um die für ihn dienlichen Mittel kennen zu lernen, muß der Menſch auf das, was in ihm vorgeht, und auf die Umſtände merken, und dann wird er erfahren, was ihm zuträglich und gut iſt. Er ſoll überzeugt ſeyn, daß Gott zu dem Zweck, den er mit ihm vorhat, zu gelangen, immer die beſten Mittel erwählt; er ſoll die Mittel dazu nie ſelbſt ſuchen oder wählen, ſondern bloß die annehmen, die ſich ihm darbieten. — Gott führt jeden Menſchen auf verſchiedenen Wegen, deren keiner dem andern ähnlich iſt, um zur Erkenntniß Gottes zu gelangen; er gibt ſich Jedem auf eine beſondre Art zu erkennen; der Menſch aber darf nicht vorſchreiben, wie er Gott erkennen, den Weg nicht beſtimmen, den er gehen will;

---

bringen will, nicht weniger aber, wer das Mittel eines Andern verachtet oder verdammt. Es gibt nur Ein Univerſalmittel neben den beſonderen, womit ſich dieſe vertragen müſſen: die Bibel.

ihm liegt nur ob, die ihm angebotenen Mittel zu ergreifen. Die Fähigkeit, das Vermögen zur Erkenntniß, iſt dem Menſchen anerſchaffen; in ſeiner gegenwärtigen Lage aber kann er es nicht benutzen wie er will, ſondern Gott muß es in ihm aufſuchen und wirkſam machen. So iſt auch das Weſentliche des Magnetismus, deſſen Hauptkraft, im Menſchen; man kann es als ein Mittel anſehen, das Gott an die Hand gegeben, die im Menſchen liegenden Kräfte zur Erkenntniß wieder rege und wirkſam zu machen. Das aber hängt nicht von meinem ſondern von Gottes Willen ab. Da mein eigener Wille es nicht hervorbringen kann, ſo wird auch bey einem Jeden nicht ein und eben daſſelbe hervorgebracht. Zwar hat jeder Menſch die nämlichen Fähigkeiten, aber er hat ſie, wie Kinder ſchon Hände und Füße haben, ſich aber derſelben ohne beſondre Leitung nicht bedienen können. Wir haben in unſerm Geiſte nichts, das nicht in unſern Körper wirkt und in demſelben iſt, wiewohl es daſelbſt eine Geſtalt hat. Das Weſentliche des Magnetismus iſt im Geiſte; der Magnetismus phyſiſcher Art hat ſeinen Sitz in der Seele, er verfeinert die Sinne, und iſt dem Körper wohlthätig; indeſſen iſt er nicht ganz an Wirkungen dieſer Art gebunden, und hängt auch nicht ganz von dem Willen der Menſchen,

sondern von der Regierung Gottes ab. Daher kann auch nicht Jedermann darauf rechnen, durch den Magnetismus gesund zu werden. Krankheiten müssen seyn, und können daher nicht alle aufgehoben werden, und man irrt sehr, wenn man den Magnetismus gänzlich verwirft, weil die Krankheit eines Jeden durch ihn nicht aufgehoben wird.

Alles ist dem Willen des Menschen unterworfen und nicht unterworfen. Der Wille des Menschen geht bey den Wirkungen, die er hervorzubringen sucht, seinen freyen Gang; die Wirkungen selbst werden gewissermaßen nicht gehindert, aber die unsichtbare Regierung Gottes findet sie gleichsam, und macht davon die Anwendung, wie sie es für gut findet, so daß dabey nicht immer die Absichten der Menschen, sondern die Absichten Gottes erreicht werden. Der Magnetismus ist dem Willen des Magnetisirers auf gewisse Weise unterworfen; unterwirft aber letzterer nicht seinen Willen dem Willen Gottes, so geschieht es daß seine besondern Absichten vereitelt werden.

Bey dem Magnetismus wie bey der Offenbarung ist nichts Wunderbares*); beyde sind unserer Natur

*) Auf dem Standpunkt der höhern Natur, worauf sich die Seherin befindet, erkennt sie nichts für wunderbar (unglaublich, unnatürlich), was derselben ge-

angemeſſen. Der Geiſt wirkt immer auf den Menſchen, obgleich es dieſer nicht immer wahrnimmt. Oft will der Menſch, und eſt will er nicht, er verſteht ſich ſelbſt nicht, es iſt ein beſtändiger Widerſpruch in ihm, und folglich iſt er auch immer in Widerſpruch mit Gott und mit der Natur; aus der Urſache wird es auch dem Menſchen ſchwer zur reinen Wahrheit, zur Gewißheit zu gelangen.

Der Magnetismus iſt immer etwas Wichtiges; er macht die Fähigkeit zur Erkenntniß rege; alles das aber liegt ſchon in der Natur des Menſchen; man bemerkt es nicht leicht, weil mit allen Jahrhunderten unſere Kräfte, in Abſicht auf die Wirkungen die ſie hervorbringen, ſich ändern. — So vergänglich wie bey dem phyſiſchen Magnetismus die Abſichten ſind, ſo vergänglich ſind auch die Wirkungen; überläßt man ſich ganz Gotte, ſo ſind auch die Wirkungen bleibend, gleichwie der Gehorſam gegen Gott bleibende Ruhe verſchafft. — Ich rede nicht bloß aus Erkenntniß, ſondern auch aus Erfahrung. — Der phyſiſche Magnetismus bekommt dem Körper wohl, indeſſen dürfen wir keine beſondre beſtimmte Abſichten dabey haben;

---

mäß iſt. Für den Unwiſſenden auf Erden ſind ſelbſt gemeine phyſiſche Wirkungen wunderbar. Es gibt hierin ſubjective und objective Stufen. Vg. Joh. 3, 12.

wir sollen ihn brauchen wie man einen Arzt braucht; man soll nicht glauben daß der Magnetismus nothwendig und immer helfen müsse; der Arzt hilft auch nicht immer.

Es ist ein großer Trost, daß unser Körper, ungeachtet seiner großen Verschiedenheit vom Geist, für dessen Einwirkung empfänglich ist. Sobald der Mensch lebt, theilt der Geist dem Körper von seinen Eigenschaften mit, damit er das werde, was er ist. Beym Thier ist die Seele wichtiger als beym Menschen, weil sie im Thier durch sich selbst lebt, im Menschen hingegen durch den Geist lebt*). Das Kind, bevor es den Geist empfängt, lebt durch das Leben der Mutter, und hat ein Pflanzenleben; der Geist trennt es vom Leben der Mutter, er haut gleichsam den Zweig vom Stamm, und verpflanzt ihn in die Erde zu einem neuen Stamm. Indessen ist doch die Seele des Menschen von großer Wichtigkeit; wäre sie das nicht, so hätte der Fall, durch selbige**), nicht auf so viel Millionen Men-

) Man übersehe nicht diese Erläuterung einer Lehre, die für Viele noch allzu dunkel ist, u. vgl. Blätter 7. Samml. S. 31. Anm.) Ebendas. S. 10.

**) Die Sünde vererbt sich durch die Seele, welcher Vater dem Kinde mittheilt; s. d. vorigen Citate, auch besonders zum Folgenden, wo der mittelbar zu verstehen ist: durch den Vater; und der unmittelbare: von Gott.

haben können. Ueberdem hat der Mensch
zu danken, daß der Geist in ihm wirken
mittelbare Zeugung, die Seele, macht
macht die allgemeine Verbindung unter
; die unmittelbare Zeugung, der Geist,
inzelnen Menschen von andern, trennt
einschaftlichen Bande, macht aus ihm
r sich, und eignet ihn Gotte zu.

Menschen, die, wenn das innere Licht
geht, schnell deutliche Begriffe von dem,
Welt ist, erhalten; bey andern braucht es
Mühe. Der Eine ist zum Schauen,
n, der Andre zum Annehmen, und beyde
er nöthig. Derjenige, der sich auf seine
el einbildet, findet sich oft in den Wir-
er dadurch hervorbringen will, gehindert;
dann sehr schwer, sie Andern mitzuthei-
sich zu machen. Wer zu großen Ein-
t ist, soll keine Bewunderung, kein Er-
ken wollen, und Andere, die solche Ein-
aben, sollen kein groß Wunder daraus
m sie dadurch sich die Mühe erschweren,
en. Wer da gibt, der denke, er nehme
annimmt, der denke, er gebe. Wer sich
enntniß viel einbildet, schadet dieser ei-

ner Erkenntniß, bringt Finsterniß in sie, und hindert Andere, Theil daran zu nehmen. Unser Licht muß auf das Erkenntnißvermögen Anderer dermaßen wirken, daß es ihnen nicht zu schwer falle uns zu fassen, zu begreifen; zu dem Ende müssen wir dieß Licht, ohne etwas Fremdes damit zu vermischen, leuchten lassen. Man kann die Seelen der Menschen mit Glocken vergleichen, deren einige den Ton von selbst angeben, andre aber, ohne berührt zu werden, keinen Laut von sich geben können. Was nützt es aber, wenn ich einen Ton von mir gebe, und ihn Niemand hört? Wer Kenntnisse besitzt, ist daher demjenigen Dank schuldig, der von ihm annimmt; denn dieser gibt, indem er nimmt, er gibt Aufmerksamkeit dem, den er anhört, und gewährt ihm Vergnügen. Will man Andern mittheilen, so muß man gehörig dazu gestimmt seyn, und sich vornehmlich hüten aus Stolz zu reden. Man muß Gott und nicht sich selbst dabey die Ehre geben; man muß mit kindlicher Einfalt und demüthig dabey zu Werke gehen. Man erinnere sich, daß Stolz Ursache unserer Finsterniß ist.

Gott richtet sich in Absicht auf die Mittel, welche er den Menschen zu ihrer Ausbildung verleiht, nach dem Charakter und nach den Gaben und Fähigkeiten eines jeden Jahrhunderts. Das geschah auch mit

dem Magnetismus. Dieser ist wahr und gut; da ihn aber die Menschen nicht verstehen, so geschieht es oft, daß die Magnetisirer von dem Ihrigen, von der Finsterniß, die in ihnen ist, hinzuthun, und dann kommt ein Geschöpf zum Vorschein, das halb und halb ist. — Eben so machen es die Menschen mit der Offenbarung. — Daher kommt es auch, daß hie und da verschiedene Kristaken einander widersprechen. Blieben die Menschen der Natur getreu, und unterordneten sie ihren Willen dem höhern Willen Gottes, so fänden dergleichen Widersprüche nicht Statt; es würde zwar immer Verschiedenheit unter den Kristaken seyn, dabey würde man aber auch Einheit wahrnehmen. Selbst die geistigen Magnetisirer brauchen zu Zeiten Eigenwillen, und überlassen sich nicht allzeit ganz dem Willen der Vorsehung. Gar oft haben fromme Leute eigenen Willen in Absicht auf die Wahl ihrer geistlichen Heilsmittel *).

---

*) Die Seherin sagt an dieser Stelle noch beyläufig: »Wenn man Ihnen Anlaß dazu gibt, so dürfen Sie ganz herzhaft den Leuten sagen, daß mein Zustand nicht von meinem Willen abhängt. Wenn ich reden soll, und die Menschen wollen mich schweigen machen, so erhält durch diesen Stoß mein innerer Mensch mehr Stärke, und ich rede alsdann mit mehr Nachdruck und Kraft.«

Die sichtbare Schöpfung ist ein Abdruck der Eigenschaften Gottes, nicht Gott selbst. Unser Körper ist ein Abdruck des Geistes; der menschliche Geist hingegen ist nicht ein solcher Abdruck; er hat Aehnlichkeit mit Gott.

Der vergängliche Wille (der Seele) bringt vergängliche Wirkungen; der gute, der unvergängliche Wille (des Geistes) bringt unvergängliche Wirkungen.

Gute und böse Menschen thaten Wunder, thaten das, was wir Wunder heissen. Gott, der unparteyisch ist, verlieh beyden, dem Guten und dem Bösen, Kenntniß der Kräfte der Natur. Jene gaben Gott die Ehre; diese sprachen: Ich bin es, der da will; ich bin es, der dieses oder jenes zu thun vermag.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Wollte man sich bemühen, schon itzt den Sinn von alle dem, was ich gesagt habe, zu fassen, so würde man in die Versuchung gerathen, das Eine davon anzunehmen und das Andre zu verwerfen. — Der Magnetismus ist nichts Körperliches, kann aber kör-

perliche Wirkungen, worunter ſelbſt auffallend künſtliche ſind, hervorbringen. Er befand ſich von jeher im Menſchen, äußerte ſich aber von Jahrhunderten zu Jahrhunderten anders; er äußert ſich je nach der Verſchiedenheit und dem Grade, wie ſich die Kräfte des Menſchen entwickelt haben, und je nach Maaßgabe der mannigfaltigen äußern Bedürfniſſe des Körpers. So wie ſich der Charakter und die Denkungsart der Menſchen geändert haben, haben auch die Aeußerungen des Magnetismus ſich ändern müſſen; daher um ihn kennen zu lernen, um deutliche Begriffe davon zu erhalten, dürfen wir nicht bey dieſer oder jener Aeußerung ſtehen bleiben, ſondern wir müſſen alle verſchiedene Aeußerungen deſſelben erwägen, ſie unter einander vergleichen und Schlüſſe daraus ziehen *).

Unſer Wille richtet ſich nach dem Grad unſerer Erkenntniß, und der Magnetismus richtet ſich nach unſerm Willen; daher wird jetzt der Magnetismus phyſiſch gebraucht, und hat phyſiſche Wirkungen. In dem Willen, der bey dem phyſiſchen Magnetismus

*) Als eine Anleitung zur Kenntniß früherer Aeußerungen können Dr. Paſſavants Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus u. das Hellſehen dienen, ſ. Blätter 3. Samml. S. 238 ff.

thätig ist, liegt auch eine gewisse Kraft des Glaubens und des Zutrauens; daher werden künstliche Wirkungen hervorgebracht, die Einfluß auf die verschiedene Denkungsart der Zuschauer haben. Einige halten es für Possen und Schwärmerey, Andre halten es für Wunder, da es doch keins von beyden ist. Der Grund davon liegt darin, daß der Mensch seine innern Kräfte nicht kennt. Der Magnetismus dient zur Erkenntniß; er ist eine Kraft, ein Licht, das sich, je nachdem die Umstände sind, äußert, und vermöge dessen die Krisiaken, je nach den Umständen, ihre Wahrnehmungen haben und ihre Bemerkungen machen. Indessen thut man wohl, den Magnetismus nicht von den Umständen abhängig zu machen, sondern die Natur ihren Gang gehen zu lassen; dann bestimmt sie sich, dann bestimmt der Magnetismus sich von sich selbst, und man kann hoffen ihn kennen zu lernen.— Die Unruhe, die eine Person in Krisis äußert, rührt entweder von dem Zwange her, den man der Natur anthut, oder auch von der Lage, worein eine solche Person durch die Führung Gottes gesetzt ist. Im erstern Falle, wo der Magnetisirer leidenschaftlich handelt, und Gott und der Natur gleichsam Regeln vorschreiben will, ist solche Unruhe schädlich, im letztern aber nicht. Braucht man den Magnetismus bloß

phyſiſch, ſo hat er geringern Einfluß auf den Geiſt, und kann folglich nur geringen Anlaß zur Unruhe geben. — Alle Regungen in uns kann man Leidenſchaften nennen, aber nicht alle ſind ſträflich vor Gott. — Uebrigens läßt ſich nicht immer beſtimmen, woher die Unruhe bey den Kriſtaken entſteht; indeſſen iſt es gewiß, daß man dem Magnetismus Freyheit laſſen muß zu wirken wie er will. Je freyer man ihn wirken läßt, je mehr wird er uns bekannt, und je mehr wir ihn an unſere Begriffe feſſeln, je mehr mißkennen wir ihn. Wir müſſen uns keine gelehrte, ſondern ſimple, kindliche Begriffe davon machen; er iſt das Natürlichſte von dem Natürlichen, und das Natürliche heiſcht keine menſchliche Kunſt.

Viele glauben, der Magnetismus ſchade dem Körper, und daß, wenn man ſich lange deſſelben bediene, der Körper ſich daran gewöhne und ſelbiger ihm nothwendig werde; Andre glauben, der Magnetismus könne nie ſchaden, und könne immer zur Vervollkommnung und Erhöhung des Geiſtes beytragen; beydes iſt wahr und nicht wahr, je nachdem es die Führung Gottes mit ſich bringt. Der phyſiſche Magnetismus kann nothwendig werden, wenn der Magnetiſirer ſich bloß dadurch mit dem Kriſtaken verbindet, immer auf ihn losſtürmt, und ihn von ſeinem Wil-

len abhängig macht. Solche Krisiaken, durch den Willen ihres Magnetisirers geleitet, reden freylich; da aber ihre Nerven zu sehr angegriffen und gespannt werden, so kommt wenig dabey heraus, und wenn sie sich im Gedränge fühlen, auf der einen Seite reden sollen, und auf der andern Seite ihre Begriffe sich nicht hinlänglich entwickeln*), so empfinden sie Unruhe. Die Nerven nehmen den Magnetismus an, und werden dadurch gereizt; dieß ist nöthig, um ihre Harmonie mit dem Innern zu befördern; wird nun aber diese Harmonie nicht bewirkt, so geschieht es oft, daß eine solche Person an den physischen Magnetismus wie gebunden ist. Indessen hätte man Unrecht, daraus zu schließen, daß sie alsdann nicht mehr davon befreyt werden könne; dieß kommt wieder auf den Magnetisirer an. Dieser soll alsdann nicht darauf bedacht seyn, daß die Wirkung schnell aufhöre; denn auf die Art würde er ja abermals der Natur Fesseln anlegen wollen; sondern er soll, nachdem er zuvörderst seine Begriffe von dem Magnetismus berichtiget hat, es nach und nach dahin zu bringen wissen. Uebrigens aber haben die Menschen Unrecht, bloß

*) Vielleicht gar von denen des Magnetisirers knechtisch abhängig werden.

das Fehlerhafte, und das was übel ausſchlagen kann, dabey zu bemerken; ſie ſollten vielmehr auf das Innere der Sache gehn.

Der Magnetismus ſoll frey wirken; will der Magnetiſirer dieſes oder jenes, ſo gibt er dem Kriſiaken gleichſam einen Stoß, er bindet dadurch ſowohl dieſen als den Magnetismus ſelbſt, und verurſacht, daß der phyſiſche Magnetismus dem Kriſiaken nothwendig wird.

Der Menſch ſteht freylich mit körperlichen Dingen in Verbindung, er iſt gleichſam an ſie gebunden, aber dennoch ſoll er ſich immer als ein freyes Geſchöpf erhalten, und folglich ſich auch nicht vom Magnetismus binden laſſen; er darf ihn als Mittel gebrauchen, aber er ſoll ihn nicht für unentbehrlich halten. Einerſeits iſt der Menſch von Allem abhängig, andrerſeits aber ſoll er ganz unabhängig ſeyn.

So wie es eine phyſiſche Nothwendigkeit des Magnetismus gibt, ſo gibt es auch eine moraliſche; letztere iſt noch ſtärker als die erſte. Oft hängt die phyſiſche Nothwendigkeit nicht vom Magnetiſirer, ſondern von gewiſſen Umſtänden ab; dieß ſoll uns aber nicht veranlaſſen, eine üble Meinung davon zu hegen; überhaupt thun wir immer beſſer wahrzunehmen, zu bemerken, als zu urtheilen.

Wenn der physische Magnetismus physisch auf meinen Körper wirkt, so ist das eine Nothwendigkeit, die in der Natur der Sache liegt; eben so ist es auch mit der moralischen Nothwendigkeit. Magnetismus ist eine Kraft, die auf äußere und innere Kräfte wirkt, und unter den innern Kräften ist mehr Analogie und Verbindung, als im Physischen oder Körperlichen; daher ist die moralische Nothwendigkeit größer als die physische.

Man muß Alles annehmen, Alles in der Schatzkammer aufbewahren, bis es mit der Zeit sich deutlicher aufklärt; unsere Gedanken darüber müssen zwanglos, frey seyn.

Der physische Magnetismus ist auch meinem Körper nothwendig gewesen, und ist ihm noch nothwendig; inzwischen ist er an keine Stunde gebunden, und nur nachdem ich es bedarf nöthig. Die Bedürfnisse unserer Natur unterscheiden sich wie die Gesichtszüge der Menschen; letztere kann man nicht aufheben, nicht verändern, erstere eben so wenig. Freylich kann man auf gewisse Weise die Natur eines Menschen binden; aber dann ist er eben so wenig frey, als Jemand, dem Hände und Füße gebunden sind, frey ist. —

Ich soll die Menschen, und Alles was geschaf-

ſen iſt, lieben; das iſt nicht nur Gebot Gottes, ſondern liegt in unſerer Natur, und iſt derſelben ganz angemeſſen. Aber ich darf nicht fordern, daß bey den Begriffen, die die Menſchen haben, ſie mich lieben ſollen; denn ſonſt diente ich zweyen Herren, Gott und der Welt.

Vermöge des Zuſtandes, in welchem ich mich durch die Schickung Gottes befinde, bin ich kein Sonderling, aber die Menſchen machen mich dazu. — Gott hat uns gewiſſermaßen an das Sichtbare, an den zeitlichen Beruf gebunden; die Kenntniſſe, die mir Gott verliehen hat, vertragen ſich allerdings damit, denn ſonſt widerſpräche ſich Gott. Da aber ſelbſt gute Menſchen das Sichtbare, den zeitlichen Beruf, die Ehe ꝛc. aus einem andern Geſichtspunkt als ich betrachten, ſo können ſie ſich in mich nicht finden, und ſtoßen mich zurück. Es iſt ganz gewiß nicht Schwärmerey, wenn ich behaupte, daß wir Alles auf den Geiſt führen, und alles Vergängliche in dieſem Leben, durch den rechten Gebrauch, zum Unvergänglichen machen müſſen.

Das Verderben, die Finſterniß im Menſchen, macht mich zum Sonderling; nicht nur das Verderben Anderer, ſondern auch mein Verderben; ohne

letzteres würde es mir nicht wehe thun, wenn man mich schief beurtheilt. —

Obgleich es mit dem Menschengeschlecht auf die Neige geht, so wird doch im Ganzen die Sterblichkeit so bleiben, wie sie schon seit einiger Zeit ist. —

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Man kann sich den Magnetismus unter dem Bilde des Lichts in der Schöpfung vorstellen; Alle nehmen daran Theil, aber man nimmt es nicht bey Allen wahr; er ist nicht erst entstanden oder entdeckt, sondern nur unter anderer Gestalt und Namen in unsern Zeiten bekannt worden; er wird jetzt physisch gebraucht; alles Unsichtbare läßt sich auf das Sichtbare anwenden, denn letzteres ist Aeußerung des erstern.

Die magnetische Kraft, in so fern sie als eine Eigenschaft der Seele anerkannt wird, ist anziehend und verbindend, und hat das Vermögen, zusammen und fest zu halten, und in diesem Betracht hat sie Bezug aufs Sichtbare oder Physische, zu dessen Erkenntniß wir mittelst der Seele gelangen; in so fern sie aber ein Licht ist, ist sie geistig, und hat Bezug auf den Geist.

Die magnetiſche Kraft iſt gleich der Sonne, die ihre Strahlen aller Orten hinwirft, auf jede Pflanze wirkt, aber in jeder Pflanze eine beſondere Erſcheinung hervorbringt; ſie iſt immer dieſelbe Sonne, immer dieſelbe in ihren Ausflüſſen, deren Folgen und Aeußerungen aber mannigfaltig ſind. Eben ſo verhält es ſich mit der magnetiſchen Kraft, als Licht betrachtet; ſie wirkt auf alle Menſchen, bewirkt aber bey allen nicht ein und eben dieſelbe Erkenntniß. Die Fähigkeiten der Menſchen ſind verſchieden; die Einen erfinden, die Andern nehmen das Erfundene an. Alle Gaben, die dem Menſchen zu Theil werden, folglich auch die magnetiſche Kraft, dieſe Würde des wahren Menſchen *), können ſich nicht anders äußern, als es dem von Ewigkeit her gefaßten Rathſchluß und der weiſen Führung Gottes gemäß iſt; denn alle kommen von Gott. Es gibt mancherley Kräfte im Menſchen, worunter auch die magnetiſche gehört, deren ſich Gott zu ſeinen Abſichten bedient, deren Gebrauch nicht von der Willkühr des Menſchen abhängt, und die nicht gegen die Abſicht Gottes angewendet werden können.

*) So verdient allerdings die dem Menſchen urſprünglich anerſchaffene Lichtkraft zu heißen, und von dieſer allein iſt hier die Rede. Sie iſt von heiliger Geſinnung unzertrennlich; und ohne Chriſtus iſt die Herſtellung unſerer Lichtnatur unmöglich.

Die magnetische Kraft liegt, gleich andern Kräften, im Menschen, ohne daß er sich derselben bewußt ist; manches Unbegreifliche und Erstaunenerregende kann dadurch bewirkt werden. Diese Kraft wird von Gott, wenn es zu seinen Absichten nöthig ist, geweckt und dermaßen thätig, daß der Mensch Gebrauch davon machen, und mittelst ihrer zur Erkenntniß und Einsicht mancher Dinge kommen kann, die ohne sie ihm verborgen geblieben wären. Diese Kraft ist uneingeschränkt, ist an keinen Gegenstand besonders gebunden *), geht auf Erkenntniß aller Art aus, und ist gleichsam der Mittelpunkt von Allem.

In Allem was ich wahrnehme, finde ich Geist; aber wie es gewöhnlich angesehen und angewandt wird, ist es plumpe Materie; könnten Sie es wahrnehmen wie ich, Sie würden sich über die verkehrten Ansichten der Menschen sowohl, als über den Geist der darin liegt, wundern. Freylich findet der Mensch an manchen Dingen Vergnügen, aber nicht das wahre, das er daraus schöpfen könnte; indem er von keinem den rechten Gebrauch macht, wird er bey manchen Dingen irre, und begreift nicht wie dieses oder jenes

*) Also auch nicht an den sogenannten physischen Magnetismus und dessen Operationen.

von Gott sey erschaffen oder veranstaltet werden, da es doch von dem Menschen nicht allein gemißbraucht werden, sondern ihm auch Schaden bringen und ihn ins Verderben stürzen könne. Die Nothwendigkeit der Dinge, wie sie jetzt sind, die Ursachen, warum Alles so ist und nicht anders seyn kann, erkennen und einsehen, nur das gewährt lebhaftes und dauerhaftes Vergnügen; solche Einsicht aber ist aus weisen Ursachen dem Menschen versagt; wäre sie ihm gewährt, und er benutzte sie nicht wie sichs gebührt, so brächte sie ihm nothwendig mehr Schaden als Vortheil. Der Mensch hält manche Dinge für böse oder unnütz, und geräth in Versuchung deren Schöpfer zu tadeln, bloß weil er das Wesentliche, den Sinn, den Geist davon nicht einsieht; er urtheilt bloß nach seinen Empfindungen und nach seinem Genuß, und ist der Ursachen, warum selbigen dieses oder jenes dargeboten wird, völlig unkundig.

Ich finde daß die Menschen weniger aufgeklärt sind, als sie zu seyn glauben. In den frühern Zeiten der Welt war im Menschen mehr Kraft; das Auge oder der Spiegel seiner Seele war heller, und nahm die Objecte bestimmter und deutlicher auf; auch haben wir die meisten Entdeckungen den Alten zu verdanken, und wir thun nichts als das Entdeckte prüfen,

vergleichen und bearbeiten. Daher so viel Verwirrung in unsern Wissenschaften; wir suchen, aber wir können uns nicht verhehlen, daß wir nichts finden; uns ist nicht wohl, aber wir wissen nicht wo es fehlt. Während unsere Seele das Geschick und die Fertigkeit nicht mehr hat, Entdeckungen zu machen, ist unser Geist, der den Mangel der Seele zu ersetzen bestimmt ist, erst im Aufsteigen; es ist noch nicht völlig helle in uns. Jenes Geschick, jene Fähigkeiten der Seele, die wir bey unsern Verfahren bewundern, werden uns nicht mehr zu Theil, denn es ist mit dem Menschengeschlechte wie mit einem einzelnen Menschen; dieser ist Kind, Jüngling, Mann und Greis. Jedes Alter hat sein ihm angemessenes Geschick, und kein Alter hat Vorzüge vor dem andern; denn eins folgt aus dem andern, und auf das andere. Daher hat man Unrecht, sich weiser als die, die vor uns waren, zu dünken. In der Erkenntniß Gottes sind wir weiter, indem die Offenbarungen Gottes uns näher bekannt geworden sind, und kräftiger, nachdrücklicher wirken.

Ich kann nicht genug wiederholen, daß das, was ich sage, Ihre Begriffe nicht binden möge, sondern daß Sie ungezwungen darüber nachdenken müssen. Wenn ich durch das, was ich sage, die Begriffe Anderer fessele, so fessele ich auch meine eigenen, und

ich empfinde daß meinen Begriffen dadurch Zwang angethan wird, und ſie ſich zu erweitern und zu wirken verhindert werden. Wir müſſen abwarten, daß ſich Eins durch das Andre, das Vorhergegangene durch das Nachfolgende, erläutere. Freylich gehört zu viel dazu, etwas Vollſtändiges zu liefern; indeſſen kann es dahin kommen, daß meine Begriffe unmittelbar auf die Ihrigen zu wirken vermögen. Für jetzt müſſen Sie dem, was ich ſage, freyen Lauf in ſich laſſen. Solche Freyheit iſt in der phyſiſchen Welt erforderlich, folglich auch in der Unſichtbaren. Daſelbſt hängt Jedes mit ſo vielem Andern zuſammen, daß das Einzelne ohne Kenntniß des Ganzen, oder wenigſtens mehrerer Theile, nicht beurtheilt werden kann. Der Zuſammenhang des Unſichtbaren iſt noch genauer als der des Sichtbaren; jenes läßt ſich noch weniger trennen und theilweiſe erklären.

Jeder Menſch hat außer dem großen Wege, den er wandeln muß, irgend einen kleinen Nebenweg, auf welchem er nach Willkühr auf und ab ſpazieren kann. So gibt es auch Nebenwege, die mancher Magnetiſirer einſchlägt; er ſucht nämlich die magnetiſche Kraft ſeinem Willen zu unterwerfen, und ſtatt ihr den natürlichen Lauf zu laſſen, beſtimmt ſein Wille, wie ſie zu wirken habe. Er verlangt z. B. daß der

Kranke, den er magnetisirt, die Mittel zu seiner Genesung angebe, daß er die Zeit zum voraus verkündige, in welcher er genesen werde. Auf die Art bindet der Magnetisirer gewissermaßen die magnetische Kraft, und der Wille des Kranken wird dem Willen des Magnetisirers untergeordnet. Dem zufolge kann es freylich geschehen, daß der Kranke die Mittel zu seiner Genesung richtig angibt, und die Zeit seiner Genesung bestimmt; indessen wird auch häufig durch den Willen des Magnetisirers wenig oder gar nichts bewirkt, und oft ist das Gegentheil erfolgt von dem, was man gewünscht und von Seiten des Krisaken aufgesagt hat. So hat es deren gegeben, die mit so viel Zuversicht und Gewißheit Dinge verkündeten, daß man glauben konnte, sie würden vom Himmel herab geoffenbaret, und die doch nicht erfolgt sind. Man hätte Unrecht, dem Magnetisirer oder dem Krisaken Vorwürfe darüber zu machen. Die meisten Magnetisirer bleiben bey den äußerlichen Wirkungen des Magnetismus stehen; es geht ihnen damit wie mit dem Winde, sie sehen dessen äußerliche Wirkungen, aber sie wissen nicht was er ist, noch woher er kommt; sie handeln in guter Absicht, sie brauchen Zwangsmittel, indem sie wähnen, die kranke Person und deren Schicksale nach Willkühr leiten zu können; sie

wollen daher, was ſie nicht wollen dürfen, und was der Natur der magnetiſchen Kraft gerade zuwider iſt. Sie wiſſen nicht, daß zum Magnetiſiren ein erleuchteter und in Gott ergebener Wille unumgänglich erforderlich ſey. Auf der andern Seite beſitzt der, unter der phyſiſchen Kraft des Magnetiſirers ſtehende Kriſtall deſſen Willen, es ſey nun daß er das Vermögen, dem zu widerſtehen, noch nicht erreicht hat, oder daß er ſich Ruhe, worum ihm am meiſten zu thun iſt, zu verſchaffen ſucht. Es iſt demnach Mangel an Erkenntniß, die ſolch Verfahren des Magnetiſirers veranlaßt, und darüber kann man ihm keine Vorwürfe machen; auch rede ich nur beyläufig davon. Niemand darf ſich ſeiner beſſern und höhern Einſichten rühmen, noch Gott bitten ihm mehr Erkenntniß zu verleihen als Andern. Laſſen Sie uns ihn bloß anflehen, uns wiſſen zu laſſen, was Geiſt und was Wahrheit ſey. Auch ich bin auf Nebenwege ausgewichen, indem ich von andern Magnetiſiren rede; wir müſſen den graden Weg gehen.

Soll ich etwas für Wahrheit erkennen, ſo muß es mir Ueberzeugung und Ruhe verſchaffen. — Meine Kraft und mein Wille ſind auch eine Zeit lang gleichſam niedergeſchlagen worden; indeſſen daß, was mit

mir vergangen iſt, hat geſchehen müſſen, damit etwas Anderes ſeinen Anfang nehmen konnte.

Siebenundzwanzigſter Abſchnitt.

Unſer Erkenntnißvermögen iſt gleich einem Baum: dieſer hat in der Erde Wurzel gefaßt, treibt Zweige mit Knoſpen, die ſich vervielfältigen, aufbrechen und Früchte bringen; jenes ſteht im Geiſte gewurzelt, und muß ſich entwickeln, muß zu einem gewiſſen Wachsthum gelangen, bevor es Früchte zu bringen vermag; hier verſtehe ich unter Frucht der Erkenntniß die Sprache. Dieſe liegt nicht in der Erkenntniß, ſondern die Erkenntniß, wie ſie ſich entwickelt, wie ſie reift, entlehnt aus den uns umgebenden Gegenſtänden Bilder, und geht über in Sprache. Unſere gewöhnlichen Erkenntniſſe erhalten wir von Andern, und daher ſind wir auch an die Sprache Anderer gebunden. Wenn aber unſer Erkenntnißvermögen, wenn ſich dieſer Baum nicht durch das Zuthun Anderer entwickelt und befruchtet wird, wenn er in ſeinem eignen Boden ſteht, und ſeiner Entwickelung der natürliche Lauf gelaſſen wird: ſo trägt er eigenthümliche Früchte, das iſt, er äußert ſich

nicht durch eine entlehnte, sondern durch eine ihm eigene Sprache; diese kann indessen so gut gedeihen, daß sie Andern mitgetheilt und verständlich werden kann *). Jeder Mensch ist eine Pflanze der Erkenntniß, die sich entwickeln, die reifen soll; sie wird durch Andre gepflegt, oder pflegt sich selbst mittelst der Ansicht der Dinge, mittelst der Sinne. Da die Sinne mit dem Geist gepaart und unzertrennlich verbunden sind **), so ist leicht zu begreifen, wie man mittelst derselben zu wahren Kenntnissen gelangen kann. Freylich kann er dabey auf Irrthümer verfallen; um aber zu wissen ob seine Erkenntnisse ächt und wahr sind, braucht er nur auf die Wirkungen Acht zu geben, die sie auf ihn machen: bringen sie ihn Gott näher, so kann er ihrer Güte gewiß seyn. Ich rede

---

*) Man merke auf diese treffende Erklärung unt. and. der Originalität der Denker und Redner (Dichter, Bildner ꝛc.), die absolut genommen, bey einem unterrichteten oder gebildeten Volke nicht mehr möglich ist. Die Lehre enthält aber noch weit wichtigere Blicke.

**) Nämlich durch die Seele, deren Fühlwerkzeuge (gleichsam Saugkanäle) sie sind. Der aufwachende Geist zieht durch sein Organon, die Seele, und diese durch ihre Organe, aus der Umgebung Nahrung (Erfahrung) an sich.

hier nicht von wissenschaftlichen Kenntnissen, worunter auch manche gut seyn mögen, die uns aber keine wesentliche Vortheile gewähren.

Auch darin hat der Mensch Aehnlichkeit mit Gott, daß er reden kann. Dieß Vermögen hat er dem Geiste zu danken. Der Geist bedarf an und für sich keiner Sprache; aber sobald er sich mittheilen will, ist sie ihm nothwendig. Der Gedanke des Geistes, um sich bekannt zu machen, muß durch verschiedenes, seiner Natur Unähnliches, muß durch mehrere Schöpfungen, durch Seele und Leib wirken; er muß, um verständlich zu werden, eine Art von Schöpfung vornehmen, sich in Bilder und Worte kleiden. Die Sprache, deren sich der Geist bedient, ist folglich nicht der Geist selbst, sondern ein schwacher Abdruck, eine fern von ihm bewirkte Aeußerung des Geistes *).

Das Thier gibt nur einen Laut; man kann nicht von ihm sagen daß es rede. Menschen, die sich ihres Geistes nicht bewußt sind, die weder an Gott noch an ihre wesentlichen Bedürfnisse und Bestimmung denken, sind in Betreff der Sprache nicht viel besser

*) Daher die Unmöglichkeit aller unbildlichen Rede, jedes unbildlichen Worts. Umgekehrt können Geschöpfe, denen der Geist, mithin der unbildliche Gedanke fehlt, auch nicht reden, s. das Folg.

als Thiere; ſie bekümmern ſich bey dem Andern vernommenen Worte, oder ihrer Sprache, da ſie keine Anſchauung, keine Anſchauung ihres Geiſtes iſt, iſt ohne Kraft. David und Salomo ꝛc. ermähnen ſolcher Menſchen, die ſo ganz ohne Geiſt reden; ſolche verſtehen auch nicht, ſobald vom Geiſt oder geiſtigen Dingen die Rede iſt *).

Ich bin in der innern Welt, und da finde ich, daß das, was mir fehlt, nicht das iſt, wofür mir es halten, und daher wird es mir ſchwer, mich über meine Wahrnehmungen deutlich auszudrücken. Ueberhaupt, meiner Erkenntniß fehlt noch die Sprache; aus dem Grunde, ob ich gleich von ihrer Aechtheit und Wahrheit überzeugt bin, thut mir meine Erkenntniß oft wehe; mein Unvermögen, ſie wahr und rein mitzutheilen, macht mich unruhig, ſo daß meine Erkenntniß hin und wieder mir ſelbſt undeutlich wird. Die Sprache, die ich dazu entlehnen muß, iſt ihr

*) Auch der Brief Judä gebraucht ihren (V. 19: »Menſchen, die keinen Geiſt haben«). Vgl. 1 Cor. 2, 14. Das Leben prägt ſie uns leider täglich. In der Weisheit und Kunſt bilden die Geiſtloſen (was mir nicht zum Scherz hieher ſetzen) das treffend ſogenannte imitatorum servum pecus des Horaz; während die eigentlich Originellen ihren Geiſt freilich mißbrauchen.

nicht so ganz angemessen; das Unvollständige aber liegt nicht in der Erkenntniß, sondern im Ausdruck. Man könnte fragen, warum bey solcher Erkenntniß die Sprache dazu fehle? Davon ließen sich mehrere Ursachen angeben: deren eine ist, daß ich meine Erkenntniß, diese Gabe, nur in so weit benutzen kann, als es Gott will. Indessen kann es geschehen, daß in Zukunft es mir leichter wird mich deutlich auszudrücken; dazu ist eine Berührung meiner Sinne erforderlich, wodurch sie die Einwirkungen des Geistes anzunehmen fähiger und für selbige empfänglicher werden. – Manche, die sich mit dem Geistigen zu beschäftigen gewohnt sind, würden dann meine Sprache verstehen, Andre würden sie für leeres Geschwätz halten. Es kommt darauf an, sich so simpel und einfach wie möglich auszudrücken; durch rednerische Figuren wird man nur unverständlicher. Ich sage nichts Neues, sondern ich rede nur von dem Innern und von dem Werthe des Alten.

Es ist mir sehr daran gelegen, daß man den Menschen recht kennen lerne. Gewöhnlich hält man dafür, daß die Sinne dem Menschen Schaden bringen; aber man irrt darin, weil man nicht weiß, wie viel Nutzen sie bringen, und wie genau und unzertrennlich sie mit dem Geiste verbunden sind. Wer das

weiß, der geht mit offenen Augen und Verstand in der Welt herum, und findet da das Paradies; denn ein solcher sieht Alles aus seinem gehörigen Gesichtspunkt an *). Durch die Sinne, oder vielmehr durch die Kraft, die in den Sinnen wirksam ist, steht der Mensch mit Allem außer ihm und mit allen Menschen in Verbindung; die Einwirkung aber, die von daher auf ihn gemacht wird, soll nicht bloß auf unsere Sinne gehen, sondern von da auf den Geist geführt werden. Dem Geiste liegt ob, die von außen auf die Sinne erfolgten Wirkungen zu prüfen, das Gute davon für sich fest zu halten, und die Sinne von alle dem, was dem Menschen Schaden verursachen könnte, abzuwenden, und dessen Wirkung und Einfluß zu hindern. — Im Ganzen sind zwar alle Menschen mit einander verbunden; nichts desto weniger ist aber doch ein Jeder vom Andern unabhängig, und kann frey in der Welt leben; denn der Geist eines Jeden ist für sich, sondert einen Jeden von allen Uebrigen ab, und, indem er auf gewisse Weise das Band, das die Menschheit zusammenhält, trennet, lehrt er die Natur und

*) Das Paradies ist in diesem Sinn die geistige Lust an der Vortrefflichkeit der Werke Gottes, in die das erleuchtete Auge einschaut.

Beschaffenheit dieses Bandes kennen, und zeigt wiefern der Mensch mit Andern in Verbindung steht und stehen soll *). Indessen da wir im Sinnlichen leben, und nichts als Sinnliches sehen, so muß die Erkenntniß des Menschen schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, bevor der Geist völlige Herrschaft über die Sinne gewinnen und alle Einwirkungen, die auf sie geschehen, zum Besten kehren kann. Die Sinne haben nur einen beträchtlichen Werth, so lange sie unter der Regierung des Geistes stehen; wenn wir sie der überlassen, so verewigen wir sie, und gelangen auch schon hier in der Gegenwart zu einem gewissen Grad von Ruhe. Es kommt darauf an, Alles gehörig zu genießen, d. i. Genuß für die Ewigkeit davon zu haben, und dazu kann nur Geist uns verhelfen. Man hat sehr Unrecht, das Sinnliche und dessen Genuß ganz zu verwerfen, um so mehr da es dazu dient, unsere Kenntnisse in dieser Welt zu erweitern, und unsern Verstand zu entwickeln. Das Gefährliche im Genuß sinnlicher Dinge liegt nicht in den Dingen selbst, sondern im Men-

*) Die immanente und individualisirende Kraft des Geistes zeigt sich auffallend im Lebensalter des Greises; Jugend verbindet, Reife sondert.

ſchen. Der Gebrauch ſinnlicher Dinge, ſtatt uns von Gott zu entfernen, ſoll uns näher zu Gott führen.

Alles was von Gott erſchaffen iſt, iſt von Gott ausgegangen, muß folglich etwas Gottähnliches in ſich enthalten, und daher nothwendig gut ſeyn; es iſt nicht Gott ſelbſt, aber es trägt das Gepräge der göttlichen Eigenſchaften; es kommt von Gott, und von Gott kann nichts ausgehen, was nicht gewiſſermaßen in ihm ſelbſt iſt. Eine Kraft ging von Gott aus, und das äußerſte ihrer Ausdehnung ward, nachdem ſie ſich davon zurückgezogen hatte, Materie; doch war von der Kraft Leben in ihr zurückgelaſſen. Der Menſch wurde von Gott auf eine vorzüglichere Art belebt, er wurde geſchaffen nach Gottes Bilde, hat daher größere Aehnlichkeit mit Gott, und iſt, wie Gott, unſterblich. Unſer Körper iſt Anzug, Gewand für den Geiſt, er iſt für ihn Mittel, Kenntniſſe zu erwerben; es iſt ſo geordnet, daß unſere Sinne, indem ſie für den Geiſt ſammeln, ſich mit ihm verewigen können. Unſere Sinne können Gott nie wahrnehmen; aber unſer Geiſt ſieht mittelſt der Sinne Gott im Sinnlichen, und lernt deſſen Eigenſchaften kennen *). In jener Welt werden wir mehr der

*) Der Apoſtel nennt dieſes: Gottes Unſichtbares verſtändlich ſehen, Röm. 1, 20.

Werke Gottes, und auch die Engel, unsere ältern Brüder *), sehen; aber den Schöpfer sehen wir nur im Erschaffenen, nur in seinen Werken. Der Geist kann aber doch in eine Art von Umgang mit Gott gelangen, der aber in der Welt schon angefangen werden muß; der Geist hat alsdann gleichsam ein Auge, ein Licht, mittelst dessen er Gott wahrnehmen kann; es ist dann ein immerwährender Einfluß Gottes auf ihn. Es heißt: wir werden in Christo Gott sehen; hienen ein ander Mal. — Wenn der Mensch sich nicht gewöhnt, im Sinnlichen Gott zu finden, so lernt er die Einwirkung Gottes auf Alles niemals begreifen.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Es gibt zweyerley Arten von rechtschaffenen Menschen: die, die den Willen Gottes thun, weil es Gesetz und Vorschrift ist, denen es aber nicht völlig anschaulich ist, warum sie es thun; und andere, die mit vollkommener Ueberzeugung empfinden, daß durch die Ausübung unserer Pflichten die Absichten Gottes

*) Die vor unserer Welt geschaffenen vernünftigen Wesen.

erreicht werden ſollen, und die bey einem oder anderm Gebot und Verbot einſehen, warum ſie Statt haben. Jene gehorchen blindlings, dieſe aber handeln mit Einſicht, nicht allein weil es Gott geboten hat, ſondern weil ſie der Abſichten dabey ſich bewußt ſind, und dieſen koſtet die Befolgung ihrer Pflichten keine *) Selbſtverläugnung, bey ihnen wird der Finſterniß immer weniger, und der Tag der Wahrheit bricht immer mehr an; ſie finden keine Verwirrung, keinen Widerſpruch mehr in der Regierung Gottes, ſondern vielmehr in dem Menſchen ſelbſt und in deſſen verfinſtertem Verſtande. Beyde Claſſen von Menſchen können rechtſchaffen genannt werden, und man hätte Unrecht, die erſte derſelben zu tief herunter zu ſetzen; bey ihr herrſcht Mangel an Erkenntniß, und dieß iſt eine Krankheit, womit wir Alle mehr oder weniger befallen ſind. Es gibt es Menſchen, die das Geſetz pünktlich befolgen, denen aber der Zweck davon unbekannt iſt, und die ſolch Geſetz nicht für eine Wohlthat annehmen, und es nicht der weiſen Regierung Gottes, ſo wie der menſchlichen Natur angemeſſen finden. Solche bleiben Knechte Gottes. Der Erleuchtete hingegen, dieſer Freund und Mitregent Gottes auf Er-

*) Oder doch weniger, und immer weniger.

den, nimmt kein andres Uebel in der Welt wahr als sich selbst; er findet den Grund davon in der Finsterniß unserer Vernunft und in der Armuth unsers Verstandes, die uns nicht erlauben, die Dinge im Ganzen und in ihrem Zusammenhang untereinander wahrzunehmen, und sie für das anzusehen, was sie sind.

So wie die Nacht verschwindet, bricht der Tag an, und da zeigt sich die Natur in ihrer ganzen Schönheit; auf gleiche Weise: so wie das wahre Licht uns leuchtet, und wir zur Erkenntniß kommen, nehmen wir in Allem die vortrefflichste Ordnung wahr, und finden, daß der Anstoß, den wir an diesem oder jenem genommen haben, in uns selbst liege. Geht das Licht in uns auf, und thun wir tiefere Blicke in der Regierung Gottes, so erkennen wir, daß die Schmerzen und das Leid, das uns betraf, uns aufmerksam auf uns selbst gemacht haben, daß wir in den besten Absichten damit heimgesucht worden sind, und daß wir thöricht gehandelt haben, indem wir uns darüber betrübten.

Die Finsterniß verliert sich nicht ganz von der Erde, doch blickt das Licht hin und wieder durch, und erhellet einigermaßen das Ganze. Allen Menschen kann es nicht in gleichem Maaße zu Theil werden; denn die Finsterniß fesselt viele Menschen an Dinge,

worin ſie ihre Glückſeligkeit ſuchen, während ſelbige doch vergänglich und nur für die Zeit ſind. Die wahre Zufriedenheit, das lautere Vergnügen, iſt nur in dem Unſichtbaren zu finden, und von da kann man es auf alles Sichtbare ausdehnen. Um dieſes Vergnügens theilhaft zu werden, muß der Menſch einſehen und lebhaft empfinden, daß er blind iſt.

Viele Menſchen gehen ihren eigenen Weg und täuſchen ſich ſelbſt; ſie glauben das ihnen Nothwendige zu erkennen, wenn gleich ſie nur einen geringen Theil von dem, was ſie wiſſen ſollen, einſehn; ſie fühlen daß ſie mit Gott in Gemeinſchaft kommen müſſen, aber um Erleuchtung bitten ſie Gott nicht; denn ſie glauben, daß bey ihren Geſinnungen und ihrer Denkungsart ſelbige nicht weiter nöthig ſey.

Seit dem Anfang der Welt hat das Licht der Wahrheit von Zeit zu Zeit zum Beſten der Menſchheit geleuchtet und Wirkungen hervorgebracht. Die Sünde, die in allen Menſchen haftet, bringt auch Wirkungen hervor, aber ſie iſt nichts Wirkliches, und nimmt ihren Urſprung aus unſerm Willen. Auf eine kurze Zeit iſt ſie mächtig unter den Menſchen, und verbreitet ſich über die ganze Erde; demohngeachtet iſt die Wahrheit nicht müßig, ſondern immerhin wirkſam. Es iſt Irrthum, zu glauben, die Sünde

ſey ſtärker denn die Wahrheit; in Rückſicht auf einzelne Menſchen kann das der Fall ſeyn, im Ganzen aber hat das Gegentheil Statt.

Die Wirkungen der Sünde haben nichts Bleibendes, nichts Wirkliches außer uns; denn ſie verlieren ſich in der väterlichen Regierung und Führung Gottes. Der Plan Gottes, indem er ausgeführet wird, verzehrt gleichſam das Böſe, das aus der Sünde entſtehen könnte; eigentlich iſt dieſe nur böſe für den, der ſie begeht. Wie kann man glauben, daß der Menſch Dinge, die gegen den Plan und die Abſichten Gottes ſind, bewirken könne? Die ſündigen Handlungen der Menſchen ſind nicht beſtehend, ſie werden durch die Abſichten Gottes vereitelt, und vergehen; ſie könnten nicht vergehen, wären ſie etwas Wirkliches. Auch heißt es, daß der Sünder mit ſeinen Werken ſterbe oder vergehe; ſeine Werke ſind todt.

Es iſt nicht genug, zu bedenken, daß der Menſch durch die Sünde verderbt und verunſtaltet worden ſey; wir müſſen auch die Mittel erwägen, die Gott anwendet, den Menſchen wieder aufzurichten; wir müſſen einſehen lernen, wie groß der Menſch durch die Gnade Gottes wieder werden kann, wie das Gute in ihm iſt erhalten worden, und wie das Böſe ihm nur auf kurze Zeit anklebt. Dadurch wird der Menſch auf-

tert, Handlungen zu begehen, die bleibend und ſich von dem Guten, das noch in ihm iſt, n zu laſſen *).

Man muß das Wort Gottes beſſer verſtehen ler. ein Jeder nimmt davon was ihm beliebt und , aber es muß nicht von einander getrennt, ſon- in ſeiner Einheit erhalten werden, denn es

---

Ein Freund hat über das, was unſere verehrte Lehrerin ſchon in vorigen Abſchnitten von der Nich- gkeit und Vergänglichkeit der Sünde geſagt hat, merkt, er ſey zwar damit einverſtanden, es hätte doch dabey hervorgehoben werden können, daß gleichwie Chriſtus die ganze Macht des Urhebers der Sünde, des Teufels, erfahren und beſiegt habe, weß- halb er auch Herr der ganzen Schöpfung ſey, eben ſo die, welche mit ihm in ſeinem Reiche wohnen ſollen, den Satan durch dieſelben Werke beſiegen müſſen: durch Glaube, Liebe und Demuth. Hierin liegt nichts, was die Lehrerin läugnen könnte; denn eben dieſe Werke ſind die bleibenden Handlungen, in denen die Gnade wieder tüchtig macht, und wo- mit der Menſch die Sünde in ihm und deren Urhe- ber überwindet, ſo daß er ihr, oder vielmehr ſie ihm abſtirbt und vergeht. Und ſo vergeht endlich auch im Ganzen die Sünde mit ihrem Urheber, als ſol- ches, und der feſte Grund Gottes bleibt. Die Ge- rin hebt dasjenige hervor, was zum Guten füh- n kann, verkennt aber weder das Verderben im enſchen, noch die Gewalt der Sünde und des Teu- s, die durch Chriſtum beſiegt iſt und wird.

macht Ein Ganzes aus: Wir dürfen nicht an der Oberfläche kleben bleiben, zu beten müssen Gott bitten, daß er uns den Geist davon erkennen lasse.

Neunundzwanzigste Abschrift.

Alles Erschaffene, es sey sichtbar oder unsichtbar, ist Wahrheit; wenn aber der Mensch es nicht aus der ewigen, ihm vom Schöpfer verliehenen Kraft, die aus der Wahrheit ist, begnügt, so macht er durch den falschen, unrechten Gebrauch die Wahrheit zum Irrthum. Dieß geschieht auch mit dem Magnetismus. Die sichtbaren Wirkungen desselben sollen uns auf das Unsichtbare, das der Grund davon ist, führen, so wie uns überhaupt das sichtbare Schöpfung auf die Unsichtbare führen sollte; jene ist eben so wohl wie diese: Wort, Offenbarung Gottes.

Ich kann und will den Magnetismus nicht ganz erklären; er wird uns von selbst klar werden, wenn wir still und aufmerksam auf unsere Erfahrungen sind, und diese nicht zu voreilig erklären wollen, sondern die Zeit abwarten, da sie uns aus sich selbst aufklärt. Das habe ich schon gesagt, und kann es nicht genug wiederholen.

Es iſt nichts, das die menſchliche Vernunft nicht auf eine ſcheinbare Weiſe zu erklären vermag; aber nur dann ſind die Erklärungen richtig, wenn Gottes Geiſt in uns herrſchend iſt. Alsdann ſehen wir den Zuſammenhang des Ganzen, das Band das uns mit allem Erſchaffenen verbindet, und wie dieſes Band an den Schöpfer geknüpft iſt.

Wenn wir Gott um Erkenntniß bitten, ſo gibt er uns deren ſo viel wir bedürfen. Wir müſſen uns hüten, Gott vorſchreiben und vorlaufen zu wollen; wir dürfen nicht unzufrieden ſeyn, wenn wir dieſelbe nicht in vollem Maaße erhalten; erſt nach und nach werden wir tüchtig ſie anzunehmen und zu verſtehen. Alles in der Natur geht ſeinen beſtimmten allmähligen Gang; das Kind braucht lange Zeit ehe es ein Mann wird; daſſelbe findet im Geiſtigen Statt.

Die Menſchen können die Wahrheit nicht verdrängen; unmöglich kann die Finſterniß über das Licht ſiegen; wäre dem nicht alſo, ſo hätte die Offenbarung nicht beſtehen können; die Menſchen haben ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, ſie zu unterdrücken. *)

Bisher hat man nur ganz geringe Begriffe vom

*) Und zwar nicht nur als ſie gegeben wurde, ſondern auch ſeitdem ſie gegeben iſt, bis auf unſere Zeit.

Magnetismus gehabt, man hat ihn bloß von einer wenig erheblichen Seite kennen gelernt, und eben daher haben sich die Meinungen davon so sehr vervielfältigt, und sind Irrthümer entstanden. Vermag man eine Sache von oben herab zu betrachten, so wird es leicht sie zu übersehen und sie genau kennen zu lernen; sieht man sie aber von unten herauf, so nimmt man nur wenig wahr von dem, was sie nach oben zu in sich enthält; will man es kennen lernen, so muß man mühsam hinanklimmen. *)

Der Magnetismus wirkt auf den ganzen Menschen, selbst auf den Körper, und auf alles Sichtbare, denn er ist uneingeschränkt; man muß sich aber nicht bey einer oder der andern seiner Wirkungen aufhalten, und nicht daraus, daß er auf den Körper wirkt, schließen, daß er nur auf den Körper wirke. Inzwischen ist es begreiflich, daß das Wesentliche, der Geist davon, nicht leicht entdeckt und erkannt werden kann; denn um Wirkungen hervorzubringen, die darüber Aufschluß ge-

*) Die Seherin war, wo nicht die erste, doch eine der ersten und überhaupt der wenigen, die höhere Begriffe vom Magnetismus gaben. Er fing in Mesmer von unten auf an; nach diesem Weg seiner neuern Geschichte hat ihn auch herausg. öfters behandelt, ohne doch seine höhere Natur zu verkennen.

den, dazu iſt eine beſondre Führung Gottes erforderlich.

Die Sonne iſt ein ganz eigenes Geſchöpf; *) in ihren Aeußerungen iſt ſie nicht das, was ſie an ſich ſelbſt iſt: ſie wirft ihre Strahlen auf Alles, aber dieſe ihre Strahlen ſind nicht die Sonne. So iſt es auch mit dem Magnetismus. Dieſe oder jene Wirkung, die er hervorbringt, dieſe oder jene Erſcheinung, die er veranlaßt, iſt nicht er ſelbſt oder das Weſentliche davon. Sucht man in den Aeußerungen und Wirkungen einer Sache die Sache ſelbſt, ſo wird man ſie nimmer finden; man hüte ſich, die Aeußerung einer Kraft mit der Kraft ſelbſt zu verwechſeln.

Es wird dem Menſchen äußerſt ſchwer, eine vorgefaßte Meinung aufzugeben. Auch ſoll man ſich hüten, diejenigen, die über irgend eine Sache anders denken, zu tadeln oder gering zu ſchätzen. Indem man Jemanden ſeine Meinung zu benehmen ſucht, lauft man immer Gefahr, ſelbſt eine irrige Meinung zu äußern; man ſpreche nie zu voreilig über die Meinungen Anderer ab. Es kann z. B. leicht geſchehen, daß man die auffallenden Wirkungen des Magnetismus

*) Dieſe mehrmalige Reflexion ſcheint in mehr denn bildlichem Zuſammenhang mit dem Magnetismus zu ſtehen.

für ſolche hält, die unmittelbar von Gott kommen, da doch der Grund davon in der Natur liegt; oder auch daß man die verſchiedenen Wirkungen deſſelben mehrern beſondern Kräften zuſchriebe, auch darin hätte man Unrecht; es iſt nur Eine Kraft, die aber vielfältige verſchiedene Wirkungen hervorbringt.

Der Magnetismus hat in ſeinen Wirkungen bald Bezug auf den innern Sinn der Seele oder auf die Vernunft, bald auf den Verſtand des Geiſtes. So wie die Zeiten ändern und wechſeln, ſo nimmt man auch immer andere Aeußerungen der unſichtbaren Regierung Gottes wahr, und ſo ſind auch die Formen dieſer Aeuſſerungen verſchieden.

Bey jedem Menſchen äußert ſich das Licht, das von oben herab kommt, anders. Leuchtet es im Menſchen in einem ſehr hohen Grade, ſo iſt es der mit dem Willen und den Abſichten Gottes harmonirende Verſtand oder Einſicht zu nennen; es iſt alsdann eine lebendige Ueberzeugung, daß Gott nur das Beſte wolle. Der, dem es zu Theil wird, lernt ſein Inneres, ſeine Verhältniſſe zu Gott, und die Verbindung worin er mit allen Menſchen ſteht, kennen. Freylich gibt es Viele, die etwas davon ahnen und daran glauben; aber ein Anderes iſt, es zu verſtehen.

Unter Magnetismus verſtehe man eine unſicht-

bare Kraft, die die Vernunft der Seele aufklärt, und das Licht des Geiſtes erhellet, und ſich auf nichts einſchränken läßt. Der Menſch ſoll dabey nichts wollen, ſondern nur annehmen was die Natur der Sache mit ſich bringt; denn nur das iſt dem Willen Gottes gemäß. Der Magnetismus dient auch dem Verſtande zur Aufklärung, und läßt uns einſehen wo es uns fehlt, und wie wir uns zu verhalten haben.

In Dingen, die vergänglich ſind, iſt der Magnetismus dem Willen der Menſchen unterworfen; es können Erfahrungen dabey Statt haben, die zwar auffallend ſind, aber doch keinen eigentlichen Werth haben, und wovon der Eindruck, den ſie auf den Menſchen machen, nicht bleibend iſt.

Der Magnetismus iſt keineswegs an den Charakter des Magnetiſirers und der magnetiſirten Perſon gebunden. Wenn man gleich bloß phyſiſch magnetiſirt, ſo kann doch eine Perſon in Kriſis, je nachdem ſie iſt, helle Wahrnehmungen haben und weit kommen. Der Magnetiſirer thut nichts dabey, als daß er auf das Aeußere wirkt; von dem Aeußern geht es aber dann weiter auf das Innere. Miſchen ſich unreine Lüſte und Begierden darein, ſo hört die Wirkſamkeit des Magnetismus auf. Hat eine Perſon eine helle Kriſis, worin ſie deutlich und wahr ſieht, und

es entsteht in ihr ein unreiner Gedanke, dem sie einigermaßen Gehör gibt, so schwindet plötzlich ihre magnetische Kraft, deren Licht erlischt, es überfällt sie eine Bangigkeit, und ihre Krisis hat ein Ende. — Ich thue es ungern, aber ich muß davon reden, weil man das Vorurtheil hat, als wenn der Magnetismus den Sitten gefährlich wäre. — Wenn das Bessere der magnetischen Kraft wirken soll, so hebt sie das Böse auf; es ist nicht das magnetische Fluidum, das das Böse aufhebt, verzehrt, sondern in der Kraft der Erkenntniß bekommt man einen wahren Abscheu vor dem, was Finsterniß ist und daraus entspringt. — Das Fluidum ist nicht wie Materie, aber es ist doch Etwas was sich in Bewegung setzen läßt, und das sich mit unserm Körper verbinden kann. Es ist gleichsam physisch, und wirkt auf den Körper, hat aber auch mittelst desselben Einfluß auf das Innere, Edlere des Menschen; es behagt dem Körper, und die Seele nimmt auch gern Theil daran, weil sie dadurch für die Einwirkungen des Geistes empfänglicher wird. Man hüte sich jedoch, dieß Fluidum als etwas von dem Innern der magnetischen Kraft Verschiedenes anzusehen. Die magnetisirten Personen empfangen es je nach der Beschaffenheit ihrer Gesundheitsumstände, und je nachdem sie es bedürfen; es wirkt in ihnen verschieden.

lich, gleichwie der Saft der Erde in verschiedenen Bäumen verschiedentlich wirkt. Der Saft ist feiner als der Baum, der ihn aufnimmt; das Leben, das in dem Saft enthalten ist, und ihn in Bewegung setzt, ist noch feiner als der Saft. So ist es mit dem Magnetismus. Ein Jeder fühlt ihn nach seinen Bedürfnissen anders zu sich kommen, und hat davon andre Empfindungen. Es ist Licht, Kraft der Seele, die durch festen Versatz in Bewegung gesetzt und Andern mitgetheilt werden kann; es ist nichts Wirkliches *) für unsern Körper, und um es wahrzunehmen, muß man in einer besondern Disposition seyn; es ist eine Wirkung, die ein Körper auf den andern unsichtbarer Weise machen kann. Der Magnetismus ist nur Eins, wie der Mensch Eins ist. Sagt man: der Mensch, so versteht man darunter den Geist, die Seele und den Körper; sagt man Magnetismus, so verstehe man darunter die Kraft und das Fluidum. Die Begriffe davon lassen sich der menschlichen Vernunft nicht ganz rein mittheilen; denn diese ist unfähig sie zu fassen und festzuhalten.

In den gegenwärtigen Zeiten hat man den physischen Magnetismus gewissermaßen gebunden; d. i.

---

*) Vermuthlich so viel als: Körperliches, Materielles.

man hat ihm gleichsam Gesetze vorgeschrieben; man behauptet er könne Schaden verursachen, er könne auf einen gesunden Körper nicht wirken u. s. w. Auf die Art hat man ihn an die menschliche Vernunft gebunden, und der Mensch gibt eine vorgefaßte Meinung nicht gern wieder auf. Solch falsches Urtheil über den Magnetismus rührt daher, daß man bloß auf das Aeußere, Physische desselben merkt, und sich dabey aufhält. Doch nicht nur mit dem Magnetismus, sondern mit manchen andern Erscheinungen geht es eben so; man hält sich an das Aeußere, und ist zu träge ins Innere zu dringen. Auf letzteres ist beym Magnetismus besonders Rücksicht zu nehmen, denn er soll uns den innern bessern Menschen kennen lehren. Die Sonne wirkt auf allerley Weise; sie leuchtet, sie wärmt, sie verschafft uns Nahrung u. s. w. Eben so verhält es sich mit dem Magnetismus.

Auch hegt man das Vorurtheil, daß von den Personen in Krisis die einen viel schwatzen, andere aber sich ruhig verhalten sollen. Das Reden in der Krisis ist von keinem Nutzen, wenn ich bloß rede um geredet zu haben, wenn gleich es mit Verstand und Einsicht geschähe. Das Reden soll Nutzen bringen; dazu ist erforderlich, daß die Erkenntniß in dem, der redet, erst rein und lauter sey, und darum muß er

Gott bitten. Iſt er zu ſolchem Grade der Erkenntniß gelangt, und er ſchwiege alsdann, ſo würde ihm das Schweigen mehr ſchaden als das Reden.

Nach ſo vielem unnützen Geſchwätze, womit ſich die Menſchen in den neuern Zeiten abgegeben haben, iſt es nunmehr Zeit, daß ſie ſich ſtille verhalten, nachdenken, und auf die Beſtimmung und die Schickſale der Menſchheit merken. Ich verlange nicht, daß man ſpeculire, ſondern daß der Menſch in der Stille Gott preiſe, und ſich ihm ganz unterwerfe. Alsdann würden auch die Menſchen ruhiger und verträglicher unter einander. Jetzt wirkt ein Jeder mit ſeiner verkehrten Vernunft auf den Andern, und verurſacht Unruhe. Es gibt gar Vieles, das den Wachsthum unſerer Erkenntniß hindert. Bey unſerer Schwäche und Finſterniß können wir, wenn wir auch irgend eine Wahrheit entdecken, ſelten ihrer gewiß ſeyn. Bald fällt uns ein, daß wir ihr nicht ganz trauen dürfen, weil wir nicht durch unmittelbare Offenbarung Gottes dazu gekommen ſind, bald machen uns Andre durch ihren Widerſpruch irre; wir können nicht in Abrede ſeyn, daß dieſe auch Vernunft haben, und wir zweifeln oft an der von uns erkannten Wahrheit, weil Andre ſie auch dafür anzuerkennen ſich weigern. Indeſſen gibt es doch ein Mittel wie wir unſerer Sache

gewiß seyn können; dieß besteht darin, daß wir lernen, Gott und uns selbst recht zu kennen, und einzusehn, in wiefern wir mit unsern Nebenmenschen verbunden sind, und in wiefern wir uns von ihnen abhängig oder unabhängig machen dürfen; um solche Erkenntniß müssen wir Gott bitten.

Dreyßigster Abschnitt.

Es ist schwer, die Wahrnehmungen des Geistes, die innere Erkenntniß auszudrücken; denn indem sie dem Sinn der Seele *) überliefert werden, werden sie gleichsam zergliedert, und können nur stückweise sich mittheilen. Das Eine, damit es begreiflich werde, muß sich vervielfältigen. So auch könnte die schaffende Kraft sich nicht anders als durch mannichfaltige Gegenstände, die sie entstehen ließ, bekannt machen.

Es kommt darauf an, recht zu verstehen, was

*) Die Seherin sagt hier ausdrücklich, daß sie unter Sinn, Sinne, die Seele, nämlich deren Sensorium und Organe versteht, die eigentlich innere Organe sind, von denen das Wahrnehmungsvermögen der äußern abhängt. Sie nennt Sinne, weil sie von der Vervielfältigung spricht.

Sinn der Seele und was Geiſt ſey. Der Sinn iſt der Vereinigungspunkt des Unſichtbaren und Sichtbaren der Schöpfung außer mir und in mir; er iſt das, wodurch unſer Geiſt ſichtbare Dinge wahrnimmt, und wodurch ihm die in der Schöpfung ſich äußernde Herrlichkeit Gottes anſchaulich wird; er iſt gleichſam das Glas, in welchen ſich die Strahlen der Herrlichkeit Gottes brechen müſſen, um ſich uns mittheilen zu können; der einfache, ungetheilte Glanz der Herrlichkeit Gottes würde uns blenden; wir würden ihn, wenn er ſich uns nicht theilweiſe mittheilte, weder ertragen noch begreifen.

Die Schöpfung iſt ein Abdruck, iſt Sprache der Gottheit; ſo auch iſt der Sinn, oder ſind die Sinne, ein Abdruck des Geiſtes. Der Geiſt nimmt von den Sinnen, und dieſe nehmen vom Geiſt an. Wer den Geiſt und deſſen ewige Beſtimmung kennt, der kann den Sinnen mittheilen *), und zu einem hohen Grade der Erkenntniß gelangen; ein Andrer iſt nichts als Sinn; bey dem thut der Geiſt nichts als deſſen Sinne beleben.

Der Geiſt kann nichts denken, das ſich den Sinnen nicht ſogleich mittheilt; da ſie aber ihrer Natur

*) Von deſſen Intelligenz, wodurch ſie verſtändig werden, leſen lernen.

nach vom Geiſt entlegen, da ſie nicht einfach wie der Geiſt ſind: ſo können ſie den Gedanken des Geiſtes im Ganzen nicht faſſen, und noch weniger ihn Andern verdeutlichen; ſie müſſen ihn zergliedern, und ihn in mancherley Formen und Bilder bringen. Dieß nun verurſacht um ſo mehr Verwirrung, da die Sprache oder die Worte, worein der Gedanke gekleidet werden ſoll, verſchiedene Bedeutungen haben, verſchiedenartige Dinge bezeichnen, und man weitläufig werden muß, um ſich verſtändlich zu machen. In der Bibel iſt manches Große mit wenigen Worten als: Natur, Geiſt, Schöpfung u. ſ. w. ausgedrückt, Unſere Gelehrten können das nicht, weil ſie den Ausdruck nicht in ſich haben. Die Sinne bedürfen einer beſondern Berührung, um fähig zu werden, das Geiſtige in die paſſendſten, ſchicklichſten Bilder zu kleiden.

Der Gedanke des Geiſtes verliert, indem er durch die Sinne geht; ein einfacher Satz wird da in tauſend andre zergliedert, und es iſt für die Sinne äuſſerſt mühſam, dieſe an einander zu reihen und zu einem Ganzen wieder zu verbinden. Das Bewußtſeyn dieſes unſers Unvermögens, und der Schwäche unſerer Sinne, ſoll uns veranlaſſen uns Gott zu nähern. — Wenn unſere Sinne die Wahrnehmungen und Gedanken des Geiſtes ganz faſſen, ſie deutlich empfänden und

vollständig anwenden könnten, so würden wir stolz darauf seyn, und uns selbst für Götter halten.

Gott hat die sichtbare Schöpfung, so wie die Offenbarung, uns stückweise mittheilen müssen, damit unsere Sinne, unfähig deren Einheit zu fassen, nach und nach damit bekannt würden, und so nehmen sie täglich etwas Anderes wahr. Diese Wahrnehmungen müssen dem Geist überliefert werden, damit er sie prüfen, ordnen, und den Begriff eines einzigen vollkommenen Wesens davon abstrahiren könne. Geschieht das nicht, theilt der Mensch die Wahrnehmungen seiner Sinne dem Geiste nicht mit, so erhält er keine deutliche Begriffe von Gott und dessen Veranstaltungen; theilt er sie aber dem Geiste mit, so erhält er zwar nicht über Alles befriedigenden Aufschluß, aber indem er die unübersehbare Größe Gottes anstaunt, erkennt er seinen eigenen Unwerth, und unterwirft sich. Die Vorstellung, die er sich von der Größe und Allmacht Gottes macht, gewährt ihm mehr Vergnügen, als wenn er die Fähigkeit erlangte Alles zu erklären; er fällt nieder und betet an. In solcher Stimmung ist er glücklich, und diese hat er seiner Schwäche, seinem Mangel an Erkenntniß zu verdanken. Der Mensch muß auf die Größe Gottes und auf ihn als auf den Vater sehen, dann ist ihm wohl und er

fürchtet nichts. Auf die Art entziehen sich seine Sinne dem bloß Sinnlichen, sie werden verfeinert, und von dem Nebel, der sie umgibt, befreyt.

Man denke sich den Geist, wie er in den um ihn sich verbreitenden Sinnen arbeitet. Die Seele empfindet, der Geist denkt. Die Empfindungen der Seele werden im Geiste Gedanken, und die Gedanken des Geistes werden in der Seele Empfindung. Der Geist denkt nicht ausschließlich bloß an das Geistige. Der Sinn der Seele bemerkt die schöne sichtbare Natur, und hat davon Empfindung; der Geist nimmt an solcher Empfindung sogleich Theil, denkt und führt das Sichtbare auf das Unsichtbare und auf den Schöpfer. Diese durch den Geist zum Gedanken gereifte Empfindung geht vom Geist wieder in die Seele zurück, und ist dann lebhafter als sie anfänglich war. Solche Empfindungen nun auszudrücken, Bilder und Sprache dazu zu finden, ist sehr schwer. Daher thut der Mensch wohl, sich dabey ruhig zu betragen, solche Empfindungen fest zu halten, sich mittelst ihrer über die Grenzen der Schöpfung zu schwingen, und sich da mit Muße nach Bildern und Ausdrücken umzusehen, wodurch sie am schicklichsten bezeichnet werden können. Daß er von Allem noch so wenig weiß, daran ist seine Unruhe Schuld. Bey der Stille, die ihm anzurathen

ist, werden seine gewöhnlichen Geschäfte keineswegs versäumt; im Gegentheil gelingen sie ihm besser, und gewähren ihm mehr Vergnügen; denn er findet alsdann mehr darin, als man gewöhnlich darin sucht. Auch darf man nicht glauben, daß durch das Stillverhalten des Menschen dessen Verstand vernachlässigt werde. Wer sich an Gott wendet, und den um Erleuchtung bittet, dessen Verstand wird nicht vernachlässigt.

Es ist mit dem Gedanken des Geistes, der sich der Seele mittheilt, wie mit einem Stein, der ins Wasser geworfen wird; dieser setzt alsdann Alles in große Bewegung *). — Unsere Sinne sind eigentlich der sichtbare vergängliche Mensch; die körperlichen Sinne sind ein Abdruck des innern Sinnes der Seele, den wir nicht gewahr werden. Der Geist ist wie ein Werkmeister, und die Seele ist gleichsam die Kammer, worin er arbeitet. Man thut wohl, sich den Menschen als aus Geist und Seele bestehend zu denken, ohne auf den Körper Rücksicht zu nehmen; denn dieser ist bloß eine Aeußerung des innern Menschen. Der

*) Dieses ist selbst eins von den treffenden, vielsagenden Bildern der wahren Geistessprache, die sich immer weiter ausmalen lassen: man denke an die concentrischen Kreise auf dem Wasserspiegel ꝛc.

Körper ist die Schale, worin Geist und Seele aufbewahrt sind. Da diese Schale ihr Eigenthum ist, und sie sich ihrer bedienen wollen, so mußte sie auch Fenster, d. i. Sinne oder Organe haben, mittelst welcher der innere Sinn die Schöpfung wahrnehmen könnte. Eigentlich ist Geist und Seele der ganze Mensch *); die äußerlichen Glieder sind ein Abdruck der in Geist und Seele vorgehenden Bewegungen. Oft ist in der Schrift von Auge, Ohr, Herz, Füßen u. s. w. die Rede, wo doch an keinen Körper zu denken ist. Die mancherley Kräfte und Fähigkeiten, die sich in den Händen, Füßen u. s. w. äußern, sind eigentlich im Innern, und die äußern körperlichen Glieder sind ein Abdruck davon. Das Sichtbare, Körperliche, ist nicht die Sache selbst, sondern die Sache selbst hat in sich das, was im Sichtbaren materiel abgedruckt ist. So hat meine Seele ihrer Bestimmung nach ihre Kraft, ihren Sinn von Gott erhalten; und diesem Sinne, dieser Kraft gemäß äussert sie sich in der sichtbaren Schöpfung. Läßt Gott Wesen entstehen, so liegt die Art und Weise, wie sie

*) Dessen Basis; man folgere daraus ja nicht, als ob die Seherin den verklärten Körper für entbehrlich in einem andern Leben hielte; so wenig als diesen in diesem.

ſeyn ſollen, in dem Willen Gottes enthalten; ſie liegt nicht in den Weſen ſelbſt, ſondern in dem Willen Gottes. Es war Gottes Wille, daß unſere ſichtbare Schöpfung ſo ſey, wie ſie iſt, und darnach war die unſichtbare Schöpfung geordnet, eingerichtet. So ſchafft Gott Geſchöpfe nach Wohlgefallen auf mancherley Art, er iſt an keine Geſtalt gebunden, ſondern kann deren unzählige entſtehen laſſen. So wie jeder Geiſt von andern Geiſtern abgeſondert iſt, ſo iſt auch jede ſichtbare Form von andern verſchieden. — So wie uns Gott, je mehr wir ihn kennen lernen, immer größer vorkommen muß, ſo erſcheinen auch wir uns immer größer, je mehr wir unſere eigene Natur kennen. Der Menſch kann ſich keinen Begriff von Gott machen; ſelbſt Alles was die Offenbarung ihn davon lehrt, iſt ihm, wenn er nicht von dem Geiſte Gottes erleuchtet wird, dunkel, und zwar daher, weil er ſeinen eigenen Geiſt nicht kennt, und die Kräfte, die in ihm ſelbſt liegen, nicht ahnet. Selbſt eine Schöpfungskraft iſt ihm zu Theil worden; zwar iſt dieſe in Vergleich jener, die Gott eigen iſt, äußerſt gering; aber doch iſt der Menſch auf ſeine Weiſe thätig wie Gott; er kann nichts Lebendiges, aber doch Ideen, Formen und Bilder erſchaffen; er kann aufbauen, niederreiſſen und zerſtören. Im Ganzen ſind

die Menschen, nach ihren Handlungen erwogen, gegen Gott wie ein unmündiges Kind gegen einen erwachsenen Mann; gleich den Kindern bauen sie Kartenhäuser, und sind sich ihrer Schwäche bewußt; indessen thun sie wohl, indem sie ihre Ohnmacht erwägen, auch der in ihnen liegenden Kräfte eingedenk und auf deren Entwickelung bedacht zu seyn. Denn der Mensch kann in der That groß werden. Jede Erkenntniß bringt ihn Gott näher; nur muß er sein Kind bleiben, und nicht vor der Zeit wachsen wollen. — Unser Heiland liebte die Kinder; Vielen kommt das kleinlich vor; denn sie übersehen, daß auch dieß nur Sprache, nur Bild war.

III.

Die Genugthuung.

»Die wahre Andacht hält ſich an das Unſichtbare, und bedarf wenig Bilder. Sie ſucht inwendig in ſich das lebendige Bild, Chriſtus den Gekreuzigten.«

Johannes vom Kreuz.

Kein Bild hat ſo viel Ehre erlangt, als das einfachſte und verachtetſte von allen, das Kreuz. Eine Hieroglyphe von zwey Linien, der Abriß des Werkzeugs der ſchmählichſten Todesmarter, nennt uns das Glück, den Sieg und den ewigen Ruhm der Menſchheit; es wird die Freude der Glaubigen, und ſogar ein Schmuck in der Welt. Ja es gibt, ſo weit Augen ſehen, kein bedeutenderes Zeichen; an ihm hängt die ganze Geſchichte unſers Geſchlechts und das Schickſal des Alls der Dinge. Es verkündigt Gottes Weſen und Eigenſchaften, und vereinigt alle Regionen des Daſeyns in ſeinem Mittelpunkt, im Punkt der Liebe. Keine Zunge kann in Worte faſſen, was dieſes tiefſte und höchſte der Bilder ausſpricht.

Wir sind nicht Bilderdiener noch Anbeter des Holzes, aber wir glauben an die Bedeutenheit der Formen und an die Uebereinstimmung ihres verschiedenen Sinnes. Doch ist uns an dem Kreuz der wichtigste Sinn, daß es die Genugthuung geworden ist für die Sünden der Welt. Und hier ist der Prüfstein, dieses Bild wird uns ein solcher: nämlich ob wir bey ihm stehen bleiben oder durch dasselbe das Wesen verstehen und erlangen wollen. Man sage doch wohl, was diese Aufsätze, die wir Bilderschriften betiteln, für einen Zweck haben. Bilder an sich sind niemals würdig unsern unsterblichen Geist zu beschäftigen; sie sind für Kinder, es sind sinnliche, sinnliche Dinge. Sie sind nur die unentbehrliche Handhabe zur Ergreifung des Wesens, das ganz abgelöst von aller Form und Besonderheit, nur so Gott nennen, und werden kann, sey es im Verstand oder in der Empfindung, oder Gesinnung, oder That, zu dem wir aber, wenn auch durch Empyrieen, vordringen müssen. Das Kind spielt mit den Naturerzeugnissen, der Kenner bewundert sie, der Weise verehrt ihre geistige Bedeutung, und findet darin Antriebe zu seiner Selbstveredlung und deren Beförderung. Eben so lasset uns das Kreuzesbild behandeln.

Denn was sagt die Schrift? — »Aus Aegypten

habe ich meinen Sohn gerufen.* Diese gewichtigen Bilderworte bedeuten unter so viel Anderm auch das, daß wir aus der Bilderwelt in das Land des Wesens überzugehen berufen sind. Wir kommen nicht hier herein, ohne dort gewesen zu seyn; die falsche Weisheit wähnt unmittelbar hineinzukommen, und geräth in Wüsten und Steinklüfte; sie verliert beydes, das Gefäß und seinen Inhalt. Es sind uns in der Natur, in der Offenbarung und in allem positiven Wissen, Materialien vorgelegt, womit die meisten Menschen nur spielen, selbst wenn sie solche zu benutzen glauben; an ihnen allen sollen wir lernen, und zwar dadurch, daß wir sie als Bilder betrachten, aus denen das Wesen zu schöpfen ist. Wir müssen sie uns unterwerfen, um über sie vorwärts zu schreiten. So nur geschieht ihrem und unserm Geist ein Genüge. Weit entfernt also, daß wir die Berufenen in Aegyptisches Bilderwesen verstricken wollten, suchen wir sie vielmehr frey zu machen dadurch, daß wir sie erkennen lehren, Bild sey Bild und nicht das Wesen, ohne die vorgegebenen Bilder aber gehe man am Wesen vorbey, und begebe sich in die Knechtschaft seiner eigenen Einbildungen.

Der Sohn, das Kind, wird aus dem Dienst-hause gerufen zur Freyheit der Kinder Gottes. Diese

Freyheit, welche das Wesen ist, besteht in Licht, und die Bilder sind Farben und sind Schatten. Der gebrochene Strahl ist Wahrheit, Weisheit und Erkenntniß, er ist Glaube, Liebe und Hoffnung, Demuth, Buße, Standhaftigkeit und Geduld. Alle Tugenden sind in diesem Lichte der Freyheit vereinigt, und glänzen als die Sterne an dem Kreuze des Heilandes, durch dessen Gnade sie uns verliehen sind. Es hat eine unendliche Verwandlung gestiftet; und wie man diese auch betrachten mögen, so bleibt immer das Kreuz der Grund und Siegel, das Bild, welches wir nie aus den Gedanken verlieren können, auch wenn alle andere Bilder für uns verlöschen und wir darüber erhoben sind. Es ist der ewige Besitz unserer Freyheit; es eignet uns durch sein Ergreifen das Wesen selber zu, die Wahrheit und Gerechtigkeit, die Gott Vater sind. Nur von ihm aus werden alle andere Bilder verständlich und möglich; nur von ihm aus werden sie als Bilder erkannt.

Was aber die Verwandlung sey, die wir genannt haben, wird uns eben dieses Zeichen lehren. Gott ist gut, und was böse ist, bleibt nicht vor ihm. Seine Dauer ist die Ewigkeit, und so lange er ist, kann er nicht aufhören, das Böse gut zu machen; die Dauer des Bösen aber ist Vergänglichkeit. Es ist aber

nicht genug, daß er das Böse kennt und aufhören macht; es war, und was war, das ist vor dem Allgegenwärtigen. Es ist eine Urkunde in den Grund des Daseyns geschrieben, welche bezeugt, daß das Geschöpf, sey es bis auf das Aeußerste, seinem Ursprung unähnlich geworden sey. Die Thatsache, die in dieser Schrift liegt, kann auch dadurch nicht aufhören, daß das Geschöpf wieder zur Aehnlichkeit Gottes umgewandelt wird; und letzteres wäre für sich eine Ungerechtigkeit, und eine Gewaltthätigkeit wider den Willen der freyen Geschöpfe. Erst muß die Thatsache selbst vernichtet seyn, wenn es nach einer Gerechtigkeit, welche auch das geschehene Böse nicht ungeschehen thut, möglich werden soll, den Abgewichenen die Wohlthat der Rückkehr in Verbindung mit ihrer Willensfreyheit zuzuwenden. Da nun das Geschehene nicht einmal dadurch ungeschehen gemacht werden könnte, wenn das Geschöpf vernichtet würde, die Vollkommenheit Gottes auch nicht zuläßt, daß er wieder vernichten sollte, was er geschaffen hat, und gar vollkommen geschaffen hat, mit der alleinigen Möglichkeit, seinen Ursprung aber sich selbst zu suchen, wenn eben eine zweite Vollkommenheit des Geschöpfes besteht: so machte es das Geschehene unaufhörlich auf dem Weg der höchsten Liebe, indem er, als der Ge-

rechtigkeit, welche dessen Auslöschung erheischte, sich als die Ungerechtigkeit, als die Schuld als die Sünde darstellte, und hiedurch die Abgewichenen auf ewig unverbrüchlich mit sich vereinigte, ja ihre Schuld selbst ihnen zur Wohlthat und Glückseligkeit machte. Dieses konnte er vermöge seines Wesens, oder doch seines Rathschlusses, nicht anders thun als in der Natur eines Geschöpfs, das seine Gottheit in sich trüge, und das, der Sünde fähig und unfähig zugleich, durch der Sünde Lohn bey der reinsten Unschuld eben diese Sünde, sowohl als Thatsache wie als Kraft zernichtete, und an die Stelle jener Thatsache des Bösen eine weit höhere des Guten, an die Stelle der vergänglichen Kraft der Sünde eine unvergängliche Kraft der Gerechtigkeit setzte.

Fragt man nun, ob die, welche mit der Erbsünde behaftet in die Welt geboren werden, dadurch Unrecht leiden? so ist die Antwort: Ja, aber nicht daß sie Gott, sondern nur ihr Geschlecht beschuldigen können, und so daß sie durch Tragen der Sünde selbst zur Genugthuung beytragen in der Kraft des Verdienstes Christi, und hiedurch der höchsten Wohlthat, welche einem Geschöpf zu Theil werden kann, theilhaftig werden, daher indem sie ungerecht leiden, noch in unendlich stärkerm Grad ohne ihre Würdigkeit be-

seligt werden. Das Menschengeschlecht ist Ein Ganzes, Ein Leib, dessen Glieder Alles gemein haben. Nur Christi Leiden war ein reines Unrechtleiden in Bezug auf ihn, weil er ohne Erbsünde war. Er begab sich aber freywillig in die äußere Natur der Sünder, um stellvertretend, gleichsam als die persönliche Sünde, den Zorn zu tragen, den das Recht über den Sündern bleiben hieß. Fragt man ferner, ob also das Leiden des Erlösers ein Strafleiden gewesen sey? so ist die Antwort: Allerdings, indem ohne Strafe dem Recht nie genug geschieht, Vergebung der Sünde ohne Genugthuung daher eine Ungerechtigkeit seyn würde, und wenn auch keine einzige Schriftstelle das Wort Strafe gebrauchte, die Sache doch deutlich genug ist, da es heißt, er müsse bezahlen, was er nicht geraubt habe (Ps. 69, 5), er habe für unsere Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten (1 Petr. 3, 18), er sey Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trage, er vergieße sein Blut zur Vergebung der Sünden, er sey die Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt, und so Mehreres. Und hiebey muß es um so gewisser bleiben, als Gott nicht allein die Liebe sondern auch die Gerechtigkeit ist, der gerechte Vater, den die Welt nicht kennet (Joh. 17, 25); so daß gegen jene von jeher anerkannte Wahrheit alle einlei-

tige und oberflächliche Vorstellungen gar nichts vermögen, und billig der künftigen bessern Erkenntniß denen überlassen bleiben, die sich darein verwickelt haben, und Andre mit Worten ganz zwecklos darein und in daraus entstehende Streitigkeiten zu verwickeln Gefahr laufen *). Der Mensch an sich müßte die Strafe der Sünde, die er ohne Ende mehrt, auch ohne Ende tragen; Christus aber trug sie so, daß daraus Versöhnung und Friede mit Gott entstehet, daß der Sünder Gnade finden, zur Wiedergeburt, Heiligung und Kindschaft, welche zur vollständigen Rechtfertigung von der Sünde gehöret, gelangen kann; und das ists, was Jesaias sagt: »Die Strafe unsers Friedens lag auf ihm«; und wenn es heißt: »Die Ruthe unsers Friedens ist bey ihm«, so wird bloß nur die Folge und der Zweck dessen was leiblich vorhergeht: »Er ist um unserer Missethaten willen verwundet, und um unserer Sünde willen geschlagen.« Wer durch Nachfolge in die Ruthe seiner Leiden tritt, der findet Frieden, nachdem dieselbe Züchtigung zuerst als Strafe auf dem Versöhner lag, durch dessen Wunden wir Erlösten nun geheilt sind, auf den der Herr unser Aller Sünden warf (Jesaj. 53, 5-6). Daß von dem

---

*) Vg. Wolther s. d. Messias. 4, Comment. S. 20; f.

Propheten gebrauchte Wort (musar) heißt keineswegs bloß Unterweisung, sondern kann jede, auch die härteste körperliche Strafe bezeichnen (s. Jerem. 30, 14. Sprichw. 13, 24 ꝛc. Hebr.)

Blicken wir nun auf das Kreuz, so finden wir ein wirkliches Strafwerkzeug, eine Strafe für Knechte und für die verworfensten Missethäter. Christus in Knechtsgestalt erscheinend, starb den Knechtestod zum Lösegeld für die Knechte der Sünde. Er hing am Holz als ein Verfluchter, weil Alles unter dem Fluch ist, was er loszukaufen hatte. Hier ist lauter Gleichniß oder vielmehr Gleichstellung, die schon an sich den Beweis des Strafleidens enthält. Und weil ohne Blutvergießen keine Vergebung geschieht (Hebr. 9, 22), so vergoß er sein unschuldiges Blut für die, welche nur ein sündiges Blut zu vergießen hatten, wodurch etwa der zeitlichen Gerechtigkeit, aber nicht der ewigen Genüge geschehen konnte, wenn auch ihrer Aller Blut vergossen worden wäre. Und eben dadurch, daß Gott in Christo war, und die Welt, seine Feinde, mit sich selbst versöhnte, bewies er sich als die Liebe, die in dem Tode Jesu sich in höchster Vollkommenheit offenbarte. Wer dieses nicht erkennt, weiß in der That noch nicht, wie sehr Gott die Liebe ist.

Das Kreuz weist nach oben und unten, rechts

und links; die gevierte Richtung bezeichnet das All, auf das es einfließt, und von dem es ausfließt. Seine Spitze steigt zum Throne der Gottheit, und seine Wurzel streckt sich in die Hölle. Seine Arme breiten sich vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, und von Pol zu Pol. Himmel und Erde sind in ihm verbunden, in ihm befriedigt; das Entgegengesetzteste in ihm vereinigt und versöhnt. Wo Ost zu West, wo das Höchste zu dem Niedrigsten kommt, wo sie unauflöslich eins werden, da ist Friede. Den Frieden, der gut und aus Gott ist, schafft die Strafe und Züchtigung, welche das Böse ausgleicht, und unterwirft, und hinwegräumt. Unzähligfach ist die Strafe oder Zucht unsers Friedens, hat so viel Sinn und Beziehung als das ganze Erlösungswerk, womit sie gleichbedeutend ist. Man hüte sich vor grammatischen Grübeleyen; auch dieses Wort (musar schelomenu) ist ein vielumfassendes Bild, von dem das Wesen sich durch eine einzelne trockne Wortbedeutung nicht verstehen läßt. Und weil der Friede gut ist, so lasset uns Salz bey uns haben, und Friede mit einander haben. Denn das wahre Salz läßt keinen Wortstreit aufkommen. So werden wir auch in diesem Stück dem heiligen Willen Gottes durch seine Gnade genugthun.

Wir haben aber doch noch etwas Weiteres von der Genugthuung zu reden, wozu uns ein erleuchteter Freund mittelſt übereinſtimmender Aeußerungen Veranlaſſung gibt. Auch der Menſch muß genugthun. Der Menſch wird ohne alle Rückſicht auf ſeine Werke, unentgeldlich, ohne Verdienſt, geſchenkweiſe gerecht, wenn er die verſöhnende Gnade Jeſu Chriſti, als die einzige wahre Genugthuung, ergreift. Aber man ſehe das Buch Hieb. Der Verklägte gibt die Rechtmäßigkeit einer ſolchen unverdienten Rechtfertigung nicht zu, einer Losſprechung auf den Grund eines fremden Verdienſtes. Er hat nämlich die Befugniß über die Wege Gottes zu urtheilen, weil dieß das wahre Mittel iſt, ihn von Gottes Heiligkeit, Weisheit und äußerſter Langmuth gegen ihn ſelbſt zu überführen. So macht es auch der geheiligte Menſch; er läßt ſeine Feinde über ihn richten wie ſie wollen, und ſtellt es Gott anheim, gewiß, daß das Ende zu ihrer Beſchämung ausſchlagen muß, gleich wie Satan auf dieſelbe Weiſe genöthigt wird, ſich ſelber zu verdammen, und erſt nach ſeiner Ueberweiſung — wenn er ſteht und nichts mehr zu ſagen weiß — das Urtheil wider ihn vollſtreckt wird. Wenn er nun Recht verlangt wider den durch den Glauben begnadigten Sünder, weil Gott gerecht ſey, der Sünder aber nur ſo

länge fromm als Gott ihn verschone: so wird ihm selber dessen Züchtigung zugelassen; er darf ihn prüfen durch Sündenreiz und Schmerz. Gott behält sich für den Begnadigten blos die Kraft des Verdienstes vor, das er selbst gestiftet hat, ihn nicht versuchen zu lassen über Vermögen, und ihn zu stärken wo Menschenkraft unterliegen müßte. Aus dieß ist dem strengsten Rechte gemäß. Durch unzählige Schlangenkünste sucht nun der Widersacher den Gläubigen zu bethören, sündig, zweifelmüthig, von Gott abwendig und elend zu machen. Der stolze Fürst der Finsterniß sendet hiezu seine Werkzeuge aus, die er in beyden Reichen der Dinge, auch wohl unter den Unsterblichen hat, und verwickelt den Züchtling von Zeit zu Zeit in die äußerste Noth Leibes und der Seele. Doch das große Verdienst, welches diesem geschenkt ist, läßt ihn nicht verderben, sofern er es nur ohne Unterlaß anspricht, und zurücksehend auf sein Nichtverdienst, im Widerspiel mit Satan, so weit möglich nicht Recht, sondern Gnade sucht. Nämlich im Allgemeinen kann dem Sünder als solchem nie Unrecht geschehen; es wird auch ein gewisses Vergeltungsrecht hierbey geübt, wodurch er seine Sünden im Bild erblickt; aber dennoch geschieht ihm stets das größte Unrecht, indem ja Christus längst für ihn genuggethan hat, sein Gericht aber

kein Ende zu nehmen ſcheint, er grade zu den Sünden gereizt wird, welche er nicht begehen will, und ihm Böſes widerfährt für eben das Gute, das er zu thun ſucht; Alles ſeinen edelſten Wünſchen zuwiderläuft, Verlaſſung und Ohnmacht ihm zum Lohn wird. Sein Schickſal wird ihm hiedurch ſo unbegreiflich, daß ihm der Kopf zerſpringen und das Herz brechen möchte; ohne Gottes Beyſtand würde es ihn zur Läſterung hinreiſſen; dumpfes Staunen verſchließt ihm den Mund, und es mag dann wohl von ihm heiſſen: »Die Worte Hiobs haben ein Ende.« — Aber was iſt nun der Erfolg? Daß er, ſo weit es ohne ſeinen Untergang geſchehen konnte, ja milder als nach des Menſchen Verdienſt geſtraft, die »Züchtigung des Friedens« ausgeſtanden hat, welche zu verhängen »bey ſeinem Erlöſer ſteht,« und welche von deſſen genugthuendem Verdienſt abhängt, als wodurch er eben vor dem Untergang bewahret, und die »friedſame Frucht der Gerechtigkeit« an dem durch dieſe Züchtigung Geübten (Hebr. 12, 11) hervorgebracht wird; kurz, daß er in der Gemeinſchaft der Leiden Chriſti ſelber ein Genugthuender geworden iſt vor Gott und der ganzen unſichtbaren Welt, und der Verkläger ſich für überwunden erkennen muß. Durch die fortgeſetzte Läuterung iſt die Sünde bis auf die Wurzel in ihm getödtet,

und er ist heilig und kräftig zu lebendigen Werken geworden, beydes in der Kraft dessen, der seine Stärke in der Trübsal, sein Tod und sein neues Leben war, und mit welchem er nun durch Tod und Leben, durch Kampf und Sieg, unzertrennlich verbunden ist. Ihm, dem Mitgenossen der Leiden, dem auch gute Wesen dienen, seine Wege ebnen und ihn stärken müssen, ist nun das ganze Recht und Vermögen der Genugthuung Christi beygelegt; so wenig Satan ursprünglich an diesen ein Recht hatte, so wenig hat er es hinfort an ihn. Er aber muß im Preis über sein unermeßliches Glück, das dann sogar auf die Werkzeuge seiner Leiden bessernd wirkt, mit [illegible] beschämtem Rückblick auf seine vorige Ungeduld, seinem Heiland zurufen: »Die Strafe meines Friedens war bey dir, und durch deine Wunden bin ich geheilet.« Und wenn er es recht betrachtet, so war sogar sein Leiden selbst so friedevoll durch die Gnade des Herrn, daß er oft mitten in der Pein eine unbegreifliche innere Erquickung über die bereitste äußere Durchhülfe mit entzücktem Herzen erfuhr. Es übertrifft in der That alle menschliche Klugheit, was der Herr in der Noth an uns thut, und mit welchem Frieden er uns dann beseligt. — Wie bald aber ein solcher friedlicher, gerechtfertigter Zustand, ob hier oder dort erreicht wird, läßt sich im

Allgemeinen nicht bestimmen; Niemand erwarte ihn zu früh. Vollendete Heiligung gehört dieser Erde nur in sofern an, als wir aus vollem Grunde mit dem Apostel sagen dürfen: Ich jage ihm nach (Phil. 3, 12). Wir haben hier in unserer Schwere noch allzeit Anstöße zu überwinden.

Werden wir nun noch um Worte streiten, meine Freunde, oder vielmehr dem die Ehre geben, der allein weise, Dinge ausspricht, welche unser kurzer Verstand nur nach und nach zu fassen vermag?

IV.

Aus der Vorschule für Aegyptische Hieroglyphik und Schrift.

Erstes Capitel.

Ob die große Mumie Aegypten wieder auferstehn, ob die stumme Bilderwelt auf ihrem Sarg erklingen soll, verständlich für [illegible]; ob, ob nicht, oder wie viel höhere Wahrheit in diesen räthselhaften Zeichen ruht? das ist nun mehr denn je die Frage. Von vielen Seiten her trifft unsere wissenslustige Zeit Anstalten zur Beantwortung; wir mögen dabey nicht unthätig bleiben. Wir setzen die Verhandlung über diesen Gegenstand fort, welche in einer frühern Blättersammlung (S. S. 81 f.) begonnen hat.

Es wäre eine schöne Aufgabe für junge Gelehrte, mit gemeinsamem Fleiß, neben dem Nothwendigern und Bessern was ein jeder nach seinem Berufe zu thun hat, Materialien zum Ausbau des angefangenen Werks, nämlich der Enträthselung des Aegyptischen Alter-

thums, zuſammenzutragen. Es gehören Hülfsmittel dazu; aber in neuern Zeiten und in gröſsern Städten haben ſie ſich ſehr gemehrt. Auch Frankfurt beſitzt auſser den wichtigſten Kupferwerken eine Anzahl von Originalien, die unſer trefflicher Landsmann, Hr. Eduard Rüppell *), der Stadtbibliothek verehrt hat. Es ſind mehrere Papyrusfragmente, zwey ganze Papyrusrollen, ein reichbemalter Mumienkaſten, einige Werke in Granit, worunter die bekannte Griechiſche Inſchrift, und viele kleinere Kunſtſachen. Was er dem Senkenbergiſchen naturhiſtoriſchen Muſeum zu Frankfurt ſowohl von ſeiner erſten als zweyten Reiſe nach Aegypten an Naturalien, beſonders aus dem Thierreiche, verſchafft hat, iſt in ſeiner Art noch bedeutender, und hat in Verbindung mit dem, was durch andre Reiſende aus Braſilien, Island, Grönland u. ſ. w. gekommen iſt, jenes Kabinet in wenigen Jahren zu einem der merkwürdigſten und lehrreichſten von Europa erhoben. Auch für die Hieroglyphik, deren Bilder aus der Natur des Landes entlehnt ſind, iſt dieſe Sammlung von weſentlichem Nutzen.

Unmöglich kann man eine Bilderſchrift, welcher Art ſie ſeyn mag, deuten, ohne daſs die Geſtalt ihrer

*) S. ſeine merkwürdige Lebens- u. Reiſegeſchichte in der Frankfurter Iris, vom Nov. 1825 an.

Bilder, und was sie an sich vorstellen, fest bestimmt ist. Es darf wo möglich kein Thier, kein Gewächs, kein lebloses Ding für ein andres genommen, oder unentschieden gelassen werden, was es sey. Dieses ist eine der ersten Aufgaben für den Hieroglyphenauslegr. Dazu kommen noch andre Vorbereitungen, und gehen ihm theils voraus. Es müssen die vorhandnen alten und neuen Hülfsmittel der Wissenschaft überhaupt verzeichnet, geordnet und geprüft, auch zusehen werden, was man davon zur Hand hat, und was hinzugeschafft werden kann. Es muß untersucht werden, was zur Vervollständigung der Hülfsmittel überhaupt zu geschehen hat. Die Koptische Sprache mit ihren verschiedenen Dialekten entweder die alte Aegyptische Sprache selbst, nur vielleicht mit Einmischungen aus Griechischer und Arabischer Zeit, noch mangelhaft aufbehalten, oder als Tochter das einzige Ueberbleibsel davon ist, wir aber eigentlich noch nicht wissen, wie weit jene Mangelhaftigkeit und Vermischung geht, indem die Koptische Grammatik und Lexikographie weit zurück ist, viele Koptische Bücher das Licht noch nicht gesehen haben, weil der Pentateuch und das N. Testament gedruckt ist, und deren Uebriges handschriftlich in der Vaticanischen Bibliothek ruhen soll: so wäre die Koptische Litteratur

neu zu beleben, habhaft und käuflich zu machen. Die alten Auslegungsquellen, Herodot, Plutarch, Diodor, Horapelle, Clemens ꝛc. müßten steter Aufmerksamkeit unterworfen bleiben, und lexicalische Auszüge ihrer Angaben gemacht werden, um sich schnell, wenn auch mit Vorsicht, Raths zu erholen. Die frühern gelehrten Untersuchungen wären zu sichten, kurz zu charakterisiren und zu würdigen; die gründlichern neuen Forschungen zur genauen Uebersicht ihres Inhalts auszuziehen, auf Sätze zurückzuführen, und mit Beyspielen zu belegen; Alles so kurz und einfach als möglich, ja mit Zurückhaltung des eigenen Urtheils, welches sich nur in Fortbildung der für wahr erkannten Theorien und Aufstellung neuer Entdeckungen in ähnlicher Einfachheit zu äußern haben würde. Es wäre vornehmlich der Grund zu legen, nach Zoegas, Champollions und Anderer Vorarbeiten, zu einem vollständigen Verzeichniß oder Bilderregister der einfachen und zusammengesetzten Hieroglyphen, und zwar so, daß vor Allem die abgebildeten Dinge, was sie sind, und wie man sie anzusehen hat, an sich selbst erklärt würden, sodann ihr Koptischer Name angegeben, und zwar, wo möglich, in allen seinen mitverbundenen Bedeutungen.

Zur Erklärung der Bilder an sich, was sie re-

stellen, und beyläufig auch was sie bedeuten können, weil daraus ein Licht auf die Bestimmung des Dings zurückfallen kann, soll hier beyspielsweise Einiges geliefert werden. Wir nehmen bey diesen fragmentarischen Bemerkungen zum Verständniß der Hieroglyphen, dieses Wort im allgemeinen Sinn, worin es die ganze Aegyptische Bildnerey umfaßt, deren verschiedene Arten wir hernach im dritten Kapitel werden kennen lernen.

1) Zwey Dinge kommen überaus häufig, und oft in Verbindung vor: Schlüssel und Zepter. Jener ist das Kreuz mit der Handhabe (crux ansata), wovon bereits in der vorigen Abhandlung geredet, und worüber von den Auslegern viel Vergebliches gerathen worden ist. Ein Schlüssel ist seiner Bedeutung nach Alles, was ein Schlüssel seyn kann, alles Auf- und Zuschließen, und Alles was auf- und zugeschlossen wird, oder die Gewalt darüber. Mag unter ihm, wie Champollion angibt, das Leben oder eigentlich das göttliche Leben verstanden werden *), so thut dieses

*) Syst. hierogl. Planches Nr. 177 und Text dazu S. 32. Nr. 229 b. Text S. 27. Wahr ist es, daß in den Titeln regierender Personen der Schlüssel mit drauf folgender langen Schlange oder Natter, einem Cirkelsegment und einer Querlinie darun-

andern Bedeutungen wohl keinen Abbruch. Auch in der Bibel bezeichnet der Schlüssel Amt und Gewalt über eine Sache (z. B. Jesaj. 22, 22. Off. 3, 7. Matth. 16, 19); besonders aber auch Erkenntniß (Luc. 11, 52); und so wird der Aegyptische Schlüssel natürliches Attribut solcher Wesen, die im Besitz der Weisheit und ihrer Geheimnisse sind, also der Götter, Priester und Könige. Es hängt nur an der Anwendung. Bleiben wir einmal bey dem Sinn der Weisheit stehen (wiewohl kennen und können nicht bloß im Teutschen ursprünglich eins, und der

---

ter, dem Wort: der oder die Ewiglebende (αἰωνοβιος), zu entsprechen scheint. Man weiß aber nicht, ob die Gruppe für phonetisch oder für ideographisch gehalten werden soll. Schlüssel heißt im Koptischen Schoscht, folglich könnte er als Zeichen des Sch (Schei) gelten, wobey ihn jedoch Champollion nicht anführt; und scha, zu, bis, wenn es auch nicht ganz die Bedeutung des Hebräischen ad und des Lateinischen usque hätte, kommt doch in dahingehöriger Zusammensetzung vor: pischaeneh, ewig, der in die ewige Zeit ist. Die folgenden Zeichen müßten nach Ch. t-t-n oder d-d-n seyn, wozu ich kein Koptisches Wort finde, das mit scha jenen Sinn ausdrückte. Uebrigens kann der Schlüssel als Symbol eben sowohl Bild des Ewigen als des Lebens seyn. Daß es ein Schlüssel ist, scheint Ch. nicht erkannt zu haben.

König sowohl der könnige als der kennige oder kundige Mann ist): so vereinigt sich hiemit schön das Zepter in der andern Hand, oder das Symbol der Herrschaft. Es gibt Friesenverzierungen, die eine wechselnde Reihe von Schlüsseln und Zeptern darstellen. Ein sehr sinnreiches Bild ist die Weihe mit Zepter und Schlüssel, welche Hirt aus dem Werke der Expedition geliefert hat *), wo der neue Myste beyderseits von Helios und Thot aus über ihn gesenkten Krügen mit wechselnden Schlüsseln und Zeptern (deren je zehn sind) im Wegen begossen wird. Nothwendig verkürzt sich hier und auch anderwärts das Zepter, ist aber immer kenntlich. Denn diese häufigste Gestalt des Zepters hat etwas Eigenes, das aber schwer anzugeben ist. Der Stab endigt sich unten in eine zweyzackige Gabel, wie ein umgestürzter Halbmond, und der Steckkopf, der oben frey steht, indem der Stab ungefähr in der Mitte gefaßt wird, ist eine an gelinder Beugung des obern Stabendes angebrachte, meist sanft gewundene Diagonallinie, in den Linienhieroglyphen weiter nicht verständlich, in den ausge-

*) Descr. A. Vol. I. Pl. X. Nr. 2. Ueber die Bildung der Aegyptischen Gottheiten von A. Hirt. Berlin 1821. Taf. 2. Fig. 21. Auf allen Fall eine verdienstliche Schrift.

führten oder maleriſchen ungewiß, ob es ein gehäuter Vogelskopf oder ein Eſelskopf ſey. Der Eſel iſt Bild des Typhon, und deſſen abgehauenes Haupt, auf das Zepter geſetzt, würde beſonders für Oſiris eine Art von Siegszeichen ſeyn. Man ſehe die Kupferwerke durch, ſo wird man immer unentſchiedener werden. Bey Pococke (Th. 3. Taf. 91) iſt zweymal von einem Vogelskopf keine Spur, der Eſelskopf aber unverkennbar; ſo auch einige Mal in den Zeichnungen bey Hirt (Taf. 2. Fig. 19. Taf. 6. Fig. 39). Ich habe auch die Originalien nachgeſehen. Auf den Graniten und Papyren iſt er linearisch, ſanft geſchweift; an dem Mumienſarg, wo das Zepter oben auf dem Deckel wenigſtens ſechsmal, etwa von vier Zoll Länge verkommt, iſt der Kopf ein breiter diagonaler Pinſelſtrich, der, wie die Linien, vorausſetzt, man wiſſe was es ſey. Allein ſchon von Herapelle her (I, 55) wird dieſer Zepterſchmuck für den Kopf des Wiedehopfs gehalten; er erklärt ihn beſtimmt für den des wohlthätigen, dankbaren Vogels Kukupha, der ſeinen alten Eltern ein Neſt bereite und Speiſe bringe, bis ihnen die Federn wieder gewachſen ſeyen; es ſey daher, ſagt er, die Kukupha ein Zierrath göttlicher Zepter geworden. Es fragt ſich nur, ob die Kukupha wirklich der Wiedehopf (upupa epops) iſt. Nach Lacreze aus

Kircher ist dieß allerdings sein Koptischer Name (πε κουκουφαι). Allgemein ist diese Annahme unter den Antiquaren. So sagt Creuzer *): »Der Wiedehopf (upupa, cucupha) war ein Bild kindlicher Liebe, weil man von ihm glaubte, daß er seine altgewordenen Eltern ernähre. Dieser Vogel kommt daher häufiger auf Aegyptischen Denkmahlen vor, oder auch sein Kopf auf einen Stab gesetzt — auch führt Osiris einen solchen Stab« — Die Auslegung ist möglicher, als der erste Anschein mit sich bringen mag. Die andre, welche Horapollo (II, 92. 93) vom Wiedehopf (epops) gibt, indem er ihn auf die Weinernte bezieht, weil, wenn er frühzeitig singt, es einen reichen Herbst bedeuten soll, paßt auch nicht klar zu den Götterzeptern. Man kann auf allen Fall über den Wiedehopfskopf, was auch sein Sinn seyn mag, schwer hinaus, den die Zeichner, vielleicht schon im Alterthum, entstellt haben mögen. Gewöhnlich trägt der Wiedehopf auf Abbildungen, und wenn man ihn ausgestopft findet, seine Krone von rothgelben Federchen mit schwarzen Spitzen kamm- oder fächerartig, so daß die Strahlen vom Halswirbel über den Kopf bis zum Schnabel herüber reichen. Allein Büffon

*) Symbolik Th. 1. S. 301.

sagt *): »Die natürliche Lage dieses Federbusches ist, daß er nach hinten liegt, der Wiedehopf mag nun fliegen, oder seine Nahrung zu sich nehmen, kurz, wenn er von aller innern Bewegung frey ist.« Hiemit stimmt der Zepterkopf überein. Auch kommt nach eben diesem Naturkündiger der Wiedehopf in Aegypten häufig vor **), und es ist nicht nöthig an andre Aegyptische Vögel zu denken, z. B. an den im Senkenbergischen Museum befindlichen schwarzbraunen Falken mit einem Federschweif am Hinterkopf, der ein heiliges Thier gewesen seyn soll, auch in Mumien vorkommend (Falco occipitalis, Daudin. Nisser tohoor, d. i. der schwarze Adler, Bruce. Le huppart, le Vaillant). Für einen Vogelskopf überhaupt ist eine Beobachtung von Denen wohl entscheidend, ob sie gleich die Gattung noch mehr verwirrt. Er gibt (Taf. 119. Fig. 8.) ein Zepter, wovon er im Text sagt: »Ein Augurnstab [baton augural, eine ganz willkührliche Erklärung], eine Art von Krummstab [Bi-

*) Naturgeschichte der Vögel übers. v. Otto, 21. Bd. S. 155.

**) Vg. das schätzbare Büchlein: Schuberts Lehrbuch der Naturgeschichte für den ersten Unterricht, S. 181. wo es heißt, daß dieser unreinliche Vogel, namentlich in Aegypten, in Abtritten, ja im Innern eines halbverwesten Aases nistet.

schesstab, crosse; allein von dem wahren Krummstab werden wir unten reden], den man sehr oft in der Hand verschiedener Gottheiten sieht; ich habe diesen hier mit Genauigkeit nach einer kolossalen Figur gezeichnet, welche an der äußern Mauer vom Hintergrund des großen Tempels zu Tentyrä eingehauen ist; der Kopf gleicht dem eines Wiedehopfs oder der gehäubten Ente; er endigt stets mit einer doppelten Spitze.' — An den Kukuk, zu dem der Koptische Name verleiten könnte, ist nicht zu denken; dieser ist, wenigstens insgemein, ungehäubt. Man nehme hinzu, daß obgleich die hieroglyphischen Thiere meist charakteristisch und in diesen Linien erkennbar sind, jede Kunst (auch die Heraldik) ihre idealen Thierformen hat, die in sich beständig, auch wahr, aber nicht in allen Stücken der Natur gleich sind. Es mag daher der Wiedehopfskopf nach dem angenommenen Typus mehr oder weniger nachlässig behandelt werden seyn; der Aegypter wußte, was es sey, wie wir wissen, was ein übel gebildeter Buchstabe ist.

2) Der Löwe ist überall kenntlich, wenn auch zuweilen seine Bildung der des Hundes ähnelt; letzterer aber, wirklicher gemeiner Aegyptischer Hund oder Schakal (canis aureus Linn. von Einigen für den ursprünglichen Hund gehalten), unterscheidet sich, ohne

daß eine Verwechselung möglich wäre, durch seinen langen spitzen Kopf und emporgereckten Ohren, und bezeichnet den Anubis. Minder kenntlich ist die Bärin, aufgerichtet, auf den Hinterfüßen stehend, mit zwey hängenden weiblichen Brüsten, dickbäuchig, mit geschwänzter Schleierhaube. Die Schnauze ist mehr oder weniger spitz; manchmal hängt die Zunge heraus. Auf dem Planisphärium von Tentyra (Denon Taf. 130) ist sie wohl nicht zu mißdeuten. Ihr scheint die Bedeutung der Kälte, wie dem Löwen die der Hitze eigen.

3) Eine Wage mit zwey Wagschalen, wie unsere Wagen, oder doch wenig davon verschieden, kommt öfter vor, auch bey Hirt. Auf den Thierkreisen von Tentyra und Esne (Denon Taf. 130. 132. Descr. A. Vol. I. Pl. 79. A. Vol. VI. Pl. 21. Vol. IV. Pl. 18) findet sich die Wage in der Reihe der Himmelszeichen, wo einmal über, das andere Mal unter derselben Harpokrates in einen Kreis (vermuthlich die hieroglyphische Sonnenscheibe) eingeschlossen sitzt; das erste Mal auf dem Letus, der auf dem zweyten Bilde vielleicht verblaßt ist. Die Griechen und Römer kannten zu einer gewissen Zeit kein Zeichen der Wage, sondern eigneten dieses Zwölftheil den Scheeren des Scorpions (chelae) zu, welcher daher zwey Zeichen

einnahm *) Nach Hygin hätten die Römer erst angefangen, das andere Zeichen die Wage zu nennen. Ob nun gleich die Thierkreise von Tentyra, die alle unsere Zeichen enthalten, jetzo der Römischen Kaiserzeit zugeschrieben werden **), worin wir nicht widersprechen wollen, so scheinen sie doch rein Aegyptisch zu seyn, und nichts Erborgtes zu haben. Es möchte also hieraus folgen, daß die Himmelswage so gut wie die übrigen Zeichen in Aegypten heimisch gewesen, und nur später in die Römische Astronomie aufgenommen worden sey.

4) Unter den verschiedenen Zeptern oder Stäben kommt ein wirklicher Krummstab vor, alleinstehend oder in der Hand von Figuren. Die Antiquare nennen ihn Augurnstab; es kann aber auch ein Hirtenstab seyn. Mit ihm in derselben Hand erscheint manchmal die Peitsche. Diese hat einen, zwey, auch drey breite Riemen, und ähnelt einem Dreschflegel. In jener Verbindung scheint ein Gegensatz von Sanftheit und Nachdruck oder Stärke zu liegen. Es kommt wohl noch der Stab mit dem Wiedehopfk-

*) S. Herrmanns Handb. der Mythol. 3r Bd. S. 99 ff. Seiner Hypothese von dem Ursprung des Zeichens der Wage pflichten wir nicht bey.

**) Champollion Syst. hieroglyph. S. 6.

kopf und mit Queerſtäbchen (dem Nilmaaß) hinzu (ſ. Hirt Taf. 8. Fig. 58. Taf. 10. Fig. 77. 78. Taf. 11. Fig. 81. 82); und aus dieſer zwey- oder dreyfachen Zuſammenſetzung erwächſt wie ein ſonderbarer Buchſtabe, der aber eben das iſt, was wir angeben, damit man daran nicht irre werde; es ſind zwey oder drey Dinge in Einer Hand. Das Zepter weiblicher Göttinnen iſt häufig ein Lotusſtengel, indem die Kelchblumen Symbole der paſſiven Natur ſind. Eine Art von Stab ſcheint beynahe der Blüthenſtengel der Papyruspflanze zu ſeyn, obgleich fächerartig; allein es ſind wohl eher wirkliche Fächer.

5) Die Antiquare verwechſeln hin und wieder *) zwey heilige Vögel (accipitres), welche doch die Hieroglyphik eben ſo genau als die Naturgeſchichte trennt: der eine iſt von Bedeutung männlich, es iſt der Falke (falco), zu welchem Linnee mit Recht den Adler, den Habicht, den Sperber und ihre Unterarten rechnet, der Vogel der Sonne; und wiefern dieſe Arten in der Hieroglyphik Aegyptens unterſchieden ſind, muß erſt weitere Forſchung beſtimmen; der andre weiblich, nämlich der Geyer (vultur), das Bild der Seele, der Mütterlichkeit, der Vorſehung, der Weib-

*) Auch unter dem unbeſtimmten Namen ιερακ.

lichkeit überhaupt. Der erste ist an seinem dicken kurzen, der andre an seinem langen nackten Hals und Kragen leicht zu unterscheiden. Beyde und ihre Köpfe kommen in mancherley Anwendung und Verbindung mit andern Figuren vor.

6) Die Thierköpfe auf Menschenleibern erscheinen sehr oft nicht als Zusammensetzungen, sondern als Masken, hinter denen noch der menschliche Kopf eingehüllt steckt. So besonders bey dem Theth mit dem Ibiskopf. Die Götter, im Grunde menschlich gedacht, tragen die Hülle der symbolischen Thiere, die sie, als unsichtbare Wesen, durch Eigenschaften in der Sichtbarkeit repräsentiren; so auch die Priester, indem sie ihre Götter vorstellen. *) Jedoch gibt es auch viele Zusammensetzungen, besonders von Thierfiguren. Darunter ist auffallend, daß auf den obenerwähnten Thierkreisen der Schütze jedesmal ein Centaur, einmal ein zweyköpfiger (Löwe und Mensch), der Steinbock aber ein halber Fisch ist, wie sich dieses auch ferner fortgepflanzt hat.

7) Es ist manchmal schwer, den Flügel oder die Feder von dem Messer oder Schwert zu unterscheiden. Jene pflegen jedoch deutlich, oder

*) Vg. Drumann über die Inschrift von Rosette, S. 226.

breit mit ſchiefer Spitze, zu ſeyn, dieſe in eine ſchmale Spitze auszulaufen, obgleich unten die Klinge eine ähnliche Breite hat bey ſchwachem, einſeitigen Griff. Entſchieden iſt dieſes Schneidewerkzeug bey einem Kerfabhauen im Werk von Denen (Taf. 124. Fig. 2). Anderwärts bey Denen (Taf. 114. Nr. 52) ſteht ein kleiner nackter Knabe mit dem eben beſprochenen Wiedehopfskopf, und in der Hand ſeines einzigen Arms eine Feder in der Mitte von zwey Meſſern, oder eine rundliche Feder in der Mitte von zwey ſpitzigen. Champollion will jedoch die Federn mit ſchiefer Spitze lieber Blätter nennen; vielleicht daß er irrt.

8) Die Figuren ſitzen oft platt auf dem Boden, mit beygezogenen Füßen, ſo daß die Kniee emporſtehn. Dieß iſt noch jetzt Aegyptiſche Sitte. Bey nachläſſiger Andeutung entſteht daraus manches Seltſame, das nur aus dieſer Angabe zu verſtehen iſt.

9) Die männlichen Figuren tragen häufig einen kurzen Leibreck, bis über die Kniee, die weiblichen einen längern, eng anliegenden, bis an die Knöchel; oft iſt dieſer nur durch Queerſtriche, nämlich Säume, über den Knöcheln bemerklich, indem der Körper nackt zu ſeyn ſcheint. Von den Gürteln hängt oft hinten ein langer Streifen herab, auch wohl von der Haube oder dem Kopfputz.

10) Bey Hirt (Taf. 6. Fig. 32. aus Denon, A. Vol. IV. Pl. 22) sieht man in einem Schiff einen Kreis mit einem Ding darin, woran wohl Mancher lange rathen möchte. Es ist ein kolossales Auge, oben mit Wimpern und Augenbraue, unten mit den Backenknochen, aber ohne Augenstern, den diese viel vorkommende Figur anderwärts dennoch hat. Das Auge ist Symbol des Osiris, wahrscheinlich als Sonne, und steht hier im Sonnencirkel; auch hat der Ruderer den Falkenkopf. Das Auge ist auch Bild der Klugheit und Vorsicht. Jenes Riesenauge ist aber im Verhältniß zu dem Styl der übrigen Aegyptischen Figuren, auch mit denen es in Verbindung steht, so roh, daß man geneigt wird, es für ein altes unveränderliches Normalbild, für einen hieroglyphischen Fetisch zu halten. Dasselbe Auge kommt bey Denon (Taf. 96. Fig. 19. 21 u. 23) ohne Kreis, aus grünem und aus blauem Porzellan geformt vor; deßgleichen ebendaselbst (Taf. 98. Fig. 17 u. 34) aus andern Stoffen; ferner in Kreisen dreymal (Taf. 131), gleichsam wie Gestelle oder Consolen, das eine Mal oben mit einer Platte, worauf sechs kleine Figuren, und unter der seltsamen Maschine deren sieben sitzen; der letzte Kreis ruht ebenfalls aufrecht in einem Schiff, der andre auf einem hohen Fuß, wie ein Globus.

Merkwürdig iſt, daß an den Mumienkaſten, und namentlich an dem zu Frankfurt, auf den Füßen zwey Augen gemalt ſind; ungewiß, ob es eine Lehre des vorſichtigen Wandels wegen künftiger Rechenſchaft, oder ob es ein ſtummes Gebet zum Oſiris, als Herrn des Todtenreichs (des Amenti) iſt, dieſe Seele zur Ruhe zu geleiten.

11) Wenn der Geyer als Bild der Vorſehung über einem Helden oder Sieger ſchwebt, ſo trägt er Etwas in den Klauen, was wie ein Ring mit einer Siegelfläche ausſieht, aber vielmehr ein Kranz mit ſeinen Enden iſt. Dieſe Enden des Kranzes oder der Schleife kommen auch ſonſt vor. Sie befinden ſich auch an der herabhängenden Kette von gewöhnlich drey Gliedern, die unter den phonetiſchen Hieroglyphen nach Champollion den Buchſtaben H (Hori) und ſinnreich die Conjunction und (Koptiſch hi) ausdrückt, auch wohl nachläſſig nur mit untereinander geſetzten Puncten und zwey Enden, oder mit einem Glied (Ohr) und einem Schwanz mit zwey Enden daran, angedeutet wird.

12) Es iſt überhaupt viel daran gelegen, die Einerleyheit und die Verſchiedenheit der Zeichen zu kennen. So kommen Waſſergefäße oder Krüge in allerley Formen, theils auch in unkenntlichen ver-

und ſind doch vermuthlich alle von gleicher Bedeutung. Deßgleichen Schiffe oder Kähne. Leere kleine Vierecke, und mit mehrern ſenkrechten Linien und einer Queerlinie ausgefüllte, oder auch nur mit einer ſenkrechten Linie verſehen, ſind alle eins, nach Champellion die Pansflöte und der Buchſtabe P.

13) Bey Denon (Taf. 135) und in der Descr. ſieht man auf Malereyen in den Gräbern der Könige zu Theben Saiteninſtrumente, deren eins, mit vier Saiten bezogen, vollkommen unſerer Laute oder Guitarre gleicht, nur einen ſehr langen Hals und kleinen Bauch hat, übrigens Wirbel, Schallöcher, kurz die ganze Beſchaffenheit des neuern Inſtruments. Es erſcheint auch in der Bilderſchrift. Andre ſind vielſaitige Harfen, bey denen ein Halbreif als Holz zum Grunde liegt (vg. Hirt Taf. 10), welcher aber unterwärts zum dicken und verzierten Reſonanzboden anſchwillt, und den Hebräiſchen Namen eines vielſaitigen Inſtruments, Nebel, erklären hilft, ein Wort, welches auch Krug oder Schlauch bedeutet. Da die Schläuche auch die Geſtalt von Krügen hatten und umgekehrt, ſo ſtreiten die Lexiciſten vergeblich über die Verſchiedenheit dieſer Bedeutung des Worts. Ein irdener Nebel iſt ein Krug, ein lederner Nebel ein Schlauch. War etwa der Bauch des Inſtruments

Nebel nicht gekrümmt, so konnte dieß Spielzeug ganz unsrer heutigen Harfe, folglich einem umgekehrten Delta gleichen, wie einige Alte den Nebel beschreiben *); dieß war aber wohl nicht ausschließliche Form. So viel im Vorbeygehen.

14) Unter den Vögeln sind ferner kenntlich die Gans, die Eule, die Schwalbe (mit dem breiten Schwanz und gekreuzten Schwungfedern; diese, und nicht der Ibis, ist, wie auch die Form es glaublicher macht, nach Champollion die Hieroglyphe des Buchstabens Gjangja), der oder vielmehr die Ibis (mit dem langen gebogenen Schnabel), die Wachtel (ungeschwänzt). Von Schlangen, die gehörnte, die dickbäuchige aufrechte, die lange mit vielen Krümmungen. Ein geflügeltes Insekt erscheint öfter, auf den ersten Anblick ungewiß, ob es Schmetterling oder Biene ist, indem es seine normale Kunstgestalt hat, die es undeutlich macht, und die man besonders bey Denen (Taf. 122. F. 14. u. Taf. 114. F. 42) sehen kann. Es ist aber ohne Zweifel Biene, und soll Volksherrscher, König, auch gehorsames Volk bedeuten. Der Käfer ist bekannt. Ferner von Thieren:

*) S. Gesenius Lex. unter Nebel.

Pferd, Ochse, Krokodil, Ichneumon, Antilope, Giraffe u. s. w.

15) Der Kopfputz der männlichen und weiblichen Figuren ist sehr verschieden, theils offenbar symbolisch, aus Federn, Scheiben, Hörnern, Schlangen, Geyern, gebildet, theils abentheuerlich und doch sehr zierlich zusammengesetzt, ohne daß man genau die Bestandtheile dieser ungeheuern Aufsätze angeben kann. Unter den Mützen zeichnet sich der Pschent aus, welcher einen obern und einen untern Theil hat, die verbunden und auch getrennt vorkommen. (Vg. Denon Taf. 114 u. 115.)

16) Ein Ding von drey ungleichen Stufen im Profil ist ein Thron. Ein viereckiger Schnirkel (ein à la Grecque) stellt ein Haus, nämlich dessen Grundriß vor. Ein Ding von drey Linien zusammengesetzt, einer krummen und zwey im Winkel gestellten, wie ein schiefgestelltes A, ist ein Pflug, wie man deutlich aus einer Darstellung des Ackerbaues bey Denón (Taf. 135. Fig. 23) und noch deutlicher aus dem Werk der Expedition (A. Vol. I. Pl. 71. Nr. 12. Vol. II, Pl. 90. auch E. M. Vol. II. Pl. 8. Nr. 1) ersehen kann; und ist nach Champollion eins von den Zeichen des Buchstabens M; wiewohl er es (Syst. S. 141) vielmehr für eine Art von Karst oder Hacke

hält, in welcher Art auch wirklich der Pflug umgekehrt ſcheint gedient zu haben, indem man ihn an der Deichſel faßte (Descript. A. Vol. II. Pl. 68). — Eine Art Schiff mit einem Obdach auf Säulchen, wodurch man zuweilen Figuren gegeneinander ſitzen ſieht, bedeutet wahrſcheinlich Verſammlung. Es gleicht manchmal einem Laternchen, das an der Spitze eines ſanft gekrümmten Stabs hängt, welcher auch allein vorkommt, und hinten mit fortlaufenden Zakken oder Zähnen verſehen iſt; auch wohl nur mit einem Zahn. Im letztern Fall bedeutet er ſchlechthin Jahr, im erſtern eine Zahl von Jahren, in welchen auch die heiligen Verſammlungen oder Feſte wiederkehrten. Auf einem Relief zu Dendera (ſ. Champ. syst. p. 163) ſitzt Thot auf einem Thron vor Iſis und Horus, mit dem Jahreszepter in der Hand, und zeigt mit ſeinem Schreibrohr das ſechzehnte Zäckchen oder Jahr an, anderwärts andre Zahlen (vg. Hirt Taf. 7. Fig. 24, wo er auf das achte zeigt, u. ebendaſ. Taf. 5. Fig. 40 unbeſtimmt) — Der Pſchent oder königliche Hut hat zwey oder drey Theile, die auch einzeln vorkommen, wie ſchon bemerkt: der obere iſt eine längliche Kappe, der untere und hintere eine Art von Krempe, worüber vorn ein gekrümmtes Horn, ein Schnirkel, emporſteht, der eben das zu ſeyn ſcheint, was

zuweilen einzeln Lituus genannt wird, und im Alphabet von Champollion ein U (oo) oder Y gibt, und nicht mit dem Hirtenstab oder einem einfach umgebogenen Stab zu verwechseln ist.

So viel mag für den Anfang genug seyn, um die Augen der Sucher zu ermuntern und zu schärfen. Wir wollen nur noch einige Götterfiguren, nebst Verschiedenheiten zwischen der Deutung derselben bey Hirt und Champollion angeben. Hirt hält den Gott in Menschengestalt mit der Mütze mit zwey hohen Federn für Osiris; nach Champollion ist es vielmehr Amon-Kneph, der Weltschöpfer, die Hauptgottheit von Thebais, auch Chnuphis und Chnumis genannt; auch Amenephis, d. i. Amon-Neph oder Chneph. Derselbe Gott hat nach anderer Vorstellung einen Widderkopf. Dessen Sohn ist (Memphitisch) Phtha oder (Thebaisch) Ptah, die Hauptgottheit zu Memphis, von den Griechen mit Hephästos verglichen; nach Ch. die Figur mit enganschließender Kappe, wie eine Mumie eingewickelt, in der Hand Zepter, Nilmaaß, Peitsche, Krummstab, welche H. mit Andern für Horus hält. Den Phtha findet H. in Uebereinstimmung mit Herodot in der Zwerggestalt, unter welcher auch seine Söhne die Kabiren vorkommen; welches denn gar wohl eine andre Vorstellung dessel-

den Gatten seyn kann. Die Gattin des Aegyptischen Jupiter Ammon-Knuph ist Sate oder Satis, bezeichnet durch ein großes Blatt oder Feder über ihrem Kopfputz. Osiris trägt eine hohe, meist dreytheilige (dreyzackige) Krone, Peitsche und Krummstab; Isis Kuhhörner mit der Mondscheibe, Sonnenhaube, Lotusscepter. Der Gott mit dem Hunds- oder Schakalkopf ist Anubis; der mit dem Ibiskopf Thoth; der mit dem Falkenkopf und der Scheibe darüber Phre oder der Sonnengott; die Göttin mit dem Löwenkopf ist nach Ch. Tafne oder Tafnet, nach H. Neith; der mit ausgebreiteten Armen und greifen Flügeln kniend, eine Feder auf dem Kopf, ist Neiphe, die Aegyptische Rhea oder Göttermutter; der Gott mit dem Krokodilkopf ist Sevk oder Suchus, nach Hrn Tychsen (welches nach Jablonski unrichtig ist); der mit dem Sperberkopf und darüber einem Heiligenschein und der Sonnenscheibe Ateeris, einerley mit Horus, welcher auch symbolisch durch einen Falken mit dem Pschent u. vorgestellt wird, wie Amon durch einen Widder mit der Scheibe zwischen den Hörnern, Phre durch eine Scheibe mit der Schlange, u. s. w. Ein vollständiges und gründliches Aegyptisches Pantheon steht noch zu erwarten.

Sowohl der Götterhäupter als der übrigen Bil-

der sind auf den meisten Originalien, besonders vom linearischen Styl, mit großer Leichtigkeit, oder eigentlicher zu reden, mit der flüchtigen Fertigkeit eines Geschwindschreibers, obgleich eben deßwegen mit Geist behandelt. Es ist also nöthig, diese Turrentmalerey, damit man in ihr nicht irre werde, nach ihren strengern und nachlässigern Zügen neben einander in einem vollständigen Verzeichniß abzubilden und zu erklären. Diese Anleitung und folgende Uebung lehrt hernach auch das Undeutliche, zumal aus der Gruppirung erkennen, wie mißgeschaffene Buchstaben aus dem ganzen Wort.

Zweytes Capitel.

Unter den neuern Werken über Aegypten ist eins der merkwürdigsten dasjenige, wovon im folgenden Capitel Erwähnung geschieht, und dessen Absicht ist zu zeigen, daß viele Aegyptische Denkmähler, die man für uralt hält, auch in Oberägypten, von späterm Ursprung sind, und daß die Aegypter durch die Persische, Griechische und Römische Oberherrschaft ihre Religion, Sitten und Kunst nicht verloren, sondern im Ganzen unverändert erhalten haben. Der Titel

gé: Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte pendant la domination des Grecs et des Romains, tirées des inscriptions Grecques et Latines, relatives à la chronologie, à l'état des arts, aux usages civils et religieux de ce pays; par M. Letronne. Paris 1823. Der Verf. gibt seine Hauptidee gegen das Ende der Einleitung mit folgenden Worten an: Aussi, que la théorie developpée dans cet ouvrage éprouve des modifications quelconques, c'est à quoi je m'attends; mais l'idée principale, qui lui sert de fondement, ne peut être détruite, parce qu'elle ressort avec évidence de faits incontestables; et cette idée, c'est que les Egyptiens, au moins jusqu'au siècle des Antonins, ont conservé, sans modifications essentielles, la religion et les arts de leurs ancêtres; qu'ils ont élevé des monumens dans un style d'architecture et de sculpture assez semblable à celui des plus anciens temps, pour que des ouvrages, exécutés dans le second siècle de notre ère, aient été regardés par d'habiles artistes comme ayant dû être faits 3000 ans avant J. C. Darauf stützen nun, wie der Verf. hinzufügt, mehrere seiner Folgen, deren vornehmste ist: daß unter den Aegyptischen Denkmälern bloß mehrere

lich mehrere sind, welche den Zeiten der Griechischen und Römischen Herrschaft angehören, theils als neu errichtet, theils als restaurirt, theils als fortgesetzt und vollendet; so daß es wohl nicht leicht seyn möchte zu bestimmen, an welchen Kennzeichen man jetzt alle diejenigen Gebäude zu unterscheiden hat, welche älter sind als der Einbruch des Kambyses. Es haben sich übrigens nach dem Verf. dreyerley Style der Aegyptischen Kunst mit Wahrscheinlichkeit ergeben, die alle denselben Hauptcharakter tragen, und nur in der Ausführung sich unterscheiden, und wovon vielleicht nur der erste vorgriechisch ist, oder nur die zwey ersten. Denn der Name Ptolemäus in Hieroglyphen kommt auf Gebäuden oder Theilen von Gebäuden vor, die auch schon vom letzten Style sind (Introduct. pag. XXXV). Des Verf. vermuthet, daß unter den fünf ersten Ptolemäern man sich immer nur hieroglyphischer Inschriften auf den Tempeln bedient habe, um nebst andern Dingen den Namen des Regenten anzugeben, unter welchem die Arbeit vollbracht worden, und daß erst seit Ptol. Philometor die Sitte aufgekommen, die Inschriften Griechisch zu verfassen; weshalb, wenn man einmal die Hieroglyphen werde lesen können, man wahrscheinlich unter den hieroglyphischen Inschriften ähnliche wie die Griechischen fin-

den werde. Er geht nach diesem Allen von der Sichtung der Griechischen und Lateinischen Inschriften in Aegypten aus, um zum künftigen Verständniß der hieroglyphischen den Weg vorzubereiten. Er setzt am Schlusse der Einleitung hinzu, daß durch die Verjüngung einiger Aegyptischen Denkmähler sie nur eine neue Art von Merkwürdigkeit erhalten. „Wäre es nicht, sagt er, ein Schauspiel, des Nachdenkens aufgeklärter Männer werth, zu sehen wie Aegypten unter mehrfacher fremder Obergewalt, mitten unter Unruhen und Umwälzungen, über siebenhundert Jahre lang Alles festhielt, was seit so vielen Jahrhunderten den besondern Charakter dieser Religion, dieser Künste ausmachte, wovon man kein Urbild kennt, und die keinen Nachahmer hatten? Solcher Art war also die Herrschaft dieser alten Anordnungen, die so wohl mit Clima und Natur des Landes übereinstimmten, so tief allen Gewohnheiten des Volks eingeprägt waren, daß nichts Geringeres als das Christenthum erfordert wurde, um sie durch die Verwickelung in den großen Schiffbruch des heidnischen Aberglaubens für immer aufzuheben."

Die Behauptung des Hr. Letronne hat schon den ernsten, festen und schwer auslöschbaren Charakter der Aegypter für sich; und daß wirklich bis in die spä-

dern Zeiten des Heidenthums in Aegypten den einheimischen Göttern Tempel, Bilder und Bildsäulen errichtet wurden, und zwar durch die fremden Herrscher selbst oder mit ihrer Genehmigung; folglich die alte Landesreligion, mit ihren Veränderungen, fortdauerte, läßt sich nicht verkennen, und geht auch aus diesem Buche hervor. Allerdings war es nur der äußere Körper der alten heiligen Weisheit, welche, wie in Indien, mehr und mehr unter die Alterthümer gehörte, und mit den spätern philosophischen Versuchen ihrer Wiederherstellung endlich unterging.

Bey dieser Untersuchung werden auch die berühmten Aegyptischen Thierkreise, aus denen Manche sogar ein weit höheres Alter unserer Welt folgern wollten, tief in der Zeit herabgerückt, und Manches, wie die frische Erhaltung der Farben u. dgl.; erklärt sich nun etwas natürlicher. Doch werden damit ältere Ueberbleibsel und deren merkwürdige Anlagen nicht geläugnet.

Im Allgemeinen können Griechische und Römische Namen auch später an alte Gebäude gesetzt worden seyn. Sie können aber auch von neuen Anbauten oder Renovationen herrühren, welche daher nach dem Muster der alten Pläne und ihrer Anordnungen unternommen wurden, oder wie letztes das ganz neuen

Tempeln geschehen konnte. Was bis jetzt hierin im Einzelnen sich ausmachen ließ, zeigt das angeführte Buch, welches man als ein sehr verdienstliches Unternehmen zur Aufklärung der Chronologie der Aegyptischen Alterthümer ansehen darf.

Drittes Capitel.

Abriß von dem hieroglyphischen Systeme von Champollion dem Jüngern. (Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens etc. par M. Champollion le jeune. à Paris 1824.)

Der Anfang des Hieroglyphenentzifferns, zu unserer Zeit gemacht, ging von dem Steine von Rosette aus. Der mittlere Text dieser dreifachen Inschrift ist im Griechischen Theil als Landesschrift (ἐγχώρια γράμματα) bezeichnet. Sylvester de Sacy und Åkerblad zeigten, daß dieser Text Griechische Eigennamen in Aegyptischen alphabetischen Zeichen enthält. Åkerblad wollte das Lesen auch auf Aegyptische Wörter erstrecken, was ihm mißlang, vermuthlich weil er alle Vocale wiederfinden wollte, die in Koptischen Wörtern ausgeschrieben sind, während, wie

im Hebräischen und Arabischen, die meisten unterdrückt seyn können. Dr. Young stellte dann, indem er nur zwey Arten Aegyptischer Schrift erkannte, folgende Sätze auf: 1) Die mittlere Schrift des Steins von Rosette oder Landesschrift (enchorial) ist einerley mit der auf nichthieroglyphischen Papyren; die Buchstaben wurden in der Hand des Volks entstellt; daher bemerkt man darin Formen, die auf den Papyren nicht vorkommen. 2) Die Schrift des mittlern Textes und die der Papyre sind bloß ideographisch, wie die Hieroglyphenschrift. 3) Gleichwohl sind die meisten Eigennamen jenes Textes gewissermaßen lesbar, und die Aegypter haben folglich, um fremde Eigennamen zu schreiben, ideographische Zeichen, wie die Chinesen, zu Lauten angewandt u. s. w. Hieratische Schrift nannte er die Linearhieroglyphen u. s. w. Dagegen erkannte Champollion eine dreyfache Schrift: die hieroglyphische, die hieratische (eine wahre Tachygraphie der Hieroglyphen, auf den nichthieroglyphischen Papyren, die man bey Mumien gefunden), und die demotische oder epistolographische Schrift, die der mittlern Inschrift des Steins von Rosette, ein von dem hieratischen verschiedenes Schriftsystem, und keine bloße Entstellung desselben.

Das Alphabet der phonetischen Zeichen ist nach

Champ. der Hauptſchlüſſel der Hieroglyphenſchrift. Schon lang hatten die Gelehrten die Rähmchen (cartouches) für Einfaſſungen von Eigennamen gehalten; es kam aber auf die genaue und allerwärts zureichende Beſtimmung der darin befindlichen Buchſtaben an; und hierin war Champollion glücklicher als Dr. Young und Ackerblad. Dr. Young ſah die Schrift für alphabetiſch-ſyllabiſch gemiſcht an, Champollion für rein alphabetiſch, doch ſo daß Vocale fehlen konnten. Er buchſtabirte die Namen von fremden Regenten.

Nun fragt ſichs aber: War die phonetiſche Schrift einzig zu der durch Thatſachen erwieſenen Ueberſchreibung von fremden Namen und Wörtern beſtimmt und aufgehoben? — Der Beantwortung dieſer Frage muß eine andre vorausgehn: War das Rähmchen beſtändiges Wahrzeichen phonetiſcher Schrift? Ch. beantwortet ſie jetzo dahin, daß er aus vielen Denkmählern die Ueberzeugung gewonnen, es zeige der Rahmen auf ihnen allen, ſeyen ſie vom erſten, zweyten oder dritten Styl der Aegyptiſchen Kunſt, nicht die lautbare Natur der darin enthaltenen Zeichen an, ſondern daß es Namen von Königen, Königinnen, Kaiſern und Kaiſerinnen, kurz von Herrſchern über Aegypten ſind, welcher Art auch die alſo eingefaßte

Schrift ſeyn möge. Die hieroglyphiſchen Namen von Privatperſonen ſind hingegen ſämmtlich in fortlaufender Linie geſchrieben, ohne Unterſcheidung in Bezug auf die Natur der Zeichen, womit ſie ausgedrückt ſind. Auf Denkmählern jeder Art kommen Namen von Regenten und noch öfter von Privatperſonen vor; Ch. hat deren mehrere Hunderte geſammelt, und hiernach leicht einen Unterſchied feſtſetzen können. Beyde unterſcheiden ſich dadurch, daß die Regentennamen im Rahmen ſtehen *), die Namen aller andern Perſonen oder Einzelweſen aber, ohne Rückſicht auf phonetiſche oder ideographiſche Schrift, eine gewiſſe Figur am Schluß zur Begleitung haben, nämlich eine männliche Perſon eine halbknieende nackte Figur, die aufwärts blickt und einen Arm emporhebt; eine weibliche Perſon, ein knieende oder ſitzende bekleidete Figur ohne ſichtbare Arme; beſonders verſtorbene Männer, eine knieende bekleidete ohne ſichtbare Arme mit Bart und Peitſche; beſonders verſtorbene Frauen, eine dergleichen ohne Bart mit einem geſchweiften Lotuskelche; männliche Götter eine Art Beil oder Stütze

*) Der, wenigſtens häufig, henkelförmige Kreuz, nur in die Länge gezogen dargeſtellt, welchen auf Gemälden und Reliefs der vom Himmel herabſchwebende Geyer in den Klauen trägt.

(vielleicht auch Keule oder Hammer), oder eine ſitzende Figur mit Bart, mit Schlüſſel, mit Widderhorn-zepter; Göttinnen eine ſitzende Figur ohne Bart, auch mit einem Lotuszepter *); die Namen der heiligen Stiere oder Kühe, einen Stier oder eine Kuh. Ch. lieſt dann mehrere Namen aus Römiſcher Zeit, und ſchließt mit den Sätzen: 1) die Aegypter zur Römerzeit ſetzten bey Uebertragung fremder Namen in phonetiſche Hieroglyphen kein Merkzeichen hinter ihrer lautbaren Natur hinzu; 2) die phonetiſchen Zeichen wurden ohne beſondern Unterſchied mit eigentlich ideographiſchen Zeichen zuſammengeſtellt, wie die angeführten Charaktere für Gott, Göttin, Mann, Weib, Stier, Kuh ꝛc. Im Ganzen alſo gebrauchte das hieroglyphiſche Schriftſyſtem zwey ganz verſchiedene Claſſen von Zeichen, wovon die eine Laute, die andre Ideen ausdrückte.

Auf hieroglyphiſchen Inſchriften aller Zeitalter, welche keinen Eigennamen enthalten, bemerkt man

*) Daraus könnte ſich Folgendes ergeben: Der Bart iſt Bild der Ehrwürdigkeit und des Alters, d. i. der Ewigkeit, und mit der Peitſche bey Verſtorbenen, Bild höherer Gewalt und der Vergöttlichung; bey Frauen tritt an die Stelle die Lotusblume, d. i. das andre Leben, die Unſterblichkeit, die Blume der Verjüngung, welche Göttinnen auf Zeptern tragen.

eine grose Menge von denjenigen Zeichen, d
Lautbedeutung vorhin anerkannt wurde. Es
sich, ob sie, phonetisch in Eigennamen, eine ide
ghische Bedeutung im Lauf der Texte haben, ob
sie in denselben Texten ihre phonetische Geltung
halten *). Wenn die phonetischen Zeichen auser
fremden Eigennamen allerwärts eine idiograph
Geltung hätten, so würde die Aegyptische Hier
yphenschrift in vielem Betracht der Chinesischen Sc
nahe kommen. Sind sie aber allerwärts phonet
so gewinnt diese Schrift ein ganz neues Ansehn,
wir haben dann einen groſsen Schritt zu ihrer
ifferung gethan. Ch. stellt nun den Satz auf:
in Eigennamen für lautbar anerkannten Zeichen
halten diese lautbare Geltung in allen hieroglyphi
Texten, wo sie vorkommen. Indem er nämlich
hieroglyphischen Eigennamen Griechischer oder R
scher Herrscher untersuchte, so nahm er wahr,
insgemein derselbe Name mit mehrern verschied
Zeichen, theils auf einerley Gebäude oder Obe
theils auf unterschiedenen, geschrieben war. Er
multe diese Zeichen, und fand bald ihre Geltung b

*) Hier ändert nun Ch. seine frühere Meinung
Blätter s. Gesamt. S. 93.

andre hieroglyphische Eigennamen bestätigt, worin sie denselben Consonant oder Vocal wie in jenen ausdrückten; er mußte daher anerkennen, daß die Aegypter nach Willkühr eine gewisse Anzahl verschiedener Charaktere für einerley Buchstaben gebrauchten, und diese zum Ausdruck eines und desselben Lauts bestimmten mehrern Zeichen nannte er homophon oder gleichlautend. Er verglich hierauf sorgfältig zwey hieroglyphische Texte gleichen Inhalts, und zwar Leichenmäßuscripte, deren Malereyen und Legenden einander treffend ähnlich sahen; diese Texte fand er im Ganzen völlig übereinstimmend; und im Einzelnen ließ verschieden 1) in den Eigennamen der Todten, für deren Mumien sie geschrieben waren, und in den Namen ihrer Eltern; 2) in der öftern Anwendung einiger Charaktere von unterschiedlicher Form in sonst ganz ähnlichen Gruppen; und da er erkannt hatte, daß in der hieroglyphischen Schrift jede Idee gewöhnlich durch eine Gruppe von mehrern Charakteren, und selten durch ein einziges Zeichen ausgedrückt wird, so lieferte ihm die Vergleichung ein Verzeichniß von Hieroglyphen, die gleichgültig mit einander wechseln; und dieses Verzeichniß zeigte sich als eine wahre Copie und gleichsam Abdruck seines phonetischen Alphabets, wie er es nach Griechischen und Römischen Eigenna-

men aufgestellt hatte; d. h. die Zeichen, die in den hieroglyphischen Texten unaufhörlich und ohne Unterschied gegen einander vertauscht werden, sind eben die Homophone, die in jenen Namen einerley Buchstaben ausdrücken. Mithin findet sich in den bisher für bloß ideographisch gehaltenen Hieroglyphentexten derselbe Zeichentausch, wie in den Griechischen und Römischen Hieroglyphennamen, die einem phonetischen System angehören. Ferner, die Vergleichung zweyer Leichenmanuscripte, eines in hieratischer und eines in hieroglyphischer Schrift, lieferte ähnliche Ergebnisse: der hieratische Text zeigt sehr oft, nicht die hieratische Abkürzung des correspondirenden hieroglyphischen Zeichens, sondern die einer homophonen Hieroglyphe. Noch weiter fand sich bey Vergleichung zweyer hieratischen Leichenmanuscripte ein gleicher Wechsel homophoner hieratischer Charaktere. Aus dem Allen schloß er nun, daß diese stets wechselnden hieroglyphischen oder hieratischen Charaktere auch außer den Eigennamen phonetischer Art seyen, und daß alle hieroglyphische Inschriften, die man außer den darin befindlichen fremden Eigennamen und Wörtern für rein ideographisch hält, vielmehr eine große Menge von bloß phonetischen Zeichen, zum Ausdruck von Lauten und Wörtern der Aegyptischen Sprache dienend, in sich

faſſen. Es ließe ſich einwenden, dieſe beſtändig für einander abwechſelnden Zeichen drückten gleiche Ideen aus; allein dem ſetzt Ch. Einwürfe entgegen, die beſonders aus der Aegyptiſchen Sprache und ihrem Unterſchied von der Chineſiſchen hergenommen ſind.

Syllabiſch iſt das Aegyptiſche Alphabet nicht, ſondern aus einfachen Buchſtaben beſtehend, mithin, abgeſehen von der Zahl der Zeichen, dem der Hebräer, der Araber und anderer Orientalen ähnlich, enthaltend, wie dieſe, eine Anzahl von Conſonantenzeichen und einige Vocalzeichen, welche letztere, eben wie dort, keinen unveränderlichen Laut hatten und in gewiſſen Fällen mit einander wechſelten. Zum Beweis dient hiebey unter andern der Umſtand, daß dieſelben fremden Namen, auf einem und demſelben Denkmahl, bald bloß mit Zeichen geſchrieben werden, die nur Conſonanten, bald mit Hinzufügung eins und des andern Zeichens geſchrieben ſind, das beſtändig einen Vocal ausdrückt. Dieſe große Wandelbarkeit in der Rechtſchreibung fremder Eigennamen beweiſt, daß die Aegypter, wenn ſie ihre Sprache ſchrieben, nicht alle Vocale darſtellten, eben wie die Hebräer, mit deren Alphabet überhaupt das Aegyptiſche Hieroglyphenalphabet eine merkliche Aehnlichkeit hat. So z. B. iſt die Feder oder das Blatt, je nach Umſtänden, ein

A, J, E, und selbst ein O, wie das Aleph der Hebräer *); auch werden in den Koptischen Dialekten die Vocale mit einander verwechselt, nicht nur in verschiedenen, sondern auch in gleichbedeutenden Wörtern eines und desselben Dialekts. Das hieroglyphische S wechselt in Namen stets mit Bildern, die auch F oder V sind, nach Art der verschiedenen Aussprache des Hebräischen Beth. Ch. führt diese Parallele weiter durch, und bemerkt zuletzt, daß sich nach seiner Berechnung die fünfundzwanzig Aegyptischen Buchstaben des Plutarch wirklich wiederfinden.

Der stärkste Beweis nun, den man von dem Daseyn der Zeichen dieses Alphabets und von dem gewöhnlichen Gebrauch derselben in den hieroglyphischen Texten aller Zeiträume geben könnte, wäre, wenn man mit dessen Hülfe lesen könnte: 1) die Aegyptischen Eigennamen; 2) hieroglyphische Gruppen, welche gemeinen Substantiven, Adjectiven und Zeitwörtern entsprechen; endlich 3) darthun, daß die Zeichen oder Zeichengruppen, die in den hieroglyphischen Texten das Genus, den Numerus, die Person, das Tempus

*) Das Aleph ist der gelindeste Kehllaut, ein halb zurückgezogener Hauch (Spiritus lenis), aller Vocalbestimmung fähig. Eben darum scheint das Vlis vielmehr Feder (flüchtiger Hauch) als Blatt.

u. ſ. w. ausdrücken, nichts als die phonetiſchen Zeichen der Buchſtaben oder Wörter ſind, welche in der Aegyptiſchen oder Koptiſchen Sprache dieſelbe Verrichtung haben. Hieraus würde denn folgen, daß die Lautzeichen, wo nicht die erſten, doch die zahlreichſten Beſtandtheile aller Aegyptiſchen Inſchriften in heiligen Charakteren ſind.

Ch. wendet nunmehr ſein Alphabet auf Hieroglyphengruppen an, die alle Augenblicke in den Texten wiederkehren, und deren Sinn durch Vergleichung dieſer Texte unter einander kenntlich iſt, nämlich, welche die Begriffe Sohn, Tochter, Kind oder Pflegling, gebären, Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, König, Ort oder Platz, ausdrücken. Das Wort Sohn wird durch mehrere Gruppen geſchrieben, z. B. durch eine Gans und einen kurzen ſenkrechten Strich, welches zuſammen Sch und einen Vocal gibt, der nach den Dialekten verſchieden geſprochen wird (Schn, Sche). Horapollo (I, 53) ſagt, die Aegypter deuteten den Begriff Sohn durch eine wilde Gans an, weil dieſe Thiere ihre Jungen zärtlich liebten; Mutter aber (I, 11) durch einen Geyer, weil es unter dieſen Vögeln nur Weibchen gebe. Nun drückt aber nach Ch. der Geyer, mit andern Zeichen verbunden, das Wort Mû oder

Mut, Mutter, aus. — Auf diese Art werden
Gruppen erklärt, wobey doch, wegen öfterer Un
heit der Aegyptischen Sprache, auch die Lesun
überall unzweifelhaft ist. Zu den auffallende
hört z. B. Ma, Ort, durch eine Eule (M) und
ausgestreckten Arm (A) geschrieben.

Unter den grammatischen Redetheilen we
den männlichen und weiblichen Artikel, den P
das Adjectivum, die Pronomina, die Conjuga
formen, Präpositionen ꝛc. in phonetischen Hie
rhen ausgedrückt, aus der Koptischen Sprache
und zwar mit lobenswerther Vorsicht in der Er
rung, die allerdings noch nicht zum vollständig
sen der Texte gereift ist.

Daß aber der größte Theil der Hieroglyp
schrift phonetisch ist, geht ferner daraus hervor
das phonetische Hieroglyphenalphabet zur Lesun
Aegyptischen Götternamen dient, wodurch Ch. z
auf bedeutende Resultate für die nähere Bestim
des Aegyptischen Götterpersonals und für die A
dung der von Griechen und Römern überliefert
gyptischen Götternamen geführt wurde, wovon e
Einiges mittheilt, das, wie der Widderköpfige
Knuph, wichtig für die fruchtbare Lehre von der
tität der Gottheiten ist, so wie für die Rechtf

bung dieſer Namen. So gewiß es nun hiedurch wird, daß die alten Aegypter ſelbſt die Namen ihrer Götter phonetiſch, und zwar in ununterbrochener Linie, nur am Schluß mit der Figur, welche Gott oder Göttin ausdrückt, geſchrieben haben: ſo geſchah dieß doch nicht immer; ſie ſetzten vielmehr oft in den Context das Bild des Gottes oder der Göttin ſelbſt, mit deren vornehmſten Attributen; gleichwie ſie, anſtatt die Wörter Mann, Weib, Ochſe, Kuh, hinter einem Eigennamen phonetiſch zu ſchreiben, das Bild hievon zeichneten, auch andre Gegenſtände, z. B. auf der Roſettiſchen Inſchrift, Kind, Mann, Pſchent, Capelle ꝛc. nicht mit Wörtern und Charakteren, ſondern durch Abbildung ausgedrückt ſind. Alle dieſe Hieroglyphen, ſeyen es Götternamen oder Bezeichnungen andrer Dinge, ſind mithin abbildlich (figurativ), reine Bilderſchrift. Ch. hat eine Anzahl dieſer figurativen Götternamen auf den beygefügten Tafeln geliefert, und bemerkt noch, daß man nicht ſelten in hieroglyphiſchen Texten und Inſchriften die phonetiſchen Namen der Götter obendrein unmittelbar mit dem abbildlichen Namen vergeſellſchaftet findet, und noch öfter mit dem heiligen Thier, welches Symbol des Gottes iſt, und von dem der Gott oft den Kopf entlehnt.

Ueberdem glaubt Ch. die Gewißheit erla
haben, daß die Namen gewiſſer Götter auf ein
Art in den hieroglyphiſchen Texten geſchriebe
den, und zwar nach einer gänzlich ſymboliſche
thode: z. B. Oſiris wurde gewöhnlich angedeut
ein Auge und einen Thron; Iſis durch denſelbe
mit drauf folgenden Bezeichnungen des weiblic
ſchlechts; Horus und Arueris (die einerley Pe
ſeyn ſcheinen, und ſtets mit einander vermiſc
den) durch einen Sperber (Falken) mit drauf
der Perpendicularlinie, durch einen Sperber
Pſchent auf dem Kopf, oder mit der Peitſche
net. Jedoch ſind dieſe ſymboliſchen Götternam
nig an der Zahl, die meiſten ſind phonetiſch
ben. Alſo hätten wir für dieſe Namen d
Schreibart: die lautbare, die abbildliche und
bildliche, letzte durch einen oder mehrere Natu
ſtände, mit welchen nach Nationalbegriffen d
in directer oder indirecter Beziehung gedacht
Wurden aber die Götternamen phoneti
gedrückt, ſo läßt ſich um ſo mehr vermuthe
dieſes auch mit den menſchlichen Namen ge
nämlich mit den Aegyptiſchen Namen der La
wohner, ſowohl vor als nach den Perſiſchen,
ſchen und Römiſchen Eroberungen. Dergleich

men finden sich vernehmlich gemalt oder eingegraben auf Mumien, Bildchen von Holz oder glasurter Erde, und Leichenmanuscripten aus den Aegyptischen Gräbern. Diese Denkmähler tragen zwar sehr selten ein Datum oder einen Regentennamen an sich, woraus auf den Zeitpunkt zu schließen ist; aber wenigstens ergibt sich daraus, daß nicht bloß fremde Wörter und Eigennamen in phonetischen Hieroglyphen geschrieben wurden. *) — Die Aegyptischen Namen, welche uns durch Griechische Schriftsteller und Inschriften überliefert sind, enthalten fast allzumal Zusammensetzungen mit Götternamen, z. B. Amyntaios bedeutet: durch Amun gegeben; Nitokris, die siegreiche Neith; Athethis, gezeugt von Theth u. s. w. auch führten Privatpersonen einfache Götternamen, wie Amun, Horus u. s. w. Die Eigennamen der Aegypter trugen das religiöse Gepräge, das alle Arbeiten und Einrichtungen derselben bezeichnet. **)

Die Namen von einfachen Privatpersonen bey-

*) Dieses hatte der Herausg. vermuthet, Blätter s. Samml. S. 103.

**) Der Aegypter besonders, aber auch andrer alten Völker; und hier fällt die bedenkliche Frage vor, was mehr zur Ehre des Menschen gereicht: eine abergläubisch und abgöttisch gewordene Theologie, oder der moderne Kunstatheismus?

derley Geschlechts sind in fortlaufender Linie hieroglyphirt, ohne Rähmchen, das bloß auszeichnendes Merkmahl der Regentennamen ist, endigen aber stets mit dem Zeichen Mann oder Weib. Es gibt keine Mumie, Stela, und selbst kleine Figur mit einigen Hieroglyphen geziert, welche nicht den Namen eines Individuums nebst dem seines Vaters und oft seiner Mutter enthielte; und da das kindliche Verhältniß immer durch die geeigneten Lauthieroglyphen angegeben war, so wurde es dem Verf. leicht, viele Privatnamen zu sammeln, von denen er mehrere uns beliest. Weil aber die meisten Privatnamen Götternamen in sich tragen, so gibt es außer den ganz phonetisch geschriebenen auch viele, die halb phonetisch, halb symbolisch geschrieben sind; nämlich die darin enthaltenen Götternamen sind durch die symbolischen Zeichen angedeutet, von denen vorhin die Rede war. — Darunter müssen wir einen Namen (S. 124) ausheben, der sich liest Petephre (auch wohl Potephra), und derselbe mit Petiphar (1 Mos. 39) ist, welcher in der Koptischen Uebersetzung der Genesis gewöhnlich Petephre geschrieben wird, und so viel heißt als: der Sonne zugehörig; auch für einerley gehalten werden kann mit dem des Priesters der Sonnenstadt Petiphera (1 Mos. 41, 45). — Einige Aegyp-

ternamen enthalten die phonetiſchen oder ſymboliſchen Namen von zwey oder ſogar drey Gottheiten zugleich, z. B. Herammon, Ammon-Horſieſi (d. i. Ammon-Horus-Iſisſohn).

Wie alt mag nun dieſe Art mit phonetiſchen Bildern zu ſchreiben, dieſes phonetiſch-ideographiſche Schriftſyſtem ſeyn? Iſt es nicht erſt unter Griechiſchem und Römiſchem Einfluß entſtanden, und weſentlich verſchieden von der Hieroglyphenſchrift unter den Pharaonen, welche das geſammte Alterthum für völlig ideographiſch auszugeben ſcheint? — Der Verf. geſteht, daß das Alter der hieroglyphiſchen Denkmähler, worin er Aegyptiſche Wörter phonetiſch ausgedrückt findet, noch ungewiß iſt. Allein es gibt zwey Mittel jene Frage zu entſcheiden, und zugleich zu beweiſen, daß die Hieroglyphenſchrift allzeit und ſelbſt unter den Pharaonen einem ſehr groſſen Theil nach phonetiſch war. Das erſte iſt, wenn man dieſelben phonetiſchen Gruppen, die auf Denkmählern aus unbekannter Zeit vorkommen, auf ſolchen wiederfinden kann, welche entſchieden aus pharaoniſcher Zeit ſind; ſodann, wenn man das hohe Alterthum dieſer Bauwerke durch die wirkliche Leſung der ſehr häufigen hieroglyphiſchen Namen der Könige darthut, welche ſie

haben aufrichten lassen. Es ist ziemlich allgemein anerkannt, daß die großen Obelisken der Paläste von Karnak und Luksor bey Theben Werke der alten Pharaonen sind. So schreibt auch Plinius die größten Obelisken, welche aus Aegypten nach Rom gebracht worden und noch daselbst vorhanden sind, den alten Aegyptischen Königen zu. Auf diesen zuverlässig pharaonischen Monumenten findet Ch. die meisten grammatischen Formen, gemeinen Namen, Götternamen, phonetisch geschrieben, wie sie aus Denkmählern der Griechischen Zeit von ihm entwickelt worden sind. Diese phonetischen Gruppen sind auch meistens in den stolzen Titeln gebraucht, welche die Könige aus Aegyptischem Stamm sich auf ihren Denkmählern zuzueignen pflegten, und die bey verschiedenen Schriftstellern Griechisch aufbehalten sind, besonders in der merkwürdigen Uebersetzung eines Aegyptischen Obelisks von Hermapion bey Ammianus Marcellinus, deren Original man unter den vorhandenen Obelisken zu Rom hat zu finden geglaubt, aber nach Ch. keiner von ihnen ist. Alle jene Titel und Beynamen, z. B. der Gottgezeugte — Ammons Liebling — Sohn und Liebling des Helios — von Phtha geliebt — der Ewiglebende ꝛc. finden sich auf den Monumenten des ersten Styls wie auf den spätern, und zwar gleichfalls in

einer beſtändigen Zuſammenſetzung von phonetiſchen und ideographiſchen Zeichen. Indem hievon Beyſpiele und Zuſammenſtellungen geliefert werden, ergeben ſich folgende Sätze: 1) Die phonetiſch geſchriebenen Aegyptiſchen Wörter in dieſen hieroglyphiſchen Texten konnten mittelſt verſchiedener Zeichen von gleichem Laut ausgedrückt werden. 2) Eine Idee konnte auch ſymboliſch durch verſchiedene Zeichen oder Gruppen dargeſtellt werden (z. B. dienen verſchiedene Bilder für den Namen Horus). 3) Eine Idee konnte ohne Unterſchied durch das Wort und deſſen phonetiſche Charaktere geſchrieben, oder durch ein ſymboliſches Zeichen ideographiſch angedeutet werden (z. B. dient das Wort gezeugt oder Sohn, durch verſchiedene Gruppen phonetiſch, und einmal durch einen Phallus ausgedrückt). 4) Alle phonetiſche ſowohl als ſymboliſche Gruppen wurden öfters abgekürzt; man begnügte ſich, ein oder zwey Hauptzeichen des Worts oder der Gruppe hinzuſetzen; und hieraus entſteht manche Schwierigkeit für die Entzifferung. Ch. ſieht es demnach für beynahe ausgemacht an, daß die Aegypter ſchen vor Kambyſes in ihren Hieroglyphenſchriften Aegyptiſche Wörter, Namen und grammatiſche Redetheile mit lautbaren Zeichen ſchrieben, nach Form und Natur denen ähnlich, deren ſie ſich ſpäter für die

Namen und Titel der Griechischen und Römischen Regenten bedienten.

Zur Gewißheit aber wird diese Vermuthung durch das Lesen der aus der Geschichte bekannten Namen alter Nationalkönige von Aegypten, woraus um so mehr zu schließen ist, daß ein solcher Tempel, oder wenigstens Tempeltheil, auf welchem sich diese Reliefs finden, unter diesem König erbaut worden, da kein Persischer, Griechischer oder Römischer Oberherr gelitten haben würde, daß man ein unter seiner Regierung aufgeführtes Gebäude mit den Bildern und dem Lob eines alten Landeskönigs überdeckte, der nichts mit ihm gemein hatte, und dessen Thron er vielleicht an sich gerissen. Denn die Verzierung der Aegyptischen Tempel besteht fast immer aus einer Menge Reliefs, die einerley König darstellen, wie er allmählig allen in dem Tempel angebeteten und ihnen verwandten Gottheiten Opfer bringt.

Zwey widersprechende Meinungen über das mehr oder weniger hohe Alter der Aegyptischen Denkmähler haben noch bis in die neueste Zeit sich in die gelehrte Welt getheilt, beyde fast ausschließlich, und in der That einseitig. Einige nehmen an, daß alle durch ihren eigenthümlichen Styl ausgezeichnete große Bauwerke Aegyptens, mit hieroglyphischen Inschriften ver-

ſehen, aus den Zeiten vor der Eroberung Aegyptens durch Kambyſes herrühren, mithin die jüngſten Aegyptiſchen Tempel über 522 Jahr vor Chr. Geb. erbaut ſeyn müßten. Daher wurden die Thierkreiſe und andre für aſtronomiſch gehaltene Bildnereyen in den Tempeln von Dendera und Esne und den Gräbern zu Theben für Darſtellungen eines Himmels aus frühern Jahrhunderten als das 6te vor Chr. gehalten; und da es gewiſſe Monumente zu Theben gibt, von denen der bloße Anblick lehrt, daß ſie älter als die von Dendera ſind, ſo wurde von jener ganz willkührlichen Unterſtellung aus ihnen ein ungeheuer hohes Alter zugeſchrieben. Von der andern Seite behaupteten Männer von anerkannter Kenntniß in Griechiſchen und Römiſchen Alterthümern, die Gebäude von Dendera und Esne reichten nicht über die Regierung des Tiberius hinauf, ſchloſſen dann von ihnen auf alle übrige, und entſchieden ohne viel Bedenken dahin, daß dieſe andern Tempel Oberägyptens nicht lange vor der gewöhnlichen Zeitrechnung entſtanden ſeyn könnten, ſchränkten folglich alle Zeiträume der Aegyptiſchen Kunſt in die Grenzen weniger Jahrhunderte ein.

Zwey neue Umſtände brachten Licht in dieſe Frage: die Unterſuchungen des Hn. Letronne über die Griechiſchen und Römiſchen Inſchriften in Aegyp-

ten *), zeigten in diesem Land Bauwerke von Aegyptischem Styl und mit Hieroglyphen geziert, welche ganz oder zum Theil von Aegyptern zu den Zeiten der Griechischen und Römischen Herrschaft erbaut worden; und die Entdeckung des phonetischen Hieroglyphenalphabets durch Champollion bewies noch unmittelbarer die Wahrheit dieses Satzes, indem es auf ebendenselben Gebäuden die Titel, Namen und Beynamen der Lagiden und Römischen Kaiser zu lesen gab. Es ergibt sich mithin aus den Untersuchungen beyder Gelehrten, daß die erste Meinung, wonach alle Tempel von Aegyptischem Styl älter seyn sollten als Kambyses, viel Einschränkung zu erleiden hat; und bleibt nur übrig, ob es möglich sey, die Monumente nach Kambyses von denen, welche vor ihm dastanden, zu unterscheiden. Diese wichtige Frage läßt sich vollständig durch dasselbe Alphabet, womit zuerst nur Griechische und Römische Namen gelesen wurden, und dessen allgemeine Anwendbarkeit eben in diesem Buch des Verf. erwiesen werden soll. Indem er es auf Namen von Pharaonen vor Kambyses anwendet, erprobt es sich als vorhanden und als allgemeingültig für alle bekannte Zeiträume des alten Aegyptens, und

*) S. oben das 2. Capitel.

ſcheidet die Denkmähler vor, von denen nach der Perſiſchen Eroberung.

Erwieſen iſt vorhin, und wird hier noch durch Abbildungen dargethan, der Gebrauch der phonetiſchen Hieroglyphen von der Eroberung Aegyptens durch Alexander d. Gr. bis ans Ende der Regierung Antonius des Frommen; rückwärts lieſt Ch. unter andern den Perſiſchen Namen Xerxes (Khſchearſcha), grade wie er in der Keilſchrift entziffert worden; auch die Namen Alexander und Philippus. Endlich werden denn die Namen der Pharaonen Akoris, Nepherens, Pſammetich, aber auch der frühern: Oſorthos oder Oſorthen, Petubaſtes, Pſammus, Seſonchis (Schiſchak der Bibel), Oſorchon, Ramſes (Sethos oder Seſoſtris und mehrerer deſſelben Namens), Amenophis (Memnon), Thoutmoſis, Rathoſis, Mephres, Chebron, Ameſis u. ſ. w. nach der Aegyptiſchen Ausſprache ihrer Namen, und nach Varianten, mit ihren Titeln und Namen ihrer Familienglieder geleſen, woraus wichtige Beſtätigungen für die dunkle Aegyptiſche Geſchichte hervorgehn.

Indem der Verf. die von ihm früher verkannte Lehre wiederholt, daß ein großer Theil der Hieroglyphenſchrift aller Zeitalter Aegyptens nicht ideographiſch

sondern phonetisch gewesen, geht er zu allgemeinen Grundsätzen über, nämlich zu den »ersten Elementen des hieroglyphischen Schriftsystems.« Er betrachtet hier I. die Form der Zeichen. Die Aegyptischen Hieroglyphen sind einzig in ihrer Art, indem sie sämmtlich natürliche Gegenstände, mehr oder weniger gut gestaltet, mehr oder weniger für uns Fremde kenntlich, darstellen. Sie sind höchst mannigfaltig, malerisch und wunderbar, und enthalten fast ein Bild der ganzen Schöpfung! Himmelskörper, wie Sonne, Mond, Sterne, Himmel; den Menschen in verschiedenem Bezug, nach Geschlecht, Alter, Würde, Stellung, Handlung; dessen einzelne Glieder; vierfüßige zahme Thiere, wie Stier, Kuh, Widder, Ziege, Beck, Pferd, Schwein, Kameel; wilde, wie Löwe, Panther, Schakal, Rhinoceros, Hippopotamus, Hase, Gazellen, Affe; eine Menge Vögel, vorzüglich Wachtel, Sperber, Adler, Geyer, Nachteule, Schwalbe, Kibitz, Ibis u. s. w.; kriechende Thiere: Frosch, Eidechse, Krokodil, mehrere Schlangenarten; verschiedene Fische, die noch im Nil leben; einige Insecten, wie Biene, Käfer, Ameise; eine Anzahl von Pflanzen, Blumen und Früchten. Eine andre Classe bilden die künstlichen Gegenstände: Gefäße, Waffen, Kopfschmuck, Hausrath, Werkzeuge des Ackerbaues

und der Tonkunst, Handwerksgeräthe, heilige oder bürgerliche Gebäude und Gegenstände des Gottesdienstes. Dazu kommen viele geometrische Figuren: grade, krumme und gebrochene Linien, Winkel, Dreyeck, Viereck, Parallelogramm, Kreis, Kugel, Vieleck. Endlich phantastische Zusammensetzungen mancherley Art. Alle diese so verschiedenen Charaktere finden sich stets chaotisch durcheinandergemischt; gleichwohl aber liegt ihren Zusammenstellungen eine regelmäßige Ordnung, ein bestimmter und folgerechter Sinn zum Grunde. Es kommt vor allen Dingen auf einen nur zu sehr vernachläßigten Unterschied an zwischen den Zeichnungen auf Gemälden oder Reliefs, welche bloß allegorische, religiöse, bürgerliche oder kriegerische Scenen darstellen, und den wirklichen Hieroglyphen, deren erstere oft gar nichts hinter sich haben, als was in die Augen fällt, wiewohl man vergeblich einen geheimen Sinn darin sucht *). Sodann ist eben so unerläß-

*) Man merke hier auch für die Folge, daß der Verf. mit dem Wort Hieroglyphe keinen etymologischen Sinn verbindet, sondern darunter ausschließlich, oder beynahe, die eigentliche Bilderschrift, sey sie phonetisch oder ideographisch, versteht. Genauer genommen finden sich auf den Aegyptischen Denkmählern 1) Vorstellungen aus dem gemeinen Leben, bürgerliche, kriegerische, religiöse, doch mehrere davon,

lich, eine genaue Kenntniß von den Formen de
roglyphischen Charaktere selbst zu erwerben *);
der äußersten Nachlässigkeit wurden bisher diese
nungen behandelt; die hieroglyphischen Insch
bey Kircher, Montfaucon und Caylus verdiene
Zutrauen, und was seitdem erschienen, ist nicht
lerfrey; die geschnittenen Steine von Dübois, u
hieroglyphischen und hieratischen Handschriften i
Description, verdienen jedoch als Muster der
empfohlen zu werden.

Der Verf. kommt II. auf die zeichnerische

besonders die letzten, mit bedeutenden heiligen
bildern, eigentlichen Hieroglyphen, unterm
2) mythologisch-theologische Vorstellungen, u
heilige Bilder oder Hieroglyphen, in einzelnen
terbildern oder Gruppirungen; 3) Bilderschrift,
netische und ideographische (von Th. zusammen
glyphen genannt), deren noch nicht genug les
Inhalt bald gemein und geschichtlich, bald ge
und philosophisch oder mythisch-theologisch, kurz
roglyphisch seyn kann. Aber auch die gemeinste
derschrift ist in einzelnen Theilen nicht ohne hier
phischen Bezug.

*) Das ist eben das, worauf Herausg. so streng t
und ohne welches alles Deuten ein bloßes Sch
men und Rathen in den Wind ist. Man muß
jeder Figur wissen, wie sie wirklich aussieht,
was sie an sich vorstellt.

handlung der Charaktere. Einige sind mit der größten Sorgfalt, Reinheit und Aehnlichkeit ausgeführt, zierlich und mit prächtigen Farben. Ch. nennt diese: reine Hieroglyphen. Sie dienten besonders zum Gebrauch an öffentlichen Denkmählern. Man findet darunter 1. sehr flaches, gedrücktes Relief, besonders im Innern der Gebäude; 2. Relief in Vertiefung (Hohlrelief), eine der Aegyptischen Kunst eigenthümliche Behandlungsart, welche besonders zur Erhaltung der Charaktere angewandt wurde; sie ist die allgemeinste, an Tempeln, Obelisken ꝛc. 3. Umrisse und deren ganze Ausführung mit einem spitzen Werkzeug in den Stein oder das Metall gegraben. 4. Inschriften mit dem Pinsel entworfen, und hernach ausgemalt. 5. In einem Theil der Handschriften Legenden in eben solchen reinen Hieroglyphen, mit dem Schreibrohr gezeichnet und mit dem Pinsel ausgemalt. — Andre Inschriften bestehen nur gleichsam aus Schattenrissen der reinen Hieroglyphen; der Zeichner machte die äußern Umrisse, und leerte das Inwendige aus, das zuweilen mit Harz oder farbigem Schmelz ausgefüllt wurde. Dieses ist dann schlechthin schwarz, roth oder blau durch die ganze Inschrift gefärbt, ohne alle Ausführung. Der hieroglyphische Text von Rosette, und die meisten Inschriften auf

Reliefs, Stelen, kleinen Statuen, Scarabäen, G
gefäßen und Amuleten, sind von dieser Art;
könnte sie Profilhieroglyphen (Durchsch
hieroglyphen) nennen. — Aber die meisten Handſ
ten und Mumiensärge enthalten Charaktere, di
in einfachen Zügen bestehen, in sehr abgekürzten
zen der Gegenstände, aus möglichst wenigen St
zusammengesetzt, oft sehr geistreich, und allzeit
reichend um, wenn man einigermaßen mit den
nen Hieroglyphen vertraut ist, nicht in kein G
stand zu irren, welcher hier auf das kürzeste ang
tet ist. Ch. nennt sie Linearhieroglyp
Sie sind nicht, wie öfter geschehen, mit der hi
schen Schrift zu verwechseln. — Die Aegypter zei
ten diese Linienhieroglyphen auf die Papyre mit e
Rohr, ähnlich dem der Araber, welche es
lam nennen, und nannten es Kasch. Zum Sc
ben auf Tuch oder Holz, und selbst auf Steinta
gebrauchten sie den Pinsel, Kasch-am-phoi,
Haarrohr.

Was III. die Zahl der hieroglyphischen Zeiche
trifft, so rechnet Bruce von seiner Reise her nur 514
sentlich von einander verschiedene Figuren. Zoega,
ließ in Rom und sonst in Italien Aegyptische Werke
fand 958; Ch. glaubt, derselbe habe unbedeutende

weichungen für unterſchiedliche Zeichen genommen. Er ſelbſt hat nach den beſten Zeichnungen und vielen Originalien deren nur 861 zuſammengebracht *), welche er unter 18 Nummern berechnet, ohne des Unterſchieds einzelner Zeichen ganz gewiß zu ſeyn, und wonach alſo die Grundbeſtandtheile der Hieroglyphenſchrift nicht bemeſſen werden können.

IV. Die Stellung der Zeichen geſchieht theils in ſenkrechten Columnen, theils in horizontalen Linien. In jenem Fall ſtehen ſie nicht alle unter einander, ſondern auch oft zu zwey oder drey neben einander, beſonders wenn ſie mehr hoch als breit ſind; in der horizontalen Linie ſtehen zwey, drey oder vier über einander, wenn ihre Figur mehr breit als hoch iſt. Von der Seite her, wohin die Köpfe der Menſchen und Thiere, oder die hervorſpringenden, winklichten und gekrümmten Theile der lebloſen Figuren ſehen, wird zu leſen angefangen; der Verf. führt nur eine einzige Ausnahme davon an. Alſo in Perpendicularcolumnen ſowohl als Queerlinien, die von der Rechten zur Linken geleſen werden, ſtehen die Thier-

*) Dieſe Sammlung wünſchen wir vor allen Dingen ans Licht treten zu ſehen, und zwar mit der nöthigen Erklärung.

Köpfe nach der rechten Hand, in umgekehrten nach der linken.

V. handelt der Verf. von dem Ausdruck und den verschiedenen Arten der Zeichen, und bemerkt im Eingang daß nach dem Zeugniß des Clemens von Alexandria, selbst zu dessen Zeit, die Aegypter, welche Unterricht empfingen, nicht nur die epistolographische sondern auch die hieratische und die hieroglyphische Schrift lernten, so daß die Kenntniß der letztern nicht einer privilegirten Classe der Nation als Eigenthum vorbehalten war *). Die erste Art von Zeichen ist, wie schon oben angeführt, figuratio, oder abbild-

*) Die Bilderschrift, welche wegen ihres Zusammenhangs mit den Heiligthümern und Geheimnissen vorzugsweise heilige Schrift hieß, mag ihrem äußern Verstande nach Jeder, der zur Schule gegangen war, haben lesen können, zumal wo sie zum öffentlichen Gebrauch diente. Die Methode ihrer Anwendung für die Geheimnisse aber, besonders in frühern Zeiten, läßt sich bis jetzt so wenig berechnen, als die heiligen Räthsel in Wort und Bild, die Mythologemena, Jedermann auflösbar waren. Man kann in jeder Sprache und Schrift Hieroglyphen schreiben, die allgemein lesbar, aber nur Wenigen verständlich, den Meisten vielleicht nicht einmal merklich sind. So liegt in der Bibel viel verborgener Sinn, um den wenige ihrer Leser wissen.

lich, wovon Beyspiele angeführt werden, eine Abkürzung der Originalbilder selbst, sowohl hieroglyphisch genommen; jedoch von dreyfacher Art: 1) eigentliche Abkürzungen, 2) verjüngte Abbildungen (z. B. der Grundriß eines Hauses für Haus), 3) conventionelle Abbildungen, nach Lautbegriffen u. dgl. gewählt (z. B. für Himmel ein Oval im Profil mit Sternen besetzt). Daß diese Art Malerey allein gebraucht, die früheste Schrift der Aegypter gewesen sey, ist auf keinen Fall erweislich, indem die ältesten Denkmähler, die man bis jetzo kennt, und die gegen das 19. Jahrhundert vor Chr. G. hinauf reichen, bereits die Schrift als eine merklich verschiedene Kunst von der Malerey und Sculptur aufweisen, womit sie sich bey rohen Völkern vermischt. Die hieroglyphische Schrift auf jener fernen Zeit ist derjenige, wie sie noch die spätesten Aegypter üben, und scheint folglich binnen zwey und zwanzig hundert Jahren gar keine Veränderung erlitten zu haben. Diese abbildlichen Zeichen sind nicht so häufig auf den Inschriften, als man denken möchte, und auf dem Stein von Rosette, wovon etwa das Dritttheil des hieroglyphischen Textes erhalten ist, sind bloß die Begriffe Tempel oder Capelle, Kind, Statue, Mutter, Pflanze und Stele abbildlich ausgedrückt. Wenn sich nun diese Zeichen

unter einer Menge von andern beynahe verloren, wie drückten diese die Begriffe aus?

Clemens, Diodor und Horapollo sagen uns, daß die Aegypter sich in ihrer heiligen Schrift oft einer symbolischen, tropischen oder änigmatischen Methode bedient haben; und solche Charaktere, die einen Gegenstand andeuteten ohne seine Form darzustellen, haben wir eben wirklich gesehen. Eine Abbildung brachte besser als ein Wort den Gedanken an den dargestellten physischen Gegenstand hervor, aber abstracte Ideen ließen sich auf diese Weise nicht unmittelbar vorstellen. Das einfachste Mittel des Ausdrucks ist Nachahmung; bestehe sie in Zeichnungen oder in Gebärden, oder in solchen Wörtern, welche den Schall eines Dings oder einer Handlung hören lassen. Die Sprachen der sogenannten wilden Völker bestehen hauptsächlich aus solchen Onomatopöien, und selbst die Aegyptische Sprache hat ungeachtet der langen Laufbahn der Civilisation des Volks eine Menge von diesen Wörtern übrig behalten. *) Die meisten Koptis-

*) Eben darum könnte die Frage [illegible], ob nicht viele davon später entsprungen sind, was wir jedoch nicht behaupten wollen. Wir bemerken nur, daß der Verf. sich im Original als Bekenner des bisherigen (zu kurz greifenden) [illegible] zeigt, und nicht

schen Thiernamen sind Nachahmungen, z. B. Jo, Esel, Moui, Ehoe ꝛc. Dazu kommen Substantiva und Verba ähnlicher Art, z. B. senen, (sonare) schallen, tlmen, wadjwadj (wadschwadsch), lauen, Hremrem, Lärm ꝛc. *) Alle diese Bilderwörter sind nun vollkommen analog den abbildlichen Zeichen als dem ersten Grunde der Aegyptischen Hieroglyphenschrift. Beyde sind aber in der Sprache und Schrift bald erschöpft, und diese nehmen dann ihre Zuflucht

---

erkannt hat, daß alle rohe oder wilde Völker eigentlich verwilderte sind. Die Aegyptische Cultur ist wenig oder nicht durch die Verwilderung gegangen, indem sie nahe an die Arche hinaufreicht. Uebrigens hat jede Sprache Onomatopöien, und mehr als man insgemein fühlt. Viele aber werden auch unter der Hand im täglichen Leben gemacht.

*) Aber sind nicht schallen, Lärm, ferner brechen, schleifen, schleichen, stark, sanft, und unzählige Wörter der ausgebildetsten Sprachen, wahre akustische Nachbildungen der Sache! Jedes Volk hat die Dinge nur verschieden gehört, und aus der verschiedenen Auffassung durch das Ohr entstand verschiedene Articulation durch die Sprachwerkzeuge. Auch was an sich nicht lautbar ist, findet seine akustische Analogie (vg. 1 Korinth. 14, 10). Von diesen Wahrnehmungen aus wird vielleicht das Verstehen aller Sprachen und die Sprachengabe, auch die Natursprache, begreiflicher seyn. Die Aegyptische Sprache gehört allerdings zu den natürlichern.

zur Begriffsähnlichkeit, zur symbolischen Vergleichung des Physischen und Intellectuellen. Hierin ist die Aegyptische Sprache reich; eine Menge Eigenschaften und Zustände werden z. B. durch Zusammensetzung mit dem Wort Hat, Herz, ausgedrückt. Bey der Wahl nun der symbolischen oder tropischen Schriftbilder gingen die Aegypter vornehmlich zu Werk 1) durch Synekdoche (Theil fürs Ganze): z. B. zwey Arme mit Pfeil und Bogen stellten eine Schlacht oder ein Kriegsheer vor; zwey Arme gen Himmel erhoben, ein Opfer; eine Rauchpfanne mit Weihrauchkörnern, eine Anbetung ꝛc. 2) Durch Metonymie (Ursache für die Wirkung); so auf dem Stein von Rosette ist Monat durch den umgekehrten Halbmond geschrieben; ebendaselbst für schreiben, Schrift, die Schreibwerkzeuge. 3) Durch Malapher! die Biene bedeutete ein gehorsames Volk, das Vordertheil eines Löwen die Stärke, u. s. w. worüber besonders Horapollo nachzusehen ist, so wie auch 4) ebenderselbe und Clemens über die entlegeneren, ganz räthselhaften Aehnlichkeiten, deren Zusammenhang kaum zu erkennen ist, wie z. B. der Käfer Bild der Welt, der männlichen Natur und der Vaterschaft war, der Geyer Bild der Weiblichkeit und Mütterlichkeit. Zu den symbolisch räthselhaften Zeichen gehören besonders die

oben angeführten, welche die Eigennamen verschiedener Gottheiten vertreten.

Die symbolischen Götternamen sind von zweyerley Art: einmal, die Götterbilder selbst, wie sie auch im Großen dargestellt wurden, nämlich Menschenkörper mit Thierköpfen, nach dem Aehnlichkeitsverhältniß, welches zwischen den Göttern und gewissen ihnen geweihten Thieren angenommen wurde; sodann das dem Gott geweihte Thier, mit den Abzeichen des Gottes, wie z. B. ein Sperber mit der Sonnenscheibe auf dem Kopf den Sonnengott Phre bezeichnete; im Grund Abbildungen der lebendigen Thiere, welche in den Tempeln die darin verehrten Gottheiten vorstellten. Seltener sind die symbolischen Namensdarstellungen durch bloße Theile lebendiger Wesen oder selbst durch leblose: Osiris und die Sonne durch ein Auge, Phtha durch den Nilmesser ꝛc. Die tropischen oder symbolischen Charaktere der Aegypter sind übrigens einfach, und wurden fast immer einzeln, nicht wie die Chinesischen Schriftbilder gebraucht, worin einfache Zeichen zusammengesetzt neue Begriffe darstellen. Diese Verschiedenheit kann schon allein hinreichen, den wesentlichen Unterschied beyder Schriftsysteme zu beweisen. *)

*) Der Verf. spricht anderwärts noch mehr von diesem Unterschied, welchen er zuvor weniger erkannte; da-

*) Wenn das berühmte Buch des Horapollo, Hieroglyphika betitelt, und aus dem Aegyptischen ins Griechische durch einen gewissen Philippus übersetzt, zum Lesen der Hieroglyphen bisher wenig genützt hat (wie denn auch Ch. verhältnißmäßig nur wenige dort angegebene Bilder als symbolische Begriffzeichen in den Bilderschriften wieder erkennen konnte): so ist die Ursache, daß es sich vielmehr auf die ganz abgerissenen oder symbolischen Kunstwerke, nämlich Reliefs, Wandgemälde, Malereyen in Handschriften, an Mumiendecken u. s. w. kurz auf dasjenige bezieht, was die Alten mit besonderm Namen Anaglyphen nannten, und eine Erklärung der darin enthaltenen Bilder angibt; als auf die eigentlich sogenannten Hieroglyphen oder heilige Bilderschrift, so wie der Titel des Buchs vermuthen läßt *).

---

der auch, was in meiner vorigen Abhandlung von der Aehnlichkeit mit dem Chinesischen Schriftsystem vorkommt, hiernach zu berichtigen ist.

*) Hierüber ist schon oben Etwas bemerkt. Anaglyphen oder Anaglyphe, ist ein ganz allgemeines Wort, und bedeutet gegrabene oder erhabene Arbeit, Relief; indessen mag der zufällige Unterschied zur klügern Berücksichtigung nicht gebraucht werden. Die Ausdrücke Sinnbilder und Bilderschrift bedürfen für den [illegible] begreiflich [illegible] der sein.

Die Anaglyphen sind gewissermaßen auch eine Art symbolischer Schrift; aber die reine Hieroglyphenschrift ist um so gewisser von ihnen verschieden, als die meisten Figuren auf Anaglyphen kleine erklärende Legenden in wahrer Hieroglyphenschrift zur Begleitung haben. Es ging nur ein Theil der symbolischen Anaglyphenbilder in die hieroglyphischen Texte über, nicht um sich dort zu Scenen oder Gemälden zu verbinden, sondern als tropische Begriffszeichen, als wirkliche Schriftcharaktere, mitten unter Charakteren viel ganz andrer Natur. Daß die Götternamen häufiger symbolisch als phonetisch geschrieben wurden, rührte schon von der Ehrfurcht der Orientalen und der Aegypter vor den Namen ihrer Götter her; in den demotischen Texten scheinen sie sogar niemals phonetisch geschrieben zu seyn. Es verhält sich damit wie mit der unterdrückten Aussprache des göttlichen Namens im Hebräischen.

Indem nun die tropischen oder symbolischen Zeichen sich nicht mit einander, selten mit den abbildlichen vereinigten, so mußte eine dritte Gattung von Charakteren behülflich seyn, Gedanken deutlich darzustellen, und dieses war ein lautbares Alphabet, dessen Erfindung die Aegypter zu Platos Zeit ihrem Thoth, dem Vater der Wissenschaften und Künste, zuschrie-

ben; und zwar sprechen die wichtigsten Zeugnisse des classischen Alterthums für die Erfindung der Buchstabenschrift durch die Aegypter. — Gleichwie der Aegypter, vielleicht lange zuvor, gewohnt war, Begriffe indirect durch Symbole hervorzurufen: so mußte es ihm natürlich vorkommen, durch physische Bilder an die Laute zu erinnern, die damit in näherm Zusammenhang als andre standen, nämlich mit denen das Wort anfing. So wurde der Adler, auf Aegyptisch Ahom oder Achom, das Zeichen des A; eine Hand, Tot, das Zeichen des T; der Mund, Ro, ein R u. s. w. Wer etwas Koptisch kann (d. i. altägyptisch mit Griechischen Buchstaben geschrieben); wird bey Vergleichung der nunmehr entdeckten Wörter und Namen unwillkührlich zur Anerkennung dieses Princips des Aegyptischen Alphabets geführet werden; es fehlt nur noch, um es an einigen Charakteren nachzuweisen, deren Buchstabenwerth gleichwohl gewiß ist, theils an Kenntniß des abgebildeten Gegenstandes; theils vielleicht auch daran, daß unsere unvollständigen Koptischen Wörterbücher dessen Namen nicht enthalten. Bey dieser Classe von Zeichen blieb die Aegyptische Hieroglyphenschrift in ihrem Material sich dennoch gleich: sie gebrauchte Bilder natürlicher Gegenstände; die figurativen stellten die Sache direct vor, die tro-

piſchen indirect eine verwandte Idee, die phonetiſchen bezeichneten Laute. Bey dieſer letzten Verfahrungsweiſe, die erweislich zu einem ſehr hohen Alter hinaufſteigt, konnte vermöge ihres angegebenen Grundſatzes ein Buchſtabe durch eine Menge verſchiedener Gegenſtände ausgedrückt werden, deren Anfangsbuchſtabe er war, wie es ſich denn mit dieſen homophonen Zeichen ſichtbarlich verhält. Gleichwohl, und obſchon die phonetiſche Natur von mehr denn hundert Zeichen entdeckt iſt, war die Zahl der Homophone jedes Buchſtabens nicht ſo beträchtlich und veränderlich als man denken könnte; dieſelben Charaktere kehren auf den älteſten und neueſten Denkmählern mit gleicher Geltung wieder. Daß in dieſem Buchſtaben- und nicht Sylbenalphabet öfters die Mittelvocale fehlen, hat nebſt der Unbeſtimmtheit dieſer flüchtigen Töne im Orient, weßwegen ſie auch in den meſſagatiſchen Sprachen nicht geſchrieben wurden, wohl beſonders in den verſchiedenen Aegyptiſchen Dialekten ſeinen Grund, in denen ihre verſchiedene Ausſprache noch jetzt einen Hauptunterſchied ausmacht. Aber auch für die Conſonanten war dieſe phonetiſche Schrift allen drey Dialekten angemeſſen, die wir noch jetzo kennen, und die ſehr alt ſind; dem Thebaiſchen, dem Memphitiſchen und dem ſogenannten Baſchmuriſchen;

deren Unterschiede verschwinden darin. Das P der Thebaischen Mundart wird Ph in der Memphitischen; beyde Buchstaben haben einerley Zeichen; so mit K und Ch, T und Th. Das R jener beyden Dialekte wird im Baschmurischen ein L; der liegende Löwe bedeutet L und R, und die Homophone des R zuweilen auch ein L, u. s. w. Mithin konnte jeder Aegypter seinen Dialekt in dieser Buchstabenschrift lesen. Uebrigens ist wegen der Vocale noch zu merken, daß deren Auslassung und gleichgültiger Gebrauch auch in Koptischen Schriften ganz gewöhnlich ist.

Ungeachtet nun die Meinung, daß die Aegyptische Hieroglyphik bloß eine symbolische Ideenschrift sey, irrig ist, so glaubt doch Ch. gefunden zu haben, daß die Aegypter von der Freyheit, einerley Laut mit vielerley Zeichen darzustellen, einen geschickten Gebrauch machten, so daß sie eine Idee mittelst eben der Charaktere symbolisirten, welche zunächst das Wort ausdrückten *). Der Verf. gibt einige Beyspiele **). Aus der vorzugsweisen Wahl gewisser Zeichen unter

*) Diese symbolische Wahl der Lautzeichen hatte Herausg. in der vorigen Abhandlung geahndet, S. 404.

**) Bey dem Wort Si, Sohn, worin das S durch ein eyförmiges Zeichen geschrieben ist, wissen wir nicht, warum Ch. nicht auf Svohli, Ey, gefallen ist.

mehrern für gewiſſe Wörter, bildete ſich denn eine Art von Rechtſchreibung, und vermöge dieſer konnte ohne Nachtheil, und zum fertigern Schriftgebrauch, bloß das erſte oder die beyden erſten phonetiſchen Zeichen, oder auch das erſte und letzte, gewiſſer Wörter, vornehmlich der in einem Text am häufigſten vorkommenden, für das ganze Wort geſetzt werden. Auf allen Fall finden ſich dieſe Abkürzungen oft und in den meiſten hieroglyphiſchen Texten, wie ſich leicht aus der Vergleichung ähnlicher Texte erweiſen läßt, wovon einer die Abbreviatur, die Anfangszeichen, der andre die vollſtändige Gruppe enthält.

Nachdem nun der Verf. das Reſultat gezogen, daß es 1) keine ganz repräſentative Aegyptiſche Schrift gegeben habe, auch 2) keine ganz ideographiſche, endlich 3) keine bloß phonetiſche, ſondern daß 4) das hieroglyphiſche Schriftſyſtem aus figurativen, ſymboliſchen und phonetiſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſey, in demſelben Text, in derſelben Phraſe, ja faſt in demſelben Wort: ſo geht er zur Uebereinſtimmung dieſes Reſultats mit den Zeugniſſen des Alterthums über. Und hier wird eine berühmte Stelle des Clemens von Alexandria auffallend, welche bisher ſcheint mißverſtanden worden zu ſeyn. Sie lautet

so *): »Die bey den Aegyptern Unterricht empfangen, lernen zu allererst die Weise von Aegyptischer Schrift, welche die epistolographische heißt; zweytens die hieratische, welche die heiligen Schreiber gebrauchen; endlich und zuletzt die hieroglyphische, deren eine Art ist durch das Alphabet eigentlich-redend (wörtlich: durch die ersten Elemente,

*) Stromat. V, 657. Potter. Αὐτίκα οἱ παρ' Αἰγυπτίοις παιδευόμενοι, πρῶτον μὲν πάντων τὴν Αἰγυπτίων γραμμάτων μέθοδον ἐκμανθάνουσι, τὴν ἐπιστολογραφικὴν καλουμένην· δευτέραν δὲ, τὴν ἱερατικὴν, ᾗ χρῶνται οἱ ἱερογραμματεῖς· ὑστάτην δὲ καὶ τελευταίαν τὴν ἱερογλυφικὴν, ἧς ἡ μέν ἐστι διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογικὴ, ἡ δὲ συμβολική. Τῆς δὲ συμβολικῆς ἡ μὲν κυριολογεῖται κατὰ μίμησιν, ἡ δ' ὥσπερ τροπικῶς γράφεται, ἡ δὲ ἄντικρυς ἀλληγορεῖται κατά τινας αἰνιγμούς. Ἥλιον γοῦν γράψαι βουλόμενοι κύκλον ποιοῦσι, σελήνην δὲ σχῆμα μηνοειδὲς, κατὰ τὸ κυριολογούμενον εἶδος· τροπικῶς δὲ κατ' οἰκειότητα μετάγοντες καὶ μετατιθέντες, τὰ δ' ἐξαλλάττοντες, τὰ δὲ πολλαχῶς μετασχηματίζοντες χαράττουσιν. Τοὺς γοῦν τῶν βασιλέων ἐπαίνους θεολογουμένοις μύθοις παραδιδόντες, ἀναγράφουσι διὰ τῶν ἀναγλυφῶν. Τοῦ δὲ κατὰ τοὺς αἰνιγμοὺς τρίτου εἴδους δεῖγμα ἔστω τόδε· τὰ μὲν γὰρ τῶν ἄλλων ἄστρων διὰ τὴν πορείαν τὴν λοξὴν ὄφεων σώματι ἀπείκαζον, τὸν δὲ ἥλιον τῷ τοῦ κανθάρου-

d. i. das Abc, die Buchſtabentafel, kyrielegiſch), die andre aber ſymboliſch. Von der ſymboliſchen (bildlichen) iſt die eine eigentlichredend (kyrielegirt) mittelſt Nachahmung (Abbildung); die andre wird gleichſam tropiſch geſchrieben; noch eine hingegen iſt allegoriſch mittelſt gewiſſer Räthſel. Wenn ſie alſo Sonne ſchreiben wollen, ſo machen ſie einen Cirkel, für Mond eine mondähnliche Figur, nach der eigentlichredenden Art; tropiſch aber zeichnen ſie nach Verwandtſchaft übertragend und umſetzend, Einiges verändernd, Einiges vielfach verwandelnd. So überliefern ſie das Leb der Könige in theologiſchen Mythen (oder: faſſen es in theologiſirte Mythen), und zeichnen es durch die Anaglyphen auf *). Von der dritten Art durch Räthſel aber mag dieß ein Beyſpiel ſeyn: die Sterne insgemein vergleichen ſie um des gekrümmten Laufs willen den Leibern der Schlangen, die Sonne aber dem des Käfers.“ — Da der Verf., durch alleinige Betrach-

*) Des Verfaſſers Freund Letronne, welcher ihm zu dieſer Stelle Ueberſetzung und Commentar geliefert hat, findet dieſen letzten Satz undeutlich, und wirklich iſt darin eine grammatiſche Unbeſtimmtheit; er erkennt auch richtig, daß die Bildvorſtellungen auf den Anaglyphen mit zu der tropiſchen Schreib- oder Darſtellungsart gerechnet werden. Der Sinn im Ganzen aber iſt klar.

tung der Denkmähler gründet, auf dieselbe Entwickelung gekommen ist, welche hier Clemens von dem Aegyptischen Schriftsystem macht, so erhält seine Theorie dadurch ein großes Gewicht. Was aber Clemens von »eigentlichredender Hieroglyphenschrift durch die ersten Elemente« sagt, kann kaum etwas Anderes als die von Ch. entdeckten phonetischen Charaktere bedeuten. Er nennt der Reihe nach: 1) Volksschrift, 2) Priesterschrift, 3) heilige Bilderschrift oder Hieroglyphen, und zwar α) phonetische, b) symbolische, α) figurative, β) tropische, γ) ænigmatische.

Was die Anwendung und Verbindung der dreyerley Charaktere betrifft, so konnte einerley Idee durch sie alle wiedergegeben werden; dennoch geschah dieß nur für einen beschränkten Ideenkreis, welcher in Beziehung auf Religion, künftigen Zustand der Seele und Götterlehre stand. Die symbolischen Bilder schienen besonders für die Begriffe aus dem Gebiete der Religion und der königlichen Gewalt bestimmt gewesen zu seyn, wie auf der Inschrift von Rosette für die Ideen: Gott, Unsterblichkeit, Macht, Gesetz, Tempel u. s. w. Der Verf. liefert dann noch weitere Wahrnehmungen und Regeln über diesen Gegenstand.

Weiter handelt er von dem innigen Zusammen-

hang der Hieroglyphenschrift mit den beyden andern Arten Aegyptischer Schrift, und mit den Anaglyphen. Die zierliche und herrliche Bilderschrift der Monumente ging durch das Cursiv der Linienhieroglyphen zu der hieratischen Schrift über, und diese behielt alle Grundsätze der beyden vorigen bey. Diese Abbreviatur läßt sich gleichwohl in drey Classen eintheilen: einige hieratische Zeichen sind eine vollständige aber sehr abgekürzte Nachahmung der hieroglyphischen Charaktere; andre nur eine Abkürzung des vornehmsten Theils einer Hieroglyphe; noch andre sind, oder erscheinen jetzt, rein willkührlich, doch als beständiges Aequivalent eines und desselben hieroglyphischen Charakters. Die hieratische Schrift enthält folglich phonetische, symbolische und figurative Zeichen, wie die Hieroglyphenschrift, unterscheidet sich jedoch von ihr darin, daß sie weniger figurative und symbolische Zeichen hat, und manche davon durch andre und willkührliche ersetzt. Es bleiben demnach genau übereinstimmende Zeichen genug, deren Ch. schon über vierhundert zählt. Die demotische oder epistolographische Schrift endlich entlehnte alle ihre Bestandtheile von der hieratischen, und besteht hauptsächlich aus Lautzeichen. Sie wählte aus den einfachsten Zeichen der Priesterschrift eine beschränkte Zahl von Ho-

mophonen, läßt fast gar keine figurative und sehr wenige symbolische Charaktere zu, von letztern nur was göttliche Namen oder heilige Dinge ausdrückt, wozu sie die Zeichen ebenfalls aus der hieratischen Schrift schöpfte. Diese drey Schriftsysteme nun waren zu gleicher Zeit in ganz Aegypten gebräuchlich: das erste für öffentliche Inschriften, und linearisch auch für Handschriften; das andre für heilige und Leichenritual, religiöse und wissenschaftliche Abhandlungen, Hymnen auf die Götter und Könige; das dritte für das gemeine Leben. Sie finden sich sogar auf einzelnen Manuscripten beysammen. Während sie alle drey mehrentheils gemeinverständlich waren, blieb der Priesterkaste nur der Sinn der sogenannten Anaglyphen für ihre Mysterien vorbehalten, als räthselhafte Darstellungen theologischer, philosophischer und physischer Lehren. Zu diesen Anaglyphen muß man aber nicht gewisse architektonische Verzierungen rechnen, auf Friesen und sonst mehrmals wiederholte Bildergruppen, die oft wirkliche reinhieroglyphische Legenden von regelmäßiger gefälligen Stellung sind. Die Anaglyphen oder allegorischen Gemälde, obgleich insgemein aus monströsen Bildern zusammengesetzt, standen gleichwohl in grader Verbindung mit der reinhieroglyphischen Schrift, indem beyde eine Anzahl von Charakteren gemein

hatten, wohin z. B. die symbolischen Götternamen gehörten, als Repräsentativzeichen der mythischen Wesen.

Nachdem der Verf. im Schluß des Werks die Gründe, warum die Alten uns so gut wenig von der phonetischen Natur der Hieroglyphen sagen, angedeutet, und die falschen Erklärungsversuche eines Kircher, Plüche und Anderer, und die Geschichte der neuesten Entdeckungen nochmal summarisch angeführt hat, faßt er die Ergebnisse seiner Forschungen in folgende kurze Sätze zusammen.

Das Aegyptische Schriftsystem war aus drey Schriftgattungen zusammengesetzt: A. der hieroglyphischen oder heiligen, B. der hieratischen oder Priesterschrift, C. der demotischen oder Volksschrift.

A 1. Die *Hieroglyphenschrift* bestand aus dem Zusammengebrauch dreyer verschiedenen Arten von Zeichen: a) von figurativen Zeichen oder wirklichen Abbildungen; b) von symbolischen, tropischen oder ænigmatischen Zeichen, die eine Idee durch ein physisches Bild ausdrückten, welches wahre oder falsche, directe oder indirecte, nahe oder ferne Analogie mit ihr hatte; c) von phonetischen Zeichen, welche durch physische Bilder Laute versinnlichten.

A 2. Der Gebrauch der figurativen und symbo-

lischen Zeichen ist in allen Texten verhältnißmäßig geringer als der der phonetischen.

A 3. Die phonetischen Zeichen sind wirkliche Buchstaben, und drücken Laute der gesprochenen Aegyptischen Sprache aus.

A 4. Jede phonetische Hieroglyphe ist das Bild eines physischen Gegenstandes, dessen Aegyptischer Name mit dem Laut oder der Articulation anfing, welche das Zeichen ausdrücken soll.

A 5. Die phonetischen Zeichen verbinden sich zu Wörtern, wie die Buchstaben eines jeden Alphabets, stehen aber oft und auf eine verschiedene Weise über einander, je nachdem der Text in perpendiculare oder horizontale Linien geordnet ist.

A 6. Die Mittelvocale sind in den phonetisch geschriebenen Wörtern sehr oft unterdrückt, wie in der Hebräischen, Phönicischen und neuarabischen Schrift.

A 7. Jeder Laut und jede Articulation konnte in Folge des obigen Grundsatzes (A 4) durch mehrere verschiedene phonetische Zeichen vorgestellt werden, welche Homophone oder gleichlautende Zeichen sind.

A 8. Die vorzugsweise Anwendung eines phonetischen Zeichens vor dem andern, seinem Homophon, richtete sich oft nach Betrachtungen, die aus der ma-

teriellen Form des Zeichens und aus der Natur der auszudrückenden Idee hervorgingen.

A. 9. Die phonetischen Zeichen, welche eigentliche Laute, d. i. Selbstlauter ausdrückten, hatten keinen bestimmtern Ton als die Hebräischen oder Arabischen Vocalbuchstaben (Aleph, Vav, Jod).

A 10. Die hieroglyphischen Texte enthalten sehr häufig Abkürzungen von phonetischen Gruppen.

A 11. Die phonetischen Zeichen, als nothwendige und unzertrennliche Bestandtheile der Aegyptischen Hieroglyphenschrift, sind in den ältesten wie in den neuesten Texten vorhanden.

A. 12. Der Verf. hat bereits die Geltung von mehr denn hundert phonetischen Hieroglyphenzeichen festgestellt, worunter sich die häufigsten aus allen Zeitaltern befinden.

A 13. Alle hieroglyphische Inschriften Aegyptischer Denkmähler beziehen sich auf ein und dasselbe, besagtermaßen aus dreyerley Zeichen zusammengesetzte Schriftsystem.

A 14. Es ist durch eine Reihe von öffentlichen Monumenten erwiesen, daß diese heilige Schrift in Aegypten ununterbrochen vom 19. Jahrhundert vor Chr. Geb. bis zur völligen Bekehrung der Aegypter zum Christenthum unter der Römischen Herrschaft,

im Gebrauch war, in welch letzterm Zeitpunkt alle Aegyptische Schrift verdrängt wurde durch die Koptische, d. i. durch das Griechische Alphabet mit einem Zuwachs von Articulationen aus der alten demotischen Schrift.

A 15. Gewisse Ideen sind manchmal in demselben hieroglyphischen Text, bald durch ein figuratives, bald durch ein symbolisches Zeichen, bald durch eine phonetische Gruppe, nämlich durch das Wort, ausgedrückt.

A 16. Andre Ideen sind vorgestellt, entweder durch eine Gruppe, die aus einem figurativen und einem symbolischen Zeichen, oder aus einem figurativen oder symbolischen Zeichen verbunden mit phonetischen Charakteren besteht.

A 17. Gewisse Aegyptische Reliefs oder Gemälde, aus gruppirten Bildern natürlicher Wesen und vorzüglich monströsen Figuren zusammengesetzt, gehören der hieroglyphischen Schrift nicht an; es sind rein allegorische oder symbolische Scenen, von den Alten Anaglyphen genannt.

A 18. Eine gewisse Zahl Bilder war der eigentlichen hieroglyphischen Schrift und dem System der Zeichenkunst, oder wenn man will, Schreibkunst, welches die Anaglyphen hervorbrachte, gemeinschaftlich.

A 19. Die Anaglyphen scheinen die Blätter jener Geheimschrift zu seyn, wovon die alten Griechischen und Römischen Schriftsteller uns sagen, daß sie bloß den Priestern und den Eingeweiheten in ihre Geheimnisse verständlich gewesen sey. Die hieroglyphische Schrift war nie geheim; Jedermann in Aegypten, der einige Erziehung genossen hatte, konnte sie lesen.

A 20. Zwey neue Schriftsysteme flossen mit der Zeit aus der hieroglyphischen Schrift, und wurden erfunden, um die Schreibkunst schneller und brauchbarer zu machen.

B 21. Die hieratische oder Priesterschrift ist nur eine bloße Tachygraphie der heiligen Schrift, aus der sie unmittelbar abstammt; in diesem zweyten System ist die Form der Zeichen beträchtlich abgekürzt.

B 22. Sie ist abermals, genau genommen, aus figurativen, symbolischen und phonetischen Zeichen zusammengesetzt; aber die beyden erstern werden darin öfters, theils durch phonetische Gruppen, theils durch willkührliche, von der correspondirenden hieroglyphischen Form ganz abweichende Zeichen ersetzt.

B 23. Alle vorhandene hieratische Manuscripte, deren wir aus der pharaonischen, Griechischen und Römischen Zeit besitzen, gehören einem einzigen Sy-

stem an, so verschieden die Schriftzüge beym ersten Anblick erscheinen mögen.

B 24. Der Gebrauch der hieratischen Schrift scheint auf heilige Gegenstände und auf etliche, allzeit religiöse Inschriften beschränkt gewesen zu seyn.

C 25. Die demetische, epistolographische oder enchorische Schrift, ist ein verschiedenes Schriftsystem von dem hieroglyphischen, und von dem hieratischen, aus welchem es unmittelbar floß.

C 26. Die demotischen Schriftzeichen sind nur einfache, aus der hieratischen Schrift entlehnte Charaktere.

C 27. Die demotische Schrift schließt beynah alle figurative Zeichen aus.

C 28. Sie läßt gleichwohl eine gewisse Anzahl symbolischer Zeichen zu, aber nur um Ideen auszudrücken, die in wesentlicher Verbindung mit dem Religionssystem stehen.

C 29. Der größte Theil jedes demotischen Textes besteht aus phonetischen oder Lautzeichen.

C 30. Die Charaktere der demotischen Schrift sind weit weniger zahlreich als die der andern Systeme.

C 31. In der demotischen Schrift sind die Mittelvocale der Aegyptischen sowohl als ausländischen

Wörter ſehr oft in gleicher Weiſe unterdrückt, wie in den hieratiſchen und hieroglyphiſchen Texten.

C 32. Gleich den Schriftarten, wovon ſie herſtammt, kann die demetiſche Schrift jeden Conſonant und jeden Vocal mittelſt mehrerer Zeichen von ſehr verſchiedener Geſtalt ausdrücken, die aber ganz homophon ſind. Dennoch iſt die Zahl der demetiſchen Homophone bey weitem nicht ſo groß, als der der heiligen und Prieſterſchrift.

C 33. Die demetiſche, die hieratiſche und die hieroglyphiſche Schrift, waren zuſammen und binnen einer langen Reihe von Jahrhunderten im ganzen Umfang von Aegypten gebräuchlich.

Der Verf. ſpricht zuletzt noch von dem Einfluß ſeiner Entdeckung auf die Zeitbeſtimmung der Denkmähler, auf Geſchichte und Mythologie, beſonders auch auf die alterthümliche Kunde von Aethiopien *). Die Aegyptiſche Sprache iſt nun auch nicht (wie bey der erſten Hypotheſe des Verf. von ideographiſcher

*) Wenn er hiebey den Urſprung der Aegypter für ſüdafricaniſch hält, und ſie ganz von der aſiatiſchen Menſchheit zu trennen ſcheint: ſo iſt zu merken, daß nach der Fluth vielmehr die Einwanderung der Chamiten aus Aſien nach Africa über Südarabien geſchehen, und allerdings alsdann die Stämme ſich von Aethiopien über Nubien nordwärts gezogen haben.

Schrift der Fall seyn mußte) verloren; vielmehr ist die Koptische Sprache die altägyptische selbst, welche mehr und mehr studirt, in gleichem Maaße entziffern helfen wird. Der Verf. gibt Regeln zum Fortarbeiten auf dem eröffneten Wege, wobey er ausdrücklich die Hoffnung äußert, daß die phonetische Geltung noch von mehrern Zeichen werde gefunden werden, so daß sein Alphabet noch keineswegs geschlossen ist. Eine Zugabe bildet ein Brief von Letronne, der hauptsächlich von dem scheinbaren Widerspruch zwischen der Angabe des Herodot und Dieder über die Aegyptische Schrift, und der des Clemens von Alexandria handelt, und wo die »ersten Elemente« oder ersten Buchstaben bey Clemens noch strenger von den sechzehn Buchstaben des ältesten Phönicisch Griechischen Alphabets erklärt werden, auch noch bestätigende Wahrnehmungen über die phonetischen Hieroglyphen aus alten Zeugnissen hinzukommen. So weit dieses berühmt gewordene System, dessen Richtigkeit wir nicht verbürgen, noch weniger aber seine große Wahrscheinlichkeit bestreiten können.

Viertes Capitel.

Einen eigenen Weg für die Hieroglyphendeutung hat Dr. Sickler eingeschlagen. Er läßt Champollions Lauthieroglyphen bestehen, sucht sie selbst zu bestätigen, will aber, daß diese Schrift und die Mehrzahl der Bilder, die nicht phonetisch sey, sich nach folgenden zwey Grundsätzen auflöse: 1) Die heilige Priesterspräche, worin die Hieroglyphen gelesen werden müssen, war den Semitischen Dialekten nahe verwandt, und läßt sich insgemein in Hebräischen Wörtern wiederfinden. 2) Die hieroglyphischen Bilder drücken durch Paronomasie, d. i. Namensähnlichkeit oder Gleichlaut, wenn man sie nach jener Sprache ausspricht, den Begriff aus, der damit bezeichnet werden soll (z. B. der Geyer, daah, das Wort Weisheit oder Erkenntniß, deah, daath; der Stier, Chald. thor, das Wort Umlauf, Umkreis, thor; die Schlange, nachasch, die Weissagung, nachasch u. s. w.). Wenn auch das Princip der Paronomasie (selbst nach Dan. 5, 28) der Bilderspräche nicht ganz fremd seyn mag, so scheint solches doch am wenigsten zureichend. — Ferner daß der ausgezeichnete Philolog Prof. Spohn zu Leipzig, der gelehrten Welt

im Jugendalter entrissen, sich mit Entzifferung der Aegyptischen Hieroglyphen und Schrift beschäftigt habe, und daß Prof. Seyffarth seinen Nachlaß herausgebe, wußte man aus öffentlichen Blättern. Endlich ist erschienen: Frid. Aug. Guil. Spohn de lingua et literis veterum Aegyptiorum etc. Edidit et absolvit Gust. Seyffarth. Pars I. Lips. 1825. 4. Das Werk handelt zunächst von der alten Aegyptischen Sprache und Buchstabenschrift, der demotischen und hieratischen. Der Herausgeber sagt (S. 26 der Lebensbeschr.), Spohn habe die Sprache der alten Aegypter weder für die Koptische (vg. Vorrede S. XI), noch einer andern bekannten Sprache für verwandt gehalten, sondern durch Vergleichung des demotischen Textes der Rosettischen Inschrift mit dem Griechischen, habe er, indem er Buchstaben und Wörter herausgebracht, eine neue, d. i. die altägyptische Sprache neu erschaffen müssen. Inzwischen bemerkt man in den gelieferten Proben viel Ungewißheit, und öftere Vergleichung mit dem Koptischen. Erstere stimmt nicht ganz zu der Versicherung Spohns (S. 33 der Lebensbeschr.), daß er »nunmehr dem Geheimniß auf die Spur gekommen, die hieratischen Charaktere auf den Mumienrollen mit Gewißheit und mathematischer Demonstrabilität entziffern zu können.« Er setzte

hinzu: »Es iſt viel Wunderbares, was ich darin gefunden habe, Dinge, welche zu glauben ich mich gar ſehr geſträubt habe. Zwey Mumienrollen und ſechs Inſchriften habe ich bereits im vollen gleichmäßigen Zuſammenhang entziffert.« Was aber ſehr merkwürdig iſt, das iſt, daß auch Spohn auf die Entdeckung der phonetiſchen Hieroglyphen oder hieroglyphiſchen Buchſtaben gekommen, ohne jedoch zu einer nähern Einſicht zu gelangen, ſogar ein Paar Jahre vor Champollien, welcher noch i. J. 1822 bloß die Eigennamen für phonetiſch geſchrieben hielt. Spohns Biograph, nachdem er deſſen Entzifferungskunſt überhaupt gerühmt hat, ſagt von ihm (S. 22), er habe bey dem Studium der Roſettiſchen Inſchrift anfänglich die Hieroglyphen aus einer beſondern Paronemaſie zu erklären verſucht, hierauf aber gefunden, daß bey Auslegung der Aegyptiſchen Schriften Niemand mit den hieroglyphiſchen Charakteren den Anfang machen müſſe, und habe zu der Zeit Folgendes niedergeſchrieben: »Vergeblich iſt es, die Hieroglyphen der Inſchrift von Roſette zu entziffern, ſo lange als man die Koptiſche nicht dechiffrirt hat. Erſt muß dieſe nach der Dechiffrirkunſt enträthſelt werden. Da muß man denn, und dazu helfen die nomina propria, das Alphabet herausſuchen, und iſt dieß geſchehen, ſo

nehme man die Hieroglyphenschrift vor, und untersuche, ob sich aus ihr ein gleiches finden lasse. Es scheint mir nämlich diese Hieroglyphenschrift nicht reine hieroglyphische Schrift, sondern alphabetisch zu seyn, d. h. nicht durch Bilder Begriffe, sondern durch Zeichen Buchstaben und Worte auszudrücken. Es ist wahrscheinlich, daß diese Worte (Aegyptische mit den Koptischen gleichförmige) nur durch andre Zeichen in den Hieroglyphen ausgedrückt sind, möglich aber, daß (wie Samskrit) auch die heilige Sprache, nicht bloß die Zeichen, eine andre seyn könne. Gewiß ist es mir, daß es nicht reine Hieroglyphen sind. Man setze die Inschrift dann in Aegyptische Worte aufgelöst, und man hat dann das Alphabet dazu." — Zuletzt: „Das ist das Resultat von vielen vergeblichen Versuchen, wie die zwey Tafeln und einige andre Papiere bezeugen. 1819. Spohn." — Er verstand folglich unter reinen Hieroglyphen die ideographischen, und sah die, welche zu Buchstaben dienten, für eine Abart an. Da nun Spohn, der Einzige, den man bis daher dem Französischen Erklärer entgegen zu sezen meinte, selber mit ihm zusammentraf, und nach vergeblichen ideographischen Versuchen das Entziffern der hieroglyphischen Inschrift fürerst aufgab: so gewinnt hiedurch Champollions System ein neues Ge-

wicht. Allein man ſehe was weiter in der Sache geſchehen. Hofr. u. Prof. Pfaff in Erlangen hat Champollien zu widerlegen geſucht in zwey Schriften: »Hieroglyphik, ihr Weſen und ihre Quellen — von Dr. J. W. Pfaff. Nürnberg b. Campe 1824.« und: »Die Weisheit der Aegypter und die Gelehrſamkeit der Franzoſen. Kritik der hieroglyphiſch-alphabetiſchen Unterſuchungen des Hn. Champollion, von Dr. J. W. Pfaff. Ebendaſ. 1825.« Er hält im Allgemeinen die Bilder für Begriffsbezeichnungen, und hat Zweifel gegen Champ. erhoben, die ein künftiger Deuter zu beachten haben wird, ohne daß er jedoch ein eigenes befriedigendes Syſtem entgegengeſtellt hätte. Ferner hat der Herausgeber des Spohniſchen Nachlaſſes nun ſelber den Verſuch der Hieroglyphendeutung begonnen in: Gust. Seyffarthi rudimenta hieroglyphices. Lips. ap. Barth. 1826. Die Schriften von Pfaff und Seyffarth ſind ausgezogen und erſtere beurtheilt in der Leipziger Litt. Zeit. 1826, Nr. 45 u. 46, woraus wir über Seyffarth kürzlich Folgendes entnehmen: »Nach ſeinem kalligraphiſchen oder grammatiſch-ſymboliſchen Princip ſind die Hieroglyphen im Allgemeinen weiter nichts als verzierte Buchſtaben, und zwar die verzierten hieratiſchen Buchſtaben der Aegypter. Eben ſo verhält es ſich mit den

drey Schriftarten der Armenier, welche Mißrob wahrscheinlich mit aus Aegypten brachte. Die Armenische Bilderschrift enthält nicht die verzierten gemeinen Buchstaben (welche den demotischen der Aegypter entsprechen), sondern die verzierten eisernen Buchstaben (welche den hieratischen der Aegypter entsprechen). — Die demotische Schrift ist rein alphabetisch — die hieratische Schrift ist rein alphabetisch — die demotischen Buchstaben sind — von den Phöniciern entlehnt — die hieratischen Buchstaben sind die verzierten demotischen — die hieroglyphische Inschrift des Raschidischen Steins beweist, daß nicht einzelne Bilder, sondern mehrere ganze Gruppen einen Begriff ausdrücken — [es ist daher] nicht unwahrscheinlich, daß die Hieroglyphen durchaus alphabetischer Natur sind — es kann nur zweifelhaft seyn, ob mit dergleichen Hieroglyphen Alles geschrieben wurde, oder ob die gewöhnlichen und leichtern Begriffe durch wirkliche sogenannte Hieroglyphen, d. h. durch Begriffssymbole, ausgedrückt wurden [welches geläugnet wird] — überall [auf den ältesten und neuesten Denkmählern] findet sich dieselbe Hieroglyphik. — Der heilige Dialekt, welcher den Hieroglyphen zu Grunde liegt, unterscheidet sich von der altägyptischen Sprache, welche Spohn zuerst dargestellt hat, im Allgemeinen durch

Alterthümlichkeit. Die Hieroglyphen sind Zeichen der Buchstaben, genau genommen theils der demotischen, theils der hieratischen, theils stellen sie selbst andre Hieroglyphen vor" — u. s. w. Wir bemerken 1) daß demnach Seyffarth mit Pfaff in directem Widerspruch steht, so wie mit allen ideographischen Deutern; 2) daß er mit Champollion nur in relativem Widerspruch steht, und daß um so mehr diesen Französischen Gelehrten Dank und Schonung gebührt, wäre auch sein System weniger sinnreich und in sich beschlossen als es ist; 3) daß, indem Seyffarths alphabetisches System sich zu dem von Champ. umgekehrt verhält, die Frage vorfällt, ob es vom höhern Alterthum an sich, und nach den eigentlichen Hieroglyphen oder Sinnbildern der Aegypter zu schließen, glaublicher sey, daß bey ihnen Buchstaben aus Bildern, nämlich Lautbildern, oder Bilder aus Buchstaben (wie in der modernen Kalligraphie) entstanden seyen, eben so daß die gemeine aus der priesterlichen Schrift oder umgekehrt geflossen; wiewohl sich hier der paläographische Streit über den Ursprung und das Vaterland der Buchstabenschrift anreiht, aber auch das Phönicische Alphabet ein ursprünglich bildliches aus den Anfangslauten der Gegenstände kann gewesen seyn; 4) daß die zwey wichtigsten Gegenparteyen jetzo darin übereinkommen,

daß die Hieroglyphenschrift alphabetisch ist, obgleich unter verschiedener Ableitung und auseinanderweichenden Bestimmungen; hiebey Seyffarth, weil er bloß Buchstaben annimmt, die von den Alten behauptete Ideographie (die Aphonn, s. obige Anzeige) nirgends zu finden glaubt, ihm auch nichts darauf ankommt, was die Figuren, als bloße Zierbilder, an sich selber vorstellen; 5) daß sich durch die That beweisen muß, aus welchem dieser beyden Systeme die Hieroglyphen sammt der altägyptischen Sprache (falls sie von der neukoptischen verschieden war) oder deren heiligem Dialekte*) zur sonnenhellen Evidenz lesbar zu machen sind; ferner 6) daß zu verwundern ist, was für Bewegung und Veränderung ein einziger Stein in die Systeme der Gelehrsamkeit bringen kann; und endlich 7) daß zu wünschen wäre, die Gelehrten möchten in solchem Falle ihre Beobachtungen friedlich zusammentragen, ihre Meinungen vergleichen, und ihre Zweifel gemeinschaftlich sichten, eingedenk, daß einem Jeden seine Gabe verliehen ist, welche Achtung verdient, und aus welcher gegenseitiger Nutzen zu erwarten steht.

*) Vg. Jablonski's Pantheon lib. V. pag. 184 sq.

V.

Leitfaden zu einer künftigen Symbolik.

Die Zeit ſtrebt nach einer Wiſſenſchaft, welche ihr nicht eher geſchenkt werden kann, bis ſie die Nichtigkeit eines Haupttheils ihrer Bemühungen erkannt hat. Es iſt jenes die wahre Philoſophie, die Weisheit des höchſten Alterthums, der Schatz einzelner aufrichtigen Menſchen, und das Erbtheil einer glücklichern Nachwelt. Wenige ſind auf dem rechten Wege, Wenige wollen ihn erkennen. Dieſen Wenigen möchte man durch Gegenwärtiges einigermaßen nützlich ſeyn, und mit ihnen leſen lernen. Der Weg iſt weit, und wird nie zu Ende gebracht; aber jede Station bietet ein vergnügliches Ziel dar.

Der Name Philoſophie iſt ehrwürdig. Schwerlich hat ſein Erfinder Pythagoras den Mißbrauch deſſelben geahnet, welcher ihn ſchon in den Briefen der Apoſtel gehäſſig macht. Sobald ſich die menſchliche Vernunft auf ſich allein verläßt, ſo iſt dieſer Miß-

brauch da. Ihre Weisheit ist alsdann nicht
Philosophie sondern Autosophie, eine Lossagung
der Quelle, die allein selbständig allen Geistern
Daseyn gegeben hat, und ihnen fortwährend
und Leben zuzuflößen bereit ist. Zu ihr gelangt
nur wenn man nach ihr verlangt.

Menschliche Meinungen gebären Zank, we
Vernunft sich nach eines Jeden Fähigkeiten ri
und indem sie kein Erkenntnißvermögen gelten läß
sich und ihre Individualität, ihr Eigenthum aus
Art von Mutterliebe zu vertheidigen sucht. Woll
den Geist hören und sich erleuchten lassen, so
sie dann auf sich und ihre Geburten trauen dü
Sie würde eine Gottweise seyn. In dem Reich
göttlichen Weisheit ist Harmonie; es gibt hier
friedliche Wahrnehmung, keine Dialektik.

Gott ist ein Geist, und ist der Geist im aller
sten Sinne. Er hat sich zuerst faßlich gemach
Wort, in welchem und durch seinen Geist alle D
die da werden sollten, Gestalt und Leben gewo
haben. Sie sind allzumal Worte Gottes, A
klänge des ewigen Worts. Sie sprechen den
der sie ausgesprochen hat. Sie bezeichnen ein
irgend einen Gedanken desselben, auch mehrere

gleich, und ihrer Mehrere bezeichnen einerley Gedanken in verschiedener Beziehung.

Die Welt ist ein Wort und darum ein Bild oder Gleichniß Gottes. In ihr ist vorzüglich der Mensch Gottes Ebenbild, und ist auch ein Gleichniß der Welt, und sie das seinige. Er war Gottes Ebenbild im eigentlichern Sinn, ehe das Böse in ihn kam; aber der Form nach ist er es noch jetzt. Bestehend aus Geist, Seele und Leib, stellt er, vollständiger denn irgend ein Geschöpf, den höchsten Ternar vor, und vereinigt in sich das Himmlische, das Astralische und das Elementarische des Universums.

Der Mensch hat das Vermögen Gott nachzusprechen mit einer gewissen Unabhängigkeit, nämlich eigene Gedanken in Worte zu legen. Diese Schöpfung kann niemals aus den Stoffen heraustreten, welche ihr die Natur darreicht; sie kann aber mannigfaltiger Art seyn, kann zu allen Sinnen, und durch sie dem Verstande vernehmlich reden. Hauptsächlich ist sie für das Auge oder für das Ohr, nämlich Darstellung oder Sprache. Beyde Sinne werfen ihren Reflex in den Sinn der Seele oder die Einbildungskraft, von wo er zum Verstande geführt wird. Beyde verschiedene Mittel können daher unter dem Namen Wort begriffen werden.

Jedes Wort ist Ausdruck eines Gedankens des Geistes, der, an sich unsinnlich, sich aufprägt in der Form höherer oder niederer Sinnenwelt." Das Wort ist schon vorhanden, ehe es sich durch Articulation oder Abbildung ausspricht; sein Vater ist der Geist, seine Mutter ist die Seele; die Werkzeuge seiner Hervorbringung sind nur die Diener seiner äußerlichen Geburt.

Jedes Wort, welches auch das Mittel seiner Offenbarung seyn mag, ist entweder Abbild (Nachahmung) oder Aehnlichkeit (Trevus). Denn den Stoff seiner Gestaltung liefert dem Gedanken des Geistes die Seele, welche mit der Einbildkraft (?) unmittelbarem Vernehmen steht. Zur Abbildung durch die Hand ist sie ihm behülflich mittelst der Auffassung in den Spiegel des innern Auges; zur Nachahmung des Schalls (in der sogenannten Onomatopöie) mittelst des innern Ohrs. Zu Allem, was sich nicht unmittelbar nachbilden oder durch die Articulation nachklingen läßt, weil es intellectuel (abstract) ist, liefert sie ihm das Material der sinnlichen Aehnlichkeit. Wie weit in der articulirten Rede die Nachahmung geht, und auf welchen Gründen die mit letzterer allemal verwandte Willkühr (Convention) beruht, oder welches Aehnlichkeitsverhältniß dazwischen liegt, läßt sich in den verschie-

beyden Sprachen, als weiterwachsenen Zweigen eines Mutterstammes, der Ursprache, schwer aufheben, selbst wenn man zu den nähern Aesten zurückgeht.

Indem jedes Wort einander Abbild oder Aehnlichkeit ist, zeigt sich ein merkwürdiger Dualismus, der übereinstimmt mit dem, was von dem Menschen selbst bey seiner Schöpfung gesagt ist, nämlich daß ihn Gott nach seinem Bild und Gleichniß (Zelem und Demuth, 1 Mos. 1, 26) erschaffen habe; und Gedanke, Bild und Aehnlichkeit sind abermals ein harmonischer Terna r.

Der unsichtbare einfache Gedanke kann sich wenigstens in Menschensprachen nicht mittheilen wie er ist, sondern sein Licht bricht sich in der Seele, und geht durch deren Vermittlung erst nach außen. Darum ist eine ganz geistige, unsinnliche oder unbildliche Rede, eine Unmöglichkeit; die Seele gibt dem Gedanken allemal ein Gewand von sinnlichen Stoffen. Vom Geist formlos herabsteigend, gelangt er in ihr zur Form. Da aber die Seele nicht bloß von der Sinnenwelt überhaupt abhängig ist, sondern sich auch individuell in mehrfachen Kreisen bewegt (ihrer besondern Anlagen, des Körpers, des Orts, der Zeit u. s. w.): so wird es ihr schwer, und je höher der Gedanke um so schwerer, das rechte Wort oder Bild

zu finden, wodurch der Gedanke verständlich würde. Anstatt ihn in den einfachen, natürlichen Typus zu verkörpern, zerflittert sie ihn in die Vielheit seiner Schatten, oder stellt ihn in einem entfernten Abbild dar; sie gebraucht eine Menge Worte und Vergleichungen, welche die Sache mehr verwirren als erläutern; und während sie sich ihrer selbst und der Einbildungskraft mit Gewalt zu entschlagen sucht, um den Geist zu fassen, bindet sie diesen in Formeln, die viel zu enge sind, und doch mancherley falsche Bedeutung zulassen.

Es gibt aber Arten des Ausdrucks, welche die Vielheit der Beziehungen des einfachen Gedankens in eine reine Einheit verkörpern, und als wesentliche sinnliche Nachbilder seinen Strahl in regelmäßiger Farbenbrechung gleich hellen Prismen von sich aussenden. Diese Vielfältigkeit des Sinnes mit der Einheit des Begriffs verbunden, macht die Sprache gottverwandt, und ist ein sicheres Herausfinden des eigentümlichen Naturtypus für die übersinnliche Idee. Dieser Vollkommenheit eifernt sich durchgängig die Sprache der göttlichen Offenbarung: und je höher ihre Gedanken sind, um so mehr muß sie solche in naheliegende doch inhaltreiche Bilder kleiden, weil der menschliche Geist, welcher Alles durch die Sinne auf-

faßt, sie sonst nicht ergreifen und sich zu ihrem wesentlichen Sinn emporschwingen könnte. Hieraus ergibt sich nicht nur die Wichtigkeit des Worts oder Ausdrucks, sondern auch die Unentbehrlichkeit einer richtigen Bildersprache für die Mittheilung und Erkenntniß höherer Wahrheit. In der Natur liegt diese Bildersprache zerstreut; der Mensch hat für sich nicht Auge und Weisheit, sie zu lesen; die Offenbarung aber nimmt aus ihr die entsprechenden Figuren zu ihrem jedesmaligen Zweck, um uns Neues zu sagen, das doch schon von der Schöpfung her geredet war. Auch in diesen bildlichen Aussprüchen der h. Schrift ist die Zweyheit von Bild und Aehnlichkeit bemerkbar, indem solche unter andern dem Parallelismus der Glieder öfters zum Grunde liegt.

Auf etwas niederer Stufe stehen die Verbildungen, die der Mensch in Kraft seines inwohnenden Naturlichtes findet, welches, obwohl es der völligen Entbindung zum Behuf reiner Angemessenheit seiner Bezeichnungen fähig ist (wie die Sprache der göttlichen Boten und Erleuchteten beweist), gleichwohl geschichtlich unter den Völkern sich theils nicht zur völligen Höhe der Erkenntniß mit Bewußtseyn erhob, theils vermöge der Besonderheiten, an denen es haften blieb, sich nicht allgemein faßlich ausdrük.

sen konnte. Dennoch hat auch die Symbolik der Völker die Schärfe und lehrreiche Vielsinnigkeit, welche derjenigen Bildersprache eigen ist, die um Wahrheiten zu versinnlichen, und nicht bloß zum belustigenden Schmuck, Bilder schafft. Letzteres thut die gemeine Dichtkunst und Bildnerey, besonders der Neuern, die um höhere Wahrheit wenig bekümmert, und in sittlichen Ergötzlichkeiten zerstreut, mehrentheils psychologisch abbildliche oder sentimentale, und so nur gewissermaßen symbolische Werke, manchmal ganz leere Spiele schafft, ob sie gleich oft in Entwurf und Ausführung treffend versinnlicht, was sie zu sagen hat.

Alle sinnliche Gegenstände, deren [illegible] die Bildersprache als Material bedienen kann, [illegible]n an sich selbst mehrere Eigenschaften und Beziehungen. Sind sie nun gut gewählt, so eignet sich der Gedanke, indem er sie von der Einbildungskraft entlehnt, auch alle ihre verschiedenen Bedeutungen zu, die seine verschiedenen Verzweigungen darzustellen oder auf sie zu führen geschickt sind. Von einem unangemessenen Bilde sagt man, es sey einseitig, es hinke; das rechte Symbol muß daher den Gedanken allseitig umspannen. Weil aber auch er mehrere Seiten hat, je höher und umfassender er ist, so kann die Sichtbar-

keit aus ihrem Reichthum der Seele auch mehrere Aehnlichkeiten darbieten, in die sie ihn kleiden, und durch die sie besondre Beziehungen an ihm offenbar machen kann. Daher drückt die h. Schrift manchmal einerley Wahrheit durch mehrere Gleichnisse aus, und bey der Symbolik der Völker werden wir solches ebenfalls finden.

Weil die Lehrmethode des Alterthums und unserer göttlichen Bücher, dem Bedürfniß des Menschen gemäß, und zum vollständigen Vergnügen seiner innern Fähigkeiten, den Grundsatz hat, unter dem Sichtbaren das Unsichtbare, und zwar dergestalt zu verhüllen, daß ein großer Zusammenhang von Wahrheiten im Bilde concentrirt überschaut werden kann, wenn der Schlüssel dazu gefunden ist: so erstreckt sich dieser bedeutsame Geist auf Alles, von der Erzählung, sey es wahre Geschichte oder Mythus, und dem Cultus, bis zum Wortgebrauch. In der Geschichte wird durch die Auswahl der Momente ein Untersinn, oft vielfach, im Wort, durch seine mehrfache Bedeutung, Stellung u. s. w. ein Vielsinn erreicht, wodurch eine Sachmystik und eine Wortmystik entsteht.

Das Hellsehen der Weissager ist ein Zustand, worin der Geist hohe Gedanken erlangt, und die Seele zur weiten Beschauung und Vergleichung, mithin

zum treffenden Symbolischen verhelfen. Macht
Es hat seine Stufen, und alle begeisterte Dichter
Denker besitzen etwas davon, können daher in der
geisterung Dinge erkennen und aussprechen, die
vorher fremd waren. In unsern heiligen Büchern
die vollkommenste Poesie mit der reinsten und h
sten Wahrheit vereinigt. Kein wahrer Dichter
ohne philosophischen Geist, und kein wahrer De
ohne poetischen. Denker und Dichter verhalten sich
Geist und Seele zu einander. Ohne Geist wird
Kunst ein träumerisches Bildern, ohne Seele
die Philosophie dem Denker und seinen Hörern
feßlich. Gemäß der Vollständigkeit der menschli
Natur sind die ältesten Dichter und Philosophen
der Völker in einerley Personen vereinigt gewe
und ihre Werke nicht bloß bei ästhetischen Anschaun
sondern auch bei tiefern Nachdenken wichtig.
Gemüth war ungetheilt, ihr Geist hoch, und
Seele kräftig. Sie verdienen in mehrfacher Hin
den Namen der Naturdichter. Zu ihnen sind
symbolische Künstler zu rechnen. Erst unter den
civilisirten Griechen trennte sich Poesie und Phil
phie; sie waren noch in Pythagoras gewissermaßen
verbunden, konnten aber auch durch den schönen
Plato nicht mehr zusammengehalten werden, und

der Masse als durch die Aristotelische und andre Schulen die Rationalität überhand nahm, verschwand der symbolische Geist, und mit ihm das Band, welches jene zusammenhielt. Zu einer andern Seite neigte sich die Philosophie, weil ihr der alte Geist entflogen war, zum Einbilderischen, Übermenschlichen, und die Dichtkunst sank aus gleichem Grunde, nicht in der äußern Schönheit oder Pracht, aber in der Bedeutenheit. Jedoch blieb in der antiken Kunst und Wissenschaft noch immer Wesen und Form zusammen vereinigt *).

Die Schöpfung ist nach ewigen Ideen gebildet, welche des Schöpfers Wesen und Eigenschaften in der Mannigfaltigkeit der Form darstellen. Dieser Abglanz wurde mit dem Fall der willensfähigen Geschöpfe verdunkelt, entweiht und in gewissem Grade

*) Ein einziges Beispiel der einfachsten und wahrsten Bildersprache stehe hier, wie es mir gerade in die Hand kommt. Ps. 44, 7 sagt: „Denn ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert kann mir nicht helfen.“ Solchen Werkzeugen eine Art lebendiger Kraft als möglich beyzulegen, ist poetisch; außerdem klingt der Vers wie Prosa. Aber für Bogen setze man List, für Schwert Gewalt, Tapferkeit, und lege sich beyde Bilder weiter aus, so ist das vielsagende Wort verstanden. Sind wir nicht allzumal Kämpfer? u. s. w.

unkenntlich, muß aber zu seiner Reinheit wiederkehren. Die Formen der Dinge sind heilig, und sofern sie heilig und ursprünglich sind, auch ewig bleibend. Es sind Worte und Buchstaben der göttlichen Universalsprache, Copeyen der Gedanken des ewigen Geistes. Die Sprache Gottes in der Natur zu lesen, und sie mit seinen übrigen Offenbarungen zu vergleichen, ist die Aufgabe der Philosophie; sie zu copiren, ist die Kunst der Symbolik. Diese übt sein Geist am allgemeingültigsten, der Mensch nach besonderm Charakter und dessen Beschränkungen.

Das Wesen der Wesen, eins in sich, hat sich in der Zahl geoffenbart, und kann nicht anders als in der Zahl seiner Offenbarungen begriffen werden. Denn Zahl als solche ist Endlichkeit, und entspricht der Begriffsfähigkeit erschaffener Geister. Seine Zahl aber ist zugleich das unendliche Eins, und kehrt in ihrer Fülle, welches die Zehn ist, in selbiges zurück. Die Zehn mit allen ihren Erhöhungen bildet jedesmal die Grenze, über die es nur Zusätze von Urzahlen gibt, welche abermals zuletzt von der Potenz der Zehn verschlungen werden in die Einheit. Es ist dieses nicht Willkühr der Sprache oder der Bezifferung; sondern unsere Ziffern sind anschauliche Bilder einer wesentlichen Wahrheit. Einheit des Wesens aber, mit

Mehrheit der Zahl verbunden, iſt der Charakter des Göttlichen. Ueberall wo Vieles untheilbar in Einem liegt, iſt höherer Geiſt verhanden, eben auch in der Bilderſprache.

Wird das Eins als Höchſtes gedacht, ſo ſind die Zahlen ſeine Offenbarungen, Ausſtrahlungen und Abſtufungen ſeiner Kräfte; wird hingegen unter Eins ein niederer Gegenſtand angenommen, ſo ſind die Zahlen Erhöhungen ſeines Weſens. Denn wenn das Kleine zu Größen aufſteigt, ſo erhebt es ſich nach der unendlichen Größe zu (daher z. B. der Ausdruck: »Berge Gottes«). Das unendlich große Eins iſt wie ein Punkt, welcher nach allen Seiten hin Strahlen ausſendet; es iſt aber auch wie ein unmeßbarer Kreis, der alles Endliche in ſich trägt. Was vom Endlichen ſich erhöht, nähert ſich dem Mittelpunkt, und was ſich vergrößert (welches daſſelbe iſt), nähert ſich der unendlichen Peripherie; ſo daß Punkt und Umkreis in zwiefachem Sinn genommen werden können. Iſt Gott als Centrum gedacht, ſo iſt das Geſchöpfliche die Peripherie; iſt das Geſchöpf als Pünktlein der Verſichtbarung göttlicher Kraft geſetzt, ſo iſt die Gottheit der hochgeiſtige Umkreis. Dieſes iſt zugleich ein Beyſpiel der einfachſten Bilderſchrift und ihrer verſchiedenen Anwendung zu einerley Sinn.

Die höchste Offenbarung Gottes geschieht in der Dreyzahl. Von ihr ist die sprechendste Hieroglyphe unter den natürlichen Grundformen das Dreyeck, als eine ungetheilte Entfaltung des Eins zur Drey, und eine Verbindung der Drey zu Einem (formale Dreyheit in wesentlicher Einheit). Andre Naturbilder stimmen damit überein. Die Drey ist die nächste vollkommene Zahl nach dem Eins, indem in ihr die Zweyheit wieder zur Einheit zurückkehrt, beyde sich in ihr zusammenfinden und befestigen, und so zum ersten Mal die Zahlenkette geschlossen wird. Von ihr gehen durch weitere Zahlenzusätze (mittelst 1, 2 und 3, und dieses zweymal bis zur 9) alle übrige Zahlen des Denars aus.

Jede kleinere Zahl nach dem Nominalwerth ist wesentlich größer oder höher, als die nominal größere; sie ist ihre Mutter und Beherrscherin. Darum ist, nach der Zahl der göttlichen Urvollkommenheit, die Vier die Ur- oder Vollkommenheitszahl für Alles, was auf zweyter Offenbarungsstufe steht, der heilige Tetraktys der Pythagoräer, die durch 1, 2, 3 und 4 gleich der Zehn ist, und Endelechia (Vollendung, ewige Dauer) heißt. Als Kraft oder nächster Ausfluß gehört sie noch zur Gottheit; als Wirkung oder Ausfluß des Ausflusses (geschöpflich) nicht mehr. Von

der Zahl Vier an wiederholt ſich erſt der Urtermar nachbildlich in ſeinen Kräften, woraus die entfaltete Vierzahl folgt. Dieſer Triangel als das Leben, verbunden mit dem Quadrat, als dem Grund und Beſtand der Dinge, geben zuſammen die Siebenzahl. In ihr ſtehen die Kräfte, Eigenſchaften oder Organe der Gottheit, wie in der Urdrey das Weſen der Gottheit als Form geoffenbart iſt; und hieraus wird zuſammen die höchſte Zehn, als Totalſumme der Zahlen göttlicher Offenbarung, die darum gleich dem ewigen Eins iſt; und ſie wird durch Nominalerhöhung (Selbſtmultiplication zur niedern Peripherie) die Zahl der Fülle des Alls. Die ſieben Geiſter des Geiſtes (als eben ſo viele Lichter des Lichts) führen bey dem Propheten Jeſaja (C. 11, 2) merkwürdige Namen, deren drey erſte die Abbilder der in der Form geoffenbarten Urdrey bezeichnen.

Hieben ergibt ſich ein Hauptſatz der natürlichen Symbolik, von welcher die künſtliche herſtammt, nämlich daß jeder Ausfluß zugleich das Abbild oder Gleichniß des Weſens iſt, von dem er ausfließt. Im Abbild verſichtbart ſich mehr und mehr, von Stufe zu Stufe, nach der niedern Peripherie zu, dasjenige, was relativ oder abſolut unſichtbar und nur ſich ſelbſt anſchaubar iſt; wozu ſich der andre Satz geſellt: daß

die Abbildbarkeit und das Darſtellungsvermögen einer vom Geiſtigen und Göttlichen angeſtammte Eigenſchaft der Dinge iſt, die auf dem gemeinſamen Urſprung beruht, und vermöge deren ſie auch einander gegenſeitig darſtellen können. Es gibt repräſentirende Synonyme, und im Grunde ſind es alle unſere Bezeichnungen des Unſichtbaren in ihren verſchiedenen Bedeutungen. Gott und göttlich iſt ſo viel wie Gut und gütlich; alles Gute iſt von Gott ausgefloſſen, und repräſentirt ihn in ſeiner Art, ſpiegelt ſich auch gegenſeitig, und dient daher einander zum Bilde. Geiſt heißt gar mancherley, und doch können wir das höchſte Weſen nicht würdiger bezeichnen.

Allegorie, Symbolik, Emblematik, Hieroglyphik, Typik, unterſcheiden ſich nicht weſentlich, und können als gleichbedeutende Ausdrücke gelten; man hat nur nach den Mitteln, deren ſich die Bildersprache bedient, oder aus andern zufälligen Urſachen, ihr dieſen oder jenen Namen beygelegt, und bey der eigentlichen Hieroglyphik verſteht ſich ein heiliger Gegenſtand *). Mythen oder Sagen aber ſind Behäl-

*) Das N. Teſtament gebraucht hievon nur die Wörter τυπος und αλληγορια, letzteres in Form des Zeitworts Gal. 4, 24, und offenbar gleichbedeutend mit Typus, typiſch. Außerdem noch παραβολη.

ter der sinnbildlichen Sprache, und mehrentheils durch sie entstanden. Die mythischen Wesen sind Personificationen von Ideen, welche mit innerer Einheit öfters durch alle Reiche der Dinge gehn, hiedurch vieldeutig werden, und vermöge ihrer besondern Anwendung besondre Mythen veranlassen. Es gibt aber auch wahre Geschichten von symbolischer Eigenschaft, vornehmlich in unsern göttlichen Schriften.

Die eben eröffnete symbolische Mathematik hat es nicht, wie die gemeine, mit räumlichen Größen zu thun, sondern ist rein dynamisch oder intellectuel; die Zahlen und Figuren sind Bilder ihrer eigenen Principien. Als deren Ausflüsse sind sie auch ihre Symbole, wobey sie ergriffen und erkannt werden können. In der Mythik hat sich die ursprüngliche Zehnzahl unter andern in Apollo und neun Musen, als zehn Weisheitskräften, von denen eine das Haupt der übrigen ist, abgeschattet. Weil die höhern Formen der Weisheit mit niedern Fächern verwechselt wurden, so erhielt endlich jede Muse eine gewisse Facultät menschlicher Wissenschaft oder Kunst nebst daran befestigtem Namen, womit jedoch die Dichter, und zwar wie recht, nicht allzu strenge zu schalten pflegten. So wuchs dem Symbol seine äußerste Rinde, worunter der wahre Baum von zehn Blättern,

der auch ein Buch von zehn Blättern ist, unkenntlich wurde. Gleicherweise gab es drey oberste Götter, denen in ihrer Vermenschlichung als Brüdern drey Theile der Welt zugeeignet wurden, nämlich der Himmel, das Wasser und die Erde, worin denn das richtige und sehr fruchtbare Philosophem von dem Reiche des Lichts, des Scheins und der Finsterniß ohne Schwierigkeit zu erkennen ist, wenn man nur glauben will, daß dergleichen keine Deuteley sey, daß hiemit nicht neuerer Geist in die alte Bilderwelt hineingetragen wird, sondern daß alte Weisheit Grundlage der nachherigen Fabeley gewesen. Auch jene Drey ist noch eine Abkunft von der ersten Wahrheit, aber Verwechslung einer Drey mit der andern, die gleichwohl wieder ihre symbolischen Gründe hat. So gab es auch zwölf oberste Götter, deren Zahl in den Zwölftheilen des Sternhimmels oder der Ekliptik ihren nähern Ursprung genommen, weil die Gestirne als dienende und wirkende Repräsentanten der Gottheit verehrt wurden, alsdann auch Götternamen erhielten, besonders in der Siebenzahl. Es wurde eine Mühe, die zwölf Götternamen herauszufinden, die doch unwesentlich bey dem zwölftheiligen Ring der ewigen Zeit sind. Auch in den vier Winkeln des Quadrats, als dem nach vier Richtungen ausgetheilten

Dreyeckswinkel, offenbart ſich die Zuverläßigkeit der Dauer.

Jedes gute Symbol gleicht, wie ſein Urſprung, einer Pyramide von Lichtern, deren Zahl ſich nach ſeinem Inhalt und ſeiner Wichtigkeit beſtimmt, auch nach der Fähigkeit ſeiner Formhülle. Die gemeinen künſtleriſchen Allegorien pflegen ein einziges trübes Licht in übel gewählter oder mit Attributen überladener Bezeichnung zu enthalten. Die Natur iſt wahr und einfach, läßt aber ſowohl formal als chemiſch immer tiefere Gründe und Hinſichten in und neben einander entdecken. Wenn die Augen für die Grundbegriffe eines Symbols erblinden, ſo verdickt ſich die Hülle, und wird für das Weſentliche gehalten; wenn der Geiſt verfliegt, ſo bleibt die Schale unverſtanden zurück. Dieſes iſt der Urſprung des Aberglaubens und der Abgötterey. Spätere Deutung reicht ſelten weit hinauf, und der Unglaube verwirft die Sache, weil er ihren Sinn bezweifelt. Er ſieht in den Bildern Ideie der Rohheit, und hält ihre Verſinnlichung für Veredlung.

Wer das Reich des Scheins liebt, und ſich daneben mit rationalen Mißbegriffen trägt (die zwey Wege, in die ſich das Gemüth ohne poſitiven oder ſtellvertretend ſymboliſchen Mittelpunkt ſpaltet): ein ſolcher ge-

lange schwer zur Bedeutung der Sinnbilder. Er haßt die Erklärung als eine Schwärmerey, weil sie ihm den Geschmack an der Form zu vergällen droht, und erkennt höchstens ideales Charaktersymbol, anstatt der intellectuellen Wahrheit, welche sich von höherem positiven Standpunkt aus übersehen läßt. Er ist wegen des Gewirres einseitiger und widersprechender, manchmal falscher Deutungen, einigermaßen zu entschuldigen, wiewohl eben diese Verschiedenheit auf die rechte Spur führen könnte. Mehr noch hat das schöne Griechenthum die Beschauer geirrt, und ist selbst ein Opfer seines Geschmacks geworden. Es hat zwar die Menschengestalt fast unnachahmlich zu ihrer Verklärung gesteigert, nachdem die Wahrheiten anthropomorphische Götter geworden waren, sie von den ungeheuerlichen Zuthaten anderer Symboliken entkleidet, und selbst das Monströse veredelt. Es hat in heiden Liedern die Himmlischen vermenschlicht, und so die Irdischen zu Ahndungen des Göttlichen erhoben. Auch war Homer ein weiser Sänger. Aber das ästhetische Princip dieser symbolischen Kunst führte mehr und mehr zur Aeußerlichkeit; an den Stoffen, aus den Tempelsagen und Mysterien erborgt, wurde der Decke selbstgenügsam gemacht, und das schwelgende Gefühl entbrannte in Lustreiz, zumal symbolische

Handlungen genannt wurden, die mit letzterem zusammentrafen. Verderblich wider diese Verirrung steht das Aegyptenthum in seinem kalten, ernsten und durch Abentheuerlichkeit gefühlswidrigem Hieroglyphen; wiewohl es kraft des stärkern Gegensatzes bey derselben Menschennatur noch in tiefere Irrwege gerieth, und seine Bilderweisheit endlich zum Gräuel wurde.

Bibel und heidnisches Alterthum besitzen beyde einen großen Reichthum wichtiger Sinnbilder; oft sind diese Schätze, zumal in unsern Offenbarungsschriften, unscheinbar verdeckt, wie die symbolischen Anwendungen im N. Testament zeigen. Man muß jedoch dergleichen auch nicht in jeder Kleinigkeit finden wollen; es sind eingesprengte Goldkörner zwischen dem buchstäblichen Gestein, und nur zuweilen erscheinen reichere Adern, worin das Metall gediegen zu Tage liegt. Hierhin gehören die ausdrücklichen bildlichen Weissagungen. Andre Hieroglyphen sind hieratisch, d. i. eigentliche Figuren, nicht bloße Nebelbilder; es sind Geheimnisse einer andern Welt, wie z. B. die Engel, deren Nennung keine Personificationen, keine verhüllte Wahrheit ist: ihre Verkleidung würde die Erzählung ihrer Wirkungen ohne ihre Nennung seyn.

Das Naturlicht iſt ein Apollon, dem, wie eben bemerkt, eine Zahl untergeordneter Kräfte dient. Von ihnen, und was zu ihnen gehört, rührte die Begeiſterung der alten Dichter, Vaten, Pythien und Sibyllen her, die da, wo die Offenbarung der höhern Zahl nicht war, und verloren gegangen wär, ſie in Verbindung mit dem Wiſſen der Myſterien einigermaßen erſetzten; bis daß auch dieſe oft gemißbrauchten Lichter erloſchen, um einer beſſern Weisheit Platz zu machen.

Die ſieben Geiſter des Geiſtes Gottes finden ſich auch in der Theologie der Völker, wenn auch nur in ihren Ausflüſſen oder Stellvertretern verſtanden; wo man nicht irre werden muß, wenn ſieben und eins, oder ſechs und eins gezählt wird, welches von verſchiedener Anſicht herrührt, auch nicht verlegen werden über Namen oder entſtellende Angaben. Die Aegypter und Phönicier nebſt den Samothraciern hatten die ſieben Geiſter oder ihre Abbilder in den ſieben ungenannten Kabiren, d. i. Starken, Kräften, den Söhnen Sadyks (Zadiks, des Gerechten), wozu Esmun oder der Achte gezählt, und hiemit eine Götterreihe von acht Perſonen eröffnet wurde, deren hinzugefügte Namen ſo wenig weſentlich dazu gehören, als die Namen der andern Reihe von zwölfen. Dieſe

Namen Aegyptiſcher Götter gehören vielmehr einzeln zu andern ſymboliſchen Anſichten. Die Indier haben ſieben Geiſter des Brahm; die Parſen ſieben höchſte Geiſter oder Engel. Die Flöte Pans (die Harmenie des Allgeiſtes) bey den Griechen hat ſieben Rohre, und die Leyer Apollos oder Merkurs (welches einerley iſt) ſieben Saiten. Es kommt auch eine Leyer von neun Saiten vor, die dem Orpheus zugeſchrieben wird, und mit den neun Muſen übereinſtimmt.

Die Kabirim findet man auch in der Zahl von zwey und von vier, gleichwie man in denſelben Zahlen die Kerubim der Hebräer findet. Der höchſte Cherub (das Wort bedeutet auch Stier) und der höchſte Keſir (das Wort bedeutet auch Löwe) iſt auch eine Eins, die oberſte Gotteskraft oder das Wort, aber in verſchiedener Abſtufung oder ſymboliſcher Stellvertretung. Denn faſt jede Zahl auf der Leiter des Denars kommt in den Symboliken für ſich, und in höchſter oder in untergeordneter und repräſentativer Potenz vor, hat alſo wieder ihre eigene Leiter, an welcher nicht alle Prieſter der Geheimniſſe die höchſten Sproſſen erſtiegen haben.

Die Drey iſt häufig die Zahl der oberſten Götter, in den nordiſchen ſowohl als in den ſüdlichen Mythologien. Die Trimurti der Indier iſt ausdrücklich

ein Dreyeins *). In andern Götterlehren stehen die Drey ohne Einheit neben einander, weil die Erklärung weiser Brahmanen fehlte oder untergegangen war, oder die Priester nicht sagten was sie davon wußten. Auch in dieser Dreyheitslehre folgte der Mensch dem Gesetz seiner eigenen Schwere. Er konnte endlich Himmel, Sonne und Mond, er konnte Luft, Feuer und Wasser anbeten, wenn es gleich damit anfangs repräsentativ gemeint war.

Die Zwey muß aus der Drey verstanden werden, weil sie aus dem Eins erwächst. Die höchste Zwey steht oben auf der Zahlenleiter als rechter und linker Winkel des Dreyecks. Von da gehen alle gegattete Zweyheiten in vielen Stufen aus. Es gibt in der ganzen Natur ein Wirkendes und ein Leidendes oder Mitwirkendes. Vermöge derselben Zahl Zwey gibt es auch ein Wirkendes und ein Entgegenwirkendes, eine feindliche Zweyheit. Jene Zweyheit, welche sich gattet, heißt etwa Phtha und Neith; man kann diese gar wohl Vulkan und Venus oder Hephästos und Aphrodite übersetzen, oder das männliche und das weibliche Naturleben, das feurige und das

*) Vg. den Aufsatz über Indische Mythologie in der 7. Sammlung, welcher überhaupt hier zu berücksichtigen ist.

wäßrige Princip. Aus der Neith aber wurde auch die jungfräuliche Athene, die endlich ſich als Pallas zur wüthenden Enyo, der Geſellin, Tochter, Mutter oder Amme des bluttriefenden Ares umgeſtaltete. Ares wird alſo wohl hier das zerſtörende Naturfeuer in verſchiedenen Aeußerungen und Organen mit einem weiblichen Ebenbild ſeyn müſſen, welches bald von ihm kommt, bald ihn hervorbringt oder großſäugt. Das Aehnliche geht durch alle Mythologien, und iſt beſonders deutlich in der Indiſchen. So iſt auch Oſiris das gute wirkende Princip mit ſeiner Gattin Iſis; ſein Bruder aber iſt Typhon, das böſe Princip, und ihm verbrüdert, wie das freſſende Küchenfeuer dem belebenden Sonnenfeuer, und die Lebensluft dem verwüſtenden Sturm oder elektriſchen Gluthwind (Samum, Chamſin). Auf Erden ſtellt Oſiris den wohlthätigen Nil vor, welcher die Erde oder Iſis befruchtet; am Himmel iſt er die Sonne (mit deren Sommerhöhe auch der Nil anſchwellt), Iſis der Mond; er das Licht und die Wärme, ſie die lichtempfangende Wäßrigkeit. Oſiris als Nil iſt nur befruchtend durch die Einflüſſe ſeiner ſelbſt oder der Sonnenkraft; Iſis als Erde iſt nur empfangend als wäßrige Erde und als Niederſchlag des Waſſers. Was nun auch für feindſelige Wirkungen genannt werden, ſie gehören

alle dem unverschämten gefräßigen Nilpferd oder Krokodil Typhon zu, das eben in dem Lebensstreme steckt, welcher auch ihm Leben gibt, und die Sonne angrinzt, welche es erwärmt. Auch dieses Scheusal wurde endlich angebetet, gleichsam als der göttliche Schrecken, als die zerstörende Gewalt der Gottheit, wie der Verderber Schiwa bey den Hindu; und steigen wir an diesem hinauf, so gelangen wir vielleicht noch zu einem andern Sinn des Bruders Typhon, womit sich der Name des Gottes Souk, Such oder Suchi (Suchus) verträgt, welcher eine sanftere Art von Krokodil bezeichnet, und welches doch derselbe Typhon ist.

Niemals haben die Mythologen zurecht kommen können, so lange sie sich nicht entschlössen, den vom spätern deutenden Alterthum angewiesenen Weg der vergleichenden Mythologie und der Identificirung der Symbole zu betreten. So schief auch manchmal die Vergleichung der Alten von ihren Gottheiten mit den Göttern andrer Völker sich anläßt, so war sie doch im Allgemeinen keineswegs grundlos, und beruhte sogar auf historischer Verpflanzung oder Ueberlieferung der Symbole, vorzüglich aber auf verwandter Erkenntniß und deren Versinnlichung. Nicht minder ist die

Vergleichung der Götterſymbole eines und deſſelben Volks richtig, wenn ſie mit Verſtand geübt wird. So ſind Iſis und Neith beyde die Natur. Localgottheiten bezeichneten als Synonyme, wiewohl manchmal mit verſchiedenem Bezug, einerley Idee, einerley göttliche Kraft oder repräſentirende Naturkraft; aus ihnen floß nach und nach ein Pantheon zuſammen, beſonders durch politiſche Vereinigung des Volks; und als endlich Rom über die ganze heidniſche Welt um ſich griff, ſo häuften ſich die äußern Religionen noch mehr zuſammen. Alle Tempeldienſte, alle Myſterien, hatten ähnlichen Sinn und Grund; ſie waren nur landesartig, nur zeitartig, nur durch die beſondre Seite der aufgefaßten Idee, nur durch ihre beſondre Ausprägung verſchieden. Die Natur iſt der Heiden Gottheit, und weil allmählig ihre Repräſentation verkannt wurde, ſo ward ſie ihr Abgott. Sie war es nicht von Anfang, ſondern ſie wurde es. Aus ihrer Zerſplitterung, die ihren Grund in der Zahl hatte, wurden Götzen, und deren Verbindung mit ſynonymen Zahlengötzen, oder mit completirenden Ideenbildern, die dann wohl in genealogiſchen Zuſammenhang mit jenen geſetzt wurden, brachte die Thorheit der Vielgötterey auf ihren Gipfel. Dieſe fand nämlich in der getrennten Naturanſchauung und in der

Vielheit äußerlicher Begriffe, z. B. Krieg, Friede, Liebe, Wollust, Kunst, Herrschaft u. s. w. ihre Rechtfertigung, Befestigung und Vervollständigung. Jener Götterkönig, jener Kriegsgott, jene Göttin der Liebe u. s. w. mit denen sich auch die neuere Dichtkunst bis zum Ekel beladen hat, waren ursprünglich etwas Anderes als die Vorsteher der verschiedenen Welthändel; wiewohl sich bey diesem Punkt noch Einiges mit Grund der Wahrheit hinzufügen ließe. Die Namen der Götter übrigens haben verschiedenen Ursprung, und sind theils etymologisch, als Urnamen oder auch als ursprüngliche Beynamen, wurden auch wohl etymologisch umgewandelt. Wiefern die Namen dieses oder jenes Nationalpantheons zu dem wirklichen Zahlengrunde passen, könnte einer weitern Untersuchung werth seyn.

Wir finden die symbolische Zwey auch an einem Tempel des wahren Gottes in zwey Hallensäulen, die ein König von Israel und ein Tyrier aufgerichtet hat. Es möchte unanständig scheinen, damit die Dioskuren zu vergleichen, und doch kommen diese Zwillingsfüchlein des Eyes der Leda als identisch mit den Kabiren, ja auch als ein männliches und ein weibliches Wesen vor; Epimenides aus Kreta schilderte sie so,

und erklärte ſie für die Dyas der Natur *). Noch mehr, ihre alte Abbildung zu Sparta beſtand nach Plutarch in zwey verbundenen Balken, wie wir ſie noch in unſerm Kalenderzeichen haben. Es wird hiebey mit den Begriffen von ſpäterer philoſophiſcher Umdeutung und von roher Kunſt wenig, weit mehr aber mit der Einſicht in den Gang der Symbolik ausgerichtet.

Die Hermaphroditengötter beruhen auf derſelben Idee der zuſammenwirkenden Zweyheit; und für dieſe wurden als ſymboliſche Abbreviatur auch wohl gradezu die Geſchlechtszeichen, bald vereinigt wie im Linga, bald einzeln abgebildet, je nach Maaßgabe deſſen, was man ausdrücken wollte.

Hier ſchließt ſich als ein bedeutungsvolles Bild, im Alterthum überaus häufig, die Schlange an. Der Phallus iſt gleich Schlange (worüber unter andern ein Parſiſcher Leges bedeutend ſpricht), und die aufgerichtete und geſchwollene giftloſe Schlange bezeichnet in Aegypten ſogar den guten Weltgeiſt. Es gehört eine Art von Schlangenklugheit dazu, um dieſes Symbol durch alle ſeine gewundenen Gänge zu verfolgen.

---

*) Auf dem Planiſphärium von Tentyra ſind die Zwillinge ein männliches und ein weibliches Weſen.

Mit beyden animalischen Bildern werden auch vegetabilische Gegenstände verglichen, und eins für das andre gesetzt. Hiezu war sowohl in den Formen als auch wesentliche Veranlassung. Die symbolisirte Sommersonne erregt durch ihr Aufsteigen alle Triebe, auch die der Pflanzen u. s. w.

Das Göttliche und Geistige wurde nicht bloß in Himmelskörpern, in der Weltmasse und Weltseele, in Naturtheilen und Naturerzeugnissen, und solches gegenseitig unter sich, sondern Alles zusammen vorzüglich in der kleinen Welt, dem Menschen, symbolisirt, dessen Wesen und Gestalt sich zur Darstellung höherer Ideen überhaupt am meisten eignet. So wurde Osiris, das männliche Princip, die Sonne, und was er sonst noch mehr war, ein König von Aegypten, und Isis seine Königin; das Unsichtbare oder Natürliche wurde eine mythische Person. Umgekehrt wurden historische Personen, wegen der göttlichen Eigenschaften, die sich in ihnen darstellten, zu Gottwesen erhoben, mit den schon verhandenen idealen Gottheitssymbolen vermischt, und ihre Historie in der Sagengeschichte willkührlich nach symbolischen Zwecken umgestaltet. Die Idee hängte sich an ein historisches Bild, um sich zu verkörpern, schaltete aber damit nach Bedarf. Darin sind die alten Vergötterungen

von den ſpätern verſchieden, daß ſie allegoriſche Vermenſchlichungen des Göttlichen und Phyſiſchen ſind, die neuern aber Erhebungen des Nichtgöttlichen zur Götterwürde aus ſchmeichleriſcher Verehrung, jedoch zugleich aus der allgemeinen Veranlaſſung, daß die Götter Menſchen geworden waren. Auffallend zeigt ſich dieſer Unterſchied an den Prieſtern und Prieſterinnen, die ſymboliſch ihre Götter, ſo wie dieſe die Natur- und Gottheitskräfte darſtellten. Dieſe Prieſter waren ſichtbare Stellvertreter der Unſichtbaren. Wenn die vier oberſten Prieſter in den Eleuſinien, als Demiurg oder Weltſchöpfer, als Sonne, Mond und Merkur, durch Attribute bezeichnet waren, ſo verſtand ſich, daß ſie nicht dasjenige ſeyn wollten, was ſie verſtellten. Hier liegt übrigens auch der erſte Keim der dramatiſchen Kunſt.

Die Alten fanden den Körper oder das beſtätigende Formbild ihrer Erkenntniſſe nächſt der Natur auch in ihren geſchichtlichen Begebenheiten, und legten ſie mythiſirend in ſelbige nieder. Denn ſie erkannten die Uebereinſtimmung aller Dinge, und die typiſche Verwandtſchaft zwiſchen dem Geiſtigen, dem Phyſiſchen und der Menſchengeſchichte. Nicht bloß unter der Heldenſage konnten phyſiſche und hyperphyſiſche Wahrheiten verborgen werden, ſondern die wahrſte

Geſchichte iſt fähig höhere Wahrheiten vorzuſtellen, und die äußern Wege der Menſchheit ſind der unſichtbaren göttlichen Ordnung und dem Gang der Natur ähnlich. Der Schöpfer des Sichtbaren und Unſichtbaren lenkt auch das menſchliche Schickſal nach dem gemeinſamen Typus, der in ſeiner allumfaſſenden Weisheit liegt. Vorzüglich ſind die Geſchichten des Volks Iſrael, die gewiſſeſten aus dem Alterthum, auch von dem klarſten ſymboliſchen Gehalt. Wir nennen ſie vorbildlich, und ſie ſind es eben deßwegen, weil Alles was geſchieht, auch mit dem was iſt und was ſeyn wird, übereinſtimmt, und weil ſich dieſer vielfach abgeformte göttliche Kanon der Dinge beſonders da bemerklich machen ſollte, wo Gott ein Centrum ſeiner Offenbarungen eröffnete. Darum konnten die Weiſen in Iſrael aus den Geſchichten eines David und Salomo ſehr wohl auf die künftigen Schickſale ihres Volks und der Menſchheit ſchließen, beſonders wo eigentliche Prophetengabe ihnen die Augen aufthat. Gott ſchreibt ſeine Bilderſchrift in die Zeit wie in den Raum. Wer wohl zuſieht, kann in der Geſchichte der Kreuzigung des Herrn auch die Geſchichte ſeiner Kirche leſen.

Die Hieroglyphik der Bibel verhält ſich zu den Symbolikeu der Völker wie das Allgemeine zum Be-

ſondern, und wie der Baum der Weisheit zu ſeinen Blättern, in deren Geäder ſich der Baum wiederholt. In ihnen allen iſt ein gewiſſer Tod und ein Wiederaufleben. In ihnen allen iſt eine Schöpfungs- und Vorweltsgeſchichte, eine Weltfluth, ein Leben nach dem Tode, ja die Einheit des höchſten Weſens. Das höchſte Eins, wenn auch in niederer Potenz begriffen, der Weltgeiſt, oder das Naturleben, heißt bey den Aegyptern Kneph; von ihm wurde geſagt, es ſey ein geflügeltes Ey aus ſeinem Munde gegangen, nämlich die Schöpfung, Himmel und Erde, Flüchtiges und Feſtes. Dieſer Gott zu Theben, deſſen Name nach neuern Unterſuchungen eigentlich Neb oder Nef *) hieß (auch Nub und Num, woraus die Griechen durch vorgeſetzte gleiche Aſpiration Chnuphis und Chnumis machten), war einerley mit Ammon oder Amun, dem Thebaiſchen Jupiter, und kommt auch mit dem Doppelnamen Amon-Neb oder Amon-Kneph vor. Zu Memphis hieß das höchſte Weſen Phtha, das Lebensfeuer, der Griechen Hephäſtos. Beyde wurden in verſchiedener Abſtufung oder Repräſentation verſtanden, auch jeder in mehrern Geſtalten abgebildet. Man dichtete den Phtha zum Sohn des

*) Vielleicht das Koptiſche ⲛⲏⲃ, Herr?

Kneph-Amon; wenn dieses den historischen Grund einer spätern Verehrung haben sollte, so war doch auch ein symbolischer der, daß Feuer aus Geist kommt. Der Sohn des Phtha (auch Ptah und Phthah, nicht Phthas) ist Helios, der Sonnengott, Aegyptisch Re, Ra, und mit vorgesetztem Artikel Phre, Phra; in der Sonne concentrirt sich Feuer und Leben der Natur. Und zum Beweis der Sinnbildlichkeit wechseln diese Wesen Namen und Natur, auch Attribute, und fließen in Eins zusammen. So gibt es einen Amon-Ra oder Re, d. i. die lebensgeistige Sonne oder der solarische Lebensgeist. So wird Amon oder Kneph mit Osiris verwandt, welcher auch ein Sonnensymbol, folglich mit Phre gleichbedeutend ist. In Phtha, Osiris und Isis ist eine Dreyheit, und kommt Horus hinzu, eine Tetraktys. In Kneph, Phtha, Neith (die beyde auch für einander stehen können, denn beyde werden zweygeschlechtig gefunden) und des Phtha sieben Söhnen, den Kabiren, stellt sich die ganze Zehn dar. Wenn man die ursprüngliche Wandelbarkeit dieser symbolischen Formen, die gleiche Bedeutung der Gottheiten verschiedener Aegyptischen Bezirke, wiederum ihre Verschiedenheit, wonach sie in Sippschaftsverbindung stehen konnten, begriffen hat, so wird man an der wahren Meinung der priesterlichen

Bilderdichter so wenig irre werden unter der Menge der Figuren, als die Thiermasken und andre Wunderlichkeiten mißverstanden werden können. Daß die Gottheit unsichtbar waltet, drückten die alten Aegypter eben durch die thierischen Repräsentativformen göttlicher Eigenschaften und Wirkungen, wiewohl oft sehr räthselhaft aus. Nach Strabos Bericht hatten sie im Innersten ihrer Tempel keine Bildsäulen oder menschliche Figuren, sondern verzierten es bloß mit Thierbildern, gleich als den dienenden Kräften aus dem Tempel der Natur. Je weniger aber das Thier der Anbetung vonseiten vernünftiger Geschöpfe fähig war, desto gräulicher wurde der Aberglaube, als der symbolische Zusammenhang riß, der Sinn zur Erde fiel, und der Menschengeist vor dem Thiergeist kniete. Zu den Tempeln führten warnend lange Reihen jenes Wunderbildes der Geheimnisse, des Symbols der Weisheit und Stärke, des Sphinx, der nicht angebetet wurde.

Sofern die Theologie bloß das Anbetungswürdige beschließt, verdient die Götterlehre der Völker diesen Namen auf keine Weise. Allein als umfassende Denkform nimmt die Symbolik auch jenes in ihren oft wunderbaren Zusammenhang auf. Ein Theil der Mythologen fehlt darin, daß er die angeborne symbo-

lische Absicht der Mythen läugnet, und ein andrer, daß er den Sinn zu niedrig oder einseitig greift. Eine wichtige mythische Person ist Kronos oder Saturnus, der Zeitgott, der verborgenste der Götter. Die Zeit ist ein Ausfluß der Ewigkeit, daher auch ihr Symbol. Er kann folglich das ewige Daseyn, nicht bloß als Eigenschaft, sondern auch als Wesen bezeichnen. Durch einen Cyklus zusammenhängender Ideen, die man bey den Mythologen in einseitigen Deutungen findet, wird er ein seltsam verkettetes Bild. Er ist all das Aeußerste. Er ist der Himmel, der Vater der Zeit und des Jahrs; er ist der Erdboden, und liegt im Tartarus gefangen. Sein ist Tiefsinn und Melancholie, und sein Reich (Saturnia regna) ist das goldne Alter seliger Unabhängigkeit. Sein Sohn, der königliche Ordner Jupiter, wird bey allen Menschlichkeiten, die ihm zugeschrieben werden, dennoch wie hinter täuschendem Gewölk als höchstes Wesen deutlich. Scheint der Sinn dieser Bilder für das frühere Alterthum zu hoch gesteigert, so erkenne man nur zuvörderst die Wanderungen der Symbole durch die verschiedenen Reiche der Dinge, und man wird klärer sehen. Die himmlische Venus und der Planet dieses Namens sind nicht nur gleich dem Triebe der Begattung, sondern sie ist auch die Ur-

nacht und das Chaos (Athor, Baaut), und ſelbſt für die Venus Cloacina und Libitina oder Epitymbios (die Begräbnißgöttin) müſſen ſymboliſche Gründe vorhanden geweſen ſeyn.

Wer ſich indeß nicht berufen fühlt, in dem Gewirre der Fabel Ordnung zu ſuchen, der ſchaue in das Buch der Natur, und leſe in ſeinen heiligen Buchſtaben die Poeſie der Metaphyſik, und den Commentar zur Offenbarung. Er wird beyde in der reinſten Uebereinſtimmung finden. Er verfahre kindlich dabey, und greife nach dem Nächſten. Was wir z. B. Glauben nennen, dafür hat die Natur und die Bibel das Wort Oel. Dieſes Oel iſt lindernd und heilend. Es füllt das Gefäß des Herzens, und gibt von da dem Lichte des Verſtandes die einzige angemeſſene Nahrung. Wo der Glaube ausgeht, verliſcht auch die Weisheit; es bleibt eine todte Dochtkohle und übler Rauch zurück, unter welchem die h. Schrift Geiſtesverfinſterung, Irrthümer und Schwärmerey verſteht. Rauch betäubt, ſchadet den Augen, und erſtickt den Athem, nämlich das Leben. Die Sonne iſt das Licht der Welt; ſie bedeutet die Offenbarung ſelber, ihr Licht und ihre Wärme die Religion, die daraus entſpringt; der Mond iſt das kalte Vernunftlicht, welches die Nacht regiert, und jene ſtets wandelbare u-

diſche Weisheit, die ihren Glanz nur erborgt, und wo er am hellſten leuchtet, es der vollen Anſtrahlung des großen Lichtkörpers zu verdanken hat, in deſſen Gegenwart ihren Schein nie geltend machen kann, und allen Schein verliert, wenn ſie ſich ihm gleichſtellt und ihn verdecken will. Die Sonne wird verdunkelt, wenn der Mond in ihren Kreis tritt, und das Licht in der Nacht wird finſter, wenn die Erde ihm Schatten macht. Haben wir beobachtet, wie es Geſchöpfe gibt, welche ſich häuten und wieder häuten, und doch ihre alte Natur, nur mit verjüngter Kraft behalten, andre hingegen durch Erſtarrung und Verwandlung in einer neuen herrlichen Geſtalt emporſchweben? Haben wir die Hieroglyphe der Blume verſtanden, die von dem Gott des Tags ihr Daſeyn empfängt, ihm Weihrauchopfer beut, welches uns erſt düftet, wenn er untergeht, und ſie wieder für dieſe niedere Welt zu athmen beginnt? wie das Feuer derſelben Liebe, das ſie hervorbrachte, ſie auch tödtet, ihr aber dafür edle Frucht und ein inwendiges Leben in zahlloſen Samenkörnern ſchenkt, welches nicht nur die Blüthe ſondern den ganzen Leib der Pflanze überlebt?

Wir haben nicht zu viel geſagt, wenn wir die bildliche Weisheit als einen Schatz, und als das Erb-

theil der Nachwelt prieſen. Die Bilder der Natur, die Hieroglyphen der Bibel, die Embleme der Geſchichte, werden nie zu Ende geleſen werden, und die Symbolik des weiſern Alterthums auszudeuten, wird es noch vieler Wiſſenſchaft bedürfen. Nicht alle Theile dieſes heiligen Landes ſind Jedermann zugänglich; aber es iſt kein Geiſt ausgeſchloſſen von ſeinen Grenzen, der daſelbſt nicht ſäen ſondern ernten will.

VI.

Lieder.

1.

Die Verheissung.

„Er wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen.“ Ps. 55, 23.

Alles reißt, nur nicht was du verheißen;
Alles kommt, nur nicht was du versprichst.
Soll dein Wort wie Menschenworte gleißen?
Soll ich sehn, daß deinen Schwur du brichst?

Ich bin unrein, voller Fehl' und Sünden,
Ich verletze täglich deinen Bund;
Aber willst du einen Reinen finden,
Wo noch Keiner rein von Flecken stund?

Eh du willst, so werd' ich heil erscheinen;
Eh dein Rat mich wünscht, bin ich verklärt;
Eh': nicht an mir den Engelreinen,
Während mich mein alter Sinn betört.

Heil der Wahrheit, gib mir meine Sinne,
Neue Werke leg' in meine Hand,
Und verleih, bis ich das Ziel gewinne,
Stille Herberg' hier im Pilgerland.

Ruhe nur, und daß ich dich erkenne,
Ja von dir erkannt im Lichte sey,
Dieses ist das Gut, wofür ich brenne;
Treuster Gott, auch diese Flamm' ist treu.

I.

Sicherheit.

Werd' ich stets gründlich taufen,
Hinstellen ohne Wanken
Dem Höchsten meine Sorgen,
Und still auf seinen Morgen,
Gleichwie die Blum' im Garten
Daß er sie öffne, warten;
Mich nichts mehr lassen ängsten,
Und wenn das Herz am bängsten,
Ihm glauben, daß dem Leben
Entsprossen bessre Freuden,
Als alle Welt kann geben
In diesem armen Leben:

Den Guten lassen walten,
Und scheuchen die Gestalten,
Die stündlich mich befragen,
Ob ich nicht was zu klagen,
Ob nichts zu wünschen habe,
Mit starkem Wanderstabe;
Die Schickung freudig nehmen,
Des Kummers Willen zähmen,
Den Widerspruch zertreten,
Um Gottes Willen beten,
Und leben heute, heute,
Nicht in der Zukunft Weite;
Doch schaun aufs fernste Leben,
Und nicht am Heute kleben:
Dann wird mir bald erscheinen,
Wonach die Augen weinen,
Wird himmlisches Vergnügen
Mein Ungemach besiegen,
Des Kindes lautem Schweigen
Sich Gott als Vater zeigen.

Die Sichern in den Lüsten
Wirft Schrecken in die Reue;
Die Sicherheit des Christen
Ist seines Heilands Treue.

3.

Die Fürsorge.

Ein Vater sorgt, und wundervoll
Sind unsers Gottes Wege.
Wenn ich dein Thun erzählen soll,
Dein Walten überlege,
Von deiner Hülfe singen will,
So steht mir Geist und Zunge still.

Was hab' ich dir zuvor gethan,
Daß du mich so berathen?
Ich klagte deine Weisheit an,
Und deiner Treue Thaten.
Mein Wahn verdunkelte dein Licht,
Drum traut' ich deiner Güte nicht.

Doch wie der Glanz die Wolke theilt,
So schienst du durch die Trauer;
Und plötzlich war die Noth geheilt,
Gelöst in süße Schauer.
Ich wandte mich, und der mich sah,
Der Heiland stand mir Schwachen nah.

O so vergib, mein Gott und Herr,
Dem thöricht kleinen Glauben;
Nun soll kein Leid, kein Mächtiger,
Die Zuversicht mir rauben?
Was ich mir nimmer wähnen kann,
Das hat dein Rath vermocht gethan.

Ja, du vergibst, so thu' auch ich,
Und küsse, die mich kränken.
Mein Zagen, das der Hölle mich,
Es hing an deinem Denken.
Erkennen soll' ich dich und mich;
Es ist geschehn, ich preise dich.

4.

Die Hingabe.

Ich stand in trübem Sagen,
Wogen mich umflogen,
Und ward so klein, so klein.

»Was zagst du? sprach ein Engel:
Dein Herr hat deiner Mängel
Gedächtniß nun genug!«

Hat er sie denn getragen,
Wie fühl' ich doch das Zagen,
Und keinen Frieden nicht!

„So komm und laß dich binden,
Die Augen dir umwinden,
Und folge still und stumm.“

Ich that wie mir befohlen,
Und unter meinen Sohlen
Ward eben bald, bald rauh.

Doch wie ich weiter strebte,
Ward mir so leicht, ich schwebte
Als trügen Flügel mich.

Und Schimmer sah der Blinde,
Durchsichtig war die Binde,
Die Fessel ward ein Kranz.

Bald hatt' ich Luft gewonnen,
Der Schein von sieben Sonnen
Umfloß wie Himmel mich.

Und da ich rückwärts schaute,
Ward mir Gefahr, mir graute
Vor dem vergangnen Weg.

Da lebt' ich, von ergeben
Gott wollte ein kindlich Leben,
Geblendet, stumm und blind.

5.

Advent.

Bald wird sich nun die Bahn der Zeiten wandeln:
Der Gott des Rechts will gnädig mit uns handeln,
Die Liebe tilgt, was ich als Feind verdient.
Fall nieder, Thau! komm, Wolke voller Segen!
Die Stund' ist da, gib den verheißnen Regen,
Gib den Gerechten, der die Welt versühnt.

Es sinkt ins finstre Reich der Geist der Kriege,
Der Friedensengel feyert frohe Siege,
Sein stiller Glanz verschwindet das Ungestüm.
Ich sehe die Erbarmung überfließen;
Geh auf, o Erde! laß den Heiland sprießen,
Und meiner Knechtschaft Seligkeit mit ihm.

Es kommt ein König, der die Armen rettet,
Gerecht und Wohlthat in die Höhe setzet,
Sein Thron steht fest, ein Stuhl der Ewigkeit.

Dem Zepter ...
Dem Herrschern ...
Und seiner Land...

Ihm will ich ...
Ich will die Er...
Und freundlich ...
Bald werden ...
Es wird ihr Vol...
Die Gottesstadt, ...

Ich werde Wo...
Und mein ...
Des hellen ...
Verbannt und ...
Und in der ...
Wird Nacht ...

D...

Wen die ...
O ...
In aller ...
Glaube ...

VIII.

...het mit der Sammtmantel Reien,
...ch der Himmelslichte Kreise,
...em Glanz Wahrhaftigkeit.

...hn der Wälder Kräfte tönen,
...e sehn wie Eden grünen,
...ß dem Himmel auserwählt.
...nn' und Mond vor ihm vergehen;
...t in Seiner Schöne sehen
..., die er zum Sitz erwählt.

...heit und die Fülle haben,
...tlich Theil wird auch mit Gaben
...ches und der [illegible] erfreun.
...tage wird wie Schatten schwinden,
...pfang ungemessnen Gründen
...ht mehr, wird lauter Himmel seyn.

6.

...er Geliebte.

...weiß ich nicht [illegible],
...nicht von mir
...Dinge Reichen
...ne Güte der

Ob ich zum Pol mich schwänge,
Ob ich zum Brunn des Lichts
Durch ferne Wonne dränge,
Geliebtres find' ich nichts.

Bringt Edelstein und Schätze,
Bringt Glück und Wonne her:
Was ists das mich ergötze,
Fehlt mir mein Leben; Er?
Bringt Kronen her und Güter,
Bringt was kein Wunsch noch weiß:
Dir, Labsal der Gemüther,
Mein Jesus, bleibt der Preis.

Wenn bittres Leid mir sprießet
In Furchen meiner Flur,
Durch dich ists mir versüßet,
Verwandler der Natur.
Soll heut ich Lust genießen,
Des Lebens Freudenwein,
Noch will ich dir zu Füßen
Ein treuer Jünger seyn.

Geh ich durch Nacht und Nöthe,
Bloß, hungrig und verbannt,
Du bist mir Morgenröthe,
Brod, Heimath und Gewand.

Wird voll mein Mund von Gaben,
Glänzt um mich Herrſcherſchein:
Ich kann es Alles haben,
Doch lieben dich allein.

Du läſſeſt Felſen grünen,
Und ſchaffeſt Saat im Meer;
Dir müſſen Welten dienen,
Und Sterne ſind dein Heer.
Doch Demuth blüht und Liebe
Zum Kranz von deiner Macht;
Es bleibt kein Auge trübe,
Wo deine Milde lacht.

Weckt mich zum Kampf das Leben,
So waffnet ſie den Sinn;
Will Schlummer mich umweben,
Sie iſt mir Wächterin;
Und wird mein Leib erblaſſen,
Iſt ſie des Friedens Thür.
Von dir will ich nicht laſſen,
O laſſe nicht von mir!

7.

Ruhe in Gott.

In dir zu ruhn, deß Weisheit Alles fügt,
In deiner Vatertreu, die niemals lügt,
In dir von Kämpfen auszuruhn,
Das, Vater, gib mir nun.

Der Geist hat mich zum Sohne hingeleitet,
Der Sohn hat mir ein kindlich Herz bereitet;
Mit diesem darf ich stille nun
Im guten Vater ruhn.

Im Unermeßlichen, der Alles kennet,
Deß Liebe mir, auch mir zu helfen brennet;
Im Ewigen, in dessen Nun
Der Zeiten Wege ruhn.

Ein jeder Tag, den deine Sonne bringet,
Ein jeder Schlag, der von der Glocke klinget,
Sagt mir: Es waltet heut und nun
Ein Gott, in dem wir ruhn.

Was kann mir doch, Allwissender, begegnen,
Wer mag mir schaden, oder wer mich segnen,

Du ſprecheſt denn dein heilig Nun!
An ihm hängt Thun und Ruhn.

Ich täuſche mich umſonſt mit meinem Ringen,
Dein gnädig Wort ſchafft einzig das Gelingen;
Iſt mir das Heil nicht heilſam nun,
Es muß im Keim noch ruhn.

Ich ſchlummre noch, ſo glüht ein goldner Morgen;
Die Roſe lacht, ſie lachet meiner Sorgen,
Der ſie erzog; es kam erſt nun
Dein Licht, ſie aufzuthun.

Ich klage nicht, daß ich ſo fern geweſen;
Du ließeſt mich zu rechter Zeit geneſen.
In deiner Gnade darf ich nun
Von todten Werken ruhn.

Ich ſorge nicht, mich hütet Gottes Frieden;
Mein Vater ſorgt, hat Alles wohl beſchieden.
Ich will, wie Kinderherzen thun,
In ſüßem Glauben ruhn.

Die Stunde ſchlug, da trat ich in dich Leben;
Sie ſchlägt, ſo wirſt du mir den Himmel geben.
Dann will ich recht, und will auch nun
In deiner Liebe ruhn.

8.

Das Schwerſte.

Ich dacht' an große Dinge;
Die Welt wollt' ich bekehren,
Und goldner Segen ſollte
Das Erdenrund verſchönern.
Das Lichtgeſpann der Sonne
Mißt nicht ſo ſchnell die Zonen,
Als meine Plane liefen
Von Weſt nach Oſt und umwärts.
Einſt wandelt' ich alleine;
Schon war der Tag ertödtet,
Des Himmels tauſend Augen
Begannen zu erwachen.
Da fand ich unterm Wandeln
Auf einer Wieſ' ein Knäblein,
Das klopfte mit dem Hammer
An einem Stein und ſprengte
Viel Stücke von einander;
Dann fügt' es ihn mit Mörtel
Stets wiederum zuſammen;
Und wieder ſchlug, und machte
Viel Arbeit ſich vergebens.

Was thuſt du, thöricht Kindlein?
Fing ich es an zu fragen.
Der Knabe ſprach: »Mein Vater
Hats alſo mir befohlen.«
Ich ſprach: Wo iſt dein Vater?
Zur Antwort gab der Kleine:
»Geduld iſt mehr denn Thaten,
Schwerer denn hohe Werke
Vergebliches und nichts thun.«
Da war das Kind verſchwunden,
Gleich einer Waſſerblaſe,
Gleich einem Staub und Nebel.
Ich ging, und nahm Gehorſam
Zur Waffe meines Wirkens,
Zur Wehr von meiner Klugheit,
Zur Verſchrift meiner Treue.

9.

Der gute Tauſch.

Ein reicher Mann war ausgegangen,
Die Köchin hütete das Haus;
Da pocht mit Stößen ſchwer behangen
Ein Paar von Trägern ſie heraus.

»Der Herr hat Bücher da erstanden;
Wir sollen sie aufs Zimmer tragen.«
Sie fangen an sie aufzuschlagen.
»Ist keine Bürste hier verhanden?«
Die Magd geht hin, man stürzt die Säcke,
Bricht auf, und räumt aus Pult und Ecke
Der lang erspähten Schätze Last;
Rasch ging der Tausch, fort sprang der Gast.
Die Alte feucht mit ihrem Besen
Die Trepp' empor, und findet zwar
Für ihre Mühe viel zu lesen,
Doch wüst und leer was voll erst war.
Der Herr erscheint; sie fällt zu Füßen;
Unwiederbringlicher Verlust!
Der Mann läßt eine Thräne fließen,
Doch greift er in den Bücherwust.
Schon schickt er Alles in die Hölle,
Und wie er in den Bänden wühlt,
Sieh da! die Hand faßt eine Stelle:
»Häuft Schätze, die kein Dieb euch stiehlt.«
Es rühret sein Herz; groß ist das Uebel,
Jedoch das Wort schenkt edlern Muth.
Verzehlt ist die vergessne Bibel;
Allein sie wird sein liebstes Gut.

Er ſegnet, die ſie ihm gegeben;
Die Alte tröſtet er, und rühmt:
»Hab' ich doch hier und dort zu leben!
Behalte Jeder was ihm ziemt.«

10.

Das Glaubensräthſel.

Im Geiſt beſchwert kam einſt ein frommer Jünger
Zu einem heiligen und weiſen Mann,
Sprach: Löſe mir die Zweifel, die mich quälen.
Wir ſagen daß der Chriſtenglaub' allein
Der wahre ſey; nun ſind der Millionen
So viele, die dieß Licht noch nicht erſehn,
Der Chriſten aber viele ſonder Glauben,
Viel Glaubende die ſchlechte Werke haben,
Der Heiden manche reich an edeln Thaten.
Und Alle zanken um den wahren Gott,
Nicht Heiden oder Juden nur mit Chriſten,
Nein, Chriſt und Chriſt — was iſt denn nun die
Wahrheit?

Der Heilige antwortete mit Lächeln:
Laß dichs nicht irren, was die Zänkerey

Von dieſer Welt an trüben Räthſeln heut.
Siehſt du die Sonne da? ihr reines Licht
Kann kaum ein menſchlich Auge ertragen.
Der Eine ahnt ſie hinter bunten Dünſten,
Der Andre ſchwärzt ein Glas um ſie zu ſchaun,
Die Meiſten ſtellen ſich vor ihr in Schatten.
Der Wolken Verhang macht ſie ihnen leidlich;
Iſt der nicht da, ſie weben ſelber einen.
So gibt es Menſchen, die ſie zu betrachten
Sich nie die Müh genommen, achten ſie
Wie ihre Lampe, die man bringt und löſcht,
Damit ſie wirken oder ſchlafen können.
Dann gibt es Blinde, denen ſie nicht ſcheint.
Auch wohnen ihrer Viele tief in Schachten,
Gelangen ſelten oder nie ans Licht,
Sind in der Nacht geboren, wandeln da,
Sehn auch daſelbſt zur Todesnacht hinüber.
Und ob ſie Alle ſehn die gute Sonne,
Doch ſtreiten ſie um Worte blind um ſie:
Der nennt ſie Feuer, Jener einen Stein;
Dem ſteht ſie ſtill, und Jenem läuft ſie um.
Und allen dieſen tauſend Köpfen, Sinnen,
Gibt Eine Sonne dennoch Sehn und Leben,
Dazu auch Thieren, Pflanzen, ihr Gedeihn.
Die Sonn' iſt Chriſtus, und die Menſchen Gottes

Und Weises haben, Alles kommt von ihm.
Die Sonne wirkt, ob sie auch Niemand kennte;
Oft ist sie lang verhüllt, und macht doch Tag;
Hoch oben steht sie, und ist doch bey uns.
Auch liebt sie Alle, selbst die sie verschmähen.
Bist du gewürdigt sie zu schaun, zu kennen,
So scheu' ihr heilig, ihr durchdringend Antlitz.
Es kommt ein Tag, wo Allen unverläugbar
Sie strahlen wird, die Eine, Eine Sonne,
Und wird beleuchten, was ein Jeder an hat.
Sorg' itzt, daß dann du sie ertragen mögest.
Es bleibt kein Auge, das sie nicht erblickt.

11.

Die verkehrte Welt.

Zeigt dir Verkehrtes der Traum, so denke, das Richtige wohnet
Nur im Lande der Ruh, aber die Welt ist verkehrt.
Also schwebt ätherisch ein Bild in der klaren Vertiefung,
Welches gestürzt und schwer, sinnlich dem Spiegel du beutst.

12.

Das Schönste.

Schön ist Natur im bunten Lebenskranz,
Schön sind der Kunst vergöttlichte Modele;
Noch schöner ist der Weisheit Wunderglanz;
Das Schönste ist die Heiligung der Seele.

VII.

Zur Dreyeinigkeitslehre.

Das Geheimniß der Dreyheit in der Einen Gottheit läßt ſich um ſo leichter in der Bibel verkennen, weil es als ein Geheimniß auch geheimnißvoll ausgeſprochen iſt. Man weiß nicht recht, was die Läugner der Geheimniſſe wollen. Es gilt von dieſen insgeſammt, was der Herr von ſich verſichert, als ſie ihn fragten, ob er Chriſtus ſey. »Sage ichs euch, ſo glaubet ihrs nicht" (Luc. 22, 67). Würden die höchſten Wahrheiten mit dürren Worten geſagt, ſo würden ſie dem unkundigen Leſer anſtößig und abſchreckend ſeyn; und wirklich ſind es die, welche näher kund gethan ſind, allen auf ihre natürliche Vorſtellung beſchränkten Menſchen. Daher ſollen die Engel und die Teufel, die Wunder und die Weiſſagung, und alles geoffenbarte Poſitive aus der Ver-

ſinnlichen Welt, nur auf einem volksthümlichen Aberglauben beruhen. Daher ärgerten ſich die an Ihm, denen er ſein Fleiſch zu eſſen geben wollte. Daher redete er ihnen das Wort nur wie ſie es hören konnten, es widerfuhr ihnen nur in Gleichniſſen. Die Vernunft muß durch das Räthſel gereizt werden, ſich es aufzulöſen und in die gemeine Sprache ſo weit möglich zu überſetzen; alsdann glaubt ſie leichter, weil ſie dieſe Wahrheit gleichſam ſelbſt hervorgebracht hat. Es vergnügt ihre Eigenliebe, ſie gefunden zu haben, und ſie vertheidigt eine eigene Entdeckung, die ſie, von Andern ihr dargeboten, beſtreiten und verſchmähen würde. Die fremde Entdeckung würde auch ein Sprung für ſie ſeyn; das Selbſtfinden iſt ein Aufſteigen auf bequemen Zwiſchenſtufen, welche das Beſorgliche vermindern.

Keine Schriftſtelle über die Dreyeinigkeit iſt klarer, als: »Drey ſind die da zeugen im Himmel« (1 Joh. 5). Iſt ſie ächt, wie ſie denn innere und äußere Zeugniſſe für ſich hat, beſonders den Zuſammenhang der Epiſtel, von dem ſie eine Art von Schlußſtein bildet: ſo iſt ihre Beſtreitung um ſo erklärbarer aus dem Anſtoß, welchen ihre Deutlichkeit gibt. Iſt ſie unächt, ſo wollen wir ſie auslöſchen; aber dann haben wir nur um ſo mehr zu deuten an

den drey Zeugen auf Erden, welche in Eins vereinigt ſind, und finden zuletzt in deren Hintergrund eben das, was jene deutlichern Worte ſagen: ein Dreyeins, ein Wunder der Mehrheit in der Einheit, wovon das Urbild oder die Möglichkeit nur da liegen kann, wo aller Wunder Grund liegt, in Gott. Es ſind drey Dinge in Einem — gleichwie, ſetzt alsdann der offenbarungskundige Verſtand hinzu, auch in der Gottheit Drey in Einem ſind. Iſt dieſes eine Gloſſe, ſo entdeckt ſie nur den Sinn des Apoſtels, und es iſt ſo gut als wenn er ſie ſelbſt hinzugethan hätte.

Was der geſunde Menſchenverſtand begreift, und in eines Jeden Herz, obwohl dunkel geſchrieben ſteht, iſt in der Bibel ſo klar und vortrefflich ausgedrückt, als es vor ihr und nach ihr nirgends gefunden wird, noch von Menſchen hätte geſagt und entdeckt werden können. Wir wiſſen, was wir reden, und fordern getroſt zum Gegenbeweis auf. Was damit ſich an Wunderbarkeiten verbindet, hat ſonach die Vermuthung der Göttlichkeit für ſich, und die Vermuthung, daß es nach der gemeinen Menſchenvernunft nicht verſtanden werden kann. Wenn der Herr ſagt: »Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet ſie auf den Namen des Vaters, und des Sohnes, und des hei-

ligen Geiſtes:" ſo iſt das ſehr einfach, aber eine beſcheidene Vernunft wird einſehn, daß ſie es nicht aus ſich ſelbſt verſtehen kann; für eine unbeſcheidene gehören dialektiſche Künſte dazu, um es zu rationaliſiren, d. i. zu entgöttlichen. In Verbindung mit der ganzen Dogmatik des Evangeliums finden wir denn, daß es ſo viel heißt als: auf den Namen der Drey, welche Eins ſind, auf den dreyeinigen Gott. Nur die Taufe Chriſti konnte auf dieſen geſchehen, weil er im A. T. angedeutet, durch Chriſtum erſt völlig, d. i. möglichſt, offenbar geworden war; die Heidentaufe der Juden war eine Taufe auf das Geſetz, und die Taufe Johannis war eine Taufe zur Buße.

Nun läuft die Wahrheit von dem dreyeinigen Gott ferner durch das neue Teſtament möglichſt klar hindurch; und nachdem der ſcheidende Chriſtus ihn genannt hat, werden wir ihn in den Apoſtelſchriften weder verkennen, noch dieſe darum für unächt, noch den Begriff bloß für eine menſchliche Vorſtellung der Apoſtel halten. Unzählig oft kommt das göttliche Weſen in ſeinen drey Hypoſtaſen oder Perſonen neben einander vor, und zwar ſo, daß der Geiſt nicht als Geſinnung, ſondern nur als Weſen verſtanden

werden kann "
anerkannt, un
Glück, daß die
die beſtrittene
Röm. 11, 33
thums" ꝛc. mi
von ihm (Vat
(oder auch in)
ſehr allgemein
ſein liturgiſcher
ſten Commenta

Auffallend
15: »Es bezeu
Wenn das nur
nämlich die von
h. Geiſt im alte
ſal: des Vorher
16. Vers werde
nannt: »Ich w
und in ihre Ge
Sünden und ih
mehr gedenken"

*) Vg. Rud.
ders S. 30

). Die Kirche hat dieſes von jeher
d merkwürdig beurkundet. Es iſt am
Feſtepiſtel des Trinitätsſonntags nicht
Stelle 1 Joh. 5 geworden iſt, ſondern
— 36: »O welch eine Tiefe des Reich-
den Worten im letzten Vers: »Denn
er) und durch ihn (Sohn) und zu
ihm (h. Geiſt) ſind alle Dinge.“ Ein
gehaltener, großartiger Satz, dem
Gebrauch zum beſten und gründlich-
xe dient.

ſind andre Stellen, z. B. Hebr. 10,
gets uns aber auch der heilige Geiſt.“
ſo viel heißen ſollte wie anderwärts,
n h. Geiſt eingegebene Schrift, der
n Teſtament: ſo wäre es als Gegen-
gehenden unverſtändlich. Nein, im
n Wirkungen des heiligen Geiſtes ge-
will mein Geſetz in ihr Herz geben,
nne will ich es ſchreiben, und ihrer
ner Ungerechtigkeiten will ich nicht
übereinſtimmend mit dem apoſtoli-

Stier's Andeutungen S. 295 ff. beſon-
00 ff.

ſchen Symbolum, wo die Vergebung der Sünden im dritten Artikel vorkommt); vorher aber (V. 5 ff.) hatte der Sohn als Erlöſer von ſich ſelbſt gezeuget nach derſelben Schrift, in den vorigen Capiteln aber der Vater vom Sohn, als dem ewigen Prieſter nach der Weiſe Melchiſedeks. Daß der Brief an die Hebräer ſo gut kanoniſch, d. i. des Kanons würdig und ein Werk des h. Geiſtes iſt, wie die andern Epiſteln, obgleich wir ſeinen Verfaſſer nicht gewiß kennen, das wird hiebey wider allen menſchlichen Einwand vorausgeſetzt. Eben ſo verhält es ſich mit der Offenbarung Jeſu Chriſti an den Evangeliſten Johannes. Dieſe iſt überall durchdrungen von der Dreyeinigkeitslehre; was aber merkwürdig hiebey iſt, ſo erſcheint in ihr Chriſtus weniger in der Eigenſchaft ſeiner Gottheit, als in der ſeiner verklärten Menſchheit, als der todt war, und lebendig iſt, und kommt.

Einige Stellen, welche nicht immer richtig verſtanden werden, müſſen wir näher erläutern, und wenn wir uns hiezu des Judaismus bedienen, ſo ſagen wir voraus, daß eben er, wiewohl mit falſchen Zuthaten und Sophismen vermengt, ganz den rechten Schlüſſel enthält. Die rabbiniſche Schule iſt in ihrer Ueberlieferung weiſer als mit vorauszuſetzen pflegen, und als die Rabbinen ſelbſt wußten und noch

wiſſen. Das N. T. ſo darnach erklären, daß man ſeine Begriffe zu unverbindlichen und bedeutungsloſen Jüdiſchen Nationalbegriffen herunterwürdigt, iſt verkehrt; wir ſollten erkennen, daß das Heil, das allgemeine, und mit ihm die allgemeinſte göttliche Weisheit, uns von den Juden gekommen iſt nach dem Worte des Heilandes; und ſollten daraus ſchließen, daß die gelehrten Begriffe dieſes Volks, von ſpäterm Aberwitz gereinigt, uns zur Erklärung der großen Bilderſchrift nützlich ſeyn müſſen, in welcher uns das Heil und die Weisheit von Gott verſiegelt iſt.

So heißt es nun Off. Joh. 13, 6: »Und es (das Thier) that ſeinen Mund auf zur Läſterung gegen Gott, zu läſtern ſeinen Namen, und ſeine Hütte, und die im Himmel wohnen.« Hier werden drey Dinge oder Weſen genannt, welche geläſtert werden können, und die von gleicher Würde, wohl von größerer als die Himmelsbewohner ſeyn müſſen, ſofern unter dieſen die Engel und Seligen verſtanden werden. Es werden Drey genannt, welche nicht können tautologiſch einerley ſeyn, und welche doch wieder innig eins zu ſeyn ſcheinen, wenigſtens die zwey Erſten: Gott und ſein Name. Gott, als Vater, als Urgrund der Gottheit, hat eigentlich keinen Namen, er iſt unnennbar; Chriſtus hat ihn Väter

genannt, weil er der Creatur die urſprüngliche Kindſchaft wiedererwerben, welche ſie von der Schöpfung her bey Gott, ihrem Urſprung und dem Grund aller Vaterſchaft, hatte; und weil er dieſen ſeinen Vater im eigenſten Sinn, auch der Menſchheit zu einem ähnlichen Vater durch ſeine, Chriſti, Inwohnung in ihn zu geben gekommen war. Auch im A. Teſtament heißt Gott zuweilen Vater; aber er iſt hier mehr in prophetiſchem Sinn der Vater Iſraels (»Iſt er nicht dein Vater, der dich ſchuf?« 5 Moſ. 32, 6. »Du wirſt mich nennen: Lieber Vater,« Jer. 3, 19); und allerdings konnte Chriſtus keinen Gedanken ausſprechen, der nicht in der alten Offenbarung gewiſſermaßen ſchon lag. Aber der Name Gottes iſt eigentlich im Sohne, gehört dem Sohn, und iſt der Sohn ſelbſt, als das Wort, als die Selbſtoffenbarung Gottes. Der Jehova oder Herr des A. T. iſt daher insgemein der Sohn, als die erſcheinende Gottheit (vg. 1 Kor. 10); und ſtatt deſſen wird zuweilen der Name (Schem) ſchlechthin geſagt (3 Moſ. 24, 11. vg. 5 Moſ. 28, 58. Jeſ. 30, 27. C. 52, 6); und dieſes verſchweigenden Erſatzes des hochheiligen Namens bedienen ſich auch die Rabbinen öfters; noch häufiger aber ſagen ſie dafür: das Wort (Memra), und gebrauchen dieſen Ausdruck auch als Erſatz des

Prenomens Ich, wenn Gott ſpricht; z. B. für »Ich werde ſeyn, thun« — »mein Wort (mein Memra) wird ſeyn, thun« ꝛc. Es iſt alſo deutlich, daß in der Stelle bey Johannes unter Gott, der Vater, unter dem Namen Gottes, der Sohn verſtanden wird. Eben dadurch erhalten auch jene Pſalmworte (Pſ. 118, 26. Matth. 21, 9 ꝛc.) ihre höhere Erklärung: »Gelobet ſey, der da kommt im Namen des Herrn,« d. i. als der Herr; als Jehova (b'schem J.).

Die Hütte aber (Gr. σκηνὴ) iſt nichts Anderes, als was die Rabbinen Schechina (mit langem i; von schachan, sch'chan, wohnen) nennen; das Griechiſche und das Hebräiſche Wort ſind etymologiſch verwandt. Sie verſtehen unter dieſer Schechina oder Wohnung Gottes, ſeine Gegenwart, ſofern ſie in einen herrlichen Lichtglanz gehüllt erſcheint; Gott oder ſeine Geſtalt im Sohne wohnt, geht und erſcheint in dieſem Licht, in dieſer Glorie; die den Ewigen umgebende Majeſtät iſt ſein Haus, ſeine Hütte, ſein Tempel; ſie iſt ſein Aeußerſtes, das was Moſes von ihm geſehen hat. Die Wolke oder der Lichtnebel im Allerheiligſten, die Feuerwolke in der Wüſte, die Geſichte der Propheten, ſtimmen mit dieſer Vorſtellung überein. Wie jedes lebendige We-

ſen, bis auf die Pflanze, ſeine Atmoſphäre hat, in welcher es wohnt, und die von ihm ausgeht: eben ſo wird von dem unſichtbaren ewigen Licht ein durch ſein Bild ausgehendes ſichtbareres Licht gedacht. Hiezu nehmen wir ferner die Stelle C. 21, 2. 3: »Und ich Johannes ſah die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, von Gott aus dem Himmel herab fahren, zubereitet als eine geſchmückte Braut ihrem Manne. Und hörete eine große Stimme vom Himmel, die ſprach: Siehe da die Hütte Gottes bey den Menſchen, und er wird bey ihnen wohnen« ꝛc. Von dieſer ewigen Hütte Gottes, worin er wohnt, und die Geheiligten mit ihm, »die nicht mit der Hand gemacht, nicht von dieſer (leiblichen) Schöpfung iſt« (Hebr. 9, 11), »der Behauſung Gottes im Geiſte« (Eph. 2, 22), reden ſehr viele Stellen; ſie heißt auch die Braut und der Geiſt, und es wird unter ihr die Gemeine verſtanden, ſofern der Geiſt in ihr und die Gemeinde gleichſam ſein Körper iſt. Die Stiftshütte und der Tempel des A. T. war ihr ſinnliches Vorbild. Gott wohnt durch Chriſtum im Geiſt, und wohnt in dieſem Geiſt in der Gemeine, die dadurch wieder in ihm oder in ſeinem Lichte wohnt, und in inniger Vereinignng mit ihm ſteht (vg. Joh. 17, 22. 23), ſo daß zumal in der ewigen Gemeine, die

im Himmel (in der höhern Gegenwart Gottes) wohnt, er ſelbſt geläſtert werden kann.

Der himmliſche Lichtſtoff dieſer Behauſung Gottes gibt auch unſerer künftigen beſondern Behauſung, ſofern darunter der verklärte Menſchenleib verſtanden wird, den ihrigen. »Wir wiſſen,« ſagt der Apoſtel, »ſo unſer irdiſches Hüttenhaus zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt, im Himmel. Und über demſelben ſeufzen wir, und ſehnen uns, mit unſerer Behauſung, die vom Himmel iſt, überkleidet zu werden« (2 Kor. 5, 1. 2). An die Stelle unſerer irdiſchen Wohnungen und dieſer Erde, tritt dann die ewige und die unerſchaffene göttliche Wohnung; und an die Stelle der Leimenhütte dieſes Körpers, das Auferſtehungsfleiſch, von welchem ebenfalls im dritten Artikel des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes die Rede iſt. Der Menſch iſt nach und zu dem Ebenbilde Gottes erſchaffen, und wir ſollen dem verklärten Leibe Jeſu Chriſti ähnlich werden. Geiſt, Seele und Leib ſind die drey Theile des ganzen Menſchen, worin ſich Vater, Sohn und Geiſt abbilden; und wenn unſer jetziger Leib durch das Gegentheil von der Geiſtigkeit, durch Schwere und Unreinigkeit, ſein Urbild ganz unkennt-

lich macht, ſo wird die Ewigkeit zeigen, daß auch unſere Leiber Gottes Tempel zu ſeyn beſtimmt ſind. In unſerm groben Körper wohnt jener geiſtliche Leib, von dem Paulus (1 Kor. 15) redet, und derſelbe wird entwickelt und erhöht durch die Inwohnung Jeſu Chriſti in den Seelen deren, die hier den irdiſchen Leib an ſich tragen. Es iſt nicht nöthig zur Auferſtehung, daß alle Theile des groben elementariſchen Körpers beyſammen bleiben, die vielmehr nur eine Hülle ſind, obgleich auch dieſe Leimen- und Kalkhülle rein verwandelt werden könnte. Wäre ſie aber ganz nöthig, ohne daß ein Stäublein davon käme, ſo fragen wir nicht nur, was es mit denjenigen Körpern für eine Beſchaffenheit haben werde, die hier im Leben ein Glied verloren, ob ſie etwan auch verſtümmelt auferſtehen werden; ſondern wir erinnern uns, daß täglich und ſtündlich der Leib allerley Theile von ſich ſelbſt verliert; daß der ausgewachſene Jugendleib vollſtändiger als der Leib des Greiſes iſt u. ſ. w. Man hat berechnen wollen, in wie viel Jahren jeder lebendige Menſch allmählich einen ganz andern Körper bekomme. Daß dieſes geſchieht, geben wir zu, ſofern von den elementariſchen oder groben Beſtandtheilen die Rede iſt; aber was dieſe große Umwandlung, unmerklich auf dem Wege der Aſſimila-

tion vor ſich gehend, möglich macht, iſt eben der unvergängliche principialiſche Leib, im Gehäuſe der groben Theile befindlich und daſſelbe zuſammenhaltend. Was aus ihm bey der Verweſung wird, wiſſen wir nicht; aber er dauert fort, wenn auch die groben Theile, gleich denen, die wir längſt verloren und ausgeſtoßen haben, in die groben Elemente zurückkehren. Der Leib Jeſu wurde, ganz wie er im Tode lag, zur verklärten Auferſtehung umgewandelt; den Staub des unſrigen, ſofern er nöthig iſt, kann die Allmacht ſammeln, wo er irgend befindlich ſeyn mag; ſie wird aber wenigſtens die Auferſtehungskeime nehmen, und ſie mit der unendlich vermehrbaren Kraft aus dem Leibe des Herrn vereinigen, dem unſer Leib ähnlich werden ſoll.

Lernen wir doch auch an der Natur. Der Schmetterling iſt nicht die Larve, und iſt nicht die Puppe, ſondern er kriecht aus dieſer hervor, die nicht ſowohl der Larve Grab als Leiche iſt. Es iſt eine ſchöne Hieroglyphe, wenn gleich in den Staub geſchrieben. Sehen wir ferner, was z. B. am Holz der Verklärung fähig iſt (nämlich einer bleibenden, denn auch die Verbrennung iſt Verklärung); nicht das Holz wie es iſt, ſondern was nach ſeiner Verbrennung und nach Auslaugung der Aſche bleibt, das Salz; obgleich

auch die ausgelaugte Asche wieder salzig zu machen und ganz umzukehren ist. Wenn aber der Auszug unserer Asche neu erbaut werden soll, so bedarf es dazu wohl nur eines Körnleins Salz, das gleich einem kleinen Samenkorn zu einem unglaublichen Gewächs erstehen kann.

VIII.

Die Spiegelung der Klarheit des Herrn, 2 Korinth. 3, 18.

Von dieser Stelle gibt es zwey einander entgegengesetzte Auslegungen. Einige nehmen das gebrauchte Zeitwort (κατοπτριζεσθαι) für: in den Spiegel sehen, anschauen, und übersetzen: »Wir aber Alle, mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn anschauend, werden verwandelt in dasselbige Bild« ꝛc. oder mit näherer Bestimmung: »wie im Spiegel anschauend,« nämlich im Evangelium und dessen klarer Erkenntniß; oder auch: »in die Herrlichkeit des Herrn einschauend als in einen Spiegel« — wie sie sich den vom Geist Erleuchteten, selbst in den Schriften des alten Bundes offenbart. Umgekehrt nehmen Andre, und unter ihnen Luther, das Wort für abspiegeln, zurückspiegeln: »Wir aber Alle, mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn spiegelnd,« als Spiegel aufneh-

mend; Luther: »es ſpiegelt ſich in uns Allen des Herrn Klarheit.« Beyde Worterklärungen ſind ſtatthaft, wiewohl die erſte am ſchwächſten begründet, indem das Zeitwort, wenn es auch nur als Medium genommen wird, eigentlich ſo viel heißt als ſich ſelbſt im Spiegel beſchauen. Sonderbar iſt, daß Bengel in ſeiner Ueberſetzung jene erſte, in ſeinem Gnomon aber die andre annimmt; ſeine Ueberſetzung aber iſt jünger als ſein Gnomon. Dort gibt er die Stelle: »Wir aber alle ſchauen mit aufgedecktem Angeſichte die Klarheit des Herrn, wie im Spiegel;« im Gnomon aber ſagt er: »Der Herr (nos κατοπτρίζει) ſtrahlt ſeines Angeſichtes Glanz in unſere Herzen wie in Spiegel; wir empfangen jenen Glanz und ſtrahlen ihn wieder.« Er bemerkt dabey ſinnreich, dieſes mache einen Gegenſatz mit dem in Steine gegrabenen Geſetz; das Eingegrabene entſtehe langſam, was ſich im Spiegel zeige, plötzlich.

Sollten beyde Anſichten von der Stelle nicht in einem umfaſſenden Dritten zuſammentreffen? Wir glauben ja. Es iſt noch eine Schwierigkeit in den Worten, indem man nicht recht weiß, ob das aufgedeckte Angeſicht das des Herrn oder das der Apoſtel und Glaubigen iſt. Dieſe Ungewißheit wird vermehrt durch V. 14 u. 15. Im erſten heißt es, die

Decke Moſis hänge über dem alten Teſtament, im zweyten, ſie hänge vor dem Herzen der Juden. Eben dieß aber leitet nebſt der Bedeutung des mittlern Zeitworts (κατατρίζεσθαι) auf den rechten Sinn. Offenbar iſts einerley, ob eine dem Sehen hinderliche Decke näher vor dem Gegenſtand oder näher vor unſern Augen hänge: es iſt immer eine Hülle, ein Verhang dazwiſchen. So iſts denn auch einerley, ob das aufgedeckte Angeſicht das des Herrn oder das unſrige iſt: es iſt kein Schleier zwiſchen beyden; wiewohl nach der Wortſtellung es vielmehr unſer Angeſicht, und das des Apoſtels iſt, welcher (V. 12. 13) von ſich geſagt hatte, er gehe in Führung des Geiſtesamts, oder bey Verkündigung des unvergänglich herrlichen Evangeliums, mit großer Offenheit zu Werke, und verhülle ſich nicht wie Moſes, der dieſes gethan habe als Bild von einem vergänglichen Teſtamente, während das Amt des neuen Teſtaments nie aufhören könne; und dieſes, die ewige Fortdauer, ſagt er zuletzt, geſchehe auf die Weiſe, daß gleichwie der Glanz Moſis allmählich erloſchen ſey, der evangeliſche Lehrer und der Chriſt, ja die ganze wahre Chriſtenheit, ſich nach dem Bilde des Herrn, und durch deſſen geiſtige Einwirkung, vielmehr ins Unendliche verklare.

Wo der Geist ist, welches der Herr selbst ist, nämlich der verklärte Menschensohn in der Kraft, und wo mithin der heilige Geist ist, als sein oder als der durch ihn ausgehende Geist, da ist Freyheit, sagt der Apostel. Eben da ist auch Leben, denn der Geist macht lebendig (V. 6). Nun geschieht eine Wechselwirkung zwischen dem, der das Leben selbst ist, und zwischen denen, die er lebendig und frey von der Hülle macht. Der Zwischenvorhang verschwindet, wir schauen ungehindert in die Klarheit des Herrn (in seine Offenbarung im h. Geist) wie in einen lebendigen Spiegel, worin er nach Form und Eigenschaften erscheint; auf uns aber fällt eben so unmittelbar ein Wiederschein dieser Klarheit; und nachdem wir erst nur an der Oberfläche davon glänzen, wie jeder dunkle Körper vom Sonnenschein, so werden wir allmählig davon durchdrungen, und so durchsichtig wie ein Spiegel, der von einem Lichtbilde nicht bloß äußerlich schimmert, sondern es in reinem Umrisse selber auf seinem Grunde darstellt. Und weil wir nicht bloß todte Spiegelflächen, sondern lebendige Geschöpfe und durch den Geist auch geistlich lebendig sind: so verschlingt jener in uns abgespiegelte Glanz unsere dunkle Natur, und jenes Bild, welches in uns fällt, verwandelt uns in sich

selbst; also daß, je weiter wir des An- und Einschauens in den Spiegel gewürdigt werden, wir auch durch seine ausgehenden Strahlen immer mehr verklärt werden in das Bild dessen, der darin erscheint, und diese Wirkung als Geist an uns hervorbringt. Der Christ hat alsdann in der That sich selbst im Spiegel zu einer neuen Natur erschaut, welche sich in ihm abgespiegelt hat, und strahlt solche nachher wieder frey von sich aus. Es ist eben das, was anderwärts durch das wechselsweise Erkennen ausgedrückt ist (1 Korinth. 8, 2. 3. C. 13, 12). Und weil in der zweyten Stelle auch der Spiegel vorkommt, denn es heißt: »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel im Räthsel, dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ichs recht erkennen, gleichwie auch ich erkannt bin« — und sich dieß mit darauf beziehet, daß die Spiegel der Alten, meist von Metall, nicht ganz die Klarheit unserer Glasspiegel hatten: so wollen wir noch bemerken, daß Andre in unserer obigen Stelle (2 Kor. 3) verstehen wollen: wir sehen die Herrlichkeit des Herrn nur unvollkommen. Allein der lebendige Spiegel der Herrlichkeit des Herrn, welcher der h. Geist ist, hat die Macht sich selbst unendlich für uns zu erhellen, wenn er auch anfangs

und ein undeutliches Bild zeigen sollte; gleichwie er auch uns unendlich verlieren kann, nachdem er zuerst uns nur als dunkle Körper angeschienen und uns einen schwachen Abglanz von sich mitgetheilt hat.

So, glauben wir, ist der Sinn des Apostels nicht einseitig sondern vollständig enthüllt.

IX.

Schein und Weſen der Gemeinde.

Dreyhundert Jahre ſind verfloſſen, ſeit jene Zerſplitterung der Kirchen im aufgeklärteren Abendlande begann, die weder guter Wille noch Gewalt hemmen oder zur äußern Einheit zurückführen konnte. Sie war nur der Ausbruch einer lange verhaltenen Unruhe der Wiedergeburt; er ſprengte die Rinde, und der Geiſt wurde frey. Hier aber liegt der Punkt einer großen Mißverſtandes. Der Apoſtel ſagt: »Wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freyheit.« Und anderswo heißt es: »Wir verheißen ihnen Freyheit, ſo ſie doch ſelbſt Knechte des Verderbens ſind.« Es iſt alſo wohl zu unterſcheiden zwiſchen der Freyheit welche Gott meint, und welche der Menſch meint. Aber die Kirchenverbeſſerung von Menſchen, war ſie eine Empörung, eine blutige Revolution im politiſchen

Sinne: so konnte sie weder drey Jahrhunderte dauern, noch konnten so große und segensreiche Folgen unmittelbar aus ihr hervorgehen, indeß die Wahrheit nur der örtliche Anfang waren, den der Mensch [illegible] zu mehr und mehr. Das Licht ist gut, aber wo es an Docht und Fett kommt, wirft es Rauch und Ruß auf, und wo es erlischt, bleibt eine übelriechende Kohle. Eine örtliche Umwälzung, wie die Französische, fängt ganz anders an, und hat nur gute Folgen durch die Leitung Gottes. Zu läugnen ist es nicht, daß die kirchliche Aufklärung einen entfernten Anlaß zur Aufhebung mehrer geistliche [illegible] gab, daß sie in allen Theilen der Ordnung das [illegible] [illegible] späterer Zeit durch den Protestantismus noch viel [illegible], als eine [illegible] Uebersetzung einer guten Urschrift ist. Die Reformation schwächte Geistlichherrschaft; in ihrem ersten Liberalismus [illegible] das Princip der [illegible] Gesellschaft. Wenn gebildete Christen es durchgehends nicht glaubten, was sie von sich sagten, nämlich von Gott und Christus zu seyn, so glaubte und sagte man ihm, [illegible] eigener [illegible]. Alle [illegible], aller politischen [illegible] durch den Westphälischen Frieden [illegible], welche ja nur eine gebildete Wel-

leitung der altdeutschen Unabhängigkeitskämpfe war, die Elemente der Reformation und der Revolution sich zusammen vertragen, zeigt der Umstand, daß in den neuesten Europäischen Staatsumwälzungen die protestantischen Länder, sogar bey unumschränkter Monarchie, am ruhigsten blieben, und diejenigen Revolutionsgrundsätze, welche den Umsturz der Altäre und der Throne beabsichtigten, von katholischen Ländern ausgingen, dort in wilden, verheerenden Erschütterungen sich verwirklichten, und nur am heftigsten von unwürdigen Söhnen der Kirche vertheidigt wurden. Wir sagen keineswegs, daß die katholische Kirche in ihrem reinen Bestande sie erzeugt oder genährt habe; sie war nur eben durch die Kraft ihrer äußern Gewalt zu schwach, das Gewaltige zu binden und zu beschwichtigen. Der böse Geist weicht nur dem guten Geist, und das falsche Licht nur dem wahren. Sie aber, die katholische Kirche, in ihren ehrwürdigsten Priestern, unterlag als blutiges Opfer der losgelassenen Wuth einer verkehrten Aufklärung. Die Lebenskräfte des Christenthums, aus Licht und Recht gemischt, welchen der Protestantismus aufs neue die sichere Stätte, und die in ihm fortwirkten, hatten sich dort so lange in das Heiligthum der Herzen und der geistlichen Anstalten zurückgezogen; man sorgte

mehr für äußere Moral, und für die Beobachtung der Kirchensatzungen, für die Achtung des Anstandes und des Aufwands; ja die edelsten Menschen vom geistlichen Stande, wahre Apostel und Gottesfürchtige, konnten oft nicht mehr wirken, und beklagten das einreißende Verderben der Zeit, während andere, die gleichen Rock tragen, welche lange halfen, und durch ihre Heuchelei denen einen Vorwand der Lästerung gegen die Religion liehen, die nicht besser waren denn sie. Nichts glich übrigens der Freyheit, welche sich die Kirche im Mittelalter gegen die weltliche Obrigkeit herausnahm, und welche sie denen verhieß, die ihr dienten. Das Princip der Volksherrschaft unter dem Scheine der Gottesherrschaft und der Ordnung war recht eigentlich in der Hierarchie zu Hause, und wurde im Jesuitismus am schrecklichsten ausgebildet, weil er es zu vereinigen suchte, wie es am schicklichsten behandelte, obgleich seiner Herrschaft weder Freyheit, noch Milde, noch sogar Gottesverläugnung fehlte. Bis in die neueste Zeit aber begriff man häufig die große Verwechslung zwischen Theokratie und Hierokratie. Theokratie, das wahre Princip des Christenthums, findet bey jedem christlichen Volke, wird aber erstlich im eigentlichen Sinne mit dem himmlischen Könige sichtbar wiederkehren. Hierokratie ist,

gleich der geistlichen Priesterherrschaft, eine Staatsherrschaft möglich, und hat sich außer ihrer formellen Erklärung, deren Geist der Hildebrandische Zeitgeist war, auch im Protestantismus gezeigt. Aber daß dessen Grundlage es nicht ist, kann der ehrwürdige Luther und die meisten Reformatoren, und so viele treffliche evangelische Hirten, in dreyhundert Jahren ihrer Kirche gelehrt, der gebrochene Trotz Roms gegen die Throne, und die Befestigung dieser durch eben den Geist beweisen, der sich in andern Herrschern darauf niederließ, und ihnen die Unterthanen um Gottes und des Gewissens willen unterwarf. Setzt man mir entgegen, auch Revolutionen hätten bleibende Folgen gehabt, neugegründete Republiken, wie in der Schweiz und in Amerika, dauerten fort; so entgegne ich: wohl, auch neue Throne gehen unter; es kommt überall nicht auf die Gestalt, sondern auf den Geist an; in welchem Geist eine politische Veränderung, wo nicht begonnen doch fortgeführt worden, in solchem bleibt sie als eine neue Rechtsordnung der Dinge, oder verschwindet. Ist es ein Geist der Ordnung und des Rechtes, der im Gewand guten Willens einherkommt, so wird die neue Einrichtung Dauer, Schutz und Anerkennung finden; ist es der eigentliche Umwälzungsgeist, welcher nur fort und fort willkühr-

lichen Wechsel und sich selber will, so wird ein Stärkerer über ihn kommen. Die Französische Kaiserherrschaft war des monarchischen Namens ungeachtet eine Revolutionsherrschaft, nur noch ein gut Theil schrecklicher als die revolutionirende päbstliche Gewalt im Mittelalter; darum ging sie schnell unter, und machte dem legitimen Königthum Platz, nachdem sie selbst vorher dem Unwesen einer anbrüchigen und von Gottlosigkeit und Blutschulden dampfenden Republik ein Ziel gesetzt hatte. Republiken altern und verwesen, Monarchien auch; beyde bestehen auch; es kommt nur darauf an, wie sie es treiben oder eine Zeit lang getrieben haben; denn oft ist es zur Verbesserung zu spät, und die unschuldigen Nachkommen büßen auf Erden, was ihre kurzsichtigen Vorfahren verdorben haben. Auch hat Alles seine Periode, den Geist seiner Zeit; Altes muß verschwinden, und Neues hervorkommen. Gott allein weiß, was jedesmal werden soll, und leitet Alles. Nur das behalte man, daß kein anderer Freyheitsgeist ist, ohne den Geist Gottes, und daß wo der ist, unter welcher äußern Form, er ein Geist der Freyheit ist, welcher Ordnung und Glück mit sich führt; der entgegengesetzte aber, auf Herrscherstühlen oder in Conventen, ist der Geist der Knechtschaft der Sünde und des Satans, und kehrt

halb eben die Stühle wieder um, auf denen er ſaß und die er aufgerichtet hat. Empörung und Tyranney haben einerley Quelle. Die Frage, ob und wiefern ein Volk das Recht hat, ſich der Tyranney zu entledigen, oder ein Monarch, ein freyes Volk zu unterwerfen, gehört nicht weiter hieher; beydes geſchieht; anſtatt ſich in ſelbſtklinge Theorien zu verſteigen, bey denen Herrſchſucht und Privatintereſſe nur zu häufig die Leiter hält, frage man lieber im Einzelnen, wenn es geſchehen iſt, nach den Gründen, die zum Theil erkennbar und ſehr lehrreich ſeyn werden. Das Buch der Weisheit ſagt: »Ungerechtigkeit verwüſtet alle Lande, und Miſſethat ſtürzet die Stühle der Gewaltigen.«

Iſt es nun überall der Geiſt, welcher in Betracht kommt, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn zu entſcheiden, was zum Schein oder zum Weſen der chriſtlichen Gemeinde gehört. Seitdem das Chriſtenthum unter Conſtantin den äußern Sieg in der Welt errungen und die Kronen geweihet hatte, fehlte es der Kirche nicht mehr an der Sichtbarkeit. Es fehlte ihr auch nie ganz an der unſichtbaren Salbung, noch an geheiligten Seelen; aber ihr Fleiſch wurde ſo ſtark, und ihr Gewand ſo herrlich, daß der Geiſt in ihrer Mitte ſich beſondre Zöglinge ſalben mußte, um ihr Weſen zu

erhalten; z. B. solche, die wie ein Franz von Assisi (über seinen Nachfolgern oft verkannt) die Armuth der ersten Jünger des Herrn erwählten, um das Evangelium durch Wort und Beyspiel zu predigen, und Seelen für das unsichtbare Reich zu gewinnen. Immittelst entwickelten sich darunter seltsame Gaben und Kräfte, die, wenn auch nicht des heiligen Geistes unmittelbar, doch schöne Schatten seiner Wirkungen darstellten, und halb alttestamentlich, halb ganz neu, ein nie gesehenes, nie wiederkehrendes Schauspiel der Weltgeschichte bildeten. Es war das christliche Ritterthum im Bunde mit dem geistlichen Kreuzeskampf und dessen Genossen, und mit all seinen lieblich schwärmerischen, auch wohl weisen Zuthaten. Vom Schimmer des Heiligthums vergoldet entfaltete sich eine Riesenkraft und ein Adel der Natur, zugleich mit einer Sinnigkeit, Zartheit und einem Kunstvermögen, worüber der blutige Theil dieser Scene leicht vergessen wird, ja durch heldenmäßige Lebensverachtung etwas Achtbares, etwas Opferartiges gewinnt, um so mehr als das Kreuz Christi dazwischen die höchste und ewige Losung blieb. Zwey verbundene große Bauwerke, ein Dom und ein Palast, prangten neben einander; unzählige Abbilder derselben schmückten die Länder Europas als den Vorhof dieses Dop-

weltempeln, und man hoffte deſſen innere Ruhe end-
lich zu befeſtigen, indem man die Grenzen der Kirche
hin mit Schwert und Harniſch über andre Welt-
theile, beſonders nach ihrem öſtlichen Vaterland hin,
zu erweitern ſuchte. Aber hier brach ſich vernehmlich
der Dünkel dieſer theils adeligen, theils phantaſti-
ſchen, theils verderbenen Chriſtenheit. Edle ritter-
liche Naturen, wie Saladin, hatte auch der befeh-
dete Islam; er hatte in ſeiner Art ſogar weiſe und
heilige Männer, wenigſtens wohnten die nicht im
Abendland allein. Gleiche Waffen mithen Einander
nicht; und wie beyder Werth zweifelhaft war, ſo blieb
auch der Sieg durch unentſchieden. Der irdiſche Eroberer Chriſtus wurde
vom Himmel herab für nicht beſſer als der Prophet
von Mekka erklärt; Allah war beyder Gott; und be-
ſchämt zogen die Beſſern, nicht ohne gute Erfah-
rungen und Kenntniſſe, heim. Der wahre Chriſtus,
der Friedensfürſt, machte fürerſt Friede zwiſchen be-
den, die nur mit dem Schwert konnten; ja er ver-
engerte in der Folge ſelbſt ſein Gebiet, indem er dem
Ismael, gleichſam zu einer gerechten Vergeltung für
das umſonſt vergoſſene Blut, ein großes Stück von
den öſtlichen Chriſtenländern zuwarf. »Es ſoll nicht
durch Heer oder Macht geſchehen, ſondern durch

meinen Geist, spricht der Herr Zebaoth« (Zach. 4, 6).

So auf sich selbst zurückgewiesen, hätte die abendländische Christenheit auf die Regungen des Geistes merken sollen, die in ihrem Schooße sich gegen ihr stolzes Außenwerk ernsthafter denn jemals erhoben. Allein zu verhärtet in fleischlichem Sinn, wollte sie den Schaden nur immer durch äußere Bindung und Zusätze, gleich als durch Amulete heilen, und vergrößerte ihre Schuld in Verfolgung deren, die Reineres und Wahreres heischten. Sie ahndete nicht, daß ein zwiefacher Geist, der natürlichen und der göttlichen Erkenntniß, gegen ihre Verschanzungen gewaffnet stand, und daß jener als Vorfechter diesem zur Durchkunft helfen mußte. Es tagte zu Hebron, und die Kirche, die sichtbar genug gewesen war, verlor ihren Schein. Ueber ihrem Streben nach Sichtbarkeit hatte sie eine Lehre des göttlichen Meisters vergessen, die nun wieder an die Tagesordnung kommen sollte. Sie heißt: »Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.«

Dieser Spruch wurde in sofern die Basis der Reformation, als diese gleichgültig, fast verwüsterisch, über alles Außending hinschritt, und nur nach dem Wesen des Glaubens rang, weßhalb sie auch oft ge-

ung von seelisch Gebildeten der Schwachherzigkeit angeklagt wurde. Wenn der Katholicismus als eine Art von Poesie angesehen wird, so verstehen wir die, welche die absichtliche Zertrümmerung seiner symbolischen Formen für eine Barbarey erklären, sehr wohl. Aber in einem Kriege geschiehts, daß die Krieger trauernden Muths über die Trümmern verbrannter Paläste vorwärts müssen, wo sie wohl selber gern Rast gehalten und sich gütlich gethan hätten; Gott und der Feldherr wills, und die wissen wohl auch was an der Sache, und was nicht daran ist. Lange genug hatte die Kirche sichtbar in zierlicher Pracht gelebt; sie sollte auch einmal theilweise sich wieder im Geiste bauen. Zudem war des abgöttischen Mißbrauchs in jenen Formen viel geworden. Wie durfte es ungescholten bleiben in der Christenheit? Ferner ist aus den Vorgängen mit dem Bilderstürmer Dr. Carlstadt zu Wittenberg und sonsten bekannt, daß Luther nicht darauf ausging, die Kirche ihres äußern Schmucks zu berauben, daß er vielmehr Alles wollte unangetastet wissen was nicht von selbst abfiele, wenn erst die Irrthümer aus den Gemüthern gerissen seyen; daß er durch kräftige Lieder und schöne Chorale dem Gottesdienst ganz neue Reize gab, und daß noch bis in die neueste Zeit in beyden Sachsen, auch anderwärts,

die Liturgie der Lutheraner mit Gewändern, Lichtern und Gesang am Altar, die alten Gebräuche fortsetzte. Die reformirte Kirche verschmähte alles Gepränge, und vereinfachte die öffentliche Andacht aufs Aeußerste. Der Sinn des Protestantismus überhaupt war der, Gott solle im Geist und in der Wahrheit angebetet werden; im Gegensatz hiezu erschien alles Andre unbedeutend, Mittel verderblich; und wenn die Ehen hierin zu weit getrieben wurde (was doch vermöge der damaligen Localverhältnisse sich kaum mehr beurtheilen läßt), wenn der Geschmack verletzt und Nützliches verworfen wurde: so geschah es mit Wissen und Willen dessen, der die Menschenkinder ihre Spielwerke aufbauen und zertrümmern läßt, um durch beydes verborgene höhere Zwecke zu erreichen. Die ältesten Christengemeinden versammelten sich in den Judenschulen; als das Evangelium sich von den Juden schied und zu den Heiden überging, so war der Ritus höchst einfach. Die christliche Freyheit erlaubte, ihm weise bildliche Zusätze und Umgestaltungen zu geben; aus deren Häufung und strenger Vorschrift erwuchs aber eine Knechtschaft; es war ein neues levitisches Gesetz entstanden, dessen Ceremonien gerecht machen sollten; das brach der Geist der Freyheit wieder. Damit aber Niemand umgekehrt glauben möchte, diese

ntledigung vom Joche mache nun für sich selbst ge-
cht, so ließ Gott beydes, die bunte Ritualandacht,
eil ja noch Christus darinnen war, und die farben-
se, von außen getödtete zum Behuf des Lebens,
ben einander bestehen. Die Kirchen zankten darum-
d verdammten einander darum; in so weit aber
rstanden sie nichts.

Wenn dieser Zank nun auf eine feinere Weise
eder erneuert werden soll, indem unter unserm sin-
nlustigen Geschlechte die herrliche Zier des Katholi-
mus als das wahre Siegel der Wohnung Gottes auf
den gerühmt wird, und man die protestantischen
rmen allzu kalt findet; wenn jener kirchliche Zau-
durch die Einbildungskraft so mächtig wirken kann,
Kinder des Protestantismus ohne weitern eigent-
en Grund hinübertreten: so geben wir zu, daß
evangelische Gottesdienst, um erbaulich für die Ge-
ther zu seyn, ein Mehreres im Geist erfordert,
jener mit seinen vielen seelischen Hülfsmitteln,
doch nicht allgemein und nicht immer die gehoffte
rkung thun, und so wenig unwiderstehlich sind,
von jeher Spötter sich daran versündigten. Man
aber überhaupt nicht vergessen des Meisters Wort:
elig sind, die nicht sehen und doch glauben; « oder
der Apostel bemerklich macht: »Wir wandeln

im Glauben und nicht im Schauen.« Die Braut Christi ist nicht die sichtbare, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, sondern die inwendig herrliche; der verborgene Mensch des Herzens, im unvergänglichen Wesen des Geistes, der ist köstlich vor Gott. An die Stelle der mächtigen Geistesgaben der ersten Gemeinde, an die Stelle des Blutschmucks des Märtyrerthums, trat Glanz des Triumphs, aus irdischem Reichthum und Schätzen der Imagination gewoben, und über jene magische Kraft im Oeffentlichen, indeß die wahren heiligen Leute, die eigentlichen Gottesmänner, in dieser kirchlichen Pracht sich fremd fühlend, sie nur ertragend in ihrem Amt, für sich Einfachheit, Armuth und Stille vorziehen. Sie behandeln sie nur wie der Staatsmann politische Hofceremoniel, wodurch der Staat nicht gebessert wird, und an denen er selbst kein Vergnügen findet. Nur für Kinder ist der Schein und das Bild, für die Mündigen das Wesen. Der Mündige wüthet aber nicht gegen die Bilder; er weiß zu wohl, daß an sie sich das Wesen knüpft und mit ihrer gänzlichen Ausrottung verloren gehen kann; und darum ist und kann keine vernünftige Gemeinde in ihren Zusammenkünften ohne alle Form seyn, auch die formscheuen Quäker sind es nicht; es kommt nur darauf an, mit weisem Verstande,

kluger Sparsamkeit und geheiligtem Geschmack die zweckmäßigsten Außenformen zu wählen, und dabey eingedenk zu bleiben, daß sie nicht das Wesen, sondern eine Hülfe für das Wesen sind, oder daß wir im Glauben wandeln, und nicht im Schauen. Ueberladung erregt Ekel; und das wolle man uns nicht behaupten, daß in den katholischen Gebräuchen (des kindischen Rosenkranzes u. dgl. nicht zu gedenken) allerwärts der gute Geschmack herrsche, wenn wir auch noch so sehr von dem kirchlichen Werthe der sogenannten alt- und neugothischen Kunst, und was damit zusammenhängt, durchdrungen wären, deren Würde wir denn wohl zu schätzen wissen. Eben sie wurde in Bau- und Schnitzwerken, in Gemälden und Musik, in Trachten und Gebräuchen, entstellt, verdrängt, Schlechteres an ihre Stelle gesetzt. Eine modernisirte katholische Kirche, deren es viele gibt, fällt ins Lächerliche, gleich als wenn man von einem edeln Bildniß des heiligen Bischofs Ambrosius auf einen jungen eleganten Pariser Abbee hinüberblickt, wie man ihn in Modejournalen aus dem letzten Theil des vorigen Jahrhunderts finden kann. Es ist ein anachronistischer Widerspruch.

»Wir wandeln im Glauben, und nicht im Schauen,« das lasse sich ein Jeder gesagt seyn, der

da meint in irgend einer Kirche auf Erden das sichtbare Himmelreich gefunden zu haben, der die Sichtbarkeit für nöthig und für schon gekommen hält. Es ist die Sichtbarkeit nicht, welche kommen soll, sondern es ist Schein; von diesem reisse er sein Herz los, und richte es auf das Wesen. Sursum corda! Dem, der zu einer dürftigen, abstossenden Form gehört, wird der Aufschwung insgemein leichter; doch kann auch die reichere und schönere Form diesen befügen. Streitet nur nicht über den Schein. Da der Herr gekreuzigt ward, welches noch immer geschieht, so zerschnitten die Krieger seinen Mantel, und machten vier Theile; seinen Leibrock aber, der ohne Naht war, theileten sie nicht, sondern, loseten drum. Das heißt: die äußere Kirche ging durch Streit in die vier Winde; überhaupt, sie trennte sich, man kann aber noch näher zählen, als: die orientalische, die occidentalische, die protestantische oder nördliche, und die im Süden zerstreuten Gemeinden anderer Welttheile, nämlich Kopten in Africa, Maroniten in Syrien, Nestorianer in Chaldäa, Thomaschristen in Indien u. s. w. Dieses äußere Gewand wurde zerrissen, nach Lehrmeinungen und Gebräuchen, ein Jeder nahm sein Stück. Aber die unsichtbare innere Gemeinde, die dem Herrn zunächst an-

liegt, dieſe vollkommene Einheit, den Rock von oben an gewirket durch und durch, können die Parteyen nicht zertrennen; ſie looſen darum, weß er ſeyn möge, und looſen noch fort und fort. Er liegt noch mitten zwiſchen ihnen ausgebreitet, wir leſen nicht, welcher ihn erhalten hat.

Und dieſes innere Gewand, dieſer Rock der Gerechtigkeit Chriſti, iſt das Weſen der Gemeinde. Man bedenke wohl, daß es ein Rock Chriſti iſt; nicht das Kleid einer allegoriſchen Figur, Religion genannt, welche unter allen Völkern vorhanden iſt, und worin ſeit der neueſten Aufklärung ein neuer Schein erſchienen iſt. Dieſes ſchlechte Gewebe, das überall reißt, wo man es anfaßt, iſt noch lange nicht ſo viel werth als des Herrn Mantel. Man ſieht aber, wie wenig der alte Schein half; den Mantel entführten die Stürme, und um die Blöße zu bedecken, griff man nach jedem Geſpinnſt. Eine ſtolze Einbildung wob eine Art Netz, das wenigſtens vor Gott nicht undurchſichtig iſt, vor ihm keinen Halt hat. Es hieß mißräuchlich Philoſophie, oder auch Deismus. Es nannte ſich auch wahres Chriſtenthum und Urchriſtenthum. Im Triumph rief man aus, nun ſey der rechte Rock gefunden, der die ganze Welt umſpanne; den habe der Welterlöſer gemeint. Arme Kinder einer armen Zeit! Wenn

gleich Größe der Erde und Weise nach dem Fleisch sich von dieser Predigt bekören ließen, siehe, sie verhallt. Sie ist sehr gelehrt geworden, und hat die Schulen eingenommen; die wehren sich mächtig wider den Rock Christi, werfen gar mit Mantelstücken um sich, und bekommen dafür wieder Mantelstücke an den Kopf geschleudert. Keiner versteht den Andern; Katholiken wollen Rom, Evangelische wollen die Vernunft; beyde widersprechen hiemit ihrem Namen, und wissen nicht, daß das Reden vom Schein zu gar nichts führt. Suchet das Wesen, das nicht Morallehre noch Ceremonie ist, sondern die Gnade der Erlösung von Sünden, so werden Zwey oder Drey, in des Erlösers Namen ohne alles Außenwerk versammelt, eine rechte Gemeinde seyn; und Tausende im Prachtgebäu des oberbischöflichen Roms auf gleichen Namen versammelt, auch. Ueberall ist Mißbrauch, überall sind Glaubenslose, mit Schein und ohne Schein. Im weiten Umfang der christlichen Welt stehen mehr oder weniger verfallene Reste (Sardes) von verschiedenartigen Kirchen; der Tod hat in ihnen allen überhand genommen, und wenig wird von dem Engel der Gemeinde auf den Ruf gemerkt: »Sey wacker, und stärke das Uebrige, das sterben will!«

Wenn der Herr sagt: »Selig sind, die nicht

ſehen und doch glauben,» ſo kennt er doch auch eine Seligkeit der Sehenden; er ſprach zu ſeinen Jüngern inſonderheit (Luc. 10, 23): »Selig ſind die Augen, die da ſehen, das ihr ſehet.» Dieſe Seligkeit iſt doppelt; einmal des geiſtigen Sehens durch die Augen des erleuchteten Glaubens, der überall den Herrn ſieht, ihn im Weſen aller Gemeinden findet, als den, der die ſieben Geiſter Gottes hat und die ſieben Sterne; ihn erkennt in allen Geſtalten und Veränderungen der Dinge, als den der da iſt, war und kommt. Es iſt ein ſeliges, tröſtliches Schauen um dieſe Erkenntniß der wahren Jünger Jeſu. Dann aber iſt es ein wirkliches Sehen, wann er kommt. Es heißt bey Lucas (17, 20 ff): »Da er aber gefragt ward von den Phariſäern: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und ſprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht ſagen: Siehe hier, oder, ſiehe da iſt es. Denn ſehet, das Reich Gottes iſt inwendig in euch.» Das iſt allen Phariſäern geſagt, welche das Sichtbare irgend einer Kirche für das Reich Gottes halten; dieſes geiſtliche Reich iſt nicht hier oder da, es iſt in uns, es iſt mitten unter uns Allen. »Er ſprach aber zu den Jüngern: Es wird die Zeit kommen, daß ihr werdet begehren zu ſehen Einen Tag

des Menschensohns, und werdet ihn nicht sehen. Und sie werden zu euch sagen: Siehe hier, siehe da. Gehet nicht hin, und folget auch nicht. Denn gleich wie der Blitz, welcher blitzend leuchtet von einem Ort unter dem Himmel zum andern: also wird des Menschen Sohn an seinem Tage seyn. Zuvor aber muß er viel leiden, und verworfen werden von diesem Geschlecht.« Dieses ist den Jüngern gesagt, und geht auf alle Zeiten: verkündigte Sehnsucht nach der Wiedererscheinung des Herrn; Warnung vor einseitigem Nachlaufen, vor Aberglauben an etwas Gepriesenes, das doch Er nicht ist; Verheissung untrüglicher Merkmahle; Leiden Christi in seinen Gliedern, Verwerfung und Abfall. Er spricht auch anderwärts (Joh. 14, 19): »Ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.«

So lange nun zwar die Gemeinde Jesu Christi nicht aufhören kann sichtbar zu seyn in äußern Erscheinungen, in denen der christlichen Gottesverehrung und andern christlichen Anstalten, auch in Tugenden der thätigen Bekenner, keine kirchliche Form aber sich allein für die sichtbare Kirche halten darf, weil dadurch Christus in der andern verkannt und gelästert würde, in ihr selbst aber das unchristliche Zugemische heilig gesprochen, sondern die wesentliche Gemeinde noch

nicht offenbar iſt auf Erden, bis an den Tag, da ſie aus allerley Volk ſammt der im Himmel wird ans Licht kommen: ſo lange mögen wir uns warnen laſſen, in welcher der Kirchen oder Secten wir auch leben mögen, durch die Worte an Sardes (Off. 3): »Ich weiß deine Werke; denn du haſt den Namen daß du lebeſt, und biſt todt. Sey wacker, und ſtärke das Uebrige, das ſterben will; denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor meinem Gott. So gedenke nun, wie du empfangen und gehöret haſt, und halte es, und thue Buße« — das iſt zwey Parteyen geſagt, welche nur auf verſchiedene Weiſe die erſte Einfalt, Demuth, Armuth, Liebe und das wahre Evangelium, die Lehre des Geiſtes der Gnade und Wahrheit, verlaſſen haben. »So du nun nicht wirſt wachen« — wohl gar des Wachwerdens und der Erweckungen ſpotten, mit dem Palladium des äußern Kirchenthums, oder mit der ſogenannten göttlichen Vernunft — »ſo werde ich über dich kommen wie ein Dieb, und wirſt nicht wiſſen, welche Stunde ich über dich kommen werde.« Herr, erbarme dich!

X.

Die Bibel denkt heliocentriſch,

oder

Etwas über die Schöpfungsgeſchichte.

Brauchten wir Beweiſe von der Unwiſſenheit des Menſchen, ſo wäre einer der auffallendſten, daß er im Zweifel ſteht, ob der Weltkörper, auf welchem er wohnt, in unverrückter Lage ruht, oder ſich umhergbewegt und umwendet. Jenes ſcheinbare Syſtem, wonach der ganze Himmel täglich um die Erde läuft, iſt nicht nur das Syſtem der großen Mehrzahl der Sterblichen, ſondern auch mancher gelehrten und gebildeten Leute, die unter andern aus Ehrfurcht vor der heiligen Schrift ſich zu der ſogenannten Kopernikaniſchen Anſicht nicht bequemen zu dürfen glauben. Daß einſt Rom dieſes letztere Syſtem verdammte, und den berühmten Aſtronomen Galilāi deſswegen gefänglich einzog und zum Widerruf zwang, iſt bekannt;

in unſern Tagen iſt es auch zu Rom geduldet. Philoſophiſch läßt ſich vor allen Dingen fragen: Iſt das ſinnliche Urtheil auch jedesmal das wahre? Darauf muß eine geſunde Erfahrungslehre mit Nein antworten, und die göttliche Offenbarung thut dieſes noch in ſtärkerm Grade. Die ganze Sinnenwelt iſt, aber die Form ihres Seyns, und daß dieſe nicht das Weſen ſondern des Weſens Erſcheinung für die Sinne iſt, darauf kommt es nach der richtigen idealiſtiſch-realiſtiſchen Theorie an, welche ſo weit geht, als Regel aufzuſtellen, daß der Schein von den an ſich weſentlich vorhandenen Dingen ſich ſtets umgekehrt zum Seyn verhalte, und daß in der Maaße, als ein Ding ſinnlich erſcheint, es um ſo weniger weſentlich ſey. Das Geſetz der Schwere gibt ein einleuchtendes Beyſpiel. Der leichteſte Körper, das Feuer, kann die ſchwerſten Körper auflöſen, verflüchtigen, und alſo ihre Nichtigkeit augenſcheinlich zeigen. Je maſſenhafter und gröber ein Körper, deſto zerſtörbarer iſt er, während die unwägbaren Stoffe ſich nicht einmal einſperren laſſen, und doch die wirkſamſten und die unauflösbarſten ſind. Sie entſtehen vielmehr zum Theil durch die Auflöſung ſchwerer Stoffe, und zeigen deren unzerſtörbares Grundweſen, das durch die materielle Verdichtung in Körperlein und Körpermaſſen

gebunden iſt, und an der Grenze der Theilbarkeit ſich in gewiſſer Stufe und Form aus ihnen entwickelt. Auch die Gebundenheit, Sinnlichkeit, mithin Erſcheinung der Dinge, iſt eine wirkliche Thatſache, ein Geſetz, und dieſe Einrichtung iſt ihnen für unſer gemeines Anſchauen gegeben, das mit ihr überſtimmt; aber darum iſt jene das Weſen nicht, und dieſes kein weſentliches Schauen.

Eben ſo verhält ſichs mit der Theorie des Himmels. Für uns und unſere Erde iſt es wahr, daß die Sonne auf- und untergeht, daß der Himmel ſich täglich von Oſten nach Weſten umwälzt, folglich unſer Erdboden ſtillſteht; denn wir merken nicht im mindeſten, daß dieſer ſich beſtändig umkugeln und überdem eine jährliche Reiſe durch den Weltraum machen ſollte. Wäre das, und merkten wir das, wie könnten wir, beſchaffen wie wir in dieſem Leibe ſind, hier dauern? Die gemeine Vorſtellung iſt alſo auf allen Fall unſerm jetzigen Daſeyn und der Einrichtung dieſer Erdenwelt gemäß. Weil aber die Forſcher ſich auf einen höhern Standpunkt im Geiſte begeben, und von ihm auf den Wechſel und Wandel der Weltkörper herabgeſehen, deſſen Geſetze beobachtet und nach ihnen ſelbigen vorauszubeſtimmen gelernt haben: ſo ſind ſie der Meinung geworden, daß die Sache ſich we-

ſentlich anders verhalte, als der unſerer jetzigen Natur zuſtimmende Schein; haben aber doch nicht aufgehört, in unſerer natürlichen Sprache nach dem natürlichen Schein vom Aufgang und Untergang der Sonne u. ſ. w. zu reden, obgleich ſie dem Weſen nach etwas ganz Anderes und Umgekehrtes verſtanden. Sie wußten, daß dieſe ſinnliche Sprache bloßes Bild ſey, aus unſerer ſinnlichen Anſchauung geſchöpft, poetiſcher Ausdruck, wie der, daß das Ufer neben den Schiffenden dahinfliege, daß die Blumen uns anſehen, und daß die Luft uns küßt. Und ſo reden heute noch alle Aſtronomen.

Wie ſollte nun die Offenbarung Gottes, die zu Menſchen reden wollte, ſich anders ausdrücken? Ihre ganze Sprache iſt nicht, was die Philoſophen abſtract nennen, und im Grund eine Täuſchung iſt; ſondern ſie iſt mit Abſicht ſinnlich und mit Weisheit ſinnbildlich, weil die ſinnliche Vorſtellung, der Natur des Menſchen gegeben, und für das Weſen repräſentativ durch Analogie oder vielmehr Stammverwandtſchaft, das einzig mögliche Gefäß der Mittheilung überſinnlicher Wahrheit iſt. Denn Alles was in der Sinnenwelt erſcheint, iſt auch im Weſen oder Urbild vorhanden, nur ganz anders geartet, nach dem Verhältniß der Körperwelt zu der geiſtigen; daher entſtehen aus

der Verwechselung der Principien beyder Welten so viel Mißverständnisse. Die Liebe findet sich in der materiellen Anziehungskraft, sie findet sich im Thierreiche; besonders aber auch im Reich der Geister und Gottes, woher sie stammt und wo ihr Wesen wohnt. Will die Offenbarung uns die göttliche Liebe nennen, so thut sie es zuweilen in der Hülle des irdischen Bedürfnisses; die Wonne jener Liebe spricht sie in der Form des sinnlichen Genusses aus; und anstatt mit reinem Sinn im Namen dieser Erscheinungen dem Wesen nachzugehn, bleiben wir aus Blindheit und Schwachheit in ihnen selbst befangen, und verurtheilen oder mißbrauchen, was uns zur Erkenntniß unsers Abstandes von Gott und zur Erkenntniß seiner Wahrheit vorgehalten wird.

Der Astronom sagt, die Sonne geht auf und unter; die Bibel sagt es auch, nicht weil es an sich, sondern weil es für uns wahr ist. Josua befahl der Sonne stillzustehen; wo nicht der Mensch Josua, so wußte doch der Geist der Weissagung, der hier aus ihm sprach, ob die Sonne wandelt oder nicht. Die astronomischen Bücher lehren seit Copernicus, daß die Erde sich täglich um ihre Axe, jährlich um die stillstehende Sonne dreht; die Bibel, die kein astronomisches Buch ist, lehrt nirgends das Gegentheil. Wenn nichts

wahr seyn dürfte, als was mit ausdrücklichen Worten in der Bibel steht, so wäre der größte Theil der Mathematik eine Lüge, keine Wissenschaft wäre ihrer selbst gewiß, und es wäre auch falsch, daß der ganze Sternhimmel sich um die Erde wälzt; mir ist keine Stelle erinnerlich, die das sagte, ob es gleich der entgegengesetzten Wahrheit unbeschadet gesagt werden könnte; mithin wäre keins von beyden Systemen wahr. Weil aber die Bibel weder das geocentrische noch das heliocentrische ausdrücklich lehrt, noch das andre ausdrücklich läugnet; so können beyde wahr seyn; und sind es auch, jenes scheinbare für uns, und dieses wirkliche an sich. Die ganze Sinnenwelt ist, wie oben bemerkt, voll relativer Wahrheiten. Wenn ich einen Stern durch die Strahlenbrechung oder im Reflector sehe, so sehe ich nicht ihn sondern sein Bild; mithin ist beydes wahr, daß ich ihn sehe, und daß ich ihn nicht sehe. Wenn ich eine Gestalt in ihrem Schatten sehe, so sehe ich sie durch das, was sie nicht ist; was habe ich nun gesehen? Alle Illusion ist eine relative Wahrheit; sie hat einen Grund der Wahrheit in sich, vermöge dessen sie wahr erscheinen kann, ohne die Wahrheit selbst zu seyn. Eben so die optische Täuschung des geocentrischen Systems, welcher nicht nur die Uebereinstimmung mit

unſerm ſinnlichen Urtheil zum Grunde liegt, ſondern auch der ganze Einfluß der übrigen Weltkörper auf unſere Erde, die ſo gegen ſie geſtellt iſt, daß ſie ihr wie Lichter, Feuer und Uhren, Licht, Wärme, Zeitmaaß und noch viel Anderes geben und zuflößen müſſen, in ſofern alſo wirklich für ſie vorhanden ſind. Man könnte noch weiter gehen und behaupten, daß z. B. jeder Menſch eine Art von Centrum für andre Menſchen, gewiſſermaßen ſelbſt für die ganze Menſchheit iſt, indem das Ganze auf ihn Einfluß hat, und er wiederum, wenn auch höchſt unmerklich, auf das Ganze; daß dieſe Centralität aber wechſelſeitig, und wenige Menſchen Hauptcentra, keiner aber (einen göttlichen Menſchen ausgenommen) das abſolute Centrum der Menſchheit iſt. Indeſſen iſt neben dem heliocentriſchen Syſtem die Erde dennoch centraler, als die aus ihm entſtandene gewöhnliche aſtronomiſche Anſicht vorauszuſetzen pflegt; und ſo wahr das heliocentriſche, ſo falſch das geocentriſche Syſtem für die Wahrheit an ſich iſt, ſo hat letzteres doch, indem es unſere Erde für central hält, große Wahrheiten vor der Theorie voraus, die, im Weſen richtiger, falſche Schlußfolgen daran gekettet hat. Man wird wiſſen, wohin wir zielen; die Idee iſt: im unermeßlichen Raum, deſſen Ende Niemand abſieht, ſtehen unzäh-

lige Sonnen; um dieſe wandeln unzählige Planeten, wieder von Trabanten umſchwebt; unter den Begleitern der Lichtkörper iſt einer der kleinſten unſere Erdkugel; ohne Zweifel ſind alle, wenigſtens die planetariſchen Weltkörper, bewohnt; ſchon in der Unzähligkeit der Sonnen allein, und hinter dem ungeheuern Umfang dieſer Maſſen, ja der Maſſen der ſichtbaren Mitplaneten in unſerm Sonnenraum, verkriecht ſich das kleine Kügelein, Erde genannt; es gleicht einer einzelnen Erbſe auf einem Feld voll unzähliger Aepfel, Pflaumen und Kürbiſſe. Was rühmt ſie ſich denn? Und was rühmt ſich der Menſch?

Und dennoch rühmt er ſich? iſt kühn genug, ſo zu reden und zu fragen? Auch jenes aſtronomiſche Urtheil iſt nichts weiter als gemein, obgleich die Theorie, worauf es ruht, höher als die gemeine geocentriſche iſt. In dem, was ſo eben angeführt worden iſt, liegen ſchon offenbar mehrere willkührliche Annahmen, da man, was von unſerm Sonnenſyſtem wahr iſt, oder auch wahr ſeyn kann, gradezu auf die Fixſterne überträgt. Wir können uns aber hier der ausführlichern Widerlegung überheben, denn wir haben ſie längſt gemacht, in der Erklärung des 8. Pſalms, und in der Abhandlung die überſchrieben iſt:

Ein Blick in das Weltall. *) Der Menſch ohne Gleichen war der allerverächtetſte und unwertheſte; ſo kann auch das Körnlein, Erde genannt, das wichtigſte Samenkorn der ewigen Schöpfung ſeyn. Sie iſt aber auch jetzt ſchon (in ſeiner Aehnlichkeit) der wichtigſte kosmiſche Körper, das dunkle Centrum der Himmel, nicht ſowohl dem Raum, als der Bedeutung nach; und der jetzige Menſch iſt die Schmetterlingslarve des höchſten der Geſchöpfe. Wir ſetzen darüber nichts hinzu, denn es iſt Alles geſagt.

Es iſt auch geſagt, daß Nic. Copernicus in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur der Wiederherſteller, nicht der erſte Lehrer des heliocentriſchen Syſtems; daß es vielmehr das der Pythagoräer, höchſt wahrſcheinlich alſo das der ältern Aegypter und allen weiſen Völker des höhern Alterthums, daß es das Syſtem der alten Brahmanen, dieſer Schüler der Aegyptiſchen Prieſter geweſen, auch daß ſich Andeutungen davon in dem kabaliſtiſchen Buch Sohar finden. **)

---

*) Blätter 2. Samml. S. 4 ff. 4. Samml. S. 354 ff. Bg. 8. Samml. S. 197 ff.

**) Brauchbare Notizen aus Griech. u. Röm. Schriftſtellern ſ. in Gehlers Wörterbuch Art. Weltſyſtem, 4. Bd. S. 703 ff.

Außer der Stelle bey Josua (Cap 10) werden noch folgende Bibelstellen von Gehler *) als diejenigen bezeichnet, welche Tyche und Riccioli dem Copernicanischen System entgegenstellen. Ps. 93, 1: »Der Herr ist König und herrlich geschmückt; der Herr ist geschmückt und mit Kraft gegürtet; darum stehet der Erdkreis fest und wanket nicht.« Deßgleichen Ps. 96, 10: »Saget unter den Heiden: Der Herr ist König; darum stehet der Erdkreis fest und wanket nicht. Er richtet die Völker recht.« D. h. die Welt bleibt in ihrer Ordnung, die Erde kann weder physisch, noch politisch, noch moralisch zerfallen, wenn der Allmächtige seine Herrschaft übt. Wie sollte es ein Beweis von der Allmacht Gottes seyn, daß der Erdball sich nicht um seine Axe oder um die Sonne bewegt? Hievon ist gar nicht die Rede. Ferner Ps. 104, 5: »Der du das Erdreich gründetest auf seinen Boden (auch: die Erde stütztest auf ihre Grundvesten), daß es nicht wanket immer und ewiglich.« Hier ist vielmehr von der Erdrinde als von dem Erdball die Rede, am wenigsten von dessen Umdrehung oder Ruhe im Weltraum. Man wird doch nicht denken, dieser Spruch lehre, der Erdball ruhe auf einem Ge-

*) A. a. O. S. 730.

ſteh? und worauf dieſes? Ferner Pred. Sal. 1, 5: »Die Sonne gehet auf und gehet unter, und eilet an ihren Ort, daß ſie daſelbſt wieder aufgehe.» Beweiſt nichts. Ferner Jeſaj. 34, 4: »Und es wird alles Heer des Himmels verfaulen, und der Himmel wird eingewickelt werden wie ein Brief» ꝛc. Wenn dieß die Stelle iſt *), was folgt daraus wider das heliocentriſche Syſtem? Endlich Richter 5, 20: »Vom Himmel ward wider ſie geſtritten, die Sterne in ihren Läuften (Bahnen) ſtritten wider Siſera.» Dem Sternlauf wird hier merkwürdig genug ein Einfluß auf die Schlacht wider Siſera zugeſchrieben. Aber folgt hieraus, daß die Erde ruht? ſagt es, daß der ganze Sternhimmel umläuft? Die Stelle heißt wörtlich nach dem Hebräiſchen: »Vom Himmel ſtritten ſie, die Sterne von ihren Straßen ſtritten mit Siſera.» Wenn außer den planetariſchen Aſpecten auch die der Fixſterne hierunter verſtanden werden, und wenn ſelbſt letztern ein Lauf zugeſchrieben würde, ſo wäre es höchſtens die Sprache des ſcheinbaren Syſtems, die für das Weſen nichts verſchlägt.

Aber, wendet man ein, die ganze bibliſche An-

*) Gehler citirt 34, 8; er ſcheint aber die Stellen überhaupt nicht verglichen zu haben. 3 Eſra 4, 38 iſt falſch, oder nicht hergehörig.

ſicht ſcheint zu widerſprechen. In der heil. Schrift iſt überall nur die Erde das Leidende, und wird dem Himmel als dem Wirkenden überhaupt entgegengeſetzt. Nur von ihr wird geſagt, daß ſie Thohu und Bohu oder ein Chaos geweſen ſey. In dieſem Chaos wurde Lucifer verſchloſſen; aus dieſem Chaos wurde unſere Erde gebildet; auf ihr wurde Gott Menſch; von dem Himmel, von den Sternen, als Organen höherer Kräfte zur Leitung der untern Welt, iſt nur im Ganzen die Rede, u. ſ. w.

Die bibliſche Anſicht ſcheint zu widerſprechen, weil ſie nach dem ſcheinbaren Syſtem ſpricht, und das Univerſum nach dem irdiſchen Schein anſieht, wie oben gelehrt worden, aber ſie widerſpricht nicht in der That. Hat ſchon der unterrichtete Aſtronom ein höheres Auge bey niederer Sprache, ſo gewiß der Geiſt Gottes. Mehrere von den hier bemerkten Einwürfen ſind in den angeführten Abhandlungen genugſam beantwortet. Es muß nur Etwas über die bibliſche Schöpfungsgeſchichte geſagt werden. Wenn es im Eingang der Geneſis heißt: »Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde:« ſo heißt dieſes einmal ſo viel als: der Urſprung aller ſichtbaren Dinge, worunter der Menſch zunächſt Himmel und Erde unterſcheidet, kommt von Gott, und war folgender. Es wird da-

mit unter andern die Ewigkeit der Materie gelehrt hat, welche auch ein wahrer philosophischer Satz ist. Ferner heißt es, Gott habe geschaffen den Himmel und die Erde[1], nicht umgekehrt, die Erde und den Himmel; mithin den Himmel zuerst, hernach die Erde. Wie früh herrsch die jetzige Erde erschaffen worden sey, ist aus diesen Worten selbst nicht, wohl aber so viel klar, daß beyde Schöpfungen genau unterschieden sind (éth-haschamajim, veéth-haarez). Die folgende Erzählung unterscheidet sie noch genauer. Was nun in diesem Sinn seiner ersten Schöpfung der Himmel ist, wollen wir näher untersuchen. Derjenige Himmel, welcher V. 8 die Luft oder das Firmament heißt, kann es eben so wenig seyn, als Sonne, Mond und die Sterne im 16. Vers; das Licht wurde auch dem Chaos, ja, selbst dem Chaos der Erde, und auf dreyfache Chaos mit dieser unserer Erde, geschaffen oder gesichtet; der Himmel des 1. Verses war aber schon zuvor da. — Da müßte aber auch die Erde des 1. Verses zuvor schon dagewesen seyn? — Warum nicht? Man sehe noch näher zu. Das zweymal gebrauchte Zeichen des Accusativs (éth oder eth) ist nach hebräischer Sprachlehre eigentlich ein Nomen, und bedeutet das Wesen, den Stoff, die Substanz oder Essenz. Nun versteht

die sinnliche Bibelsprache unter Himmel alles Flüchtigere, Geistigere oder Höhere, unter Erde alles Festere, Gröbere und Niedere. Jenes ist das Wirkende, dieses das Leidende (wiewohl nach Verhältniß und Ansicht). Beyde sind die zwey ewigen Säulen der Schöpfung; es ist keine Natur denkbar ohne sie und ihr Ineinanderwirken. Sie selbst aber sind in verschiedenem Grade denkbar. Es wird uns also gesagt, daß gleich anfänglich diese zwey Substanzen oder Grundstoffe, die wir Oberes und Unteres nennen wollen, oder das Geistige und das Leibliche, geschaffen worden seyen, doch erst das Obere oder Geistige, das dann das Organ der Hervorbringung des Untern oder Leiblichen geworden, so nämlich, daß dessen Princip schon in ihm lag. Wer dieß letzte verstehen will, sehe nur zu, was ein klares Wasser allmählig aus sich niederschlägt, oder welche unbegreifliche Zuflüsse oder Zusätze das Gewächs jährlich aus der Atmosphäre als seinem Himmel erhält. Der Himmel, Schamajim, ist von alten Weisen stets mit voller etymologischen Wahrscheinlichkeit für ein Compositum von Aesch und Majim, Feuer und Wasser, erklärt worden, wenn auch ein andrer etymologischer Bezug (auf schamah, hoch seyn, fern seyn) dabey nicht ausgeschlossen ist, eine mehrmals vorkommende Er-

ſcheinung; er iſt überdem ein Prinzip aller weiteren Dualität, und bezeichnet folglich in ſeinem Namen das ſo eben Geſagte. Ein feuermäßiges Weſen, ein Doppeltweſen und doch nur Eins, iſt der erſte geſchöpfliche Ausfluß aus dem Willen des Schöpfers; und indem ſich bey deſſen weiterer Ausgeburt Waſſer vom Feuer ſcheidet oder niederſchlägt, ſo wird es das, was ſonſt Erde, und das vereingelte Feuer iſt das, was ſonſt Himmel heißt. Unwiderſprechlich ergibt ſich dieß aus dem 2. Vers, wo Erde und Waſſer als gleichbedeutend erſcheinen; und wer nur anſieht, wie unſer Waſſer durch den Froſt ein ſteinharter Körper werden kann, durch die Wärme aber ſich mit irdiſchen Stoffen verbindet, und zwar wenn es aufgefangen und wieder aufgegeſſen wird, ſo lange bis es ganz verſchwindet iſt, wird an der Identität von Waſſer und Erde nicht länger zweifeln.

Wird nun der 1. Vers zuerſt in deſſen allgemeinen Sinn der Schöpfung zweyer Grundſubſtanzen aus einer, welche Himmel heißt, genommen: ſo zeigt ſich zwiſchen ihm und dem 2. Vers ein großer Abſtand, welcher ſich nur durch Folgerungen aus der nachherigen Erzählung ausfüllen läßt. Und weil wir nachher einen Himmel kennen lernen, der allerdings mit aus dem Chaos gemacht iſt, nicht ſeinen Licht-

körpern: so werden wir unter dem Himmel das 1. Wesen, der vor dieser Erde gemacht ist; zugleich den unermeßlichen Raum der Fixsterne zu verstehen haben, von denen es anderwärts heißt, daß sie der Gründung unserer Erde zugesehen hätten (Hiob 38, 7). Der Himmel an sich konnte nicht chaotisch werden, in keinem Verstande des Worts; das Feuerprincip (in der niedern chemischen Erscheinung des Oxygen) ist nicht zur chaotischen Verwirrung oder Verfinsterung geeignet, denn es ist Licht. Nur das mit ihm verbundene Wasserprincip (das Hydrogen), welches zugleich Erdprincip ist, kann einer Verfinsterung fähig seyn. Dieser Grundstoff wurde denn wirklich nach V. 2 wüste und finster, und verschlang den mit ihm vereinigten Himmel, nicht aber den Himmel überhaupt. Wo und wie? das ist nun die Frage. Nicht alle Erde, nicht alles Wasser, im höhern Sinn dieser Wörter, wurde Chaos, sondern nur die Wassererde, die unserm Erdkörper zunächst angehört. Dieß deutet Moses durch den Uebergang auf unsere Erdschöpfung an. Hier, wo deren Raum und der Raum der mit ihr erschaffenen Lichter jetzt ist, war auch Himmel und Erde, Feuer und Wasser, aber in anderm Verstand: es war eine nichtfinstere Stätte, wo lichtere Wesen wohnten. Aber eben diese Stätte,

nämlich die Erde oder das Niedere in ihr, ward (hajethah) ein Chaos, obgleich vorher voll Licht und Ordnung; und die jetzt geordnete Erde, wie sie ist, war einmal (ebenfalls hajethah) ein Chaos, eine finstere, wüste Verwirrung. Eine helle Luft, welche sich plötzlich in Dünste zersetzt und ein schwarzes Gewitter bildet, gibt ein anschauliches Bild. In dieser Verwandlung wurde nun gefangen, was sich darin befand.

Aber diese wüstleere Erde, diese finstere Tiefe d. h. Fluth (tehom), wurde bewegt von dem über dem Gewässer schwebenden Geistwind Gottes, welcher auch das ausgehende Schöpferwort ist; denn Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Nicht als ob vorher kein Licht als Grundstoff überhaupt vorhanden gewesen wäre; sondern wie V. 4 ausdrücklich sagt: Gott schied das Licht von der Finsterniß, in welcher es verschlossen war, und zwar durch die Kraft des geistigern Lichts, welches sein Wort oder Geistwind ist, der Ausfluß, Repräsentant und das Werkzeug eines noch höhern, göttlichen Lichtes und Worts. Gott ließ aber die Finsterniß damals nicht wieder durch das Licht verschlingen, wie sie es verschlungen hatte, sondern er schied und stellte sie neben einander, nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht; er brachte also diesen

Schöpfungstraum nicht wieder zu seinem himmlischen Urstande, sondern er machte vielmehr in ihm einen Erdhimmel, von dem obern oder auswendigen Sternhimmel ganz verschieden. Auch ging nunmehr die Schöpferwirkung zunächst auf die Ausbildung der Erd- und Wassermasse, und zwar unter deren steten Umwälzung um sich selbst oder ihre Axe. Letztere ergibt sich daraus, daß Abend und Morgen, ein Tagsunterschied wurde; und wollen wir diesen begreifen, so müssen wir uns vorstellen, daß das Licht seine eigene Stelle im kosmischen Raum, wie eine Halbkugel, und die dunkle Masse die übrige Rundung aber herunter einnahm, und mittelst ihrer Umdrehung von jenem, gleich als von einer ungeheuern Sonne oder Glanzwolke, abwechselnd beleuchtet wurde. Diese Lichtmasse zog nun auch das ihr Verwandte an, wie die Erde es abstieß, und hingegen das ihr selbst Verwandte an sich zog. Auf diese Weise stieg der ätherische Wassertheil aufwärts, und der erdigere Wassertheil haftete an der Erde; der scheidende Raum aber wurde die sogenannte Veste zwischen den Wassern, die nicht mehr zusammenfließen konnten. Das niedere Wasser wurde das unsere; über ihm bildete sich die Luft in verschiedener Abstufung, als fester Träger jener höheren Wasser über ihr, die mit dem Lichte zu-

sammenfloßen, und wiederum ein Feuerwaßer, ein Himmel hieß. Gott aber nannte den ganzen scheinbaren Raum, von der untern Luft durch den Aether bis zum höchsten ätherischen Feuerwaßer, dieses ganze Firmamentum, Himmel, wegen Aehnlichkeit mit dem schon vorhanden gewesenen höhern Sternhimmeln, und im Gegensatz des abgeschiedenen gröbern oder niedrigern Theils des Chaos, zum Beweis des eben eingetretenen mannigfachen und Grundverstandes der Wörter Himmel und Erde. Der gröbere Theil nun bestand aus ganz materieller Erde und dazugehörigem schweren Waßer, welche wiederum in Trockenes und Feuchtes, in Erde und Meere, geschieden wurde; und mittelst Wirkung der Waßer über der Veste und des Lichtes, deren Kräfte sich durch die Veste hinabsenkten, begann der Erdboden zu vegetiren, aus Vermögen des in jenem wirkenden schöpferischen Worts. Nun wurde aber zuerst der neuerschaffene Himmel geordnet; und wie bisher schon die tägliche Rotation der Erde vor sich ging, so mußte nun der neuerschaffene Ball auch den Antrieb zu seiner jährlichen Umdrehung erhalten. Denn Gott bildete aus dem formlosen Licht oder Feuer und den damit verbundenen Waßern über der Veste, ja aus den Waßer- oder Erdtheilen der Veste selbst, nunmehr die Lichtkörper

Menschen bey Buch der Natur, worin derselbe forschen und den Schlüssel erkennen sollte, und legt es ihm noch täglich offen vor. Worin beyde Bücher einander nicht widersprechen, wiewohl sie es an sich nicht können, sondern nur in der Wissenschaft: da kann die Wissenschaft als richtig gelten. Die Bibel hält sich in Dingen, welche das Wesentliche und Ewige für uns nicht sind, ganz neutral, ohne es darum an Winken für die Wahrheit fehlen zu lassen. Unter sie gehört für gegenwärtige Materie besonders die Stelle im Brief Jakobi (1, 17), die genau übersetzt heißt: »Alle (aber lauter) gute Gabe, und alles (aber lauter) vollkommene Geschenk, ist von oben herabsteigend von dem Vater der Lichter, bey welchem nicht innewohnend (oder im Weg) Veränderung, oder der Wende Verfinsterung.« Hier wird im Gegensatz der ewigen Lichter auf die Erde gezielt, und bey ihr nicht als zufällig sondern als eine wesentlich innewohnende Eigenschaft gedacht, und von Gott als wesentlich oder ihm innewohnend (ἐν, inest) geläugnet wird, eigentlich die Veränderung, und eine Finsterniß, die durch Umkehrung entsteht. Wäre hier von der Umkehrung des Himmels um die Erde die Rede, mit welcher die Sonne bald Tag bald Nacht macht, so wäre es eine andere, nicht der Erde eigenthümliche,

wie doch der Sinn des Gegenſatzes mit ſich bringt. Wir geſtehen, daß der Wink ſehr leiſe, folglich für eine plumpe Wahrnehmung nicht iſt. Für ſie gibt es aber überhaupt nur gemeine, handgreifliche Wahrheit. Uns iſt die Stelle ein ſo feiner als deutlicher Beweis, daß nach der Wiſſenſchaft des Geiſtes Gottes, ſo gut wie nach der jetzigen Schulwiſſenſchaft, die Erde ſich um ihre Are wendet, ja daß ſie auch den davon kaum trennbaren jährlichen kreiſiſchen Umlauf hält, mithin das heliocentriſche Syſtem das verborgene der Bibel iſt.

Nach Abfaſſung dieſes wurden wir durch einen Freund aufmerkſam gemacht auf einen anonymen Aufſatz in der Monatſchrift: Der Staatsmann, Febr. 1826. welcher überſchrieben iſt: »Der Proceß des Galileo Galilei, neuerwogen, mit Rückſicht auf die Anſichten und den Zuſtand des 19. Jahrhunderts.« Die Meinung iſt: Galilei habe dadurch gefehlt und ſich das Urtheil der Römiſchen Inquiſition zugezogen, daß er eine geduldete philoſophiſche Hypotheſe hartnäckig zur thetiſchen Wahrheit zu erheben und der Theologie aufzudringen geſucht habe. Schon ein halbes Jahrhundert vor der Geburt des Copernicus habe ein junger Teutſcher, Nikole da Cuſa, geb. 1401 zu

Coblenz, in seinem Buche de docta ignorantia den hypothetischen Satz aufgestellt, daß die Erde sich bewege und die Sonne still stehe, habe dieses Buch dem Cardinal Cesarini dedicirt, sey vom Pabst Nicolaus V. zum Cardinal und Bischof von Brixen ernannt, und von ihm, von Calixtus III. und Pius II. mit den wichtigsten Geschäften beauftragt worden. Mehr noch habe Copernicus selbst die Gunst und Protection des Pabsts und des Römischen Hofs erfahren. Der Cardinal Nikolo, aus dem Meißnischen Geschlecht Schemberg, habe die Bekanntmachung seines Buchs de revolutionibus orbium caelestium bewirkt, und Pabst Paul III. dessen Dedication ihm gestattet, u. s. w. Bey dem Allen sey die fragliche Lehre in den Grenzen der hypothetischen Wissenschaft verblieben; und unter dieser Beschränkung, nämlich das System als Hypothese, jedoch nicht als These zu lehren, sey es im Laufe der letztverflossenen beyden Jahrhunderte nicht nur zu Paris, sondern in der ganzen katholischen Welt seinem ganzen Umfange nach tradirt worden, und erfreue sich bis auf den heutigen Tag noch zu Rom ganz derselben Begünstigung wie alle ähnliche Constructionen des menschlichen Geistes, in wiefern sie sich nicht für positive und thetische Wahrheit auszugeben unterfangen.

Wir können hier weder die Geſchichte des Copernicaniſchen Syſtems oder des Verfahrens gegen Galilei conſtatiren, noch fühlen wir uns berufen, deßhalb mit Rom zu hadern; auch mit dem Verfaſſer nicht, wiewohl er durch mehrere ganz unpaſſende Bemerkungen und Ausdrücke (wie z. B. das bekannte akatholiſch für nichtrömiſch) dazu Anlaß gibt. Ein Jeder mag ſeines Glaubens leben; er handle aber mit gleicher Beſcheidenheit, um nicht als Werber für das Unweſentliche einen gerechten Krieg gegen ſich zu erregen. Wir ſind nicht geneigt, dem Römiſchen Oberbiſchof, noch irgend Jemand in der Welt, in ſeinen Rechten oder in ſeiner Geſinnung zu nahe zu treten, und pflegen uns über nichts mehr zu freuen, als Gutes zu hören von dem, deſſen Eigenſchaften und Handlungen uns tadelnswürdig erſcheinen, oder der unſer Feind ſeyn will. Wir erlauben uns daher nur einige ruhige Bemerkungen. Wenn der Verf. »glaubt erwieſen zu haben, daß Rom, ſeinem beſtändigen Wahlſpruche getreu, in dem Proceſſe des Galilei, nicht nur die Einheit in den nothwendigen Dingen, ſondern auch die Freyheit in zweifelhaften, vorzüglich aber in allen Dingen die Liebe behauptet habe:« ſo iſt dieſer Grundſatz zwar der richtigſte von der Welt; ob

ihn aber Rom überall befolgt und wie es ihn aufgelegt hat, muß die Geschichte beweisen. Die Liebe ist nicht die, welche sich eher das Ihre liebt (Matth. 6, 46. 1 Kor. 13, 5); der Einheit im Nothwendigen läßt sich leicht ein zu weites, und der Freyheit im Zweifelhaften ein zu enges Gebiet abstecken, wie denn durch Aufstellung wortreicher Symbole, an deren menschlichen Inhalt als an eine fortgesetzte Offenbarung geglaubt wurde, die meisten Kirchen gethan haben; während der Unglaube nichts Nothwendiges und nur eine unbedingte Freyheit kennen will, die zuletzt alle Wahrheit aufhebt. Das einzige Nothwendige ist das unterscheidende Dogma der christlichen Religion: die Erlösungslehre im ganzen biblischen Sinne des Worts, an die sich denn alle übrige seligmachende Wahrheit folgerecht und von selber anschließt; oder auch: das ehrwürdige reine apostolische Symbolum. Und weil dieß letzte und die Erlösungslehre die Grundlage aller Kirchen blieb, die diesen Namen verdienten, so ist der Beweis geführt, daß die Einheit im Nothwendigen allerwärts gesetzlich vorhanden ist. Was ferner das Weltsystem des Copernicus betrifft, so haben unzählige gläubige, verständige und gelehrte Menschen bey dessen thetischer Annahme nie daran gedacht, Folgerungen daraus zu ziehen, wodurch das Evange-

tium erſchüttert werden könnte. Waren ſie hierin kurzſichtig, ſo iſt das Aeußerſte was daraus fließt eben das, was geſchehen iſt, nämlich daß ſich Einwürfe daraus herleiten laſſen. Nun iſt es die Aufgabe einer erleuchteten Kirche, nicht ein wiſſenſchaftliches Reſultat, welches thetiſch zu werden nicht mehr gehindert werden kann, zu verdammen, auch nicht die Philoſophie von der Theologie zu ſcheiden und abzudämmen, da ſie ihr nur um ſo gefährlicher werden muß, und es außer der chriſtlich-theologiſchen oder mit der heil. Schrift übereinſtimmenden gar keine wahre Philoſophie gibt; ſondern zu zeigen, daß wenn auch jenes Zweifelhafte wahr wäre, das Dogma dadurch nicht den mindeſten Schaden leiden, vielmehr ſich höher verklären würde. Der Streit iſt hier nicht gegen das Ergebniß an ſich, ſondern gegen die irrigen Conſequenzen zu führen; ſonſt wird der Wachsthum in aller Erkenntniß, dieſe wichtige theologiſche Pflicht, aufgehoben. Die Forſchung iſt nie zu hemmen, wohl aber ihre Anwendung zurechtzuleiten. Der Verf. verwickelt ſich in beſtändige Widerſprüche, die wir hier nicht weiter zu erörtern nöthig haben, und ſieht dagegen Widerſprüche wo keine ſind. Er ſagt unter andern: »Das heilige Officium — wußte ſehr wohl, daß niemals eine Zeit kommen könne, wo die Be-

hauptung des gemeinen Menschenverstandes und der heiligen Schrift, daß die Erde still stehe, und die entgegengesetzte des Galilei, daß sie sich bewege, als Wahrheit desselben Sinnes, derselben Wissenschaft, desselben Systems mit einander bestehen würden, sondern daß das auf dem Felsen dieser Erde und dieser irdischen Denkweise gegründete und erbaute Evangelium nothwendig zur bloßen Wahrscheinlichkeit herabsinkt, in wie fern die Hypothese, daß sich die Erde bewegt, zur thetischen und absoluten Wahrheit erhoben wird." — Wenn der Verf. von irdischer Denkweise redet, so versteht er die sinnliche Vorstellungsart. Wir läugnen aber seinen Satz, vom nothwendigen Herabsinken des Evangeliums, das nur scheinbar auf das scheinbare System gegründet ist, ganz bestimmt, und sehen die Zeit, wo die zweyerley Ansichten zusammen ausgeglichen sind, wenn sie noch nie zuvor dagewesen wäre, wenigstens für uns als jetzt verhanden an. Wir haben ein Recht zu dieser doppelten Behauptung, denn wir haben oben und in den angeführten frühern Aufsätzen die Ausgleichung zweyer Systeme zu einem, jedem denkenden Verstande faßlich nachgewiesen; und sollte es uns als Kühnheit ausgelegt werden, zu fordern, daß hierin Jedermann mit unsern Augen sehe, so dürfen wir doch versichern,

daß wenn die Kopernikaniſche Weltordnung für Andre ein Stein des Anſtoßes und eine Mutter von Zweifeln, ja ein Strick des Unglaubens geworden, ſie, die nun einmal nicht mehr aus der Welt zu verdrängen iſt, uns perſönlich, in Folge der oben dargelegten Einſicht, zur Befeſtigung, Erhöhung und Verklärung unſers chriſtlichen Glaubens dient. Wir wünſchten zu wiſſen, welche wahre oder auch nur wahrſcheinliche wiſſenſchaftliche Entdeckung den Felſen Chriſtus untergraben könnte. Man gebrauche ſie recht, ſo wird ſie ihm ein neuer Schmuck.

Wir wollen noch kurz unſer aſtronomiſches Glaubensbekenntniß wiederholen. Für uns hienieden ruht die Erde feſt im Mittelpunkt des ſichtbaren Weltraums, und iſt von ſieben Wanderſternen (einſchließlich der Sonne und des Monds) umringt, welche ſich täglich mit dem ganzen Himmel um ſie herumbewegen, und von ſo merklichem Einfluß auf ſie ſind, daß nur ſie und keine andre mehr vorhanden zu ſeyn ſcheinen. Sie ſind für uns Lichterſcheinungen, gleich den Fixſternen, welche ebenfalls nach Verhältniß des Aſpects eine gewiſſe Kraft auf die Erde äußern. Dieſer ſinnlichen Erfahrung unabbrüchig, verhält ſich auf einem höhern mathematiſchen Standpunkt die Wahrheit alſo. Die Sonne ruht im Mittelpunkt des ſi-

hern Weltensystems, von dem wir einen Theil ausmachen; um sie wandern, einschließlich unserer Erde, elf Planeten, zum Theil von Monden begleitet, und wie es scheint, keine mehr. *) Die sonnennahen sind die dichtern, die sonnefernen oder äußersten die weniger dichten Körper unter ihnen, oder: ihre Dichtigkeiten stehen im umgekehrten Verhältniß ihrer Entfernungen von der Sonne. Unser ganzes Sonnensystem ist das körperlichste des Weltalls. Unsere Erde, gewissermaßen in der Mitte, ist der wichtigste Planet, wo das wichtigste Geschöpf, der Mensch wohnt, mit ihm jetzt in der Verdorbenheit, künftig in höchster Verherrlichung. Die Fixsterne sind höhere Sonnen als die unsrige ist, haben keine selbst gedämmterliche Trabanten wie sie, wenden sich zum Theil um oder mit ihres Gleichen herum, sind in höherer Reinheit ebenfalls verschieden specificirt, und zwar nach der Siebenzahl, die sich in unserm Weltsystem kund gibt, und sind umgeben mit einem ungleich angehäuften Lichtnebel, in welchem neue Sterne ihrer Art entstehen auch wieder verschwinden können. Die Kometen sind wahrscheinlich vergängliche Körper, wenn gleich einige davon mehrere Umläufe um die

*) Vgl. Schuberts Kosmologie S. 209.

Sonne halten, ehe ſie ſich wieder verzehren. *) Alle Himmelskörper ohne Ausnahme können von Geſchöpfen bewohnt ſeyn, die ihrer Natur gleichen. Jenſeits des ungemeſſenen Fixſternenraums beginnt die uns unſichtbare und unbegreifliche Welt höherer Weſen und Kräfte, durch welche das Leben von Gott auf alles Innere oder Niedere im Raum herabſtrömt. Unſerm Sonnenſyſtem, vermuthlich auch dem Fixſternhimmel, ſteht eine Verwandlung bevor. Chriſtus iſt von unſerer Erde aus durch alle jene Himmel in das Unſichtbare eingegangen, wobey aber, als bey einer Begebenheit höherer Natur, keine menſchliche Vorſtellung von Zeit und Raum zureicht. Das Weitere ſehe man in den angeführten Abhandlungen.

---

*) S. Piazzi bey Schubert S. 329. Eg. Jub. B. 13. u. daſ. d. Anmerk.

XI.

Die Namen Gottes.

Die göttliche Weisheit hat sich in Räthseln ausgesprochen, die am übelsten verstanden worden sind von der Zeit an, wo man ihre Urkunden, dem alten und neuen Israel gegeben, wie gemeines Menschenwerk behandelt hat. Man hat auch an den ältesten Werken der Völker nur die Aussenseite angesehen, und sie um nichts besser begriffen. Daneben erwachte der Gedanke von Zusammensetzung, von späterer willkührlichen Redactien der alten schriftlichen Denkmahle. Wo man auf den ersten Anblick Zusammenhang vermißte, oder Verschiedenheit in Ideen, Styl und Bildern witterte, da schmeichelte es dem Scharfsinn, Bruchwerk mit Kütt und Fugen zu entdecken, und die einzelnen Stücke weit auseinander zu werfen. Die überlieferten Namen der Verfasser wurden dabey sehr

zweifelhaft; man ließ einem jeden noch ſo viel Eigenthum, als man für gut hielt; das Uebrige fiel Ungekannten anheim. Weil glaubhafte Nachrichten melden, daß der Tyrann Piſiſtratus und ſein Sohn Hipparch zu Athen die Homeriſchen Lieder geſammelt, und es nicht unmöglich wäre, daß ſie erſt damals, d. i. nach 300jähriger mündlichen Aufbewahrung durch die Homeriden, Rhapſoden oder Sänger, vollſtändig niedergeſchrieben worden, welches ihrer reinen Ueberlieferung im Ganzen wenig Abbruch thut: ſo wurde nach und nach Alles, die Anordnung der beyden Werke, aus denen die Röden einzelne Geſänge vortrugen, ihre urſprüngliche planmäßige Ganzheit, und ob ſie einem oder mehrern Homeren ihr Daſeyn verdanken, ungewiß. Der Verfaſſer der Ilias ſollte ein andrer als der der Odyſſee ſeyn, wofür in Sprache, Geiſt und Mythologie Beweiſe geſucht wurden, und jedes Werk wieder Verſchiedenen zugehörig ſeyn. So möglich auch dieſes wäre, ſo iſt doch erſtlich Ein Homer, als Vater dieſes epiſchen Lieds, nicht zu läugnen; daß er aber der Dichter beyder ganzen Cyklen iſt, ebenfalls möglich, da andre Dichter weit mehr, denn dieſe achtundvierzig Rhapſodien an Umfang betragen, und mit weit größerer innern Verſchiedenheit hervorgebracht haben, und das Concipi-

ren ins eigne und das Dictiren ins fremde Gedächtniß die Aufzeichnung vertreten konnte, jedoch Homer ebensowohl geschrieben haben mag, als sein Zeitgenosse Salomo und die ihm bekannten Aegypter; überdem ein solcher Genius eher bey Einem als bey Mehrern vorausgesetzt werden kann, und für die Homeriden, seine Schüler, noch andre Werke übrig bleiben, deren einige, wie die Batrachomyomachie und die Hymnen, uns zwar auch unter seinem Namen, aber vermuthlich mit wenigerm Recht, aufbehalten sind. Wir müssen uns also in Absicht jener Hauptwerke bis auf bessern Beweis bey der Ueberlieferung des Alterthums beruhigen, das, obgleich der Zeit des Ursprungs näher, nirgends Unglaubliches in der authentischen Aufbewahrung fand.

Weit wichtiger und unangemessener war es, daß man in Israel, wo seit Moses geschrieben wurde, auch nur zusammengereihte Bruchstücke sah. Keines von den größern Bibelbüchern blieb ganz, während weder die Rabbinenschule, noch das Neue Testament, unsere Entscheidungsquelle für Exegese und Kritik, die Bücher des alten Kanons zerreißt. Auch die Mosaischen Schriften suchte man zu zersplittern, besonders die vordersten Capitel der Genesis. Eine auffallende Erscheinung bot sich dar: in dem ersten derselben heißt

Gott allerwärts Elohim; im zweyten kommt er zum erſten Mal vor unter dem Namen Jehova Elohim (insgemein Gott der Herr überſetzt). Alſo hatte der Verfaſſer des erſten Capitels einen Gott, welcher Elohim hieß, und der des zweyten auch ſeinen eigenen. Leicht fanden ſich Verſchiedenheiten der Schreibart und Begriffe hinzu, ſogar eine zweyte Erzählung von der Menſchenſchöpfung; und ſo entſtanden in der Meinung der Kritiker zwey verſchiedene Urkunden, von dem unbekannten Redactor des Pentateuchs an deſſen Spitze geſtellt: eine Urkunde Elohim von C. 1, — 2, 3. und eine Urkunde Jehova, C. 2, 4 ff., letztere beginnend mit den wie ein Anfang lautenden Worten: »Dieſes iſt die Geburt von Himmel und Erde« ꝛc.

Wenn aus Antrieb des heiligen Geiſtes Moſes zwey väterliche Urkunden, gleichſam wie zwey Therſäulen, an den Eingang ſeines Geſchichtwerks ſtellte, ſo hatten deren Urheber auch den Geiſt der Wahrheit. Er kann aber auch ſelbſt beyde mit weiſer Abſicht verfaßt und an einander gereihet haben. Die Kritiker haben nach äußern Gründen geurtheilt; wir fragen, ob es keinen innern Grund, beſonders der Namensverſchiedenheit, geben möge.

Name iſt Bezeichnung der Eigenſchaft; in wel-

cher Eigenschaft Gott erkannt wird oder handelt, in solcher wird er auch benannt. Er selber führt uns bey der Berufung Mosis darauf; er sprach zu ihm (2 Mos. 6, 2. 3): »Ich bin der Herr (Jehova). Und bin erschienen Abraham, Isaak und Jakob als der allmächtige Gott (El schaddai); aber nach meinem Namen Herr (Jehova) bin ich ihnen nicht offenbar worden.« Da andre Stellen es wahrscheinlich machen, daß die alten Patriarchen schon vor der Sündfluth den hochheiligen Namen Jehova (den man aus Ehrfurcht gewöhnlich durch Adonai, d. i. Herr im höchsten Sinn, ausspricht) an sich selbst gekannt, und die angeführten Worte nicht lauten wie in der alten Lutherischen Uebersetzung: »aber mein Name Herr ist ihnen nicht offenbaret worden«, sondern buchstäblich also: »und (aber, betreffend oder in Bezug auf) meinen Namen Herr, bin ich ihnen nicht bekannt geworden«: so ist der Sinn wohl kein anderer, als daß er die Bedeutung dieses Namens ihnen nicht mit der That bewiesen habe, wie er sie nun dem Israel ewig beweisen wolle. Früher, wo er diesen Namen erklärt (C. 3, 14. 15), heißt es: »Gott sprach zu Mose: Ich werde seyn, der ich seyn werde (Ejeh-ascher-ejeh). Und sprach: Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Ich werde seyn (Ejeh), der hat

mich zu euch gesandt. Und Gott sprach weiter zu Mose: Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Der Herr (Jehova), eurer Väter Gott, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name ewiglich, dabey man mein gedenken soll (eigentlich: und dieß ist mein Gedächtniß) für und für.» Der Name bedeutet mithin den Ewigen, den Unveränderlichen, daher Treuen und Wahrhaftigen, der sein gegebenes Wort erfüllt. In der ersten Stelle (C. 6), wo der Herr erklärt, daß er den Patriarchen nach diesem seinem Namen sich nicht kund gethan habe, setzt er hinzu: »Doch (gleichwohl) habe ich meinen Bund mit ihnen aufgerichtet, ihnen zu geben das Land Canaan, das Land ihrer Wallfahrt, darin sie Fremdlinge gewesen sind. Auch (ebensewohl) habe ich gehöret die Wehklage der Kinder Israel, welche die Aegypter zum fröhnen zwingen; und habe an meinen Bund gedacht. Darum sage den Kindern Israel: Ich bin der Herr (Jehova), und will euch ausführen von den Lasten Aegyptens — — — und will euch bringen in das Land, darüber ich habe meine Hand gehoben, daß ichs gäbe Abraham, Isaak und Jakob; das will ich euch geben zu eigen, Ich der Herr.» Daß hier prophetisch zugleich das ewige Kanaan dem Israel Got-

tes verſprechen wird, laſſen wir bey Seite, und bemerken nur, wie ſich in dieſen Worten der angegebene Sinn von V. 3: »nach meinem Namen Jehova bin ich ihnen nicht offenbar geworden,« beſtätigt. »Dieſe Alle,« ſagt der Brief an die Hebräer (C. 11, 13), »ſind geſtorben im Glauben, und haben die Verheiſſungen nicht empfangen, ſondern ſie von ferne geſehen und gegrüßet, und bekannt, daß ſie Gäſte und Fremdlinge auf Erden ſind.«

Fragen wir aber näher, was denn der Gott iſt, welcher ſich nennt: Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde, und: Ich werde ſeyn, mithin das ewige Weſen, das unendliche Seyn (daher auch ſicher kein bloßer Nationalgötze); fragen wir nach ſeiner Grundeigenſchaft: ſo ſagt uns die Schrift, und zwar nach gekommenem Evangelium: »Gott iſt die Liebe.« Verdeckt liegt noch im alten Bunde dieſer Sinn in dem Namen Jehova; es iſt der Name der Gnade, die ſtets wieder hervorſcheint, und ewig währet, wenn die andre Haupteigenſchaft Gottes ihre Wirkungen vollendet hat. Nämlich die Liebe, Gottes Weſen, theilt ſich in zwey Kräfte: Gnade und Wahrheit oder Gerechtigkeit; beyde ſind aus derſelben Wurzel der Liebe, indem dieſe das Geliebte richtet, reinigt, beſſert und ſich verähnlicht zu ſeinem

Glück. Und obgleich Liebe und Gnade für einerley gelten können, so sind sie doch in so fern verschieden: in Gott äußert sich die Liebe als Gnade nicht ohne Gerechtigkeit, Gerechtigkeit nicht ohne Gnade, beyde aber fließen aus der Liebe, und in ihr wieder zusammen. Daher kommt nun der sonst unerklärbare Doppelname: Gott der Herr, oder vielmehr Herr-Gott: Jehova Elohim. Der erste von beyden wird vorangesetzt, als dem Grundwesen des Ewigen, der Liebe, näher, gleichsinnig mit ihr; der andre erklärt die Gnade als gerecht, wahrhaftig und mächtig. Nämlich El, Eloah, und dessen sonderbarer Plural Elohim, der mit dem Singular des Zeitworts construirt wird, d. h. die mehrzählige, die dreyeinige Gottheit' diese Namen enthalten den Begriff der Stärke, der Allmacht, der Furchtbarkeit und des Rechts. Elohim sind in allgemeiner und niederer Bedeutung Götter, Mächtige, Richter. Der höchsten Gottheit kommt dieser Name vorzugsweise zu, wiewohl ihn auch Geschöpfe führen; der allerheiligste Name Jehova ist ihr ausschließlich eigen. Dieser unmittheilbare Name, mit Elohim verbunden, also der Ewige-Mächtige, ist der vollständige Titel des höchsten Wesens nach Gnade und Kraft, Gnade und Recht, Gnade und Wahrheit; die Wahrheit gehört

aber im Sinn der Treue oder Beſtändigkeit ſowohl der Gnade, als im Sinn des Ernſtes und der Feſtigkeit dem Recht und der Macht zu. Es ſind dieſes Alles unſcheidbare Eigenſchaften, einander durchdringend, nur Seiten oder Pole Eines Prädicats.

Hiernach beurtheile man den Gebrauch der Namen Gottes in einzelnen Stellen. Daß in der Schöpfungsgeſchichte Gott anfangs nicht Jehova, ſondern Elohim, d. i. die Mächtigen, die Richter, genannt wird, iſt nicht eine Bezeichnung von Untergöttern, durch die er geſchaffen hätte, noch weniger die für ſich allein geſchaffen hätten; dem widerſpricht der durchgängige Singular des Zeitworts. Sondern Elohim iſt hier, wie in ſo viel andern Stellen, der Ewige ſelbſt; aber als mächtiger Richter, welcher die abgefallene und zum Chaos verfinſterte erſte Schöpfung im Raum unſers Sonnenſyſtems, die Geiſterwelt des großen Lichtengels und ſeiner Heere, mit Gerechtigkeit richtete, und durch ſeine Allmacht zur nachherigen neuen Ordnung umwandelte. Die Verwirrung aus dem Fall der Geiſter ſtand im Zorn; durch die Schöpfung der Sinnenwelt erwies Gott wiederum ſeine Barmherzigkeit, jedoch mit Macht und Recht gepaart. Nach vollendeter Weltſchöpfung tritt daher zum erſten Mal der Doppelname Jehova-Elohim

hervor; im 2ten Capitel wendet ſich Moſes unter ſummariſcher Wiederholung und mit beſondern Rückſichten zur Erde und zum Menſchen, als dem vorzüglichen Gegenſtand und Beweis der Erbarmung Gottes, die ſich auch bey des Menſchen Fall noch in dem heiligen Namen ausſpricht, wie in der Verheiſſung des Wiederbringers (C. 3, 15), während Satan (V. 1. 3. 5) nur den Namen ſeines gewaltigen Richters, Elohim, zu nennen vermag. Für das Menſchengeſchlecht iſt ferthin Gott noch immer Jehova-Elohim, und wird auch in alle Ewigkeit ebenderſelbe bleiben. Allein wenn alle Gerechtigkeit erfüllt iſt, daß der Name der Macht von dem Namen der Gnade gleichſam verſchlungen werden kann, und die Liebe ihren vollſtändigen Sieg feyert, als allein übrig ohne Gegenſatz: dann wird geſchehen was der Prophet verkündigt (Sacharj. 14, 9): »Zu der Zeit wird Jehova nur Einer ſeyn, und ſein Name nur Einer.« Im Buch Hiob (das man auch ganz vergeblich hat zerreiſſen wollen) heißt Gott mehrentheils Eloah, nicht bloß darum, weil Hiob von Geburt nicht aus Iſrael iſt, ſondern auch, weil er den Allmächtigen in Schreckniß, als Richter erfährt. Sobald aber Hiobs Schickſal ſich wendet, ſo erſcheint wieder der Gnadenname Jehova, und zwar allein (C. 38, 1. C. 39,

31. 33. wo dazwiſchen V. 32 der Allmächtige, Schaddai, in Bezug auf Hiobs vorherigen Zuſtand und Reden ſteht; C. 40, 1. C. 42, 1. 7. 9. 10. 11. 12), wie auch im Anfang des Buchs, indem für den frommen Mann auch der Richter insgeheim nur lauter Gnade iſt.

Wer unſere Deutung des Gebrauchs göttlicher Namen für Willkühr oder Grübeley hält, verſteht in der That nichts von den Tiefen des bibliſchen Worts. Es iſt grübleriſcher, die Einheit zu zerſchneiden, als ſie zurechtzulegen. Das Verfahren der ſogenannten höhern Kritik iſt gemein, oberflächlich und einbilderiſch in allen Fällen, wo nicht ihre Anwendung durch die Unmöglichkeit beſſerer Erklärung geboten, vielmehr Unglaube und Neuerungsſucht ihre Triebfeder iſt. Abgeneigt zu ſtreiten, ſetzen wir dieß hinzu, damit man wiſſe, wir könnten es. Die Jünglinge aber warnen wir; denn es iſt nichts eitler und betrüglicher als das Conjecturiren, das Trennen und Abſprechen von Schriften.

Wir fahren noch weiter fort, und ſagen, in Uebereinſtimmung mit alten und weiſen Erklärern, auch mit dem N. Teſtament ſelbſt, Jehova, ſey im alten Bunde mehrentheils der Sohn, und der Doppelname Jehova-Elohim bezeichne eben ſo

viel als Kyrios-Pneuma (2 Kor. 3), Sohn und Geiſt, die beyden Offenbarungen des Vaters, oder damit man uns nicht verketzere, die beyden faßlichern Offenbarungen der dreyeinigen Gottheit, vereinigt. Beyde ſind beydes, und doch jedes für ſich, wie Gnade und Wahrheit ſich auch in einander verſchlingen. Der Geiſt des Worts iſt der mächtige Richter, der die Schöpfung neu erbaute; er iſt es, der Herzen und Nieren prüft; er verwaltet ſein Richteramt in der Natur und im Gewiſſen; in einer Stelle, welche die Ausleger viel beſchäftigt hat (1 Moſ. 6, 3), ſagt der Herr: »Die Menſchen werden ſich meinen Geiſt nimmermehr ſtrafen laſſen; denn ſie ſind Fleiſch;« und bey Johannes heißt es (C. 16, 8): »Wenn derſelbige kommt, der wird die Welt ſtrafen.« Perſönlich aber richtet der Herr, und zwar als verklärter Menſchenſohn. Beyder Gericht aber iſt, wie anders es auch ausſehe, Gnade, Treue, ewige Erbarmung.

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß uns die wahre alte Ausſprache des hochheiligen Namens nicht unzweifelhaft bekannt iſt. Seine Vocalpunkte in den maſoretiſchen Bibeln (e-o-a) ſind auch die von Adonai, und ſelbſt von Eloah, die in der lebendigen Ausſprache ſeine Stelle vertreten konnten; dahin könnte die Punktirung der Maſora weiſen. Einige wollten

ihn Jeh'veh (so viel als: Er wird seyn), Andre Jahoh sprechen, welches letztere eine Griechische Form des höchsten Gottesnamens (*Ιαω*) für sich hat; noch Andre sprachen ihn schon im Alterthum anders. *) Die Aussprache Jehova (mittlere Sylbe lang) erlaubt die Analyse in drey Zeiten: Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit; hievon liegen die charakteristischen Merkmahle darin.

Der Name Elohim bezeichnet manchmal vornehme oder gewaltige Menschen, Edle und Richter, welche hiernach gradezu Götter heissen (z. B. 2 Mos. 21, 6 ꝛc.); in anderm Betracht aber wird er dem Menschlichen oder Adamischen entgegengesetzt. Die heidnischen Götter heissen so, besonders auch gute höhere Wesen außer dem Menschen, Engel und Geister. Die Bibel selbst nennt sie Götter; diese Benennung ist daher, je nach dem Sinn, den man damit verbindet, nicht unanständig, auch die Vielgötterey als objective Thatsache keine Lüge, sondern nur die Unkunde von dem höchsten Gott ein Uebel, welchem jedoch viele Heiden weniger unterworfen waren, als man insgemein annimmt. Der Apostel sagt:

*) S. Jablonski Panth. Aeg. lib. 2. cap. 6. §. 5. u. die von ihm citirten Schriftsteller, auch Gesenius im Wörterbuch.

»Und wiewohl da ſind, die Götter genannt werden, es ſey im Himmel oder auf Erden: wie denn viel Götter und viel Herren ſind: ſo haben Wir doch nur Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge ſind, und wir zu ihm; und Einen Herrn, Jeſum Chriſt, durch welchen alle Dinge ſind, und wir durch ihn« (1 Kor. 8, 5. 6). Der Monotheismus der Weiſern verband ſich daher öfters mit dem Polytheismus des Volks, und zwar auf mehrerley Weiſe, die aber überall gröblich ausartete; das höchſte Weſen wurde über den Unterweſen oder leeren Sinnbildern vergeſſen. Dazu kömmt noch eine Benennung: Söhne oder Kinder Gottes (b'ne' elohim), entgegengeſetzt den Söhnen oder Kindern des Menſchen oder Adams (b'ne' adam). Der Ausdruck Söhne oder Kinder bedeutet zuweilen ſo viel wie Geſchlecht. Folglich ſind Kinder Adams, Menſchenkinder, ſo viel wie Menſchen (Menſchengeſchlecht), der Plural des einfachen Worts Adam. Wird nun Elohim im höchſten Sinn verſtanden, ſo ſind Kinder Gottes (b'ne' Elohim) das, was das N. T. inſonderheit alſo nennt: die frommen Glaubigen, die durch J. C. wiederum Gott zum Vater haben, göttlicher Natur theilhaftig werden, Menſchen aus der neuen Geburt. Bedeutet aber Elohim

niedere Gottwesen, so sind Götterkinder so viel wie ein Plural von Elohim, Wesen göttlicher Art, Götter schlechthin. Aus dieser Verschiedenheit und auf der andern Seite Verwandtschaft der Begriffe desselben grammatischen Ausdrucks wird sich Manches erklären, das hier nicht weiter entwickelt werden kann. Adam heißt seit dem Fall der Mensch im irdischen Fleische, Elohim hat überall etwas Ueberirdisches; bösen Geistern aber als solchen kommt diese Benennung nirgends zu, höchstens nur als Gegenständen unwissender und verkehrter Anbetung, wo der Ausdruck diese letztere, nicht das Wesen des Gegenstandes berücksichtigt. Es sind daher auch die Söhne Gottes 1 Mos. 6 keine Teufel, auch keine Engel, auch keine Sethiten, sondern ein ganz andres Geschlecht, wovon wir nur aus der Sagengeschichte einige weitere Kunde haben.

Nach Abfassung dieses lernte der Herausgeber eine frühere Schrift eines Freundes über denselben Gegenstand kennen: Commentationes, quae ad theologiam pertinent, tres. Scripsit Car. Henr. Sack. Bonn. 1821, und daselbst die erste Abhandlung über den Gebrauch der Namen Elohim und Je-

hova in der Geneſis. Er ſagt ungefähr dieß: Die inſpirirten Schriftſteller nennen zweyerley Namen Gottes, einen der die allgemeine Idee der Gottheit begreift, einen andern, der die Kraft (virtus) bezeichnet, womit ſich Gott ihnen oder den Vätern offenbarte. Jenen haben auch die monotheiſtiſchen Heiden; es iſt Elohim, deſſen Wurzel im Arabiſchen Anbetung, Verehrung ausdrückt. Auch die mit der Gottheit verwandten Weſen konnten damit bezeichnet werden, Boten Gottes, Obrigkeiten. Er iſt der Gott der Natur (El-schaddai). Der Name läßt untergeordnete Weſen als miteingreifend in der allgemeinen Idee göttlicher Machtwirkung zu. Hingegen der redende, der durch Wort ſich beſonders offenbarende Gott, der Gott der Väter des Offenbarungsvolks, iſt Jehova, und beyde ſind derſelbe einige, wahrhaftige Gott. Dieſe Erklärung wird nun durch eine Reihe von Stellen ſcharfſinnig erwieſen. Sie iſt richtig, wie nach verſtehendem Aufſatz von ſelbſt einleuchtet, wird aber durch dieſen vervollſtändigt erſcheinen. Alle gegründete Wahrnehmungen ergänzen einander. Das Haus der Weisheit hat ſieben Säulen, die einander helfen, aber nicht hindern. — Bey dieſer Gelegenheit, wo wir den Namen als Bezeichnung der Eigenſchaft betrachten, verdient noch be-

merkt zu werden, was besonders Vitringa (zu Jesaj. 9, 5. 6) ausgeführt hat, daß der öftere biblische Ausdruck heissen, genannt werden (wie ferner Luc. 1, 35. Matth. 5, 9 ꝛc.) so viel bedeutet als: mit Recht genannt werden dürfen, zu heissen verdienen, seyn, und zwar mit kündlicher Offenbarung dieser Eigenschaft. Es liegt darin eine wahrhaftige Bezeichnung und Bestimmung von Seiten Gottes (vg. Jesaj. 43, 1. C. 45, 3), und ein lautes, überzeugtes Anerkenntniß von Seiten der Menschen. Wir sind aus übler Erfahrung geneigt, unter jenem Ausdruck etwas nur Scheinbares zu verstehen. »Man nennt ihn« — und »Er nennt sich« — ist öfters das Gegentheil vom wahren Namen. Aber Gottes Wort verhält sich umgekehrt gegen die Welt der Täuschung; seine Namen sind lebendiger Ausspruch dessen, was ein Gegenstand im Wesen ist; und aus eben dem Grunde, nämlich um uns diesen Unterschied vorzuhalten, wird der Ausdruck heissen, wo wir seyn sagen würden, gebraucht. Bey Gott und nach Gottes Willen heissen, ist nicht nur eben so viel, sondern sogar mehr denn seyn; es ist des Seyns Enthüllung.

XII.

Die Heiligenbilder.

Es iſt etwas Schönes um die Heiligenbilder. Hierunter verſtehen wir aber nicht, was gewöhnlich ſo heißt. Zwar wenn man ſich mit Kunſtwerken umgeben will, ſo iſt es nützlicher, den Gekreuzigten und ſeine Nachfolger zur Geſellſchaft in der Einſamkeit zu nehmen, und die Beſuchenden durch den Anblick an ſie zu erinnern, als leere oder lüſterne Geſtalten aufzuſtellen, welche das Eitle in uns nähren, oder zur Sünde reizen. Ein gutes Heiligenbild iſt eine ſtumme Predigt. Aus den Kirchen hat man die Bilder zu einer gewiſſen Zeit hinausgewieſen, als ihr Daſeyn zur Abgötterey verführte; ihr weiſer Gebrauch kann aber einen Betort zum angemeſſenſten Schmuck und zur erbaulichſten Erinnerung für diejenigen gereichen, welche durch geſunde Lehre gewöhnt ſind, Gott allein anzubeten. Wir haben keinen Befehl, die Kunſt zu verbannen; iſt ſie nun da, ſo diene ſie dem Heiligthum lieber als einem nur ſinnlichen Zweck, und wirke ſo zur geiſtlichen Erhebung der Gemüther und zur

wahren christlichen Bildung. Das Gebet, welches einigen schüchternen Herzen als Aengstlichkeit vorkommt: »Du sollst dir kein Bild noch irgend ein Gleichniß machen« ꝛc. erhält seine wahre Bestimmung durch die folgenden Worte: »Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht.« Außerdem wäre jede Abbildung irgend eines Gegenstandes untersagt, und Moses und Salomo hätten schwer dagegen verbrochen. Aaron machte ein goldenes Kind, und Jerobeam deren zwey, und war eine Sünde; Salomo machte zwölf Rinder, und war eine Gerechtigkeit. Die Heiligenbilder sind übrigens entbehrlich, und sind ein Mittelding, dessen Werth von der Anwendung abhängt.

Aber von geschnitzten und gemalten Bildern reden wir eigentlich nicht, sondern um es mit Einem Wort zu sagen, von den Lebensbeschreibungen wahrer Heiligen und Frommen, in denen sich die mancherley Gnadengaben Gottes, durch den Glauben an Jesum ihnen zugeeignet, als in redenden Vorbildern darstellen. Solche Beyspiele des Glaubens und Wandels zeigen den Christus in uns, und belehren anschaulich durch die That über eine würdige Nachfolge des Heilandes und über das rechte Suchen Gottes und seiner Gerechtigkeit. Nicht alle Heilige können uns in allen Stücken Muster seyn, es ist

Einzelnen genau zu halten wie ſie; unſere Lage, Verhältniſſe und Pflichten ſind oft von den ihrigen verſchieden, wie die ihrigen auch unter ihnen ſelbſt; ſogar finden ſich Seltſamkeiten bey ihnen, die uns nicht zur Nachahmung, manchmal wohl gar zur Verwirrung geſagt ſeyn mögen. Aber das Gemeinſame, das allgemein Gute, der Geiſt ihres Lebens und Handelns, muß uns eigen werden, wollen wir antheil Theil haben an dem Reich, in das ſie nun als Überwinder entrückt ſind. Es verſteht ſich alſo, daß das Unweſentliche an ihnen, von dem ſich freylich unſere kindiſche Sinnlichkeit oft am meiſten angezogen fühlt, uns nicht Muſter ſeyn ſoll; es verſteht ſich ebenfalls, daß das allerheiligſte Vorbild, an dem auch ſie ſich erbauten und ſtärkten, Jeſus Chriſtus bleibt, welcher uns allein genügen kann, wenn wir Auge genug haben, ihn zu erkennen und ſein Beyſpiel allerwärts anzuwenden. Weil er ſich aber in ſeinen Heiligen und Gläubigen ſelber abgebildet hat, mannigfaltiger an Geſtalt, mithin ſichtbarer, näher, ergreiflicher, und zwar nicht bloß in denen, von welchen wir in der Bibel leſen, ſondern auch in allen nachfolgenden, durch die ganze Zeit der chriſtlichen Kirche, in welcher er ſeiner Verheißung gemäß wohnt, ohne Unterſchied äußerlicher Kirchenformen: ſo iſt dieſes

gleichsam eine fortgesetzte Apostelgeschichte und eine fortdauernde lebendige Bilderschrift, woraus wir in Verbindung mit den übrigen Offenbarungen Gottes unendlichen Segen schöpfen können. Wir finden da, wie die Heiligen — so heißen im N. T. alle wahre Christen, und so verstehen wir auch hier dieses Wort — innerlich, wenn auch manchmal bey einem äußern Anlaß, zu einer gründlichen Bekehrung gezogen wurden, und ihr Sinn sich zu verneuern anfing, in dem Einen früher und wohl schon in der Kindheit, in dem Andern später, und nach manchen Anfechtungen und Irrthümern. Es erwachte in ihnen eine mächtige Sehnsucht, und dem Gefühl der Nichtigkeit der Welt und des ganzen sinnlichen Lebens, und der Erkenntniß ihres eigenen Verderbens und der großen Liebenswürdigkeit Gottes entsprungen. Obgleich sie das Gute überall achteten, so fanden sie es doch nirgends mehrer und vollkommener als bey ihrem Erlöser, der sich selbst für sie dahingegeben, und in dessen trostreicher Gemeinschaft ihnen fortan allein wohl war. Sie nahmen ihn daher in allen Dingen, gleichviel was sie zu thun oder zu tragen hatten, zu ihrem alleinigen Lehrer und Führer; sie suchten ihn, als das lebendige Wort, in sich selber zu besitzen und seine Stimme zu hören, und übten sich immerdar in der

Gegenwart Gottes. Sie kämpften muthig den Kampf wider die Eigenliebe und alle sündliche Neigungen, sie litten freudig aus Liebe zu Gott, und waren vergnügt, unter dem Kreuze sich selbst verläugnen, Gehorsam, Geduld und Vertrauen bewahren zu dürfen. In die Leitung des Herrn ganz ergeben, wünschten sie nichts, als ihn immer gründlicher zu lieben, dienten mit aller Aufopferung, und liebten am brünstigsten ihre Feinde. Dafür wurden sie denn auch gleichsam voll Gottes ihres Heilandes, und sein Friede verließ sie nicht mehr. Dieses ganz praktische Christenthum, diese göttliche Wiedergeburt des Menschen, in ihren verschiedenen Aeußerungen, in verschiedenen Charakteren, Ständen, Aufgaben und Berufsbeschäftigungen, in Mann und Weib, Jung und Alt, in den überaus gesegneten Folgen auf Andre, in der heilvollsten Thätigkeit, und in diesem Allen den lebendigen Christus zu sehen und hochzuachten, sich daran zu spiegeln und dem nachzuahmen, dienen jene herrlichen Bilder und edelsten Legenden. Insbesondre sind zu empfehlen die in Basel und München erschienenen »Leben heiliger Seelen. Ein Auszug aus Gerhard Tersteegens auserlesenen Lebensbeschreibungen heiliger Seelen,« oder auch Tersteegens Originalwerk, und was der seel. Kanne dem Aehnliches geliefert hat.

Bemerkung.

Die in der 1. Sammlung der Blätter f. d. K. S. 16 ff. gegebene Erklärung von der Stelle 1 Kön. 7, 20. welche der Herausgeber auch in seine Bibelübersetzung aufgenommen hat, bestätigt sich immer mehr. Säulenknäufe mit kleinern Knäufchen umgeben, welche »dicht am Bauch" anliegen, und auf denen der Hauptknauf gleichsam zusammengesetzt ist, sind in der Aegyptischen Architektur häufig, besonders an den alten Denkmählern von Nubien, welche Gau herausgegeben hat. Man sehe beispielsw: 1. Lieferung, 4. Tafel, Fig. a. — 2. Lief. 7. Tafel. Fig. B u. C. 8. Tafel. 10. Tafel. — 4. Lief. 22. Tafel. — 5. Lief. 24. Tafel. u. s. w. Damit vergleiche man in Denon's Werk Taf. 51. 54. 57. 59. 60. 61. wo die verschiedenen Säulenknäufe vorkommen, und das Werk der Expedition, z. B. A. Vol. I. pl. 55. 65 ꝛc. Eine ähnliche Verzierung an einem Palästinischen oder Phönicischen Bauwerk, so wie überhaupt Verwandtschaft des Styls anzunehmen, hat bey der Nähe und dem Verkehr dieser Länder unter einander keine Schwierigkeit. Die mit der 1. Blättersammlung gelieferte Zeichnung bedarf ägyptisirt oder tyrisirt zu werden, welches nach obigen Mustern leicht seyn wird; sie sollte nur die Idee überhaupt entwerfen.

Inhalt.

	Seite
I. Die Hieroglyphen.	3
II. Wahrnehmungen einer Seherin.	7
III. Die Genugthuung.	137
IV. Aus der Vorschule für Aegyptische Hieroglyphik und Schrift.	152
V. Leitfaden zu einer künftigen Symbolik.	243
VI. Lieder.	202
VII. Zur Dreyeinigkeitslehre.	301
VIII. Die Spiegelung der Klarheit des Herrn.	315
IX. Schein und Wesen der Gemeinde.	321
X. Die Bibel denkt heliocentrisch.	342
XI. Die Namen Gottes.	372
XII. Die Heiligenbilder.	380
Bemerkung.	384

Druckfehler.

S. 142. Z. 2. nach Schuld setze ein Comma.
S. 177. Z. 8. l. Aloei.
S. 216. Z. 13. l. Anaglyphen.
S. 237. Z. 13. l. sagt.
S. 242. Z. 13. l. G.
S. 308. Z. 7. l. ihr.
S. 315. Z. 3. l. κατοπτρίζεσθαι.

7. Sammlung.

S. 166. Z. 14. l. erscheinen.
S. 171. Z. 5. G. v. Unt. l. erwarten.
S. 200. Z. 7. lösche und aus.
S. 335. Z. 13. l. vom.

8. Sammlung.

S. 177. Z. 13. lies: Ungestüm, und richtet sich nach u.

K

ritische Kränze.

Von

J. F. v. Meyer.

BIBL.
NIVERS.
LIPS.

Berlin,
bei G. Reimer.
1830.

Prodialog.

Wind', o richtende Muſe, mir unverwelkliche Kränze,
Sey es von Lorberlaub, oder von ewigem Grün,
Oder von Kindern der Flur, die im balſamiſchen Lenze
Bunt wie der Bogen der Luft, Sterne des Bodens, erblühn.
Krönen muß ich damit die Häupter weiſer Genoſſen
Deiner Schweſtern, zu Lob oder zu Tadel nach Recht;
Flicht auch, ſind ſie es werth nach dem was der Feder entfloſſen,
Spitzige Dornen hinein, oder der Diſtel Geſchlecht. —
Lang ſchon ſind ſie gewunden, auch haben ſie weiblich gefallen,
Heute der ſchreibenden Schaar, morgen der leſenden Welt.
Aber nur Undank hätteſt du, Freund, erfahren von Allen,
Hätt' ich nicht Roſen ſtets neben die Stacheln geſteckt."

Inhalt.

...edialog.

	Seite.
Ciceronis de natura Deorum liber IV.	1
Aus meinem Leben, von Göthe, 1r Theil	19
Dess. 2r Theil	33
Dess. 3r Theil	64
Dess. 2r Abth. 1r Theil	81
Zugabe zu den Werken des Wandsbecker Boten . . .	90
F. H. Jacobi's Werke. 1r Bd.	100
Dess. 2r Bd.	122
Johannes, von Krummacher	131
Leben und aus dem Leben merkw. und erweckter Christen, v. Kaune	138
Dess. 2r Theil	149
Das wahre System der rein Mosaischen Religion . .	152
Theoduls Gastmahl, 3te u. 4te Ausgabe, u. Anhang .	162
Das Gericht des Herrn über Europa, v. Windischmann	200
Ueber den Vorrang des Apostels Petrus ꝛc. v. Grf Stolberg	230
Geist und Wahrheit, oder Religion der Geweihten . .	254
Die Weisheit D. Martin Luthers, 1r u 2r Theil .	263
Geschichte der Teutschen Reformation, v. Marheinecke	275
Altes und Neues, v. Schubert, 1r u. 2r Bd. . . .	29[illegible]

20. De Jesu Christi Ecclesia, ex. Kleuker 226
21. Ueber den alten u. neuen Protestantismus, v. Kleuker 231
22. Das Abendmahl des Herrn, v. Schröckh 306
23. Geschichte der Vulgata, v. L. von Ess 318
24. Koheleth, übersetzt u. erläutert v. Kayser 325
25. Ueber das Buch Hiob v. Umbreit 336
26. Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa v. Mone 1r u. 2r Theil 342
27. Glauber, Wissen u. Kunst der Hindu, v. Müller . . 352
28. Ueber seinen Schriften, v. Olshausen 360
29. Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition . . 369
30. Die Psalmen, übersetzt v. de Wette, mit Commentar 379

Kritische Kränze.

M. Tulli
F. per
edidit
(Heide

Der Buch
Blättern fo
Unterſchrift

„Dieſ
erſchienene
das vierte
welchem bi
Seraphinus
Cober gelan
ſtaltet worde
zeugt, und
ſchon in die
licae demo
Vorrede mi
emplare die
dafür ſind ſ
ziehen."

Sehr
einem ächten
laſſen, ſuchte
des Buchhan
Schriften Ci
derheit, gehör
er hatte ſeith
wird, zum z

1.

i Ciceronis de natura Deorum liber quartus. retusto codice mnsc. membranaceo nunc primum P. Seraphinus, Ord. Fr. Min. Bononiae. 1811. lb. Jahrb. d. Lit. 1811. Nr. 74.)

händler H. zu B. ließ in verschiedenen öffentlichen lgende Anzeige dieser Schrift mit seines Namens abdrucken:

ſe merkwürdige, vor einigen Monaten in Bologna Schrift enthält einen wichtigen literarischen Fund, Buch des Cicero von der Natur der Götter, von jetzt nur drey bekannt waren. Wie der Pater aus dem Minoritenkloster in Bologna zu dem alten gt iſt, aus dem der gegenwärtige Abdruck veran- n, wie er ſich von deſſen eigentlichem Inhalte über- vorzüglich, wie er darauf aufmerkſam macht, daß ſem Werke des Cicero antiquitatem fidei catho- nstrantia enthalten wären, wird man in der Vergnügen leſen. Ich habe eine Anzahl Er- ſer Schrift à 12 gr. aus Italien erhalten, und e durch alle gute Buchhandlungen von mir zu be-

ungläubig, aber nichts deſto weniger darauf geſaßt, Buche Cicero's alle Gerechtigkeit widerfahren zu Rec. ſich dieſen wichtigen Fund auf dem Wege vels baldigſt zu verſchaffen. Die theologiſchen ero's, und die von der Natur der Götter inſon- en bekanntlich zu ſeiner gelehrten Lebensrolle, und er ſchon Bedacht genommen, wenn es erlaubt ſeyn veyten Mal damit aufzutreten, ihre Ueberſetzung

alsdann des erhaltenen Beyfalls würdiger zu liefern *). Es ist also natürlich, daß er durch jene Anzeige seine Thätigkeit besonders aufgeregt fand, und sich jetzt berufen fühlt, seine Meinung über die auffallende, oder auffallend seyn sollende literarische Erscheinung eines seither vergrabenen Werks des großen Römischen Literators zu eröffnen.

Wir fangen damit an, Hrn. Buchhändler H. zu B. bey den Manen Cicero's aufzufordern, wofern er den Spaß nicht willig eingestehen wollte, den Verleger dieses Buchs zu Bologna, oder den Italiänischen Correspondenten namhaft zu machen, durch welchen ihm die Exemplare dieses Buchs zugekommen sind. Es enthält weder die Angabe des Verlegers noch der Officin; es ist mit Didotschen Lettern auf weißes Löschpapier gedruckt, und wird broschirt ausgegeben. Außer den hin und wieder angebrachten Accenten, und bey merkwürdigen Stellen am Rande befindlichen Händen, hat dieser Abdruck nichts, was seinen angeblichen Ursprung irgend wahrscheinlich machte; und das Buch riecht in seinem ganzen Aeußern eher wie das neue Kind einer Teutschen Presse, als daß man es aus Italien eingewandert glauben könnte. Hr. H. also nenne, und wenn er genannt hat, so beweise er; außerdem sind wir berechtigt zu glauben, er selbst spiele bey dieser Posse mit. Wer aber zweytens die Aechtheit dieser Bologneser Ausgabe behaupten will, habe die Gefälligkeit zu beweisen, daß wirklich ein Minoritenpater Seraphinus, Finder und Herausgeber dieses vierten Buchs Cicero's von der Natur der Götter, im Reich der Dinge vorhanden ist. Sollte der exquisite himmlische Name nicht schon Verdacht erregen, so kann es wohl der Umstand, daß P. Seraphinus weder sein Kloster, noch seinen sonstigen Aufenthalt, noch irgend ein Datum seiner Vorrede beyzusetzen für gut gefunden hat. Indessen muß Hr. H. seiner Anzeige

*) Sie ist in zwey Bänden erschienen (Cic. v. d. Nat. d. G. und Cic. v. d. Weissagung und vom Schicksal) Frankfurt bey J. C. Herrmann. 1806. 1807. Dem ersten steht eine neue Ausgabe bevor.

nach wissen, daß derselbe zu Bologna existirt. Indem wir dieses schreiben, so fangen wir schon an, uns der vielen Worte zu schämen, die wir über dieß Büchlein um deßwillen machen müssen, weil, wenn auch der Betrug — oder, weil wir Spaß verstehen, so soll es ferner ein Spaß heißen — offenbar ist, der Urheber doch das Lob verdient, weder witzlos, noch ganz ungelehrt zu seyn, ungeachtet er seine Geistesgaben und seine philologischen und religiösen Kenntnisse ungleich würdiger hätte verwenden können, und er in keinem Fall Cicero ist. Vieles trägt aber so sehr das Gepräge neuester ultramontanischer und hyperboreischer Aufklärung, oder eines Kopfs, der sich darüber lustig machen wollte (denn in manchen Fällen ist es schwer zu sagen, ob ein Autor sich selbst oder andre persiflirt), daß man wohl etwas blind seyn müßte, um nicht den Vogel ohne großen Zeitverlust an seinen Federn zu erkennen. Doch was die angeregte Alternative betrifft, so mag noch eine dritte, gutmüthigere Hypothese, die wohl die wahrste seyn könnte, hier Platz haben: der Verfertiger des Buchs ist ein gutgelaunter Teutscher Philolog, der, wenig bekümmert um theologische Gründe und Tiefen, und den Ernst der Parteyen belachend, zu allererst seinem eignen Genius ein Fest geben, und sodann alle Confessionen durcheinander, und nebst ihnen die Philosophen und seine eignen Zunftgenossen, die Philologen, necken wollte, indem er jedem von ihnen ein Bröcklein aus ihrer Küche vortrüge, und sie auf einige Augenblicke mit dem Wahn letzte, es sey in der Tusculanischen gekocht. Denn natürlich, wer wollte sich nicht freuen, einen Cicero zum Gewährsmann seiner gelehrten Muthmaßungen oder seines Systems zu haben? Und nebenbey gedachte der scherzende Mann auch seinem System Ehre zu erweisen, und, unter manchen hübschen Gedanken, den gemeingültigen, antiken philosophischen Deismus, zum Schein ein wenig platonisirt, oder mit Untergöttern staffirt, und so weiter, ehrwürdig aus dem Hintergrunde schimmern zu lassen. Das Alles hat er nun so drollig angelegt, daß nach den Graden des Verstandeslichts die verschiedenen Subjecte ihn

früher oder ſpäter hinter der Maske ſehen ſollten, und daß, je weiter man lieſt, der Scherz immer handgreiflicher wird, bis endlich — doch wir wollen nicht Alles gleich ausplaudern, ſondern das Werkchen ſelbſt näher vor die Hand nehmen.

Zum Glück iſt dieſes Buch ſo fehlerfrey, hat ſo wenig ungewiſſe oder falſche Lesarten, daß Niemand ſeinen kritiſchen Scharfſinn zu Conjecturen anzuſtrengen braucht; und wenn erſt P. Seraphinus gefunden iſt, ſo wollen wir ihn auffordern, dieſes Wunder von einem correcten Pergamentcoder je eher je lieber auf einer der großen Bibliotheken zu Paris, Wien, München, Göttingen, Dresden u. ſ. w., oder ſonſt auf einer Teutſchen Akademie, zu jedermänniglicher gelehrten Ergötzlichkeit zur Schau aufzulegen.

Doch zuerſt die Vorrede mit der Geſchichte der Findung! P. Seraphinus erzählt, wie er in ſeinem Kirchſprengel zu einem Krämer gekommen ſey, und bey ihm unter mehrern, in einer Kloſterauction erſtandenen alten Scharteken einen mehrentheils pergamentenen, zerriſſenen, von Würmern und Mäuſen gemißhandelten Coder gefunden, worin anfänglich das Leben und Martyrthum der heiligen Brigitta mit bunten Figuren ſeine Blicke auf ſich gezogen habe. Auf ſein Bitten habe der Krämer, dem dieſes Lateiniſche Buch nichts nütze geweſen, da man in dieſen moderigen Blättern nicht einmal Eßwaaren habe abnehmen wollen, ihm ſelbiges geſchenkt. Nachdem P. Seraphinus ſich erſt an der Legende erbaut, habe er fortgeblättert, und gegen das Ende hin ein Stück von einem ſehr alten, mit Majuskelſchrift geſchriebenen Coder gefunden, woran die Mäuſe eben ſo weit genagt, daß mit Hülfe eines Gelehrten (Scholasticus) im nächſten Flecken, dem er das Manuſcript gebracht, die Entdeckung gemacht worden ſey, daß ſie ſich in Cicero's Bücher de natura Deorum hinein bis zum vierten Capitel des zweyten Buchs fortgefreſſen hätten; daß dieſes Exemplar hierauf noch das dritte Buch enthalte, und endlich das vierte hinzufüge. Dieſes wichtige, ſeltene Werk habe er denn um ſo lieber herausgeben wollen, als daraus das hohe Alter der Grundſätze

der Römisch-katholischen Kirche erhelle, da selbst die weisen Heiden sie gekannt und gehegt hätten. Der christlichen Liebe nach zu urtheilen, würde Cicero sich unter andern Umständen gewiß an den ganzen kirchlichen Lehrbegriff angeschlossen haben u. s. w. Damit aber Niemand glaube, er selbst habe das Buch gemacht, so betheure er, daß er dergleichen nicht machen könne, auch keine Muße dazu habe, überdem kein Griechisch verstehe; denn wie könnte unser Einer (nostrorum unus) Griechisch lernen! es sey denn, daß er zu höhern Graden steige. Er habe die vorkommenden Griechischen Buchstaben so gut wie möglich abgemalt.

Wir nehmen also den P. Seraphinus beym Wort, daß er selbst Abschreiber dieses von Würmern und Mäusen bearbeiteten Manuscripts ist, und wundern uns billig über die Copienkunst, welche er bey aller Eingeschränktheit an Kenntnissen und dem Zustande des Exemplars beweist. Denn er hat die Kunst verstanden, dieses wieder ganz zu lesen. Indessen wird die lächelnde Farbe der Vorrede, bey der man Einiges mit Stillschweigen übergeht, schon wenig Zweifel übrig lassen, daß der Verf. nicht sehr bekümmert gewesen sey, sein gelehrtes Falsum zu verheimlichen. Kurz, der gute Mönch Seraphinus ist weiter nichts als eine gemalte Figur.

Was nun den wohlerhaltenen Text von 64 Capiteln der Schreibart nach betrifft, so scheint es, daß der Verf. eine Zeit lang habe wollen rathen lassen, ob, wenn es denn keine Antike sey, es wenigstens für ein klösterliches Kunstwerk gelten könne. Die Schreibart nämlich ist im Ganzen Ciceronianisch, und der drey ächten Bücher de natura Deorum ähnlich, obwohl sie in manchen Stellen selbst gegen die gewöhnlichen Regeln des Lateinischen Styls anstößt. Sie ist aber theils ein wenig verdünnt, trinkt sich wie starkgewässerter Italiänischer Wein, und ein braver Secundaner kann sie ohne Nasenbluten genießen. Ueberdieß hat sie so viel eingemischte Wörter von späterm Stempel, daß die Gleichgültigkeit des Urhebers gegen die Entdeckung seiner Postiche, oder seine scherzhafte Meinung, auch

dadurch sehr deutlich wird. Sie versteigt sich zuletzt bis in die moderne Philosophen- und Römische Kirchensprache. Wir sind jedoch darin mit dem Verf. einverstanden, daß Cicero, wenn er länger geschrieben hätte, nach seiner von ihm anderwärts gerühmten Wortbildungskunst, mehrere der hier gebildeten philosophischen Ausdrücke vielleicht selbst gewählt haben würde. Das Buch ist zugleich nicht leer an geistreichen, wohlgelungenen Stellen, um derentwillen dem Verf. die verdiente Ehre nicht geraubt werden soll; aber auch nicht frey von lästigen Wiederholungen, und sogar von bevläufigen Ungezogenheiten. Und endlich ist dieser Cicero mit Cicero's Gedankenschärfe, Compositionskunst, Charakteristik, Urbanität und festivem Witz allzuleise gesalzen; es ist wohl seine Toga, aber nicht allzuviel von dem Manne darin.

Der Verf. knüpft sein Buch sinnreich an. Da bey der Unterredung der drey ersten Bücher zwischen Vellejus, Balbus und Cotta Cicero zwar gegenwärtig gewesen, aber nicht mitgesprochen hat, und die Gesellschaft alsdann auseinander gegangen ist: so läßt dieß vierte Buch am folgenden Tag eine neue Zusammenkunft statt haben, wo Cicero aufgefordert wird, auch seinen Beytrag zur philosophischen Collation zu geben. Unser Pseudocicero hat gleichwohl den Vorwurf der Inconsequenz gegen sich: nach dem letzten Capitel des dritten Buchs hätte ein neues Streitgespräch zwischen Cotta und Balbus beginnen sollen. Denn letzterer sagte dorten: „Du hast zu heftige Ausfälle gethan, Cotta, gegen die Grundsätze, welche die Stoiker in Absicht auf die göttliche Vorsehung so fromm und vorsichtig gebildet haben. Doch da der Abend schon dämmert, so wirst du mir einen Tag geben, um mich dagegen zu erklären. Denn ich habe mit dir für Altar und Herd zu kämpfen, und für die Tempel und Heiligthümer der Götter u. s. w. Ich wünschte nicht nur, Balbus, von dir widerlegt zu werden, erwiederte Cotta, sondern" u. s. w. Hier aber ist von der Revanche keine Rede mehr, und Vellejus fällt über Cicero her, der seine eigne Meinung zu sagen (die er doch schon am Ende

n Buchs den Lesern gesagt hat, sich nicht lange bitten
ogar behauptet, daß diese Materie die leichteste von
sey, und ihm nicht die mindeste Mühe machen werde.
en also hier einen etwas windigen Astercicero, der
s Feld räumen wird, wenn wir ihm den Eingang
Buchs vorhalten: „Gleichwie viele Gegenstände der
ie noch bey weitem nicht gehörig entwickelt sind, so
was du sehr wohl weißt, mein Brutus, eine höchst
ige und dunkle Frage die von der Natur der
Man lese überhaupt die ersten sechs Capitel des ersten
o wird man inne werden, wie Astercicero sich im
vanturirt. Er will übrigens mit den einfachsten Mit-
r Rednerschmuck, die wahre Religion retten,
, nach etwas Dialog mit Balbus und Cotta, seinen
ndsatz auf: die Religion beziehe sich lediglich auf das
oder Herz, und gehe die spitzige Vernunft wenig an.
est et augusta res, delicata etiam, religio, quae
mum spectat, et parum ad rationis acumen per-
Die Religiosität (religiositas) wohne bloß in der
ng; wer dieses Gefühl nicht habe, folglich irreligiös
könne man so wenig religiös machen, als einen Blin-
d. Sie beruhe bloß auf dem innern Sinn, rühre
Gesetz und Erziehung her; daher oftmals die unge-
, rohesten und ungelehrtesten Leute am religiösesten
werden; daher auch Frauen, denen es meist sehr an
ultur fehle, sich durch Frömmigkeit auszuzeichnen
Die Spitzfindigkeit oder der Scharfsinn der Vernunft,
Eigensinn, bald von Eitelkeit und Hochmuth begleitet,
e Empfindung. Dieses Schicksal der Religiosität oder
sition zur Religion gelte auch von der aus der Reli-
ntstandenen wirklichen Religion, welche ebenfalls viel-
Gefühl, als im Verstand (intellectus); geschweige in
unft ihren Thron habe. „Denn Niemand hat Religion,
dessen Gemüth der Götter Machtwesen fühlt, welcher
gem Schauer, welcher mit aufrichtiger Frömmigkeit

geſchmückt lebt." (Non enim est religio, nisi ei, cujus animus Deorum numen sentit, qui sancto horrore, qui ingenua pietate ornatus vivit). Die Religioſität ſey der menſchlichen Seele allgemein ſo tief eingeprägt, daß nicht einmal Atheiſten ihrer gänzlich zu ermangeln ſcheinen, welche ebenfalls zuweilen von heiligem Schauer ergriffen werden, und die Götter, die ihr Mund läugne, im Herzen fürchten; wie ſie ſich denn auch in wilden Thiermenſchen äußere. Aelter als bürgerliche Geſellſchaft und Geſetz, ſcheint ſie von der Natur ſelbſt herzuſtammen, komme jedoch dem Menſchen nicht als einem vernünftigen, ſondern als einem empfindenden Weſen zu, gehe aber nicht die äußern Sinne, ſondern lediglich den innern an. Dieſer Sinn ſey aber dennoch nicht der moraliſche Sinn oder das moraliſche Gefühl (sensus moralis). (Dieſes muß Cicero erſt nach dem Buch de fato geſchrieben haben. P. Seraphinus oder ſein Scholaſticus mag zuſehen, was Rec. damit will). Durch das moraliſche Gefühl empfinden wir den Unterſchied zwiſchen Gutem und Böſem, Tugend und Laſter, Edlem und Niedrigem, Erhabenem und Verworfenem; wiewohl die davon verſchiedene Götterfurcht in deſſen Nähe wohne. Die Empfindung von der Gottheit ergreife die Menſchen früher, und werde früher wach, als das moraliſche Gefühl. Daher die Religion der roheſten Menſchen ſo unmoraliſch ſey. Erſt nach begriffener Heiligkeit der Götter fange die Religion an, Heiligkeit des Herzens und Lebens zu erheiſchen. Der Menſch aber fürchte ſchon Götter bey noch ſchlafendem moraliſchen Gefühl. (Wenn wir hier mit dem Pſeudocicero ein ernſthaftes Wort reden ſollen, ſo iſt das moraliſche Gefühl ein Ausfluß der natürlichen, jedem Menſchen angebornen Gottesfurcht oder Religioſität, die der Verf. ganz richtig zum Grund legt, und auch die Epicureer in ihrer Prolepſis anerkannten; beyde, Religioſität und Moralität, laſſen ſich nur in der Vorſtellung trennen. Durch ein und daſſelbe Gefühl, welches wir die Gottheit in uns nennen wollen, fürchtet der Wilde oder Naturmenſch eine höhere unſichtbare Macht, und erkennt auch Recht und Unrecht, Gutes

und Böſes; eben ſo das Kind. So gewiß kein menſchliches Volk ohne alle Spur von Religioſität vorhanden iſt, ſo gewiß und noch weniger iſt eins vorhanden, das gar keine Begriffe von Recht und Unrecht hätte, ſollten ſie auch ganz verbildet ſeyn. Das Thier ſogar, das nur die Natur, nicht das Daſeyn einer Gottheit empfindet, hat in ſeiner Art moraliſchen Sinn, d. i. Empfindung von Recht und Unrecht. Man könnte alſo vielmehr den letztern früher ſetzen. Er muß nur nicht mit dem ausgebauten vernünftigen Moralſyſtem verwechſelt werden, das eben ſo gewiß Cultur vorausſetzt, als ein vernünftiger Gottesdienſt. Gottesdienſtliche Grauſamkeit und Unzucht ſind unnatürlich und eine Verwilderung, kein reiner Ausfluß der natürlichen Religioſität. Religioſität und Moralität haben einen gemeinſchaftlichen Brennpunkt, welchen wir Gewiſſen oder höheres Bewußtſeyn nennen; wie deſſen Spiegel, worin ſich die Gottheit als Grund und Richterin des Guten darſtellt, durch die Offenbarung gereinigt und helle wird, u. ſ. w. gehört weiter nicht hieher.) — Aus dieſer Religioſität allein, fährt der Verf. fort, entſpringt die Religion als aus ihrer Quelle; wie aus der Laſterhaftigkeit das Laſter, aus der Vernünftigkeit oder Vernunftfähigkeit (rationabilitas) die Vernunft, und aus der Vernunft die Klugheit. Wir müſſen uns daher ſehr hüten, ſie für etwas Rationelles zu halten, oder dem Vernunfturtheil zu unterwerfen. Da ſie nicht aus der Vernunft urſtändet, ſondern anderswoher, ſo kann die Vernunft, wie ſie denn Alles unterſuchen will, wohl beſcheidene Unterſuchungen anſtellen über ihre Natur, ihr Thun und Ziel, keineswegs aber darüber aburtheilen. Die Vernunft beſchäftigt ſich mit Ideen, deren Möglichkeit, Vergleichung, Auflöſung u. ſ. w., hat aber nichts mit einem fremden Kinde zu thun. — Balbus will hier die Ehre der Vernunft ungekränkt wiſſen, und Cicero erklärt ſich näher, kommt aber darauf zurück, die Vernunft habe in ihren Gränzen zu bleiben, und bey der Unterſuchung über die Gründe der Dinge ſich des Abſprechens über die Religion zu enthalten; hätte ſie das jederzeit gethan, ſo würde nie zwiſchen Religion

und Philoſophie Streit entſtanden ſeyn. Auf den Einwurf des Balbus, daß ja ohne Vernunft kein Urtheil über die Religion ſtatt haben könne, erwiedert Cicero: Beurtheilungs- oder Urtheilskraft (judicium) ſey eine andre Seelenkraft als die Vernunft, obſchon ihre Dienerin und Begleiterin. Auch das Thier urtheile, denn es wiſſe Unterſchiede zu machen, ſcheue den Stock, u. ſ. w. Die Urtheilskraft ſchaffe und ordne niemals Ideen, wie die Vernunft, ſondern richte darüber; ſie ſitze im Vorhaus der Seele, und ſpreche Recht den Erſcheinenden allen Standes, den Sinnen, der Imagination und der Vernunft. Gleichwie der Richter oder Conſulent keine Prozeſſe ſchaffe, ſondern aburtheile und ſchlichte, ſo beſchäftige auch ſie ſich bloß mit Entſcheidung der Dinge und Ideen, die ihr vorgetragen werden. Daher gehöre ein geſundes und unbeſtochenes Urtheil zu Allem, beſonders zu Sachen der Religion. Keineswegs ſolle hierbey Jemand ſein Urtheil unterdrücken; denn er müſſe über Wahres und Falſches, Angemeſſenes und Unangemeſſenes, Nützliches und Unnützliches, Religion und Aberglauben u. ſ. w. richten. (Nach welchem Geſetz, Cicero? Denn der Richter muß ein Geſetz haben, durch deſſen Anwendung er über den Parteyen ſteht. Wir kommen, dünkt uns, beſſer zurecht, wenn wir dieſe Urtheilskraft nicht von der Vernunft ſcheiden — denn ein Anderes iſt die äſthetiſche — und die theoretiſche Vernunft nicht allzuweit abſondern von der praktiſchen Vernunft, oder dem bewußten Moralgefühl und deſſen Handlungen, wie auch der ächte Cicero im dritten Buche will. Denn das Moralgefühl gibt die Grundregel, wonach die Vernunft zuerſt Gutes und Böſes, wahrhaft Nützliches und Schädliches unterſcheidet, und die Dinge nach dem geahnten Weſentlichen und Ewigen bemißt; von hier an aber ſteigt ſie weiter, und nimmt gegebene metaphyſiſche oder religiöſe Glaubensſyſteme entweder an, oder verwirft ſie, d. i. ſie ſucht unter allen dasjenige aus, welches ihr am meiſten Gutes, Nützliches, Weſentliches und Conſequentes zu haben ſcheint, die andern aber legt ſie als Erzeugniſſe ihrer eignen Vermeſſenheit, da ſie theoretiſcherweiſe

von ſich ſelbſt mit Hülfe der Phantaſie weiter ſehen wollte, als ſie ihrer Natur nach kann, bey Seite.) — Von der Religion alſo, ſagt unſer Cicero, ſeyen alle philoſophiſche Spitzfindigkeiten zu trennen, da man ja die kläglichen Folgen ihrer Einwirkung und die blutiglächerlichen Kämpfe der verſchiedenen Syſteme ſehe. Dadurch werde endlich die Religion vielen Menſchen zweifelhaft und verdächtig, die doch ſo wenig bewieſen werden dürfe und könne, als Licht und Finſterniß, Hitze und Kälte, welche jeder Empfindende fühle, der Menſch ohne Empfindung ſich nie demonſtriren laſſen werde. Aber auch die Imagination ſey von der Religion zu trennen; jede Seelenkraft habe ihren beſondern Gebrauch und Nutzen, wie jedes Glied. (Gleichwohl führt die Imagination bey der Religioſität ein ſehr wichtiges Amt; nur muß ſie keine Dogmen machen, da hat Cicero vollkommen Recht.) — Die Religion wolle von allem Fremden geſchieden ſeyn, und beruhe bloß auf dem innern, gemeinen Menſchenſinn. — Doch um dieſe Anzeige nicht zu weit hinauszuſpinnen, wollen wir den weitern Plan und Inhalt allgemein zeichnen. Cicero wendet ſeinen Satz auf das von den vorigen Sprechern Vorgetragene an, und ſtellt als Princip der Religion die Annahme des am allgemeinſten geltenden, aus der Menſchennatur ſelbſt entſprungenen Glaubens auf. Er ſetzt alſo zuerſt feſt, es gebe Götter; denn kein Volk ſey ohne Religion. Hier folgt nun beſonders eine, antiquariſch wichtig ſeyn ſollende Stelle von der Religion der Juden und ihrem Gott, deſſen Name etymologiſirt wird, von den Untergöttern Elohim, von Moſes und den Weihgeſchenken der Philiſter; ſogar den Namen Zebaoth (Sebaoth) hat Cicero gekannt. Die Jüdiſche Religion wird als die älteſte und allgemeinſte, oder mit Griechiſchem Wort katholiſche, folglich als die einzige wahre, nothwendige und hinreichende geprieſen, welche alle Völker und ihren religiöſen Glauben, ſeinem reinen Grunde nach, in ſich vereinige, und die Glieder des Menſchengeſchlechts zu Einem Körper verbinde. (Man wird hier anfangen zu merken, wo

das Ganze endlich hinaus will, besonders wenn man das gebrauchte Wort allgemein in doppeltem Verstande nimmt, einmal, sofern es Griechisch ausgedrückt ist, und dann sofern darunter die natürliche Religion oder der Deismus verstanden werden kann. Was vereinigt nicht ein weiser Kopf!) Hierauf etwas vom Unterschied zwischen Religion und Superstition. Dann zuerst von den Göttern selbst, wo ein Hauptunterschied gemacht wird zwischen den höchsten, unerschaffenen, ewigen, geistigen, allervollkommensten Göttern, oder der wahren obersten Gottheit, und zwischen den aus der Mythologie bekannten körperlichen Göttern, die nur Untergötter oder Götzen (Divi) seyen. Es findet sich hier wie anderwärts mehreres gut Gesagte. Die höchsten Götter sind in der vollkommensten Uebereinstimmung mit sich selbst, in ihrem Rath, in der Schöpfung und Erhaltung der Dinge, und werden daher für Ein göttliches Wesen angesehen, dessen Name in den verschiedenen Sprachen der Welt mit Ausdrücken, welche einen Geist oder das Gute bezeichnen, genannt wird. — Es leidet keinen Zweifel, daß Cicero mithin auch unser Teutsches Wort gekannt hat;. überhaupt ist wahrzunehmen, daß Cicero öfter der Teutschen oder Germanen gedenkt, als man es sonst an dem Römischen Cicero gewohnt ist. Als Folge des obigen Unterschieds wird auch die wahre Religion der höchsten Gottheit von der der Unter- oder Fabelgötter unterschieden, von deren Unvollkommenheiten und Gebrechen, Menge, Gestalt u. s. w. Mehreres gesagt wird. Gelegentlich kommen die deisidaimonischen Athener aus der Apostelgeschichte vor; ferner die Meteorsteine und die Orphischen Zwittergottheiten. Ob der Dienst der Isis und des Serapis schon zu Cicero's Zeit zu Rom eingeführt war, wie er sagt, kann Rec. gegenwärtig nicht entscheiden; wir geben es ihm auf sein Gewissen. Hierauf die Abhandlung von der Vorsehung, der allgemeinen und besondern, und deren strafenden Gerechtigkeit. Widerlegung des aus dem Daseyn des Uebels in der Welt geschöpften Gegenbeweises. Von der Verehrung der Götter. Die ältesten Menschen hätten die wahre Gottheit

ne äußern Cultus oder Tempel aufs heiligſte verehrt; der
ienſt der Untergötter ſey erſt nachher eingeriſſen. Indeſſen
) es jedem Pflicht, ſeine Landesgottheiten zu verehren. Auf
e Gebräuche komme übrigens in der Wirklichkeit nicht viel
. Der unſichtbaren Gottheit wahrer Dienſt ſey ein reines
erz. Alle Reinigungen und Sühnungen, die man erfunden
be, gingen die oberſten Götter nicht an, ſondern die Unter-
ötter. Von religiöſen Verirrungen, und deren gutem Ur-
rung. Die Gottheit fordere vor Allem das Beſtreben nach
ugend; mit äußerer Religion könne man ihrem heiligen Weſen
cht genugthun, da ſelbige auch neben den größten Laſtern
ſtehen könne. Die Fabeln von den Götzen (Divis), ſo wie
eſchwörungen und enthuſiaſtiſche Orgien, werden unter den
erglauben verwieſen; doch werden die Mythen (mythi) und
ren religiöſe Auslegung in Ehren gehalten. Auf dieſe Weiſe
aubt er, daß der täglich mehr wankenden äußern Religion zu
ülfe zu kommen ſey. „Die allgemeine Religion der Völker,
e wir bekennen, ſorgt nur um das Große, vernachläßigt das
eringe, nimmt das Generelle in Schutz, iſt um Specialia
d Specialissima keineswegs bekümmert.“ Bey dieſer Stelle
ht wieder eine ominöſe Hand. „Wie?“ fährt Cicero fort:
ollte ſie ſich eifrig und ängſtlich bemühen, die verſchiedenen
d widerſprechenden Fabeln zu vereinigen, welche ſo lange
r Theologen Kreuz waren?“ — Es wird demnach die
nterſcheidung der Privatreligion von der öffentlichen, dieſer
n der gemeinen (allgemeinen, communi), und dieſer von
m Aberglauben, von Velleius gebilligt; auch Balbus iſt
nz zu Cicero bekehrt. Hierauf von den Erſcheinungen
r Götter, oder dem alten Glauben von deren Umgang
it dem Menſchengeſchlecht; wobey Cicero in einer Pa-
nthese, wenn auch je die Verehrung eines einigen Gottes
ſentlich anfäme, doch zugleich die Verehrung der Heiligen
ophezeiht. Hierbey auch von dem goldnen Zeitalter und den
ten Vaten oder Götterboten, und daher von dem Daſeyn
ner Offenbarung (revelatio), worauf die gemeine Religion

der Völker ſich gründe, und welche durch Propheten und Sibyllen ertheilt worden ſey; wiewohl deren Schriften wegen der vielen gegenſeitigen Widerſprüche, zweifelhaften Beſonderheiten u. ſ. w. nur den allgemeinen Glauben beſtätigen, nicht aber das von dieſem abweichende Beſondre uns aufdringen könnten. (Man merke!) Die Autorität der heiligen Bücher falle deßwegen nicht um, wenn ſchon manches Zeitliche und Oertliche, Beſondre und Dunkle, wovon uns Urſprung und Gründe verborgen ſeyen, bey Seite zu legen, zu temperiren, oder der älteſten, allgemeinen Religion zu adaptiren ſey. Denn alle Glaubensſachen ſeyen dem Urtheil des ganzen heiligen Cötus zu unterwerfen. Um ſo mehr müſſe dieß der geſchriebenen Offenbarung widerfahren; weil ja urſprünglich eine bloß mündlich überlieferte ſtatt gehabt habe. Die allgemeine Religion halte ſich mit Recht auch an die Tradition, die noch älter und wichtiger ſey, auch noch fortdaure. Man habe aus dem Umgang mit den Göttern nicht Alles aufgeſchrieben, ſondern Vieles nur mündlich fortgepflanzt. Dieſe Tradition ſey alſo auch nicht aus den geſchriebenen Fabeln, ſondern lediglich von den Conſervatoren der Heiligthümer und Tutoren der Religionen herzuholen. Aus der allgemeinen Uebereinſtimmung entſpringe eine infallible Regel des Glaubens und Handelns (infallibilis credendorum et agendorum regula), wonach auch die Prophetenlieder und die Tradition zu beurtheilen ſeyen. Uebrigens daure die Offenbarung der Götter an das Gemüth frommer Menſchen noch fort, und es gebe auch jetzt noch ein gewiſſes heiliges und ehrwürdiges Concilium von Interpreten der Götter; andre, ſichtbare Offenbarung aber ſey nicht mehr nöthig, da die Religion längſt vollſtändig ſey, und die Tradition bleibe, wobey das Sprüchwort gelte: Vox populi, vox Dei. Selbſt Untugendhafte empfingen noch immer etwas vom göttlichen Geiſt, und in dem geſammten, den Göttern geweiheten Cötus würden alle Glieder mit einander der Heiligkeit einigermaßen theilhaftig, daher denn die fortwährende Offenbarung. Darum könne auch keine andre, als dieſe allgemeine Religion, Jemand ſelig machen,

es ſey nirgends Heil als in der Gemeinſchaft der geſammten
igen. Wer aber von dem wahren Glauben abtrünnig werde,
Secten ſtifte, bringe ſich und Andre ins Verderben, ſey daher
ällig, da es einen gottloſen, rebelliſchen Hochmuth verra-
ſich mehr Vernunft, als Allen zuzutrauen. Man müſſe alſo
zuſehen, und dem hochheiligen Conſervator der Heilig-
er auferlegen, zu ſorgen, daß die heilige Republik durch
r Menſchen keinen Schaden nehme, vielmehr zu verordnen
zu erklären, was man glauben und nicht glauben ſolle,
tze und ſchädliche Bücher zu vertilgen, ſolche Schriften
welche nur zum Theil irreligiös oder irrig ſeyen, reinigen
ſſen. Dieſen Grundſätzen Cicero's ſtimmen nun alle Ge-
aſter bey, erkennen heilige Gebichte, eine heilige fortwäh-
Tradition, einen ewigen allgemeinen Glauben, eine un-
are Glaubensregel, ein heiliges Corpus von Leuten rich-
Ueberzeugung und reiner Frömmigkeit, und ein Oberhaupt
ben, welchem die oberſte Sorge für die Heiligthümer über-
n ſey. Gut! ſpricht Cicero, und handelt nun von den
kern und ihrem Urſprung; ihnen ſey durch allgemeine
reinſtimmung der Völker die Religions- und Glaubenslehre
geben, ſie ſeyen die Mittler zwiſchen Göttern und Men-
die Hüter der wahren Religion, die Erhalter der Ueber-
ung, und die ächten Ausleger der heiligen Bücher. Auch
n ſie, da zwar alle Anhänger der wahren und allgemeinen
gion in einer gewiſſen Gemeinſchaft des Glaubens ſtünden,
nicht jeder urtheilen dürfe, das ausſchließliche, von Göttern
Vorfahren ihnen übertragene Recht, in Glaubensſachen
Religionsgebräuchen für ihre Pfleglinge zu ſtimmen und
theilen; wiewohl ſie hierin nichts gegen den Glauben des
thums, die Orakel der Seher, die Tradition, und die in-
le Erklärung des ganzen Cötus unternehmen dürften. Sie
auch in ihrem religiöſen Amt vollkommen unabhängig.
dieſen Prieſtern, nicht bey den Philoſophen, ſey die tiefere,
lichere Religionslehre zu ſuchen. Sie verſtänden alles
rgehörige am beſten, und hätten auch das Recht, ein ent-

ſcheidendes Concilium über dahin einſchlagende Gegenſtände zu halten; deſſen Zuſammenberufung aber habe der oberſte Prieſter, welchem andre untergeben ſeyen; wiewohl auch ein Fürſt, Prätor, König oder Kaiſer (Imperator heißt wohl auch ein Feldherr, man wird aber ſchon einſehen, daß Cicero Teutſche Reichshiſtorie ſtudirt hat) ſie zuſammenberufen könne. Weil es aber mehrere höchſte Prieſter gebe, in Aegypten, Syrien, Griechenland, ſo ſey, um allem Rangſtreit zwiſchen ihnen vorzubeugen, glücklicherweiſe vor Alters zu Rom die Würde eines Pontifex maximus geſtiftet worden, „womit du nun, Cotta, geſchmückt biſt.“ Wie es nach der allgemeinen Meinung eine himmliſche Monarchie gibt, indem ein Divus über die Himmelsbürger den Vorſitz hat, ſo gibt es auch eine heilige Monarchie auf Erden. Welchen andern Sitz aber hätte jenes Hoheprieſterthum eher einnehmen ſollen, als die Sedem Romanam? Quare ex communi omnium sententia pontifex maximus Romanus imperium rerum sacrarum rite tenet, — — qui falli et errare in causa religionis nequit — — —

Hier iſt alſo der Scherz auf ſeinen Gipfel gelangt, und alle Täuſchung verſchwunden. Man erwartet wohl keinen Auszug der wenigen folgenden Capitel. Doch ſetzen wir noch ein Paar charakteriſtiſche Stellen daraus hieher. „Die hier von mir dargeſtellte, allgemeine und für Jedermann heilſame Religion, ſpricht Cicero, zwingt keinen Menſchen im Innern, iſt keinem beſchwerlich, wofern er ſich nur von Neuerungen enthält, und mit einfältigem Gemüth bey der alten Ueberlieferung beharret. Denn, gleichwie die Natur Allen eine reichliche Menge und angenehme Mannigfaltigkeit von Speiſen und Getränken freygebig und faſt verſchwenderiſch bereitet, einem Jeden aber erlaubt hat, aus jenem unermeßlichen Ueberfluß dasjenige ſich auszuwählen, was er den Sinnen, der Geſundheit, dem Alter und der Witterung am angemeſſenſten achten möchte: alſo hat ſie auch, daß ich ſo ſage, die Früchte der Religion verſchwendet, damit ein Jeder nach dem Maaß ſeiner innern Empfindung, Vernunft und Anlagen, davon

auslesen, brechen, wählen und genießen möge, was ihm ansteht. Mag Dieser sich bey Gebräuchen und öffentlichen Festfeyerlichkeiten beruhigen, doch ohne Vernachläßigung der wahren Religion; Jener täglich den Genius und den Lar verehren, Steine salben, grüßen alle Götzenbilder, und die Tempelpfosten küssen; Jener das Mythenchaos zu ordnen, zu erforschen und wohl zu deuten sich bemühen; Jener seinen Scharfsinn anstrengen, um zu erkunden und zu ergründen, woher Jegliche Meinung entstanden sey, und worauf sie ruhe, und mit welchen Beweisen sie, ohne Rücksicht auf den gemeinen Menschensinn, dargethan werden könne; wir wenn wir wirklich verständiger und klüger sind, wollen den heiligsten Gott mit dem heiligsten Herzen und mit dem reinsten und besten Leben ferner zu ehren, für das Erste und Höchste halten." Ferner: „Da Vieles ist, worin die Völker verschiedener Meinung sind, so steht Jedem frey, anzunehmen oder zu verwerfen, was die allgemeine Religion unentschieden läßt. Daher ist nicht irreligiös, wer dergleichen verachtet, läugnet, mißbilligt, verbeut, verschmäht, noch wer die Fictionen der Dichter verlacht," u. s. w. — Man wird ja nun verstehen, wer die Völker, die Mythen sind, und was die allgemeine Religion und der gesammte heilige Cötus in dem zwiefachen Verstande ist, worin sie der Verf. genommen haben will. Es stecken aber noch besondere Verborgenheiten dahinter, in die wir nicht eingehen können; man wird sie jedoch ebenfalls errathen.

Ob der Verf. außer den beyläufig entdeckten philologischen schwarzen Töpfen, an denen man sich die Hände färben soll, noch andre ins Dunkle gestellt hat, bey welchen Rec. vorbeyglitt, mögen Gelehrtere untersuchen. Unter sie gehört auch das poetische Citat im 61. Capitel: Virtus recludit immeritis mori coelum, worin man ohne Schwierigkeit eine Stelle des Horaz (Od. III, 2) wiedererkennen wird, welche wohl lange nach Cicero's Tod geschrieben ist.

Wir überlassen es dem Verf., sein Buch in allen seinen Theilen und Rücksichten zu verantworten, mit dem Wunsche

jedoch, daß, wie es neuerer Zeit und in seiner Art einzig ist, es auch einzig bleiben möge. Wir würden nichts entbehrt haben, wenn es ungeschrieben geblieben wäre. Der Scherz ist überdem vermöge des Inhalts ein frevler Scherz, weil er nicht bloß mit menschlichen Einrichtungen spielt, sondern auch in das Wesentliche des Offenbarungsglaubens eingreift. Möge der Philolog, der uns dieses unverdankte Geschenk gemacht hat, die Wahrheit für sein Apokryphon mit einem zweckmäßigern Geistesprodukt versöhnen; wir achten doch, um diesen Wunsch nicht zu hegen, seine Geschicklichkeit zu hoch.

2.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Erster Theil. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Tübingen b. Cotta. 1811. (Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1812. Nr. 15.)

Je ansprechloser unser berühmter Dichter Göthe hier als Selbstbeschreiber seines Lebens erscheint, um so mehr verdient er bey der Merkwürdigkeit dessen, was er uns von sich ankündigt, und was sich ihm als Zuthat und Einfassung seines Lebensdromans historisch zudrängte, Lob und Dank für ein so schönes, anziehendes, trefflich lebendiges Buch, das den besten Erzeugnissen seiner Muse an die Seite gesetzt, und manchen derselben vorgezogen werden darf. Wenn die Dichtkunst einen mächtigen Zauber besitzt, so übt die Wahrheit noch einen stärkern aus; und wie sollte nicht ein fühlendes Gemüth von Vergnügen hingerissen werden, wenn ihm bedeutende, mannigfaltige Wahrheit aus den Schicksalen eines großen Mannes, aus den Begebenheiten des besondern und öffentlichen Lebens, treu umrissen, dichterisch belebt und gefärbt, und mit eingewebten eigentlichen Poesien, von einem Meister der Kunst vorgeführt

wird? Diese neuen Lebensbahnen gleichen zu wollen, welche nicht Worte für ihren Gegenstand finden können, weil sie zu viele und hohe suchen, und im Grunde mehr durch fremde Größe selber zu glänzen, als was an der Sache ist, zu erzählen begehren, gestehen wir demnach, daß wir uns in Verlegenheit befinden, die verschiedenen interessanten Seiten dieses Buchs aufzuzählen, an denen Göthe's Geschick eben so viel Antheil als seine Behandlungsgabe, und natürlich den frühern hat. Wir versichern daher einfach, daß kein Künstler, kein Historiker, kein Psycholog, kein Mensch überhaupt von Verstand und Geschmack diesen Anfang von Göthe's Biographie kalt und ganz unbefriedigt aus den Händen legen werde; aber Einzelnen muß das Werk noch besonders zusagen, je nachdem das allgemein Interessante, das jede Lebensbeschreibung eines bedeutenden Menschen enthält, sie durch die Kette der Verhältnisse, durch wirkliche Theilnahme an der Gegenwart oder nahe Erinnerungen in stärkerm Grade berührt. Viele Leser haben die schöne Periode Deutschlands, in welche Göthe's frühere Lebenszeit fiel, gekannt und genossen; sie sehen hier viele Umstände dieser Zeit von einem Manne wieder hervorgerufen, der sie zu kennen, aufzufassen und jetzt darzustellen, wie innen und außen besonders befähigt war; sie finden den Schriftsteller selbst, wie er in diese Zeit von seiner Seite einzugreifen die ersten Aufforderungen erhielt, und die ersten Wahrzeichen seiner künftigen Einwirkung an den Tag legte. Wem aber dieser erste Theil sich am innigsten empfehlen muß, das sind die Mitbürger in Göthe's Vaterstadt und ihren Umgebungen, denen der geschätzte Landsmann sich, wie er war, und wie er wurde, in dem langen fördernden und großen Gefolge der vaterländischen Besonderheiten darstellt, und ihnen ihre Heimath mittelst örtlicher und geschichtlicher Malereyen wo möglich noch bekannter und noch lieblicher macht, als sie, in aller Hinsicht eine der thätigsten Städte, ihren heimathlichen, und bey aller Verschiedenheit heimathfreyen Einwohnern jederzeit verkam. Und sind in dem vergnüglichen Ton der Unterhaltung, und mit

der einfach natürlichen, doch wohlverstandenen Bildnerey, denen auch der Weitfremde gerne gehört und gafft, und wobey er das fremde Vaterland wenigstens auf den Augenblick sich gern als das seinige träumen mag.

Was dem Kenner von Göthe's Schriften und Wirksamkeit schon nach Lesung dieses ersten Theils ganz vorzüglich auffallen und Manchen wundern möchte, der ungebührlich viel der natürlichen Natur zutraut, ist das, was das Griechische Motto auf dem Titel mit in sich schließt, nämlich die große Begünstigung, welche Göthe's glücklicher Anlage durch die Fügung der Umstände zu Theil geworden. So ausgezeichnet jene ist, so auserlesen waren unstreitig auch diese, um den Verf. von Kindheit auf zu dem zu machen, was er werden durfte. Edle bürgerliche und Familienverhältnisse, eine aufmerksame, die meisten Gegenstände der Wissenschaften, Künste und sonstiger Bildung (freylich nicht mit immer gleichem Verdienst) umfassende Erziehung, der frühe Umgang mit den geschicktesten und geistreichsten Männern, die frühe Bekanntschaft mit dem Besten in allen Fächern, das Zusammentreffen einheimischer und fremder Kräfte und Erscheinungen von Wichtigkeit, Ruhe und Unruhe des Orts und der Welt, Begünstigung und Widerwärtigkeit, mußten beytragen, um dieses Talent, an sich frühreif, kraftvoll und zu Allem aufgeweckt, schon so bald zu seiner entschiedenen Größe und Vielseitigkeit zu entwickeln. Seit Göthe aus der Verhältnisse seines ersten Alters aufgeschlossen hat, sehen wir ein, daß ein Anderer an seiner Stelle zwar nicht Er geworden wäre (denn kein Mensch wird doppelt hervorgebracht), aber doch unsern ganzen Tadel tragen würde, wenn er Nichts geworden wäre.

Daß bey einem Manne von des Verf. Geist und Erfahrung die philosophischen Reflexionen über sich und die Außenwelt eine besondere Würze zu dem schmackhaften Ganzen hingeben, wenn er sein Leben beschreibt, und daß er dadurch belehrend und nützlich, seine Erzählung doppelt belebt und sinnvoll wird, versteht sich beynahe von selbst; gleich manchen Reimen, deßen wir nur darum nicht gedenken, um nicht als

unwürdige Beurtheiler eines Schriftstellers zu erscheinen, der auch bey seinen Lesern Vieles voraussetzt, ohne welches sie nicht seine Leser wären. Weil daher in solchen Fällen beyde Theile zusammen verstanden seyn müssen, man dem Autor wenig Gefallen durch ein secirendes Lob erweist, und dem Leser besser die gute Kost zu genießen überläßt, als vorzeigt, wie er den Löffel einzutauchen und zum Munde zu führen habe; überdem an einer wahren Geschichte nichts zu recensiren ist, als wenn man mit dem einäugigen Mentor fände, daß die Vorsehung es besser hätte machen können: so wird die richtigste Art der Anzeige ein leichter Abriß des Inhalts seyn, ein einladender Speisezettel für die wohlgezierte Tafel.

In der Vorrede macht der Verf. mit der nähern Veranlassung zu diesem Werke bekannt. Er theilt die Aufforderung eines Freundes mit, daß der Dichter seine Freunde mit einem Entwurf der Geschichte seiner Werke und seiner Bildung zur Unterstützung in ihren darüber angestellten Betrachtungen beschenken möge, zeigt dann die Art an, wie er dieses Verlangen zu erfüllen nöthig gefunden, woraus diese Schilderung seines Gangs und der gleichzeitigen, auf ihn einfließenden Weltbegebenheiten und Menschencharaktere entsprungen sey.

Dieser erste Band zerfällt in fünf Bücher. Das erste Buch beginnt mit dem Mittage des 28. Augusts 1749, wo Göthe zu Frankfurt am Mayn unter der glücklichsten Constellation, doch durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme für todt auf die Welt kam. In dem altväterischen Local des Geburtshauses, auf dem Hirschgraben gelegen, das hernach umgebaut wird, spielt auf der weitläufigen Hausflur der Knabe mit seiner jüngern Schwester, und indem er durch das Gerüms mit Straße und Nachbarschaft in Verbindung kommt, übt er unter andern einst einen drolligen Gewaltstreich an alter und neuer Töpferwaare aus. Er zeigt uns seines Vaters Mutter, die Hauseigenthümerin, dann die innere Beschaffenheit, die Umgebungen und Aussichten des Hauses, und erklärt oder entschuldigt diese Genauigkeit durch psychologische Wahrnehmungen, in denen manches

sentimentale Gemüth sich selbst und sein Kindheitsalter wiedererkennen wird. Wir lernen bald den geschmackvollen, gelehrten, durch seine Reisen gebildeten, aber bedächtlich ordnenden, beharrlichen, und doch zuweilen etwas unfolgerechten Vater, den aufmerksamen Erzieher und Lehrer seiner Kinder, und die heitere junge Mutter kennen. Kupferstiche Römischer Prospecte an den Wänden eines Vorsaals, eine Marmor- und Naturaliensammlung, sämmtlich vom Vater aus Italien mitgebracht, des Vaters eigene, Italiänisch verfaßte Reisebeschreibung, seine Musik- und Gemäldeliebhaberey, kündigen uns ein Haus von Bildung und die bequemste Wiege für das Genie des künftigen Künstlers an. Hierzu kommt ein festlicher Reiz durch ein Puppenspiel am Weihnachtsabend, von der Großmutter beschert. Nach dem Abscheiden der letztern führt der Vater den vorbereiteten Bauplan zur Erneuerung des Hauses aus, wo wegen der Zerstörung der Knabe zuerst in die Welt, d. h. in eine Schule und in die Localitäten der Vaterstadt kommt. Durch die ernsten und würdigen Formen dieser führt er uns in einer sehr getreuen Schilderung hindurch, welche besonders Personen schätzen müssen, die Frankfurt vor den nachherigen vielfachen Bauveränderungen, nämlich noch in der Regierungszeit Josephs II. von Oesterreich und Friedrichs II. von Preußen gekannt haben. Man berücksichtige bey dieser und ähnlichen Schilderungen den Hauptzweck des Verf., über den er sich auch hin und wieder deutlicher herausläßt. Es sollte kaum nöthig seyn, darauf aufmerksam zu machen, wie von solchen lebenden oder vorübergehenden Erscheinungen, sobald sie das noch unbefangene Gemüth des Kindes treffen, oft die ganze Neigung und der ganze Geschmack der nachherigen Jahre entschieden wird. Und wenn auch eine Stadt, wie Göthe's Vaterstadt, sich nicht mit den großen Hauptstädten der Welt an Größe messen konnte, so enthielt sie doch als ein kleiner beschlossener Staat, als eine lebhafte, gewerb- und kunstfertige, alterthümliche Reichs-, Wahl- und Krönungs-, Handels- und Meßstadt, gleichsam einen Auszug der Welt, und der Knabe hatte

r so viel aus der Gegenwart und Vergangenheit zu be-
nnen, als wenig andre Orte ihm zur frühen Befruchtung
es Kopfs und Herzens darreichen konnten. Das Bild ler-
n wir anschaulich kennen, und erhalten beständige Fingerzeige
Geschichte, Natur, Deutschen und Weltverkehr; und dem
dern, sinnigen und liebenswürdigen Charakter der Landsleute
s, wenn auch hin und wieder komische Nebenzüge nicht
bleiben dürfen, weil sie ebenfalls der Wahrheit gemäß sind,
Recht angethan. Wer wird es dem Verf. verargen, und
nicht vielmehr loben, daß er ausgestorbene charakteristische
le, wie Geleitstag und Pfeifergericht, abmalt, und für die
chwelt in seine Gallerie hängt? Er, der aus einer der
ten Bürgerfamilien, seinen Großvater, den Schultheiß Joh.
olfgang Textor, auf dem Kaisersaal des Römers über
Schöffen thronen und die Huldigungen befreundeter Städte
fangen sah, folglich durch diese Verbindungen den nächsten
laß und die beste Gelegenheit hatte, den Sammlungsort für
viel ferne und nahe, hohe und niedre Dinge, die stets
würdig bleiben werden, bey gewöhnlichen wie bey den
herordentlichsten Verfassenheiten auf allen Puncten zu durch-
hen. Und wer möchte diesen treuen Augenzeugen, der mit
besten Gedächtniß begabt, auch der Berichterstatter der
ern und Freunde seyn mußte, nicht jetzt noch am liebsten
Berichterstatter haben, da er aus dem genialischen Knaben
kunstreichste Erzähler geworden ist? Es läge wohl ein
ig an den Lesern, wenn sie über allzu große Ausführlichkeit
gen könnten, da sich diese ja allerwärts so romantisch bewegt;
wenn sie hier oder da etwas Erhabneres erwarten sollten,
ihnen geboten werden konnte, auch der Verf. zu bieten im
en hatte. Planlose oder planlos scheinende Einfachheit ohne
gstliche Wahl der Momente und Gestalten, und ohne ängst-
e Sprachbehandlung, macht den eigenen Reiz einer Selbst-
graphie aus. In ihren Beziehungen aber wird auch die
here Wahrheit bedeutend und weitaussehend; und ein jedes
bilde ist erhaben, das so harmonisch mannigfaltig, wie dieses,

sich zusammenfügt. — Aus der Stadt und ihrem Getümmel kehren wir ins erheiterte, umgeschaffene Vaterhaus zurück, beschauen die väterliche Bibliothek und Gemäldegalerie, und hören bey letzterer die Namen merkwürdiger vaterländischer Maler, die der wohlhabende Vater in einer bequemen Zeit selbst für sich beschäftigte. Die Gemüthsruhe des Knaben erschüttert am 1. Nov. 1755 ein außerordentliches Weltereigniß, das Erdbeben von Lissabon, dessen Andeutungen auch an dem Wohnort merklich sind, nebst andern Naturbewegungen. Der Vater setzt nunmehr den eignen Unterricht der Kinder fleißig und ununterbrochen fort, und des Knaben Talent gibt frühe Beweise von ungewöhnlicher Stärke und Fähigkeit. Es werden schon Projecte für künftige Bildung und Lebenslauf gefaßt, und der Dichter wird theils sehr systematisch, theils durch Natur und gutes Geschick im Zusammentreffen der Umstände und der Lectüre, immer vollständiger in Alles eingeweiht, was ihm zu seiner nachherigen Laufbahn nützlich und nöthig werden konnte. Schon sehr früh zeichnet er sich als Verswacher unter den Gespielen aus. Die Leiden der Kinderkrankheiten treffen ihn mit Heftigkeit. Der Verf. führt uns in die mit einem Garten versehene Wohnung der mütterlichen Großeltern, und zeichnet uns den Besitzer und eignen Kunstgärtner des Hauses, den würdigen Schultheißen, der unter manchen Eigenthümlichkeiten auch die Gabe der Weissagung durch Träume besaß. Er führt uns in die Häuser der Verwandtschaft, und zeigt uns, was er überall gelernt habe. Er wird durch die stillen Bewegungen in der protestantischen Kirche ebenfalls zu einer Art von Separatismus aufgeregt, welcher in kindlichen Opfern für den Gott der Natur besteht.

Zweytes Buch. Die gemächliche Friedensscene verändert sich mit dem verlebten siebenten Lebensjahr in die des siebenjährigen Kriegs. Die Gemüther der Familie nehmen theils für Oesterreich, theils für Preußen Partey, daraus entstehen Mißhelligkeiten im gesellschaftlichen Verbande, und für den Verf. ein baldiger Anlaß zur Geringschätzung öffentlicher

erde. Währenddem wird sein Erfindungs- und Darstel-
lungsvermögen durch freyer gestatteten Gebrauch des Puppen-
spiels geübt, auch kommt auf dem Wege der Puppenarbeit eine
Rüstkammer zu lebendigen Schau- und Trauer-, auch wohl
Ringel- und Thekenspielen zu Stande, und die Lebhaftigkeiten
der Knabenfreundschaften und Knabenhändel erwachen. Der
junge Held vergnügt aber seine Gefährten auch als Mährchen-
erzähler, und scheint hier von jener Zeit ein beträchtlich langes
Knabenmährchen, **der neue Paris** betitelt, hervor, das
einen ungewöhnlichen Reichthum an Einbildungskraft beweist,
und ein desto größeres Interesse unter den damaligen kleinen
Hörern verbreitet, als es sehr treuherzig in einem wirklichen
Ort, nämlich an der sogenannten **schlimmen Mauer**
der Vaterstadt spielt. Indessen neigt sich des Knaben Tempe,
ment dennoch zu innerm Ernst und äußerer Würde, ja selbst
zum Stoicismus. In dem häufigern ungleichen Kampfe zwischen
angestammter oder anerzogener Sittlichkeit mit den rohen
Herreyen der Mitgenossen, gehen unruhige Bewegungen im
Knaben vor, wobey durch eine Verläumdung sogar die
Neigung hervorbricht, sich von vornehmer **unehelicher** Abkunft
zu verdern Glücke zu halten. Charakter und Verhältnisse,
Liebhabereyen und Eigenthümlichkeiten des Vaters und mehrerer
würdigen und ausgezeichneten Landsleute: v. Uffenbach, v. Häkel,
Orten, D. Orth, v. Ochsenstein (des Anfängers der spöttisch
genannten Ochsen- d. i. vernünftigen, pomplosen Leichen),
des Senkenberge und C. F. v. Moser. Der Verf. würde
es so wenig als die bessern Leser Dank wissen, wenn wir
seine Porträte in diese Recension hereinzögen, welche nur
aus allen Kanten, sie alle zu beschauen. Unter die Reimdichter
des Vaters will sich Klopstocks reimloser Donner mengen,
schlägt, der väterlichen Protestationen ungeachtet, heimlich
ein. Die am Samstagabend hinterm Ofen hervorsprudelnde
Deklamation setzt den Vater unterm Barbieren in Schrecken und
das hexametrische Geheimniß in Freyheit.

Drittes Buch. Der feyerliche Neujahrstag im alten

Frankfurt, vom Enkel des höchsten Reichsbeamten leicht abgeschildert; aber der von 1759 durch das Einrücken und die Einquartirung der Französischen Truppen gestört. Die fremde Einwohnung gereicht dem Vater zum großen Herzeleid, obschon sein Gast der edelste, gerechteste, bescheidenste Mann, ja sogar ein Mitbruder im Fach, ein leidenschaftlicher Kunstfreund ist, der Königs-Lieutenant Graf Thorane. Großer Einfluß seiner Gegenwart auf die Kunstbildung des jungen G., indem Thorane sämmtliche gute Maler der Stadt, einen Hirt, Schütz, Trautmann, Junker, Nothnagel und den Darmstädter Seekaz, für sich arbeiten läßt, und im Hause selbst ein Malzimmer anlegt. Der Verf. lernt durch bloße Uebung die Französische Sprache, und das häufig besuchte Französische Schauspiel, von dem wir einiges Besondre lesen, nebst der Bekanntschaft mit jungen Zugehörigen desselben, äußert eine mehrfache Wirkung auf seine Bildung und Kenntniße, gibt auch Anlaß zu einigen Abenteuern. Der Aufenthalt des Königslieutenants verschafft ihm im Hause selbst den Anblick vornehmer und berühmter Personen. Die Schlacht bey Bergen wird am Charfreytage geliefert; nach ihrer für die Stadt glücklichen Entscheidung bringt eine unselige Aeußerung des Parteygeistes ein Ungewitter über das Haus, das jedoch durch gute Vermittelung und des Grafen Edelmuth mit dem Schrecken vorübergeht. Leidenschaftlich für das Französische Theater eingenommen, macht der junge G. selbst Französische Schauspielversuche, studirt die Schauspieltheorie und die Schauspieldichter Frankreichs. Der Apparat von Malereyen, welche Graf Thorane sich verschafft hat, verläßt endlich das Haus, und der Graf folgt hinterdrein.

Viertes Buch. In dem stiller gewordenen Hause wird Zeichenkunst und Musik geübt. Ueberall werden wir mit launigen und belustigenden Anekdoten unterhalten. Der junge G. sucht in Freystunden seine Neugier nach der Naturwissenschaft zu befriedigen. Gelegentlich vom öffentlichen Unterricht, und von der Pfeilischen Pensionsanstalt in Frankfurt. Beschwerliche Liebhaberey des Vaters an der Seidenzucht. Die Italiänischen

roſpecte werden gebleicht und zuſammengeheftet. Der junge
erf., der von neuern Sprachen bereits das Italiäniſche und
ranzöſiſche beſitzt, erhält Unterricht im Engliſchen, und zum
eweiſe ſeiner Betriebſamkeit und ſeiner Sprachkenntniſſe dient,
aß er zum Exercitium einen Briefroman anlegt, worin Teutſch
unterſchiedenem Stylcharakter, Latein mit Griechiſchen Poſt-
ripten, Engliſch, Franzöſiſch, Italiäniſch und ſogar Juden-
utſch correſpondirt wird. Das letzte Idiom erregt den Wunſch
ach Erlernung des alten Hebräiſchen; es wird wenigſtens
ngefangen, und der Lehrmeiſter, Rector Albrecht, wiederum
s eine originelle Figur vorgeführt. Von der patriarchali-
en Geſchichte in Moſes Büchern ergötzt, dichtet der junge
. ein großes proſaiſches Epos, die Geſchichte Joſephs, und
ſt mit ihm und frühern vermiſchten Gedichten einen ſtarken
andſchriftlichen Quartanten, dem Vater zum Geſchenk. Er
ſchreibt in der Kirche die Predigten des Hauptpredigers, und
war anfangs ausführlich nach. Zu dieſen für ſeine Jugend
außerordentlich vielſeitigen, durchgeführten Beſchäftigungen,
ommen nun auch ſchon durch des Vaters Unterricht juriſtiſche
nfangsgründe. Dann Reiten und Fechten. Näheres Ergreifen
er ehrwürdigen Francofurtensia, und Beſchauung der öffent-
chen Vorgänge. Bekanntſchaft mit den Werkſtätten und dem
ben der Handwerksklaſſe, auch mit der edlern Juwelierkunſt
nd ihren Stoffen. Fortgeſetztes Umhertreiben bey Malern
nd in maleriſchen Fabriken. Theilnahme an den Gartenge-
häften des Vaters, und ein kleines Bild von der fröhlichen
Weinleſe. Hubertsburger Frieden 1763. Von Olenſchlager, der
rläuterer der goldnen Bulle, unterrichtet den jungen G. über
ren Inhalt, und erfüllt ſeine Einbildungskraft mit den Bil-
rn der Fehdezeiten. In deſſen Hauſe führt er mit andern
ngen Leuten Teutſche und Franzöſiſche Schauſpiele auf.
ieſer Mann will ihn zum Hofmann, v. Reineck zum diplo-
atiſchen Geſchäftsmann, Hofrath Hüsgen zum Timon und
chtigen Rechtsgelehrten bilden. Die verſchiedenen Unterhal-
ngen mit dieſen, ihn väterlich liebenden Männern, be-

reichern ihn mit mancherley Begriffen und Ansichten; jüngere Leute, die beyden Schlosser und Griesbach, reizen seine Nacheiferung.

Fünftes Buch. Durch sein poetisches Talent wird der junge G. in neue, dem väterlichen Hause verborgene Bekanntschaften aus untern Ständen, endlich gar in gefährliche Verhältnisse und Verlegenheiten, auch in das erste keusche Liebesverständniß mit einem Mädchen solchen Standes, dem natürlichen, feinfühlenden Gretchen, verflochten. Er hilft durch Gelegenheitsgedichte, womit sich Mystificationen verbinden, Andern zum Honorar, und sich zu eben diesen, theils reizenden, theils tragischen Verwickelungen. Sie laufen als jetziger Hauptfaden seines Herzensschicksals durch die Krönungsfeyerlichkeiten des Römischen Königs Josephs II. hindurch, welche einen großen Theil dieses fünften Buchs einnehmen, und worin mit Göthe'schem Pinsel aller Welt Herrlichkeit um uns hergezaubert wird. Wer keine Krönung gesehen hat, kann nach Lesung dieses Versuchs sie gesehen zu haben geachtet werden.

Wir haben dem Vers. unsre Hochachtung und unsern Dank an den Tag gelegt; wir werden jetzt auch das Recensentenrecht des Tadels ausüben dürfen. Wir bemerken daher zuerst einige kleine Unrichtigkeiten. S. 26 wird der Denkspruch Altteutscher Gerechtigkeit im vormaligen Rathszimmer zu Frankfurt so angeführt:

Eines Mannes Rede
Ist keines Mannes Rede:
Man soll sie billig hören beede.

Diese öfter falsch überlieferten Verse heißen eigentlich:

Eines Mannes Rede, eine halbe Rede;
Man soll sie billig hören beede.

Oder von der Fracturschrift des Originals diplomatisch copirt *):

*) Ref. sah die Tafel i. J. 1805 auf dem obern Vorplatz im Römer aufhängen, wo sie nun jeder Durchwandelnde sehen kann.

Eyns. mans. redde. ein. halbe. redde.
Man. sal. sie. billich. verhoren. bode.

223 ist nicht Liebfrauenkloster, sondern Weiß-
nenkloster zu lesen. Eben so S. 375 ff. mehrmals
t von Malapart, sondern von Malapert (hinten
E). Als Grund der höchsten Ehrfurcht vor dem Groß-
er wird S. 75 seine oben bemerkte Weissagungsgabe
eichsam nach antiken Begriffen) angegeben, da es doch be-
nt ist, daß dieses Talent in seiner Art oft so zufällig,
nlich ohne Verhältniß zur übrigen Würde eines Menschen
heint, wie einzelne Kunsttalente oder äußere Geschicklich-
en. Wir bemerken dieses für Leser, welche der Sache, wie
verdient, Glauben beymessen, aber sie unrichtig schätzen
nten; der Verf. nimmt freylich die Wendung: „Was die
rfurcht, die wir empfanden, bis zum Höchsten steigerte,
r die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung
tze." Dann wird S. 78 hinzugesetzt: „Aber auf keines
er Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; viel-
hr waren sie meistentheils rüstige Personen, lebensfroh und
aufs Wirkliche gestellt." Inzwischen will man sichere Nach-
t haben, daß jenes in der menschlichen Natur gegründete
änomen sich eben an der im Folgenden geschilderten leb-
testen der Tanten geäußert habe.

Noch einen wichtigern Punkt müssen wir in Anregung
ngen, worüber der Verf. uns nicht zürnen darf, weil wir
selbst darin behaglicher und heimischer sehen möchten; weß-
b er unser Thun auch nicht mit der Unart vermengen wird,
lche er am Schluß der 63. Seite rügt. Es ist der Punkt
Religion. Wenn irgendwo in Göthe's Schriften, so äußert
in dieser, bey einem deutlichen tiefen Herzensbedürfniß, ein
r beschwichtigter, oft aufflammender Herzensstreit, und ein
nkapsel zweyer Naturen. Die äußere, nämlich die mit den
testen und stärksten Bildern der Sinnenwelt oder ihren
antastischen Ableitungen reich angefüllte Imagination, scheint
diesem schon vieljährigen Dichter allmählig so fest geworden,

hat ihn ſo feſt an ſinnliches Ideal gebunden, und ſo zerſchlagen in die Liebe der Vielheit und Allheit der Erſcheinungen, daß bey der größten Univerſalität des Gemüths doch der wahre Centralſinn ſich nirgends bey ihm frey geöffnet zeigt, ſondern bloß grabende Gefühle, die dieſem kämpfenden geiſtlichen Sinn, welcher allein ohne Illuſion den Menſchen bleibend beglückt, zur Freyheit helfen wollen. Der Dichter iſt mit ihm nicht unbekannt; die Bekanntſchaft, welche ihm ſein Leben auch bey Andern damit verſchafft hat, hat ſich in ſeinen Werken hin und wieder abgeſpiegelt; aber er betrachtet ihn wieder nur als individuelle Erſcheinung, oder abgezogene generiſche Form, verachtet ihn demnach im Grunde eben ſo ſehr, als er ihn hochhält. Durch das Medium der erzwungenen Gleichgültigkeit oder äſthetiſchen Unparteylichkeit, die aber nur ein äſthetiſcher Riegel für den Geiſt iſt, wird auch dieſes Einzelne im bunten Gewühl des Ganzen beſchaut; ſteht es gleich durch ſich ſelbſt höher, ſo erfährt es doch keine viel nähere Freundſchaft vom Herzen des Dichters, als das edle Sinnliche, und wird, wie es ihm hiernach nothwendigerweiſe fremdartig iſt, dadurch oft weit ins Schauerliche hinein, oder gar ins Steinerne und Farbige herausgearbeitet. Nicht als wenn wir dieſe Formen verkennten, oder in der poetiſchen Erſcheinung unzuläſſig fänden, ſondern weil wir zwiſchen ihnen ſo wenig die rechte gefunden haben, hingegen viel Widerſpruch mit der rechten, folglich der Mißgriff auf jener Seite liegen muß. Wir vermiſchen auch nicht über die Gebühr den Dichter und ſein Werk; dennoch müſſen wir ſagen: wenn jene Centralform in der ſchönen Seele der Lehrjahre manchmal in reiner Würde ſtrahlt, ſo ſcheint ihr Licht ſeitdem bey dem Dichter trüber denn ehedem geworden, und Schattenſchläge andrer, verwandter Gebilde, mehr der Phantaſie, als der einfältigen, doch unendlich reichen Wahrheit angehörig, darüber hingeworfen zu ſeyn. Gleichwohl koſtet es nur die kindliche Einfalt, den ſtarren Riegel entzwey zu ſchlagen (Töpferwaare zu zerbrechen), um ſich in dasjenige zu verſetzen, deſſen Eingang und Thorweg die

Einfalt ſelbſt, das Innerſte aber die höchſte Vollkommenheit iſt. Dieſes Koſten ſcheint freylich theuer zu ſeyn. Denn die Vernunft hält es für Erniedrigung, und zieht vor, ſich ſtolz in die Allgemeinheit der Ahnung zu zerſtieben, wo ſich doch kein Halt und kein Troſt und nichts als eine negative Lüge findet. Wir glauben einem Mann wie Göthe verſtändlich zu reden; denn hier reden wir wirklich mit ihm ſelbſt, und keineswegs mit geringfügigern Menſchen. Dieſer treffliche Meiſter der Phantaſie hat ſich auch als Schriftſteller von Seiten gezeigt, welche zugleich große Realität des Willens in ihm beurkunden; aber man bedauerte, daß er ſich auch wohl in Wege verſtieg, auf denen Irrlichter und Sümpfe ihn bedrohten, letztere ihm wohl ſchon die Füße netzten, und wo er nie dazu gelangen konnte, zu beherrſchen, was ihn ſo wunderreich umlog. — Wenn wir S. 52. 53 den zornigen Gott des alten Teſtaments und die Verlegenheit des Knaben, ſich in ihm zurecht zu finden, als iſolirte Falte, die keiner weitern Fortführung fähig iſt, übergehen; wenn wir uns S. 83 der Anſprache freuen, welche die wärmere Sinnesart abgeſonderter chriſtlichen Secten in dem Herzen des Knaben und des Mannes findet: ſo thut es uns leid, letztern auf den folgenden Blättern nicht ohne Behagen den Deismus des erſtern entwickeln, und (über das Gegar S. 172 hinaus) den Lucianiſchen D. Albrecht S. 296 ff. zu des Lehrers und Schülers Luſt in dogmatiſche Verlegenheiten geſetzt zu ſehen. Der folgende lange Auszug aus der Geneſis iſt offenbar keines Chriſten Werk, ſondern ein menſchlich verbildetes Conterfey, etwa von der Hand eines alten Claſſikers, zu welchem Paläſtina's Ruhm und die Urgeſchichte der Einwohner gedrungen, der daher auch von dunkeln Göttern ſpricht, aber des Weſen des nahgewordenen Gottes der Götter wenig ahnet. Gleichwohl würde die nähere Vertrautheit mit dieſem, ihm S. 351 über das auserwählte Volk Gottes, und über das: „wie es mochte gekommen ſeyn", ein hoch und weit ſtrahlendes Licht angezündet haben. — Chriſtenthum war von Frühem her die Seele der Teutſchen Kunſt; ſie konnte

ihr nicht aufgehn durch veränderte Ritus oder gereinigte Dogmen; denn die biblische Schatzkammer blieb, nämlich bey der Dogmen Reinigung und Wiederherstellung, freylich nicht bey ihrer Aufklärung und Verjagung. Herz und Phantasie stehen in unmittelbarer Berührung mit dem Himmel, und es ist die Aufgabe des Künstlers, diese Berührung inniger zu knüpfen, lebhafter zu begeistern. Nur als geistlicher Christ (wir wollen beyspielsweise sagen, in Klopstock's Charakter) vermag er dieses wahrhaft; als Phantast wird er uns kirchliche Steine für lebendiges Brod geben, aber als Zweifler und logischer Kritiker wird er gar aufhören, Künstler zu seyn. Er wähne nicht, alsdann ein Reinmenschliches und ein Reingöttliches an die Stelle des Zernichteten für sich oder Andre aufzurichten; in demjenigen, was er zu zernichten oder bey Seite zu schieben versucht, ist es göttlich gegeben, ohne mögliche Aenderung oder Stellvertretung. Aber es will tief kennen gelernt, es will auch an Seele und Verstand erfahren, und nicht bloß darüber hingefragt seyn. Möchten doch wahre Künstler (denn wir reden in Göthe zu allen) auch nun noch eine thörichte Weisheit umfassen, die der Geist des Verstandes selber ist, und die allein vermag, ihren Werken sogar über die Erscheinungswelt hinaus Unsterblichkeit zu verleihen! Wie schön leitet der Verf. sich selbst hiezu an, und wie bestätigt er unsre Behauptung von der ihm innig beywohnenden Religiosität durch die Bemerkung S. 430: „Eine politisch religiöse Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht, aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beyder vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet."

3.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Zweyter Theil. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Tübingen b. Cotta. 1812. (Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1813. Nr. 5 u. 6.)

Sechstes Buch. Der junge Verfaſſer ſitzt noch in Liebesgram auf ſeinem Zimmer. Beobachtungen, die man über ſein Herz anſtellt, und die er durchblickt, vermehren ſeinen Verdruß. Bald erhält er noch einen beſondern Aufſeher als Stubennachbar, jedoch in einem Manne, den er liebt und ſchätzt, und dem er ſeine Gemüthslage ohne Rückhalt vertrauen kann. Dieſer eröffnet ihm gegenſeitig den Ausgang und nähern Verhalt jenes verwickelten Handels, und indem er Gretchen dabey das rühmlichſte Zeugniß gibt, heilt er die verzweifelte Liebe des Jünglings durch Kränkung ſeines Ehrgeizes. „Ich kann es nicht läugnen, ſagte Gretchen, daß ich ihn oft und gerne geſehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft ſchweſterlich.“ Von dieſem Froſt gekältet, ermannt ſich der Jüngling aus einer Leidenſchaft, welche ſeine Geſundheit untergrub; und während er ſich nunmehr auf die Akademie vorbereiten ſoll, ohne daß die Arbeit ihm ſchmecken will, ſo geräth er durch ſeinen Freund, einen Schüler von Darjes, in das Studium oder vielmehr in die Kritik der Philoſophie. „Unſere wichtigſte Differenz war die, daß ich behauptete, eine abgeſonderte Philoſophie ſey nicht nöthig, indem ſie ſchon in der Religion und Poeſie vollkommen enthalten ſey. — Denn da in der Poeſie ein gewiſſer Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben ſolcher Glaube an das Unergründliche ſtatt finden muß: ſo ſchienen mir die Philoſophen in einer ſehr übeln Lage zu ſeyn, die auf ihrem Felde beydes beweiſen und erklären wollten.“ Rec. wünſcht dieſes kindliche Urtheil, das eine große Wahrheit ſpielend ausſpricht, manchem Weiſen als Heilmittel gegen den dogmatiſchen philoſophiſchen Epicen ver-

ordnen zu können. Denn jedoch der Verf. ſich als junger Kritiker am liebſten mit der Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft beſchäftigt, und alle Meinungen ehren kann, ins Dunkel der älteſten Griechiſchen Philoſophen nicht einzudringen vermag, Sokrates hochachtet und ſeine Schüler gering ſchätzt, ſo zieht er hierauf S. 14 eine Parallele, der er ſo eben ihre Sentenz geſprochen hatte. Die Stoa übrigens wird ſein philoſophiſches Ideal. — Von hypochondriſchen Anwandlungen geplagt, vertieft ſich der nun nicht mehr unbefangene junge G. am liebſten in die Schatten der Wälder, wohin ſein Freund ihm zu folgen genöthigt iſt, und verſenkt ſich wehmüthig in ihre Erhabenheit. Durch frühen Umgang mit Malern gewöhnt, wie ſie, die Gegenſtände in Bezug auf die Kunſt anzuſehen, wird er hier Naturzeichner; ſeinem eigenen Urtheil nach ohne beſonderes Glück, wenigſtens für die Ausführung des Einzelnen, das ihm als Dichter und Zeichner ſtets hinter der Wirkung des Ganzen verſchwamm. Seine Skizzen werden ihm ſentimentales Erinnerungsbuch, ſeinem Vater ein Gegenſtand hegender Sorgfalt. Man geſtattet ihm weitere Wanderungen ins benachbarte Gebirg und die Rheingegend, von wo er mit ähnlicher unvollkommenen Kunſtbeute wiederkehrt. Von dieſen Streifereyen werden wir mit dem jungen Dichter nach Haus zurückgezogen, und lernen die ſo reiche als ſehnſuchtsvolle Seele ſeiner damaligen Lebensvertrauten, ſeiner würdigen Schweſter, nebſt ihrer Geſtalt, näher kennen; einer Freundin, in der ein edleres Verhältniß ihn zwar für Gretchen entſchädigt, aber die Herzen der Geſchwiſter nur peinlicher ſpannt. Ein biederer junger Engländer bewirkt einige Auflöſung, und mit ihm treten wir bey guter Jahrszeit in die muntere Jugendgeſellſchaft aus beyden Geſchlechtern, welche ſich um das Geſchwiſterpaar ſammelt, ſich nach Wunſch und Loos zuſammenpaart, einen ungenannten beredten Kapuziner zum Meiſter, und den wackern Freund Horn, der ſich unter andern im komiſchen Heldengeſang verſucht, zum unentbehrlichen Liebling hat. — Göthe, bereits inſtitutionsmüde, verfällt auf Geſchichte der alten Litte-

r und Encyclopädismus durch die Werke von [redacted],
rhof und Bayle. Die alten Sprachen werden ihm immer
neue wichtig; doch vermag er ſich, aus Schwäche in den
gen, nur an die lateiniſche zu halten, worin er es, wie
neuern Sprachen, hauptſächlich durch Leſeübungen ohne
mmatik zur beſondern Fertigkeit bringt. Der Michaelizeit,
die Akademie bezogen werden ſoll, drängt ihn jugendliches
Vergnügen mit ſeiner Heimath und Ahnung einer ſchönern
nde entgegen. Mit dieſer Empfindung verſchmelzt ſich —
kennt ein genau ähnliches Beyſpiel hievon — Widerwille
n die juriſtiſche Beſtimmung, und der Entwurf eines
- und genußreichern Lebensplans, in Gedanken auf die
en Studien des Alterthums gegründet, von gehofften Fort-
ten in der Dichtkunſt erheitert, und durch das Bild einer
emiſchen Lehrſtelle begränzt. Den Sohn verlangt nach
ingen, der Vater beharrt auf Leipzig. Die Reiſe dahin
mit Buchhändler Fleiſcher gemacht, und unter einigen,
s louiſchen Abenteuern zurückgelegt. Leipzig zeigt dem
uten Ankömmling das Gegenſtück der Frankfurter Meſſe,
gewährt ihm in der regelmäßigen Bauart eine neue, an
wohlthätige Erſcheinung, worin er nur die gewohnten
ber der Alterthümlichkeit vermißt. Zwiſchen den trenge-
derten Verhältniſſen der feingeſitteten Univerſität, wo wir
Staatsrechtslehrer Hofr. Böhme und ſeine verſtändige,
rtlich auf Göthen wirkende Gattin beſuchen, ein Gemälde
vielverehrten Gellert erhalten, Morus und einige
e Männer im Vorübergang erblicken, dämmern trüblich
nnern Widerſprüche über Wahl der Beſtimmung, und man-
ey Verlegenheiten gegen die vorgefundene Welt, ihren Ge-
ack und ihre Urtheile, als Grundton hindurch; wobey je-
nach Gellert geſchreckt, ſcheu der Genius die Flügel einzieht;
gleichwie die Garderobe ſich verwandelt, auch das Ge-
ſich ſelber abſtreifen will, und von einem leichten Anflug
hiſteriſcher Wiſſenswürdigkeiten unterhaltend angeregt.
ſeine liebſten Erzeugniſſe ein rauchendes Altarfeuer veranſtaltet

Siebentes Buch. Die Blicke auf Teutſche Litteratur, im vorigen Buche mit Rückſicht auf den Ort gethan, erweitern ſich hier einleitungsweiſe aufs Ganze, und erſtrecken ſich abwechſelnd bis an den Schluß. Ein ſehr wichtiges Stück aus der Geſchichte unſerer Poeſie, vom Geſchichtſchreiber erlebt, mit Beziehung auf ihn ſelbſt ergriffen, und nach langen Jahren poetiſcher Erfahrung mit aller erworbenen durchdringenden Sachkenntniß dargeſtellt. Er ſetzt voraus, was ſchon im vorigen Buch beyläufig beſprochen war, nämlich das damalige große Gewäſſer um den poetiſchen Parnaß, worin Gottſched — wir möchten ſagen, als ein edler Wallfiſch tanzte. Indem der Verf. den barocken, pedantiſchen Ton und Sprachausdruck jener Zeit in wenigen Worten glücklich zuſammengreift, und die Waſſerfluth aus deſſen Gegenſatz ableitet: ſo beginnt er hierauf die litterariſche Erzählung mit den beyden Ruheſtöhrerinnen, Satire und Kritik. Bey der erſtern werden Liskov und Rabener zuſammen abgewogen, und letzterer nach Verdienſt belobt. In der Kritik erſcheint eine troſtloſe Anarchie, weil keiner die Conſtitution ahnet oder finden kann. Gottſched's und Breitinger's kritiſche Dichtkunſt zeigen ſich in ihrer Blöße, und die Verwirrung wird beklagt, in die ſich der Verf. und ſeine Geſellen durch den Abgang einer ſyſtematiſchen Lehre verſetzt ſehen. Ueberdieß iſt Mangel an einem nationellen Gehalte der Poeſie, bey genugſam vorhandenen Talenten, z. B. Günther's. — Unter dieſen Studien und Betrachtungen wird G. durch den Beſuch ſeines Landsmanns Joh. Georg Schloſſer überraſcht, des ſtreng geſitteten, ernſten, gelehrt gebildeten, fähigen jungen Mannes und gewandten Schriftſtellers, deſſen kurzer Umgang bedeutend und unterrichtend für ihn wird. Mit ihm werden Leipzigs große Namen beſucht, worunter der rieſenhafte Gottſched eine ziemlich einzige Scene liefert. Schloſſers Anweſenheit veranlaßt einen Wechſel des täglichen Tiſches, und hiedurch kommt G. aufs neue mit einwirkenden Menſchen in Berührung, und Gretchen erhält an Annchen die erſte Nachfolgerin. — Aus dem breiten,

ſerigen Styl rettet ſich die Litteratur durch Beſtimmtheit
Kürze. Haller, Ramler, Leſſing, Wieland,
pſtock, Gerſtenberg, Gleim, Geßner, werden
dem Charakter ihrer, damals neuaufgehenden, Erzeugniſſe
ürdigt, und die Flachheit der ſie beurtheilenden Kritik ge-
. Mit der Sache des Geſchmacks verflößt ſich die des
enden Verſtandes, mittelſt Anbruchs einer philoſophiſchen
lärung, die jedoch die Theologen zur ſogenannten natür-
n Religion hinneigt, und jene mißverſtandene Bibelkritik
bt, an deren Nachwehen wir noch zur Stunde leiden.
der andern Seite erhebt ſich der ehrwürdige Bengel,
unter den Anhängern ſeines Syſtems Cruſius; während
eſti mit den Seinigen die klare Gegenpartey bilden, zu
ſich auch der Verf. nicht ohne Warnungen ſeines beſſern
us hält. Verbeſſerung wird der Kanzelberedſamkeit und
liſch-theologiſchen Schriftſtellerey durch Jeruſalem,
likofer, Spalding; der mediciniſchen Schreibart
Haller, Unzer, Zimmermann; der ſchwer heilba-
uriſtiſchen durch v. Moſer und Pütter; der populär-
ſophiſchen durch Mendelſohn und Garve. Kleiſt's
rjagd lädt den Dichter zur Nachfolge ein, und gewöhnt
in äußern Gegenſtänden tiefere Bedeutung zu ſehen, wozu
aunniſche Verhältniß mit Annchen die nähern Anläſſe her-
Friedrich der Große und die Thaten des ſiebenjäh-
Kriegs verſchaffen der Teutſchen Poeſie den fehlenden
und eigentlichen Lebensgehalt. Gleims Kriegslieder,
lers Oden, vor allem Minna von Barnhelm. —
e ich, ſchließt der Verf. S. 163 ff. — und dieſe Stelle
nt wegen ihrer charakteriſtiſchen Wichtigkeit ausführliche
eilung — habe ich durch dieſe curſoriſchen und deſultori-
Bemerkungen über Teutſche Litteratur meine Leſer in
Verwirrung geſetzt, ſo iſt es mir geglückt, eine Vorſtel-
von jenem chaotiſchen Zuſtande zu geben, in welchem ſich
armes Gehirn befand, als, im Conflict zweyer, für das
riſche Vaterland ſo bedeutenden Epochen, ſo viel Neues

auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich gelten machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen. Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig, in Gesellschaft so vieler würdigen Männer, durchgearbeitet. Die mehrern Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorsätzen, war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen. Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey. Denn bey der großen Beschränktheit meines Zustandes, bey der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bey ganz unbedeutenden Naturgegenständen, war ich genöthigt, Alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freyerm Sylbenmaaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen, und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute, oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild,

Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir ſelbſt abzu-
eßen, um ſowohl meine Begriffe von den äußern Dingen
berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen.
Gabe hiezu war wohl Niemand nöthiger als mir, den
e Natur immerfort aus einem Extreme ins andre warf.
s was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruch-
e einer großen Confeſſion, welche vollſtändig zu machen
es Büchlein ein gewagter Verſuch iſt." — Wir werden
n dieſe Stelle zu gewiſſen Reſultaten brauchen. Annchen,
dem Dichter durch Eiferſucht gequält, geht für ihn verlo-
; die älteſte ſeiner überbliebenen dramatiſchen Arbeiten:
e Laune des Verliebten, iſt die poetiſche Ausbeute
es Verhältniſſes. Die düſtern Krümmen und Irrgänge
bürgerlichen Geſellſchaft, ihre geheimen Gebrechen und
brechen, in die er zum Theil ſelbſt als wohlthätiger Theil-
ner verflochten wird, fordern ihn zu mehrern Schauſpielen
, von denen nur die Mitſchuldigen zur Vollendung
men. Er tadelt ſich wegen verſäumter theatraliſchen Mo-
, zu denen er in ſich die nächſte Anweiſung fand, nämlich
gutmüthigen genialiſchen Streiche. — Seine Freundin
me ſtirbt. Bey Gelegenheit von Gellerts frommen Er-
nungen kommt ein Wort über kirchliches Weſen vor, wor-
wir nachher ein andres zu ſprechen haben. Für jetzt nur
iel, daß unſre Anſichten in der Recenſion des erſten Theils
durchaus beſtätigt werden, und daß G. unter weniger
lichen Umgebungen der Zeiten, Orte und Menſchen, ohne
große Beweglichkeit ſeiner Natur, und ohne die Alles
chlingende Vorliebe für die beluſtigende Seite der Kunſt,
und bleibend von dem Geiſte der Religion angefaßt
den wäre; obſchon wir jetzt von ihm vernehmen, daß er,
ld er Leipzig erreicht hatte, ſich von der kirchlichen Ver-
nung ganz und gar loszuwinden ſuchte, Gellerts Ermah-
gen zur kirchlichen Erbauung ihm drückend wurden, und
eine religiöſe Gewiſſensangſt mit Kirche und Altar völlig
er ſich ließ. Noch etwas über Gellerts moraliſche Verſe

ſungen, und die Verunglimpfungen ſeines Namens bey der Leipziger Welt. Aehnliche herabwürdigende Urtheile über Friedrich II. rauben dem Verf. mehr und mehr das angenehme Gefühl der Verehrung menſchlicher Vorzüge. Aber auch die Achtung vor den richtenden Mitbürgern, und daneben der Glaube an das Verdienſt gleichzeitiger Schriftſteller, ſinkt bey ihm durch einen neuen Freund, den poſſirlichen Tadler und eigenſinnigen Ziermeiſter Behriſch. Für poetiſche Stylübungen tritt als Docent Profeſſor Clodius mit Gellerts Vollmacht auf. Ein von Haus unſerm Dichter aufgetragenes Epithalamium für den Oheim, einen Frankfurter Rechtsgelehrten, verſammelt, in Ermangelung muntrerer Mittel, den ganzen Olymp; die Ruthe des Lehrers aber gibt dem Dichter Veranlaſſung, den himmliſchen Plunder für immer bey Seite zu legen. Dagegen wird, nicht ohne Einhauchung von Behriſch, auch Clodius für ſeinen fremden Wörterprunk bezahlt, den er Ramlern mit minderm Geiſt abgeborgt hatte; dieſe erotiſchen Purpurläppchen werden dem Kuchenbäcker Hendel in den Kohlgärten umgehängt, deſſen Vortrefflichkeiten ein Alexandriniſches Wandgedicht in der Manier des Meiſters verherrlicht. Medon von Clodius erſcheint auf der Bühne; ein Prolog in Knittelverſen, Abends im Speiſehaus aus dem Stegreif entworfen, wird aus dem Stegreif von Freund Horn zum Beyfall der luſtigen Geſellſchaft aufgeführt; allein der Arlekin vermißt ſich zugleich, den Kuchenhymnus verlängert auf den Medon anzuwenden, und die Publicität, welche das Gedicht erſt dadurch erhält, bringt die Geſellſchaft in einen böſen Geruch, der ſich bis nach Dresden verbreitet, und eine, jedoch vortheilhafte Verſetzung von Behriſch zur Folge hat. Hiedurch verliert G. einen feſten Halt für ſein noch nicht ſelbſtſtändiges, unſtätes Gemüth; ſeine Unzufriedenheit und Kämpfe mit der Außenwelt, und die Bemerkungen, die er über ſich hören muß, machen ihn nach dem geheimen Schatz der Erfahrung lüſtern, zu welchem ihm ſowohl Behriſch, als ein beurlaubter Streiter aus dem ſiebenjährigen Krieg, der Feld und Hof

nnt, bloß räthſelhafte Wege eröffnen, und ihn vielmehr ab-
hrecken, dieſer Pandorenbüchſe nachzugehn.

Achtes Buch. Das vorige iſt der Litteratur geweiht, egenwärtiges hauptſächlich der zeichnenden Kunſt. Der lie-enswürdige Oeſer auf der Pleißenburg iſt hier die erſte Fi-ur; ſein Kunſtcharakter wird auf das treffendſte geſchildert, Beyſer als Stecher ſeiner nebelhaft anmuthigen Zeichnungen rwähnt, und ſeine allegoriſche Laune durch Beyſpiele erläutert. Der Verf. nebſt ſeinen Mitſchülern gewinnt durch ihn mehr n Geſchmack als techniſcher Fertigkeit, in welcher letztern G., it aus Mangel an Beharrlichkeit, es nie über den geſchickten Dilettanten hinausbrachte. Das Leben der Maler von d'Ar-enville wird ſtudirt, und unter Oeſers Führung vermittelſt er großen Leipziger Sammlungen Einſicht von der Geſchichte er Kunſt genommen. Die zeichnenden Kunſtwerke erwecken ber den Verf. mehr zu poetiſchen; er macht Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen. Bey Caylus werden auch Teut-che Verdienſte, die eines Chriſt und Lippert, von Oeſern erühmt, und auf ſeinen verehrten Winkelmann andächtig on der Kunſtjüngerſchaft hingeſchaut. Huber, Kreuchauf, Winkler und andre Liebhaber und Sammler der Stadt. — So mußte die Univerſität, wo ich die Zwecke meiner Fa-ilie, ja meine eigenen verſäumte, mich in demjenigen be-ründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens inden ſollte." — Sehnſucht nach Licht in den Begriffen der Kunſt, welches durch Leſſings Laokoon angezündet wird. Der Unterſchied der bildenden und Redekünſte wird klar, und er fruchtbare Keim wahrer Aeſthetik iſt aufgegangen. Aber er Jüngling begehrt nun eine reichere Anſchauung, und ent-chließt ſich, heimlich und allein Dresden zu beſuchen. Des Vaters alte Warnung vor den Spinneweben der Gaſthöfe und ie briefliche Nachricht von einem ehrlichen genialiſchen Dresd-ner Schuſter, führen ihn in des letztern Quartier. Die ſtill-chimmernde Gallerie und ihre Kunſtwelt wird geöffnet, und een dem neuen Epopten mit geſprächigem Entzücken durchwan-

dert. Der Gallerieinſpector, Rath Riedel, empfängt das verdiente Lob ſeiner Gefälligkeit, in welches auch Rec. — eines Ungenannten Dank iſt ja wohl der beſcheidenſte! — mit einzuſtimmen ſich verpflichtet fühlt. In einer Epiſode, der Myſtification eines Neulings, ſchlüpft G. unaufgehalten durch die Spinnewebe heim, und überläßt die übrigen geflügelten Inſecten ſammt der verfolgten Drohne ihrem Schickſal. Vom Zaubernebel der Kunſt umhüllt, erblickt er in den Häuslichkeiten ſeines Wirths Niederländiſche Schildereyen, und ſcheidet als guter Freund von ihm, ohne ſich, wie natürlich, in ſeiner hochſtrebenden, reſtloſen Sehnſucht mit dem behaglichen Handwerker identificiren zu können. Der reichhaltige Pavillon der Antiken wird zur Verwunderung des Leſers, gleich den übrigen Koſtbarkeiten Dresdens, unbeſucht gelaſſen, dieſe Erſcheinung jedoch damit erklärt, daß der Verf. noch zu voll von dem undurchgründeten Werth der Gemäldeſammlung geweſen ſey, und was er nicht als Natur anſehn, an die Stelle der Natur ſetzen, mit einem bekannten Gegenſtand vergleichen könne, auf ihn nicht wirkſam geweſen ſey. Man erkennt hierin allerdings den tiefſuchenden, zugleich freyen Jüngling, dem die nahliegende, friſche Bilderwelt mit ihrem Farbenſpiel mehr zuſagt, als die kältere Schranke der Geſtaltung mit weiſe gedämpftem Affect, zu deren Verſtändniß ein gereiftes Auge, und zu deren Erklärung Gelehrſamkeit gehört. Hingegen wird noch der Director von Hagedorn und ſeine Privatſammlung geſehen. Die Trümmern Dresdens werfen den Stein der Zernichtung zwiſchen das anſpruchvolle Kunſtleben, und predigen auch hier Staub und Aſche. Der Zurückkehrende findet ſich von Freunden umringt, die an ſeiner geheimnißvollen Reiſe und der Schuſterherberge rathen, in ſeinem Innern aber einen Zuwachs von Unruhe, unvermögend zu ordnen und ſich zuzueignen, was er geſehen hat. Doch ergreift ihn wieder das Leben bey freundſchaftlichem Umgang und angemeſſener Beſchäftigung. Eine angenehme Verbindung knüpft er mit dem Breitkopfiſchen Haus, in das er uns

führt, und mit deſſen Genoſſen bekannt macht. Alles ſteht
r in Beziehung zur Kunſt, wobey ſich auch Druckerey und
öſtgeübter Holzſchnitt einſchiebt, und radirt und geätzt wird.
ch wird Weißens beſonders gedacht, ſammt dem Hilleri-
en Opernſatz, Schieblers, Eſchenburgs des Mitſtudi-
den, und Zacharia des vorübergehenden Tiſchgenoſſen;
größerer Durchreiſender bleibt aus Jugendgrille ungeſehen,
ſſing. In entfernter Kunſtglorie erſcheint noch immer
inkelmann, und durch den edeln Fürſten von Deſſau,
n er beſuchen ſoll, wird Hoffnung, ſie in der Nähe zu er-
cken; aber wie ein Donnerſchlag fällt die Nachricht von
inkelmanns Ermordung darein. Unſer Jüngling ſelbſt
rd durch den Ausbruch einer lang vorbereiteten Krankheit,
ſich durch hypochondriſche Zufälle ankündigte, an den Rand
s Grabes gebracht; ein Blutſturz weckt ihn aus dem Schlaf
s Signal eines erſt bedenklichen, dann langwierigen, reiz-
ren Krankheitszuſtandes. Dem Arzt und den Freunden wird
t warmem Dank unter anziehender Charakteriſirung gelohnt.
nſtändlicher wird des gelehrten Langer erwähnt, des nach-
rigen Bibliothekars zu Wolfenbüttel, damaligen Nachfolgers
n Behriſch in deſſen Hofmeiſterſtelle. Er weiß die verbotene
kanntſchaft mit G. zu deſſen Wohl zu unterhalten, und das
rtrauen zwiſchen beyden gelangt zu einer würdigen Innig-
t. „Es iſt noch ein Tieferes, das ſich aufſchließt, wenn
s Verhältniß ſich vollenden will, es ſind die religiöſen Ge-
nungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Un-
rgängliche Bezug haben, und welche ſowohl den Grund einer
reundſchaft befeſtigen, als ihren Gipfel zieren.“ Wir würden
eſe Stelle, und viele ähnliche, preiſen, wenn ſie es nicht
lber thäten. Ein neues Bruchſtück der Religionsgeſchichte
ird hier eingeſchaltet. Langer, der ſo glücklich iſt, die Un-
ntbehrlichkeit eines Mittlers zu kennen, predigt ihn dem, nach
mmliſchen Dingen begierigen, ohnehin in der Bibelreligion
zogenen Kranken zu ſeinem Troſt. — Nachdem noch ein
tudententumult erlebt war, fährt der Verf., noch nicht her-

geſtellt, im Herbſt 1768 von Leipzig in die Heimath zurück. Einige Mißklänge des Vaterhauſes werden laut, und der Sohn iſt weniger als ehedem des Vaters Freude. Die betrübte Mutter wendet ſich von Herzen zum Chriſtenthum, und findet hierin die trefflichſte Stütze an Fräulein von Klettenberg, die, wenn in der Vaterſtadt ihr heiliger Werth verhallt und außer derſelben ungekannt ſeyn ſollte, doch als Ideenbild in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele fortlebt. Eben dieſe greift den, mehr noch geiſtig als körperlich Kranken mit Langers Mittel an. „Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forſchen, Sinnen und Schwanken, legte ſie auf ihre Weiſe aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, das Alles komme daher, weil ich keinen verſöhnten Gott habe.“ Auch der leibliche Arzt und der Chirurg ſind frommer Art; erſterer ſteht überdem im Ruf und in der Meinung, die Univerſalarzney oder doch ein Bächlein davon zu beſitzen. Auch Göthe wird lüſtern nach dieſem Lebenswaſſer, ſtudirt im ſtillen häuslichen Verein Wellings opus, Theophraſtus Paracelſus, Baſilius Valentinus, und ſieht ſich wirklich einſt durch des Arztes geheimes Salz von einem gefährlichen Paroxysmus befreyt und der Heilung entgegengeführt. Er ſelbſt beginnt hierauf die philoſophiſche Handarbeit, wird auch unter andern Meiſter in Bereitung des Kieſelſafts, ohne jedoch der jungfräulichen Erde ihr aſtraliſches Kind abzugewinnen. So auch durch einen Theil der Chemie gewandert, befleißt er ſich in den von Leipzig heimgeſchriebenen Briefen, die der Barr geſammelt und geheftet hatte. Wir finden hiebey verſchiedene Bemerkungen über ihn ſelbſt und über das Ganze. Auch wird unter andern Liebhabereyen die Zeichenkunſt wieder vorgenommen, wobey der Kirchenmaler Morgenſtern in der Perſpective helfen muß, die ſchädliche Wirkung des Aetzens entdeckt, und endlich, im Unmuth über ſich und ſeine Arbeiten, vor der abermaligen Abreiſe aus dem väterlichen Haus eine zweyte Hauptverbrennung gehalten. — „Umſtändlich genug iſt zwar ſchon die

ählung von dem, was mich in dieſen Tagen berührt, auf-
egt und beſchäftigt; allein ich muß demohngeachtet wieder
jenem Intereſſe zurückkehren, das mir die überſinnlichen
ge eingeflößt hatten, von denen ich ein für allemal, in ſo
n es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unter-
m." — Hier wird des Einfluſſes von Arnolds Kirchen-
Ketzergeſchichte mit Liebe erwähnt, und des Dichters da-
liges myſtiſch-religiöſes Syſtem entwickelt.

Neuntes Buch. Ein Fragment aus der allgemeinen Teut-
n Bibliothek eröffnet das Buch, deutend auf die damalige
ſcheinung einer bequemern Kunſtlehre, welche als Hauptſache
Kenntniß der Neigungen und Leidenſchaften ſetzt. Der
ngling, von dieſem ihm verwandten Gedanken erfreudigt,
r ſeinen Zuſtand und die heimgebrachten idealen Begriffe
dem Vater geſpannt, erfüllt gern des letztern Geheiß, im
ühjahr die Akademie Straßburg zur Vollendung ſeiner
udien und zur Promotion zu beziehen. Im Gaſthaus ab-
iegen, eilt er ſogleich den Münſter zu ſehn, zu erſteigen,
das blühende Land zu überſchauen, das ihn auf einige
t beherbergen ſoll. Die Tiſchgeſellſchaft, in die er empfoh-
wird, bildet wieder eine kleine Welt für ihn, woraus
r die hervorſpringendſten Figuren beſchrieben erhalten: den
ialen Meyer von Lindau, den würdigen Tiſchpräſidenten
tuarius Saltzmann, hernach noch Andre. Durch Saltz-
nn wird er zu einem juriſtiſchen Repetenten gebracht, der
n das Zweckmäßigſte gibt, ohne ſeinem Verſtande Stoff
Selbſtthätigkeit zu gewähren. Gezogen von den Ge-
ächen ſeiner größtentheils mediciniſchen Tiſchgenoſſen, bahnt
ſich daher wiederum eigene Wege der Beſchäftigung im
turſtudium, hört Chemie und Anatomie. Indeſſen tritt
Zeitpunct ein, wo Marie Antoinette von Oeſter-
ch auf der Rheininſel bey Straßburg in die Hände des
geſandten ihres königlichen Gemahls übergeben wird. In
n dazu anfgeſchlagenen Gebäude werden die nach Ra-
nels Cartonen gewirkten Tapeten für G. ein Gegenſtand

unersättlicher Bewunderung. Die modernern Hautelissen des Hauptsaals jedoch enthalten die ominösesten Scenen aus Medeens Trauergeschichte, welche den Schüler des allegorischen Oeser in Eifer setzen. Die junge Königin zieht in ihrem Glaswagen vorüber, und bey der Illumination der Stadt fesselt der brennende Gipfel des Münsters vorzüglich die Blicke. Mit der Nachricht von der Ankunft der Neuvermählten in der Hauptstadt, erschallt auch die von dem bekannten Unglück bey den Hochzeitsfeyerlichkeiten. Letztere gibt eine gefährliche Wendung einem Scherz, den G. sich nach früherer Gewohnheit mit dem gutmüthigen Horn erlaubt, indem er an ihn nach Frankfurt einen Bericht von Versailles datirt einsendet, hierauf wirklich eine kleine Reise macht, und durch sein Stillschweigen in der Vaterstadt die Besorgniß erregt, daß er mit umgekommen sey. Saltzmann wird auch in so fern Göthens Mentor, daß er ihn in die Cirkel und Vergnügungsorte des frohen Straßburg einführt, wobey mancherley Gesellschaftliches vorkommt. In der fortgesetzten Schilderung der Speisegenossen ist auch ein freundschaftliches Capitel dem würdigen Jung-Stilling gewidmet; wobey ein Blick auf die wunderbare Bildung derjenigen frommen Menschen fällt, welchen dieser merkwürdige Mann hauptsächlich die seinige verdankte. Dann wird auch eines rechtlichen, treuen Vermittlers Lerse gedacht, welcher im Götz von Berlichingen einer Rolle den Namen leiht. – Uebriggebliebene Reizbarkeit, in Widerwillen vor starkem Schall, in leichtem Eckel und Schwindel sich äußernd, wird durch männliche Uebungen besiegt; auch außer der Anatomie noch das Clinicum und Entbindungscollegium gehört. Den innern Drang und Druck vollends abzuwälzen, hilft der fortgesetzte Genuß einer freyen, geselligen, beweglichen Lebensart, zu deren Kreis auch die Urtheils- und Sprechfreyheit über Hof und öffentliche Gegenstände gehört, so wie zu diesen die Stadtverschönerung, der Sturz der Jesuiten und die Ungnade Klinglings. Ein Ludwigsritter, auch ein Tischgeselle, dient hier zum Conversationslexicon, ungeachtet er das Unglück

, über die Abnahme ſeines Gedächtniſſes öfters in Ver-
eiflung zu gerathen. Auf die kleine Comödie, die der Verf.
ſpielen läßt, folgt eine erhabene, tiefſchauende Kunſtanſicht
dem Münſtergebäude, die denen vorzüglich zu em-
hlen iſt, welche bey viel Geſchmack an der ſogenannten Go-
ſchen Bauart ſich den äſthetiſchen Grund ihrer Liebe zu
ſen väterlichen Denkmälern nicht klar genug zu entziffern
ſen. „Soll das Ungeheure, wenn es uns als Maſſe ent-
gentritt, nicht erſchrecken, ſoll es nicht verwirren, wenn wir
Einzelnes zu erforſchen ſuchen: ſo muß es eine unnatür-
e, ſcheinbar unmögliche Verbindung eingehn, es muß ſich
Angenehme zugeſellen.“ So wird denn dieſer gefällige
loß, das Werk Erwins von Steinbach, mit den feinſten
ahrnehmungen zergliedert, und eine Erklärung des Motto
ers zweyten Theils: „Was man in der Jugend wünſcht,
man im Alter genug!“ in beſonderm Bezug auf dieſen
genſtand angehängt. „Unſre Wünſche ſind Vorgefühle der
higkeiten, die in uns liegen, Vorboten deßjenigen, was wir
leiſten im Stande ſeyn werden. Was wir können und
chten, ſtellt ſich unſerer Einbildungskraft außer uns und in
Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnſucht nach dem, was
ſchon im Stillen beſitzen.“ Indem aber dieſe ächtpſycho-
iſche Betrachtung, durch beſondre Erfahrungen unterſtützt,
der Beziehung der Dinge auf unſer Ich ausgeht, erwei-
ſie ſich zur edeln Allgemeinheit. „Sehen wir nun wäh-
d unſers Lebensganges dasjenige von Andern geleiſtet, wozu
ſelbſt früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem
dern, aufgeben mußten: dann tritt das ſchöne Gefühl ein,
die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und
der Einzelne nur froh und glücklich ſeyn kann, wenn er
Muth hat, ſich im Ganzen zu fühlen.“ Die Anwendung
cht ſich durch die Neigung und Aufmerkſamkeit, welche G.
frühern Jahren jenen Bauwerken der rieſenhaften Vorzeit
omete, und, nachdem er ſie aus den Augen verloren, in
iger Zeit durch Andre, namentlich Boiſſerée an deſſen

Kölnischem Dom, zur Ausführung gelangen sieht. Von diesen Werken der Zeit schwingt sich der Verf. zu den Künsten des Augenblicks, zu seinen Tanzübungen, in denen ehedem der Vater selbst sein Lehrer war; jetzt wird ihm ein Französischer Meister, mit dessen beyden Töchtern sich eine kleine Geschichte anspinnt, wo doppelte Zärtlichkeit vergeblich nach Erwiederung seufzt, und, um das Romantische vollständig zu machen, das Wunderbare in Gestalt einer Kartenschlägerin die Schicksalsblätter aufdeckt.

Zehntes Buch. Nach einem Eingang, worin wir etwas von der Straßburger Meistersängerzunft glauben hören zu sollen, aber das Verhältniß des Teutschen Dichters zur bürgerlichen Welt historisch und fein bemessen finden, wird uns in Klopstock's Person der Augenblick vergegenwärtigt, „wo das Dichtergenie sich seine Verhältnisse selber schuf, und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte." Der reine und hohe Sänger des Messias und sein Werk werden mit scharfen Linien umzogen, und mit schimmernden Farben überstreut. Ihm gegenüber erscheint sein warmer Freund Gleim, schwach an eigener Kunstwürde, groß als Pflegevater fremden Verdienstes. Die kleinliche Wichtigkeit, welche beyde große Männer ihren freundschaftlichen Privatumständen und den geringsten ihrer Thaten beylegen, bringen Göthen und seine Altersgenossen in Gefahr einer gleichen gegenseitigen, beschränkten Verzärtelung. Hier tritt aber als herkulischer Bekämpfer eitler Selbstgefälligkeit Herder dazwischen, und sein dortiger folgereicher Umgang. Als Reisegefährte des Prinzen von Holstein-Eutin kommt der schon durch Schriften berühmte Mann zu Straßburg an, und verweilt daselbst als Leidender an einem Augenübel, dessen schmerzhafte Operation nicht allzu wohl gelingt. Die anziehende und abstoßende Kraft dieser tief elektrischen Natur, sein sanftes und beißendes Wesen, sein Achten und Verachten, seine weitgreifenden philosophisch-historischen Forschungen, die umfassende Verbindung und hohe Beziehung, worin er die Poesie erblickt, seine Liebe zu Ha-

anns Schriften, ſeine Geduld und Ungeduld im Leiden,
ne hochtragiſche Ergebung in den unglücklichen Ausgang der
r, und ſo manches Andre, bewegen Göthens Herz und
aben vielſeitig und heftig. Doch ſteht Herders literariſche
barmherzigkeit dem unbedingten Vertrauen im Wege, und
ſchon im Geiſte ſich geſtaltenden Bilder des Götz von
rlichingen und Fauſt, ſo wie die Kabaliſtik und ihr Zu-
hör (wozu doch auch Herder ſich in früherer Zeit neigte!)
iben ihm verheimlicht. Auch Jung-Stilling wird von
rdern angezogen und geehrt. Aus der Krankenſtube machen
r in der andern Hälfte des Buchs Ausflüge mit akademi-
en Freunden in das reich ausgeſtattete Land von Elſaß und
thringen. Hier beginnt ein gehaltvolles Reiſetagbuch, durch-
s charakteriſtiſch und reflexionenreich; Zabern, Pfalzburg,
chsweiler, die von der Saar benannten Städte und andre,
t Bau und Straße, Berg und Wald, Fluß und Matte,
etallwerken und Steinkohlengruben, treten in klaren Um-
ſen vor uns, nebſt dem Kohlenphiloſophen, auch dem brennen-
n Berg, und allem Intereſſe der Berggegenden, das Göthens
chherige Luſt zu ökonomiſchen und techniſchen Betrachtungen
erſt erregt. Allein mit G. in einer Sommernacht auf
em einſam hochgelegenen Jagdſchloß ahnden wir in dieſer
erlichen Stille ein neues ſanftes Abenteuer, welches das
rz des jungen Helden bereits gefeſſelt hält. Wir eilen durch
eybrücken, Bitſch, und andre ſehenswürdige Puncte des
viers gerade auf daſſelbe zu; müſſen aber zuerſt in der
ohnung des Landprieſters von Wakefield einſprechen, und
n Herdern ihn vorleſen hören, um deſto gefühlvoller und
erraſchter den Roman im Hauskreiſe des Pfarrers von
eſenheim verwirklicht zu ſehen. Was aber der eigene
ndliche Roman des Verf. mit Friederiken enthält, jene
lliſchen Auftritte, jene unſchuldigen Mummereyen, die ein
nes Verhältniß einfaſſen, und das Poſſenhafte durch unver-
rtete Verflechtungen zum Sinn- und Geiſtreichen, durch
befangenheit und natürliches, treuherziges Geſellſchaftsweſen

zum Liebenswürdigen steigern, dieser Inhalt verträgt keinen Auszug. Ein Mährchen im Mährchen, die neue Melusine, hat uns der Verf. am Schlusse nur genannt, und zuletzt noch Gall's merkwürdiges Urtheil über ihn gleichsam zur Vignette gegeben.

Das Urtheil, welches wir über diesen neuen Band zu sprechen uns aufgefordert finden, ist dreyfach.

Erstens, das Buch selbst als Kunst- und Lesewerk betreffend, so erhält es sich durchaus in dem angefangenen Ton und Gang, wie bey Göthens besonnener Meisterschaft zu vermuthen ist. Es zeigt sich immer jene wohlberechnete Anlage, die das innere Leben des Helden und die Hauptseite seiner Biographie als Künstlers im Auge behält, und wodurch unter anscheinender Nachlässigkeit auch aus der Geschichte ein poetisches Ganze wird, von contrastirenden Episoden gehoben. Es zeigt sich jenes gelingende Bestreben, Kleines und Großes mit Wahrheit und Verstand zu beseelen, und eine Herrschaft über die Gegenstände auszuüben, vermöge deren sie selber sichtbar vor uns zu treten und den Erzähler zu bedecken gezwungen sind. Wenn er gleich stets von sich reden muß, so sehen wir ihn doch nur, sofern er sich selbst psychologisches und künstlerisches Object wird. Hiermit verbindet sich innigst das ungeschminkte, heitre Colorit, welches den Malereyen keinen einfarbigen Schimmer, sondern den durchsichtigen Glanz eines erhöhenden Glases leiht. Es kommt hinzu in den reifern Jahren des Dichters eine unglaubliche Sprachgewalt, die Frucht der Uebung und eines Temperaments, das Zwang und Schwäche leichtlich fühlt, verstößt und zu besiegen weiß. Durch dieses gemeinsame Zusammenwirken so vieler schönen Kunstkräfte wird jede Zeile anziehend, lebendig und schön, und jede Seite erhält von der ausgebildeten Erfahrung und Beobachtung des vielgewandten Mannes einen lehrreichen Inhalt, sey es, daß er das Geschehene in einen Brennpunct zusammen-

ſſe, oder ſeinen Blick in die Gegenwart, in die mannig-
chen Lagen, Verſchlingungen, Schwierigkeiten, Vorzüge und
ufgaben des äußern Lebens, der Wiſſenſchaften und Künſte,
das Regen und Weben der Neigungen und Beſtrebungen
es menſchlichen Herzens und Geiſtes verſenkt. Auch wo man
ines Syſtems nicht iſt, wird ihm die Gerechtigkeit widerfah-
en, daß er nicht leicht etwas ungeprüft beſpreche, und Weniges
hne eine Seite hervorzuziehn, die entweder eine Beſtätigung
es Selbſtgeglaubten, oder eine intereſſante Neuheit, wenig-
ens eine Aufhellung und Bindung des Begriffs darbietet.
s mag auch der Worte noch ſo viel geben in dieſen fünf
üchern, und es mag manches an Kurzweil gewöhnte, trockne
erz hin und wieder einige Breite fühlen: ſo geſtehen wir,
ie wir gar keine überflüſſige Muße beſitzen, durchaus ange-
ehm unterhalten worden zu ſeyn. Es iſt da keine Fläche,
elche nicht wenigſtens zierliche Helden ſchmückten, und es
nd vielmehr Planiſche Gründe, wo im gewundenen Weg
ch Landſchaft an Landſchaft reiht, und manche langhingeſtreckte
eilchenſaat unſer Auge in Verwunderung ſetzt. Was dieſen
and beſonders wichtig macht für den ganzen Kreis der Künſt-
r und Literatoren, ſind die umſpannenden hiſtoriſchen An-
eutungen aus der Geſchichte ihres Fachs, die Umriſſe der
egebenheiten und die Menſchengemälde. Hier ſpricht der
etrachter des von ihm Erlebten, lang in Gedanken Getrage-
en, woran er ſich gemeſſen, geſpiegelt, gebildet hat, wovon
r einen Auszug, mit ſeinem Talent verſchmolzen, in ſich nie-
erlegte, und was er nun erſt mit den eigenſten Namen zu
ezeichnen fähig geworden iſt. Hier iſt Vieles uns vorgerufen,
as wir längſt kannten, und nie ſo tief begriffen, ſo rein
eleuchteten; Vieles auch ſo ausgedrückt:

— — — — daß ſich ein Jeder
Gleiches getraut, und gar viel ſchwitzen, umſonſt ſich bemühn wird,
Gleiches wagend.

nd wenn der erſte Theil ſich in kindlichem Gewühl faſt nur
rohſinnig dahinſpielte, und eine bunte Europäiſche Welt, ohne

ihre Großheit und Bedeutung zu verlieren, ſich um den Knaben wie aus geöffneten Bilderkäſtchen und von den Gläſern einer Zauberlaterne aufregte: ſo empfindet hier der Leſer das ſittlich merkwürdigere Treiben und Wallen des Jünglingsalters; die tiefer aufflammenden Anſprüche und Fähigkeiten; den ſchwankenden Gang des nach würdiger Beſtimmung ſich ſehnenden Neulings; den Sturm eines friſchen Herzens, welchem Alles bedeutend iſt, und nichts genügt; das bald mehr will, bald zu viel findet; das in den Feſſeln der Menſchlichkeit umhergezogen wird, wohin es nicht mag, und ringt, wohin es nicht darf; das ſich und die Welt verkennt, vergöttert und verachtet; kurz das tragiſche Epos und die epiſche Tragödie eines lebensluſtigen, und doch immer mit ſich und dem Leben entzweyten poetiſchen Gemüths, deſſen Urbilder, verſchieden abgeſtuft und geeigenſchaftet, in der Wirklichkeit eines kultivirten Zeitalters umherſchwärmen, und die Leiden und Freuden deſſelben, doch die erſten vorzüglich, ſo lange mehren helfen, bis der irre Geiſt zum Bewußtſeyn zu kommen anfängt. Denn zur gründlichen Ruhe gelangen, ach! die allerwenigſten, weil ſie den einzigen Weg verſchmähen.

Zweytens. Der Dichter entwickelt hier ſein eignes poetiſches Naturel, die Form ſeines Genies, in ſeinen Selbſtbeſchauungen, in den Wirkungen der Dinge auf ihn, und in der Schilderung ſeiner Geiſtesverſuche und Gewohnheiten. Man erlaube uns ein Paar bekannte Schulausdrücke zu gebrauchen, weil die Sache damit am leichteſten abgethan wird. Göthe iſt eigentlich lyriſcher Menſch von der ernſtern und weitumblickenden Art. Er iſt aber dabey höchſt merkurialiſch, d. i. aller Geſtalten fähig, ſie mit klarem Leben aufzunehmen und wiederzugeben geſchickt. Die von Kindheit auf ihn umgebende Fülle und Mannigfaltigkeit von wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und geſellſchaftlichen Einflüſſen, zwang ihn vollends dieß letztere zu werden, wenn es nicht in ſeiner glücklichen Natur, ſeiner Offenheit und Empfänglichkeit, ſeiner beweglichen Phantaſie ſchon lag. Er iſt zum Tragiſchen vorzüglich

neigt, aber kein rein entschiedener Tragiker. Er ist so we-
allein zum komischen als allein zum epischen Dichter gebo-
. Das Plastische seiner Werke ist ihm weniger natürlich
nst wäre er vermuthlich auch ein großer Zeichner geworden),
vielmehr durch frühe Bildung eingeimpft und durch Kunst-
gang forterhalten, und konnte vermöge seiner gefühlvollen
ischen Lebendigkeit, verbunden mit männlichern Bemerkungen
r den Unterschied der Künste, nie steif und starr bey ihm,
zum Fehler, sondern nur zur Tugend werden; und daher,
ulich von lyrischer Sänftigung und Herz, kommt es, daß
darin stets das Zarte und Innige an ihm bewundern,
zwar frey von matter Tändeley und Süßlichkeit, welchen
tragischer Ernst und männlicher Verstand widerstrebte.
neswegs sind alle seine Werke, groß und klein, von gleicher
tischen Kraft; es wäre eine wunderliche Forderung; aber
verläugnet sich selten. Wir sind nicht der Meinung, daß
einer Kunst, welche unter allen die wandelbarsten Mittel
Werkzeuge hat, ein vorzüglicher Künstler nicht auch viel
ägliches hervorbringen könne. Der Verirrungen in der
hl der Stoffe nicht zu gedenken. Auch hat mancher Dich-
stärkere und größere Ideen ausgesprochen, als er; aber
m einer hat, bey so viel Originalität und origineller Ver-
eitung des Empfangenen, so allgemein zum Herzen geredet,
e sich im mindesten falscher Hülfsmittel zu bedienen. Denn
hens Kunst ist äußerst ächt und gründlich. Da, wo seine
würfe zu mißbilligen sind, erweckt er eben deßwegen um
größern Verdruß; denn er schlägt damit unmittelbar an den
rn Sinn, und da dieser die reinsten Anforderungen macht,
mag er seiner schönen Kunst kaum glauben, daß sie sich
ig dazu hergegeben habe. Seine Beobachtungsgabe, welche
m einen Spiegel darhält, worin es sich fangen muß, gehört
en größten, ausführlichsten. Daher seine ausnehmende Wahr-
; durch die Macht der Sprache wird ihm das Treffende, durch
ische Würde das Ergreifende. Sein Liebliches ist au.erle-
seine Schauer sind weniger gewaltig, als durchdringend.

Denn ſie ſind empfunden und beobachtet. Bekanntſchaft mit allen Ständen und Menſchen, Wiſſenſchaften, Künſten, Beſtrebungen und Träumen der Menſchheit, bey einem außerordentlichen Gedächtniß, hat ihm zu allgemeiner Empfänglichkeit eine Allgemeinheit von Materialien angeeignet, in deren Vertrieb und Ausſtreuung er ſich gefällt, er überall ſelbſt und doch wieder wahrhaft die Sache iſt. Umgang mit der vornehmern Welt hat ihm überdem, was man Welt in beſſerm Sinne nennt, gegeben. Mangel an Ausdauer in einzelnen Studien hat ſein vielſeitiges Weſen nur noch vermehrt, oder vielmehr begründet, indem er ſich einen entſchädigenden Auszug von Allem für ſeine innere Kunſtwerkſtätte verſchaffte, und nur in Einer Kunſt volles Ausharren bewies. Alles aber hat er, lichtlyriſch, mit ſeiner Individualität verglichen, aus ihr herausgeſehen, ohne Schaden für das Object, weil ihr nichts fremd war. Denn das wahre Dichtergenie iſt ein Hellſichtiger, der eine kleine Welt in ſich trägt, und ahndet was ihm nie gezeigt worden iſt. Göthens munteres Behagen an der Außenwelt und ſeine Wandelbarkeit in deren Liebhaberey ſind epiſche Elemente; ſein launiger Muthwille iſt die Wurzel des Komiſchen. Man vergleiche mit dem bisher Geſagten das oben gelieferte Excerpt von S. 163 ff., und was er ferner S. 176 ſagt: „Denn da uns das Herz immer näher liegt, als der Geiſt, und uns dann zu ſchaffen macht, wenn dieſer ſich wohl zu helfen weiß: ſo waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigſten erſchienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit, und über alles das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden kann. Auch hier ſuchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil ſie ſich auf die eigenſten Gefühle und auf die beſonderſten Umſtände bezogen, kaum Jemand anderes intereſſiren konnten, als mich ſelbſt.“ Endlich über das Didaktiſche und Epiſche in ihm,

als väterliche und mütterliche Erbſtücke, äußert er ſich S. 371 alſo: „Mir war von meinem Vater eine gewiſſe lehrhafte Redſeligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, Alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, faſſen kann, heiter und kräftig darzuſtellen, bekannte Mährchen aufzufriſchen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden.“ — Wie aber das Zuſammenſtrömen unendlich vieler Bildungsmittel uns in Erſtaunen ſetzt, welche ſich unſerm Dichter von Kleinem auf theils zudrängten, theils neugierig von ihm ergriffen wurden; wie dadurch das abergläubiſche Rühmen von einer bedürfnißloſen Wunderkraft des Genies zu Schanden wird, obſchon ſie eine große Wahrheit, nur nach Umſtänden, und nicht in dieſem Zeitalter iſt, wo überdem der Dichter ſo viel Bildung erwerben, als Talent beſitzen mußte: ſo wundern wir uns zugleich über die unglaubliche Weichheit, Bildungsfähigkeit, Beſtimmbarkeit, Veränderlichkeit und Neigung zum Verirren an dieſem ſo kräftigen Manne, deren Grund jedoch eben in jener allempfänglichen Art zu ſuchen iſt, welche wir nicht beſſer als mit dem Namen der Merkurialität zu benennen wiſſen. Der Inhaber dieſer Natur wird zwar nie ſich ſelbſt verlieren, wenn er ſich behalten will, und immer wieder auf klare Puncte kommen, die ihm Freude und Ehre bringen; kann aber auch nie fertig werden, und fällt ſogar öfters zurück, wenn er nicht mit heldenhafter Ermannung und Unterwerfung aller niedern Reize lediglich dem Sonnenpuncte zueilt, wo allein Friede und ewiges Genügen iſt. Denn wo der Geiſt ſeinen Urſprung findet, iſt allein ſeine Schwärmerey; ſondern wo er nicht zur dauerhaften Ruhe kommen kann. Und hier treffen wir

Drittens auf den ſittlichen und religiöſen Theil dieſes Werks; wobey wir mit unſern Aeußerungen in der erſten Recenſion bloß zufrieden zu ſeyn Urſache haben. Gern überſehen wir, da wir nicht mürriſch und liebles richten wollen, ſondern loben das Lobenswürdige, und prüfen und unterſcheiden, als Zugehör des jugendlichen Sinnes, und als Momente

der dichterischen Laufbahn, dieses und jenes Erotische. Nur sofern es einladend ist, verdient dergleichen Unterdrückung; wir haben auf der andern Seite nichts dagegen, daß der Dichter so ehrlich ist, sich uns zu geben wie er war. Ueberhaupt zeigt er sich allerwärts als den Grade, Rechtliche, Unparteyische gegen sich und Andre, als den wahrheitliebende Mann. Und Niemand wird die edeln moralischen Maximen verkennen, die der Verf. auch in diesem Buche niedergelegt hat. Was aber die religiösen Stellen betrifft, so kommen sie zum Verwundern und zum Vergnügen aller gründlichen Gemüther so häufig vor, daß man zuweilen glaubt, die Lebensbeschreibung eines angehenden Gottesgelehrten zu lesen; Bestätigung genug für unsre Behauptung, daß dem Verf. das Höchste der Dinge auch das Wichtigste, und die Berücksichtigung dieses menschlichen Grundtriebs ein ganz eigenes Bedürfniß ist und bleibt; mit welchem wir ihn gleichwohl, da wir vieles dahin Gehörige an ihm ehren und lieben, aber mit nichten Alles gutheißen, auch noch jetzt in unentschiedenem Kampf erblicken. Wenn nun der Biograph diesem Theil seiner Lebensbeschreibung selbst so große Aufmerksamkeit widmet, was ist billiger, als daß wir ihm folgen und ein Gleiches thun? Unstreitig wird er, der Freund folgerechter Unterhaltungen über ehrwürdige Gegenstände, es uns am wenigsten zum Tadel anrechnen, und wird, wenn er dieses liest, unsrer Bitte Gehör geben, uns nach Gelegenheit ferner eben so freygebig mit demjenigen zu beschenken, was den Zug unsrer innigsten Neigung zu seinem Herzen ausmacht. Göthe hatte das Glück in einer durchaus christlichen, an Gottes Wort und Erlösungswerk haftenden Zeit des protestantischen Teutschlands geboren und auferzogen zu werden, wo auch die Absonderung von der kirchlichen Gemeinschaft nur wiederum aus religiösen Beweggründen entsprang, welche noch einen größern Eifer, als der gemeine war, bezeugten. Noch als er Leipzig mit Fleischern und dessen geistreicher Gattin bezog, und sie Abends in Auerstädt mit einem vornehmen Ehepaar zusammentrafen (S. 68),

verrichten dieſe einander fremde Menſchen aus dem gelehrten und höhern Stand gemeinſchaftlich ein ſtilles Tiſchgebet. Man bemerke, wie viel dieſer kleine Sittenzug im Vergleich mit unſern Gewohnheiten ſagt, wo man den Welternährer um ſo gewiſſer vergißt, als man ſich ſcheut, kindlich zu zeigen, daß man ſeiner gedenke. Göthe zeichnet uns beyläufig jene Zeit, ihren Ton, ihre Spaltungen, ihre Fortſchritte und Abſchweifungen, auf eine dankenswürdige Weiſe; wer könnte ſich dieſer Dinge ſo vorurtheilsfrey erinnern wollen, und ſie ſo richtig nennen, wie er? Aber die ungemeine Beweglichkeit und Geſtaltbarkeit ſeines Geiſtes, die bey viel ernſtlichem Willen auch mancher bloßen Wahrſcheinlichkeit gern ein haltbares Intereſſe abgewinnt, die durchdringend und ſchöpferiſch auch aus dem Wahn Rechtes zu ſcheiden, und zum behaltenswerthen Stoff umzuarbeiten aufgelegt iſt; kurz, dieſe ehrliche dichteriſche Toleranz, mit unzerbrochener, nur verfeinerter Sinnlichkeit vereinigt, und von den nöthigen Kenntniſſen nicht überall umſchränkt, hat Göthens Glauben an das Ueberirdiſche, und ſein Streben darnach, auf den Wellen des Zeitlaufs mit hinabgetragen, und ihn der Verirrungen des letztern theilhaftig gemacht. Daher denn der nothwendige Widerſpruch in dem, was Göthens Herz und Gemüth von göttlichen Dingen ſpricht, und was ſeine kritiſch gemachte Vernunft an den Tag gibt. Er iſt bald geiſtlich, bald weltlich, bald fromm, bald leichtfertig, und zeigt unter ſo manchen vollendeten Fähigkeiten hier eine faſt verwilderte. Wenn er S. 14 ſagt: „Des Sokrates Schüler ſchienen mir große Aehnlichkeit mit den Apoſteln zu haben, die ſich nach des Meiſters Tode ſogleich entzweyten, und offenbar jeder nur eine beſchränkte Sinnesart für das Rechte erkannte" — ſo möchte man fragen: wo jenes Apokryphon aufgezeichnet ſey? und wo ſich hier die Beſchränktheit offenbare? — — Der Verf. traut in ſolchen Fällen zu ſehr ſeinem guten Gedächtniß, wo doch tägliches Wiederleſen kaum der Sache genug thut. Es läßt ſich mit gemilderter Beziehung auf unſern Schriftſteller anwenden, was er S. 137 von einem

andern ſagt: „Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um ſo eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm ſelbſt immerfort zu ſchaffen mache.“ — Und dieſe innere Gährung iſt heilig, und ehrwürdiger als die abgeſchloſſenſte Kritik, die fertig zu ſeyn meint, und nur ſich ſelbſt von der Wahrheit abgeſchloſſen hat. Den großen Weg des Unheils, den die proteſtantiſche — nicht Confeſſion, ſondern gelehrte Theologie nahm, zeichnet S. S. 144 ff.: „Auf dieſem Wege mußten die Theologen ſich zu der ſogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in wiefern das Licht der Natur und in der Erkenntniß Gottes, der Verbeſſerung und Veredlung unſerer ſelbſt zu fördern hinreichend ſey, ſo wagte man gewöhnlich ſich zu deſſen Gunſten ohne viel Bedenken zu entſcheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprincip gab man ſodann ſämmtlichen poſitiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unſicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber Alles beſtehen, und weil die Bibel ſo voller Gehalt iſt, daß ſie mehr als jedes andre Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menſchlichen Dinge darbietet: ſo konnte ſie durchaus nach wie vor bey allen Kanzelreden und ſonſtigen religiöſen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden. Allein dieſem Werke ſtand — noch ein eigenes Schickſal bevor“ u. ſ. w. Indem er hier der Angriffe gegen die Inſpiration gedenkt, fährt er von der Bibel fort: „Ich für meine Perſon hatte ſie lieb und werth; denn faſt ihr allein war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe, Alles hatte ſich tief bey mir eingedrückt, und war auf eine oder die andre Weiſe wirkſam geweſen. Mir mißfielen daher die ungerechten, ſpöttlichen und verdrehenden Angriffe“ u. ſ. w. Wer wird nicht aufmerken auf dieſes vortreffliche Geſtändniß des Verfaſſers? Gern möchte man es wie eine einſame hohe Blume aufheben, und auf einem freyen Berge retten, damit es nicht vom Un-

kraut der Meinungen erſtickt werde. — Doch hier ſchließt ſich ein merkwürdiger Umſtand an, für deſſen Beleuchtung kaum ein ſchicklicherer Raum zu finden wäre, als der Verf. uns eröffnet. Unſre Zeit, voll des drängenden ewigen Bedürfniſſes, hungrig und durſtig nach Heil, zumal unter den zermalmenden Schlägen des äußern Geſchicks, aber von übergewaltiger Sinnlichkeit an Augen, Ohren und allen Gliedern gebunden, eilt, nach einer Ausleerung, welche ſie wider Geſchichte und Menſchenverſtand für Proteſtantismus ausgibt, in ihren Gebildeten mächtig dem ſogenannten Katholicismus zu, d. i. einem Kirchenthum, welches um ſo mehr wahre Chriſten und fromme Lehrer in ſeinem Schooße trägt, als ſein Gebiet weit reicht, aber aus der Einfalt der erſten Kirche und ihren Wunderkräften zur überbauten Form, welche den Abgang der letztern vergeſſen machen ſollte, in Äußerlichem Style ſich verartete. Kein ächt-chriſtliches Mitglied dieſer Confeſſion, die jetzt auf ungleich beſſerm Weg iſt, wird unſre Worte der Härte beſchuldigen; und wir ſchweigen verſätzlich von jenen Mißbräuchen, ohne die eine Reformation, welche wieder aufs Weſentliche trieb, nie zum Ausbruch gereizt werden wäre. Der Grund jener Erſcheinung liegt nahe. Der gute Jüngling und junge Mann iſt immer religiös. Vollherzig, mit allem phantaſtiſchen Zauber der ſchönen Künſte am Gemüth aufgebildet, mit aller Reizbarkeit des Tags begabt, ohne Menſchenkenntniß, ohne geübte Unterſcheidungskraft, ohne zureichende Gelehrſamkeit, zu unkräftig und irr, um mit dem Geiſte der Wahrheit ſelbſt eine unmittelbare Befreundung zu wagen, tritt er in die Welt; er ſieht ſeinen innern Menſchen von den ihm etwa zunächſt ſtehenden Lehrern, die auch Proteſtanten zu ſeyn glauben, verlaſſen; ſie geben ihm Zweifel für Wahrheit, Nichts für Alles; eine kirchliche Außenſeite, die ihm unerweglich ſcheint, kommt hinzu; er gibt ſich die Zeit nicht, beſſere Leitſterne zu ſuchen, und glaubt nichts übrig zu haben, als daß er, um das peinigende Räthſel ſeines Herzens zur Auflöſung zu bringen, wie er irrig ſpricht, in den Schooß der Kirche zurück-

lehrt. Der Gang älterer Menſchen iſt dem ähnlich; vielleicht ſehnen ſie ſich nur noch etwas mehr nach Sichtbarkeit der Kirche und Gemeinſchaft der Gläubigen. Wohl geſchieht es, daß, je redlicher der Uebergegangene es meint, er deſto gewiſſer endlich auf die Wahrheit ſelber trifft; durch eine ſinnliche Krümme, die er wählte, wird er von der Gnade, die ihn wählt, zum Ueberſinnlichen geführt, das in jenem ſchätzbaren Gefäß wie in allen behalten iſt. Vielleicht noch eigenſinnig aus menſchlicher Scham, ſeinen überflüſſigen Schritt zu vertheidigen, iſt er doch fortan weder Petriſch, noch Paulich, noch Apoſtoliſch; ſondern er iſt ein Chriſt geworden — miraturque novas frondes et non sua poma. Die geſegnete Toleranz, welche die Liebe auch in Abſicht auf die wohlthätige Verſchiedenheit äußerer Confeſſionen für das erſte Gebot erklärt, kommt ihm zu Statten, daß ſein frommer Mißgriff weiter keine üble Folgen für ihn hat. Aber er hat bey dem Allen ein böſes Beyſpiel von der Methode gegeben, wie man das Unweſentliche für das Weſentliche ergreift, und loſt Nachfolger, welche auf gleiche Weiſe durch die ſteinerne Thür und die Gewölbe eines andern Hauſes am leichteſten in jene freye Regionen glauben gelangen zu können, wo Gott, im Geiſt und in der Wahrheit angebetet, ſelber der Tempel iſt. Und in dieſen Ton ſtimmt auch Göthe, der ſinnreiche Deuter des Wahren und Halbwahren, nachdem er anderwärts der Vernunftfreiheit gehuldigt, wenigſtens erklärungsweiſe ein, und empfiehlt S. 178 f. von Seiten menſchlichen Bedürfniſſes und ſinnlicher Annäherung des Ueberſinnlichen dasjenige, wovon ſich eben ſo leicht die gegenſeitige Seite hiſtoriſch und pſychologiſch hervorwenden ließe. Er hebt die Sacramente, als weſentliche Theile des Kirchenthums, in ihrem begeiſternden ſittlichen Einfluß hervor, und entſcheidet: der Proteſtant habe zu wenig Sacramente. Indeſſen hat Niemand als der Mißverſtand irgend einer chriſtlichen Kirche alle und jede Sacramente — man muß aber wohl, nach Sprache und Erkenntniß wiſſen, was dieſes Wort ſagen will — und vornehmlich die

Wahrheit ſtreitig gemacht, daß die uns in Chriſto geſchenkte Religion ein großes Sacrament iſt, das ſich in unzählige andre gegliedert, und dem wahren Chriſten aus allen Confeſſionen durch ſein ganzes Weſen, Thun, Denken, Empfinden und Leiden hindurch, ſeine unendlichen, ewig lebenden Kräfte und Abſichten mittheilt. Allein dieſe innere Religion des Herzens kann von dem Augenblick an, und in all denjenigen Stücken, ſich mit der äußern Kirche nicht mehr als vollkommen Eins anſehen (ſ. S. 181), wo ſie Verfall und Mißbräuche wahrnimmt (in welcher Kirche es auch ſey), und ſich unvermögend fühlt, ihr reines Ideal von Kirchenthum in die Wirklichkeit herauszupflanzen. Sie erträgt alsdann mit göttlicher Duldung das unvollkommene Mittel, das auch ihr zur erſten irdiſchen Stufe einer himmliſchen Geſinnung wurde, und bleibt im Aeußern, wo ihr Menſch geboren iſt. Sie ſucht, wo es angeht, an jenem Mittel zu beſſern, zu veredeln, damit es leichter, kräftiger, ſchöner vermittle, und gebraucht allerdings zur Erweckung des Herzens auch die Reize der Phantaſie, die unausſprechlich wichtig für die Religion iſt; erwartet aber die ganze Erfüllung dieſes ihres Wunſches nur von einer Zeit, wo das Unſichtbare ſich von ſelbſt ins Sichtbare herausleben, zwiſchen dem Widerſtrebendſten Friede und aller Zehde ein Ende ſeyn wird. Inzwiſchen ſucht ſie der innern Sacramente, ohne Verwerfung der äußern, in ſtets wachſender Stärke theilhaftig zu werden. Sie läßt ſich mit Waſſer und Blut von dem taufen, der da kommt mit Waſſer und Blut, und einen Brunn aufthut, welcher in das ewige Leben quillt; ſie erhält die Firmung des wahrheitzeugenden Geiſtes; ſie genießt das wahre Brod vom Himmel gekommen, nicht ohne das bußfertige Herz in täglicher Beichte dem Allwiſſenden zu öffnen; ſie ſchließt eine bräutliche Ehe mit dem Erhabenſten, den Himmel und Erde hat, von welcher das geheime Verhältniß der Geſchlechter ein heiliges Sinnbild iſt; ſie empfängt die Weihe eines königlichen Prieſterſtandes, und das Oel der Barmherzigkeit auch in die Wunde des Todes. Sollten wir hier nicht

eins ſeyn mit dem, was G. ahndete, ohne es unter dem poetiſchen Duft erreichen zu können? Sollten wir hier nicht mit dem wahren Katholicismus vollkommen eins ſeyn, und er mit uns? Aber ſollte des Dichters eigener Mißgriff ihm nicht offenbar werden, wenn er z. B. die willkührliche Erklärung wieder ließ, die er der Feyer des heil. Abendmahls in der Römiſch-katholiſchen Kirche aufzwingt (S. 183)? „So — kniet er hin, die Hoſtie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieſes hohen Acts noch geſteigert werde, ſieht er den Kelch nur in der Ferne, es iſt kein gemeines Eſſen und Trinken, was befriedigt, es iſt eine Himmelsſpeiſe, die nach himmliſchem Tranke durſtig macht.“ Iſt wohl dieſe ferne Allegorie eine kirchliche Lehre? Uns dünkt, die Katholiken lehren, wer den Leib empfange, empfange auch das Blut; Einige behaupten ſogar, die eingeſtaltige Ertheilung ſey nur ein Zufälliges, das die leichteſte Abänderung vertrage. Daß es ein Späteres iſt, wiſſen wir ja wohl ſämmtlich. — Wenn ferner der Verf. bey Gelegenheit ſeiner hermetiſchen Jugendſtudien ſich ein kabaliſtiſch-myſtiſches Religionsſyſtem erbaut, das von Rechts wegen den Anſpruch machen muß, durchgreifend, allgültig, und mit allen möglichen wahren Syſtemen Eins zu ſeyn — denn es kann überall nur Ein wahres Syſtem höherer Wahrheit geben — ſo hat derſelbe hiebey Vieles ſehr ſchön geſehen, noch ſchöner geſagt; aber wir wiſſen nicht, ob in dieſem Syſtem, ſelbſt als abgeſonderter Erſcheinung, ihm Alles unbedingt zugeſtanden werden möge. Daß dem Luciſer als Erſtgeſchaffenen von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen worden, und von ihm alles übrige Seyn ausgehn ſollte, und daß er ſeine unendliche Thätigkeit bewieſen, indem er die ſämmtlichen Engel erſchaffen habe (S. 331) — das hat unſers Wiſſens kein rechter Kabaliſt oder Theoſoph jemals behauptet; er würde ein ſolches Verlangen für den Hochmuth Luciſers erklärt haben. Vortrefflich aber ſpricht der Verf. etwas vorher, wo er zu Langers Umgang einleitet, S. 291 unten: „Die chriſtliche Religion ſchwankte zwiſchen ihrem eigenen Hiſtoriſchpoſitiven

und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Fall als Schmetterlinge, welche ganz uneingedenk ihres Raupenstandes die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen." Wäre nun der Charakter des Verf. nicht in diesem Stück jederzeit eben so schwankend als gierig gewesen: so würde das glühende Interesse seines Herzens sich nothwendig unter den vielen, auch körperlichen Aufforderungen zur Uebergabe und zur Beständigkeit im Ergriffenen, in die Zufriedenheit des Besitzes und steigenden Wachsthum aufgelöst haben. Dagegen ist es merkwürdig, wie nach den heiligen Stunden, mit Langern am Rande der Verwesung gefeyert, eben dieser Kranke, noch krank, der Meisterin Klettenberg wieder so viel Vergebliches zu thun geben kann. Indessen erklärt sich die Sache durch das Bekenntniß S. 305: „Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir, nach mancherley Erfahrungen, wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm Einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector,

damit endigte: daß ich ein närriſcher Burſche ſey, dem man Manches nachſehen müſſe.“ Wir vergeſſen hiebey nicht, das Geweſene vom Jetzigen hiſtoriſch zu unterſcheiden, und haben uns auch über das Letztere ſchon mehrfach geäußert. Gleicherweiſe wird nach dem trefflichen Umriß des Klopſtockiſchen Meſſias ein gleichſam entſchuldigendes Wort angehängt, wobey wir gern den Vorwurf übernehmen möchten, es lieblos auf das Dogma zu deuten (S. 451): „Der himmliſche Friede, welchen Klopſtock bey Conception und Ausführung dieſes Gedichts empfunden, theilt ſich noch jetzt einem Jeden mit, der die erſten zehn Geſänge lieſt, ohne die Forderungen bey ſich laut werden zu laſſen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.“ Wenigſtens iſt die Bemerkung zweydeutig. Denn was das Artiſtiſche betrifft, ſo wollen wir dem Verf. nicht widerſprechen. Die geiſtliche Bildung aber muß, wie er ſelber anderwärts will, als Blume der Wurzel entſteigen, ohne ſich von ihr zu trennen; ſo wächſt ſie unſterblich fort, und bringt Blumen und Früchte ohne Zahl. Sie muß, ohne eine Umſchränkung zu vertragen, weil ſie unendlich iſt, der Bildung jener ſich ſelbſt bildenden Menſchen im Weſentlichen gleich ſeyn, deren der Verf. S. 380. 381 mit Achtung erwähnt, und die unſtreitig das beſte Theil erwählt haben.

4.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Dritter Theil. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Tübingen b. Cotta. 1814. (Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1814. Nr. 41.)

Eilftes Buch. Der verliebte Jüngling wiederholt zwiſchen den juriſtiſchen und mediciniſchen Studien ſeine ländlichen Beſuche zu Seſenheim, wo er den Vater Pfarrer durch den

Bauriß eines neuen Pfarrhauſes gewinnt. Luſtige Landfeſte mit allerhand erotiſch-pſychologiſchen Begebenheiten. Freuden der Natur im Rheinlande. Die Luſt zu dichten tritt wieder hervor; der Gegenſtand der Lieder Friderike. Stadtbeſuch der Geliebten. Die Diſputation für die Doctorwürde wird geſchrieben, und das kirchlich-ſtaatsrechtliche Thema dazu gewählt: „daß der Geſetzgeber nicht allein berechtigt, ſondern verpflichtet ſey, einen gewiſſen Cultus feſtzuſetzen, von welchem weder die Geiſtlichkeit noch die Laien ſich losſagen dürften" — wird aber von der Facultät nicht genehmigt, und im Aug. 1771 wird auf Theſes promovirt. Schöpflins Bild. Götheus Liebhaberey an alterthümlichen Reſten. Koch und Oberlin hoffen den Verf. als diplomatiſchen Geſchäftsmann in Straßburg oder andern Franzöſiſchen Staaten zu feſſeln. Er geräth aber mit der Franzöſiſchen Sprache, nicht aus Armuth ſondern aus Fülle ihrer Kenntniß, in Händel, die dem freyen Teutſchen Gemüth nicht fremd zu ſeyn pflegen, und das Franzoſenthum zeigt ihm und ſeinen Geſellen mehr und mehr zurückſtoßende Seiten. Dem problematiſchen Ding, dem Geſchmack, den der Franzoſe andern Völkern abſpricht, und an ſeinen eigenen Landsleuten läugnet, wird Teutſche Derbheit vorgezogen. Stand der Franz. Litteratur, und vornehme Eigenheit ihrer Critik; Voltaire als bejahrter Schriftſteller. Rouſſeau. Diderot. Franzöſ. Bühne, ſonderbare Revolution, die ihr drohte. Durch mancherley verwirrende Eindrücke werden die jungen Köpfe zu derjenigen vorbereitet, wobey in der Teutſchen Dichtkunſt Göthe ſelbſt ſo ſtark mitwirkte. Verachtung des Systeme de la nature, und dadurch Gleichgültigkeit gegen ſpeculative Philoſophie überhaupt; Richtung aufs lebendigere Wiſſen, Thun und Dichten. S. 108. „So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles Franzöſiſchen Weſens auf einmal baar und ledig. Ihre Lebensweiſe fanden wir zu beſtimmt und vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Critik vernichtend, ihre Philoſophie abſtruß und doch unzulänglich, ſo daß wir auf dem Puncte ſtanden, uns der rohen Natur wenigſtens verſuchsweiſe hinzugeben,

wenn uns nicht ein andrer Einfluß ſchon ſeit langer Zeit zu höheren, freyeren und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet, und uns erſt heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrſcht hätte. Ich brauche kaum zu ſagen, daß hier Shakſpeare gemeint ſey" u. ſ. w. Ueber ihn, ſeine Ueberſetzung und ſeinen Einfluß auf die Jugendfreunde, worunter Lenz. Clowniaden. Uebergang zu neuen Wanderungen und Seltenheiten des Elſaſſes, Abſchied von Friderikn, Antikenſaal zu Mannheim.

Zwölftes Buch. Heimkehr des Geſundern, doch noch Ueberſpannten, Unruhigen, zu den Eltern und in den Freundſchaftskreis der Vaterſtadt. Die beyden Schloſſer daſelbſt. Merk und andre Perſonen zu Darmſtadt. Göthens Dichtertalent fängt an bleibendere Früchte zu tragen. S. 147. „Fauſt war ſchon vorgerückt, Götz v. Berlichingen baute ſich nach und nach in meinem Geiſte zuſammen, das Studium des 15. und 16. Jahrhunderts beſchäftigte mich, und jenes Münſtergebäude hatte einen ſehr ernſten Eindruck in mir zurückgelaſſen, der als Hintergrund zu ſolchen Dichtungen gar wohl daſtehn konnte. Was ich über jene Baukunſt gedacht und gewähnt hatte, ſchrieb ich zuſammen" u. ſ. w. An die vaterländiſchen Alterthümer knüpfen ſich durch Luthers Andenken bibliſche Studien, und Abfaſſung theologiſcher Flugſchriften. Hamann und ſeine Werke, von Herdern hochgeachtet. Fortwährender Verkehr mit Herdern, der an die Stelle Abts zu Bückeburg tritt. Geiſtreiche Teutſche finden fürſtliche Gönner. Verhältniß der Autoren zu den Verlegern. Klopſtocks Gelehrtenrepublik. Die Deſſauiſche Verlagshandlung. Raſche Mittheilung durch Muſenalmanache und Journale. Ueppige litterariſche Vegetation in Göthens Freundſchaftskreis durch wechſelſeitiges Treibfeuer, „woraus jene berühmte, berufene und verrufene Litterarepoche entſprang, in welcher eine Maſſe junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie ſie nur einer ſolchen Jahreszeit eigen ſeyn mag, hervorbrachen, durch Anwen-

dung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derſelben manchen Verdruß und manches Uebel ſtifteten; und gerade die aus dieſer Quelle entſpringenden Wirkungen und Gegenwirkungen ſind das Hauptthema dieſes Bandes." Schmerz und Reue über das zerriſſene Verhältniß mit Friderikn verfolgt und beſeelt den jungen Dichter, macht ihn zum theilnehmenden Vertrauten, indem er zugleich ein Wanderer wird, ſich in offene Welt und freye Natur verliert, auch Hülfe bey der Dichtkunſt ſucht. S. 182. „Ich ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte wieder fort, um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden. Die beyden Marien in Götz v. Berlichingen und Clavigo, und die beyden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, möchten wohl Reſultate ſolcher reuigen Betrachtungen geweſen ſeyn." Körperliche Uebungen werden ihm heilend, beſonders der Schlittſchuhlauf, durch Klopſtocks Oden empfohlen. Das Studium des Mittelalters äußert an dem Verf. auch beym Beſuch zu Wetzlar ſeinen Nutzen. Das Reichskammergericht, ſeine Wirkſamkeit und ſeine Rückſtände. Die Viſitation, welche G. dort im Gang findet. Wie ihm zu Wetzlar nach trüben Vorerwartungen „ein drittes akademiſches Leben entgegenſprang." Die Rittertafel. Der Uebergangsorden. Gotter. Durch ihn und Boje's Göttinger Almanach Verbindung mit den Stolbergen, Bürger, Voß, Hölty. Sinn der Unabhängigkeit in dem ſich immer mehr erweiternden Teutſchen Dichterkreiſe, oder vielmehr Ton der öffentlichen Anklage in Litteraturwerken mit dem Gefühl und Schein der Gerechtigkeit. Klopſtocks Hermannsſchlacht erregt Teutſches Vaterlandsgefühl, das ſeinen Gegenſtand vermißt, und als bloß poetiſche Form viele Bardenlieder hervortreibt, welchen in Ermangelung äußerer Feinde eingebildete Tyrannen zum Vorwurf, und dieſen, Fürſten und ihre Diener, zur Unterlage dienen. S. 217. „Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen ſeyn mochte, davon ſtrebte ich mich kurz nachher im Götz v. Berlichingen zu befreyen, indem ich ſchilderte, wie in wüſten Zeiten der wohldenkende

brave Mann allenfalls an die Stelle des Geſetzes und der ausübenden Gewalt zu treten ſich entſchließt, aber in Verzweiflung iſt, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweydeutig, ja abtrünnig erſcheint.“ Die nordiſche Mythologie, womit Klopſtocks Oden prangen, ſagte dem Verf. nicht zu, außer in der Verarbeitung zum Mährchen, gleichwie die Indiſchen Fabeln. Doch wird gegen dieſe Unförmlichkeiten ſein Schönheitsſinn durch die neuaufgegangene richtigere Beurtheilung der Homeriſchen Geſänge beſchützt. S. 221. „Wir ſahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angeſpanntes und aufgedunſenes Heldenweſen, ſondern die abgeſpiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und ſuchten uns dieſelbe möglichſt heranzuziehen.“ Uebler Eindruck des Viſitationsweſens auf den Jüngling, worüber er ſich mit Gottern in Speculationen der Aeſthetik verliert — jedoch (S. 227) „blieb das Reſultat von allem meinen Sinnen und Trachten jener alte Vorſatz, die innere und äußere Natur zu erforſchen, und in liebevoller Nachahmung ſie eben ſelbſt walten zu laſſen. Zu dieſen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in mir ruhten, lagen zwey große, ja ungeheure Stoffe vor mir — es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüthe im Werther geſchildert iſt.“ Geheime Doppelgeſchichte des Buchs: Werthers Leiden, leiſe angedeutet. Verkappter Beſuch zu Gießen bey Höpfner mit G. Schloſſer und Merk; Entſtehen und Verdienſte der Frankfurter gelehrten Anzeigen, nebſt Göthens Antheil daran. Der jüngere Schloſſer wird deſſen Schwager. Der Verf. reißt ſich von Wetzlar und Lotten los.

Dreyzehntes Buch. Fußreiſe durch das ſchöne Lahnthal nach Coblenz zu Frau von Laroche. Dahin kommt Leuchſenring von Düſſeldorf mit ſeinen Briefchatoullen. Herr von Laroche und ſein Meiſter Graf Stadion, die Welt- und Geſchäftsmenſchen; erſterer Schriftſteller über das Mönchsweſen; Frau v. Laroche, die immer gleiche Idealiſtin. Merk trifft ein. Geſellſchaftliche Schmarotzerpflanzen. Rückreiſe auf dem

Rhein nach Maynz. Neue Kunstübungen in Frankfurt; der Verf. malt Stillleben bey Nothnagel, und sammelt Gypsabgüsse von Antiken. Er treibt die Advocatur zur Zufriedenheit des Vaters. Neuer Humanismus im Rechtsfach und Staat; geschmeidiger Redestyl der jungen Praktiker. Beschäftigung mit der Teutschen Schaubühne; Bemerkungen darüber. Die komischen Charaktermasken hatten der Sittlichkeit Platz gemacht: moralisch-bürgerliche Stücke. Englische Lustspiele, durch Schröder bearbeit, bilden ein Gegengewicht. Theatralische Satire auf Hof und Adel Emilie Galotti, und die sechs Schüsseln, als zwey Aeußerste. Von Shakspeare begeistert wirft der Verf. seinen dramatischen Götz von Berlichingen planlos aufs Papier. Von neuem bearbeitet erscheint dieser mit Merks Vorschub auf eigne Kosten als Göthens erstes größeres Druckwerk, und erregt viel Aufsehn, ohne den Verf. zu entschädigen. Idealische Dialoge, worin anfangs der Inhalt der Wertherischen Briefe durchgesprochen wird. Ueber Schwermuth und Lebensüberdruß. Nährender Einfluß der Englischen Litteratur auf die damalige Stimmung Teutscher Jünglinge, durch Ossian vollendet. Hieraus erklärt sich die große Wirkung des Werther, in welchem sich des Verf. eigene selbstmörderische Phantasien sammeln, als plötzlich die Nachricht vom Tode des Helden erschollen war. Vermehrter Anreiz zu diesem Werk durch Verflechtung in den Hauscirkel der Tochter der Laroche. Was hierin G. zu seiner Heilung unternommen hatte, wird Andern verderblich. Nicolai's Freuden des jungen Werthers. Zudringliche Fragen über den historischen Grund des Romans, der doch aus vielfachen Bestandtheilen zum Idealwerk verwoben ist. Zerstreuende Berühmtheit des Verfassers. Dramatisirlust der jungen Gesellschaft, woraus unter andern das Jahrmarktsfest und der Prolog zu Barths neuesten Offenbarungen entsteht. Bekanntschaft mit Justus Möser; Beurtheilung seiner patriotischen Phantasien.

Vierzehntes Buch. Wirkung von Göthens Ruhm auf die nähern Freunde; Betragen und Schicksale des zweck-

les thätigen, intriguirenden Lenz. Wagner. Klinger, Lenzens Gegensatz, nach seinen sittlichen und schriftstellerischen Eigenschaften. Verbindung mit Lavater. S. 392. „Er machte so eben ernstliche Anstalten zu seiner größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publicum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Christusbilder zu schicken" ꝛc. Seine beharrlichen Bekehrungsversuche an dem Verf. Seine mehr natürliche, practische, als gelehrte Predigerbildung, seine ununterbrochene Wirksamkeit, seine Lust an der Menschheit, sein fester Glaube an ihre Wiederherstellung durch den Gottmenschen. Lavaters persönliches Erscheinen in Frankfurt. Unterhaltungen Lavaters mit Fräulein von Klettenberg, und verschiedene Auffassung ihres Christus. S. 410. „Fräul. v. Kl. verhielt sich zu dem ihrigen, wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingibt, alle Freude und Hoffnung auf seine Person legt, und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut. Lavater hingegen behandelte den seinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreist, und eben deßwegen ihm ähnlich zu werden bemüht ist." Basedow, der Neuerer, im widerlichen, widerchristlichen Contrast mit Lavater. Beiderseitige Reise mit beyden. Göthe, „das Weltkind zwischen den zwey Propheten" (S. 429), findet zu Cöln die Gebrüder Jacobi, und wird daselbst, nächst der mächtigen Wirkung der Alterthumsreste, von Friedrich Jacobi's befreundetem Ringen nach dem Unerforschlichen harmonisch berührt und ergriffen, nachdem ihm schon Spinoza's Ethik, mit ihrer Uneigennützigkeit, zur Beruhigung seiner Leidenschaften und Verständigung über sich und die Welt ein eignes, doch unzureichendes Mittel dargeboten hatte, das mit Begeisterung von ihm aufgefaßt war. Das Jagdschloß Bensberg mit den Wandverzierungen von Wenzir. Rheinreise nach Düsseldorf und Pempelfort. Düsseldorfer Gallerie. Elberfeld und seine Fabriken. S. 447. „Hier fanden wir unsern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns schon

in E[illegible]lenz entgegengekommen war, und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menſchen immer zu ſeinem köſtlichen Geleit hatte.“ Aus der Betrachtung des Wirkens von Lavater und Baſedow, und ſeiner unglücklichen Verwickelung in irdiſche Mittel und Zwecke, entſpinnt ſich bey G. die Idee eines dramatiſirten Lebens Mohammeds, wovon der Entwurf geliefert wird.

Funfzehntes Buch. Oefters Ausruhen bey der Klettenberg, deren Lauf ſeinem Ende naht. Ueber die Brüdergemeine, welche beſucht wird, und Göthens große Zuneigung zu ihr. Seine Trennung von ihr durch Pelagianiſche Streitigkeiten; er bildet ſich ſein eigenes Chriſtenthum. Entwurf einer epiſchen Behandlung der Geſchichte des ewigen Juden, mit wohlgewählten Motiven. Neuer Lebenston: nöthig befundene Sammlung und Beſchließung in ſich ſelbſt, um Prometheiſch die ſich ſtets darbietenden neuen Erfindungen ausführen zu können. Titanismus, erwachter Sinn für das tragiſche Götterverhältniß. Stete Beſchäftigung mit Dichten und Bilden; Porträtiren der Freunde. Beſuch von Herrn v. Knebel, durch welchen die Verbindung mit Weimar eröffnet und die Bekanntſchaft mit den anweſenden Prinzen angeknüpft wird. Zufällige neue Empfehlung Göthens durch ſein Geſpräch über Möſers patriotiſche Phantaſien; er folgt der Einladung der Prinzen nach Maynz, vom Vater vor der Hofgunſt gewarnt. Ueber Götter, Helden und Wieland, und der Verſöhnungsbrief. Bey der Heimkunft iſt die Klettenberg aus der Zeit geſchieden. Wagner vergeht ſich durch: Prometheus und ſeine Recenſenten. Durchreiſende Gäſte des Hauſes: Klopſtock, Zimmermann und ſeine Tochter, von Salis, Sulzer; auch zuweilen arme, unverſchämte Abenteurer. Verwirrungen des Lebensplans und mancherley Entwürfe. Eheſtandskomödie im Kreis der Freunde, wobey auf ein ominöſes Loos das Herz Ernſt zu machen droht, und um das Hin- und Herwogen zu endigen, ſich in den Gedanken der Eltern die Reiſe nach Italien mit häuslichen Aus-

ſichten verbindet. Der Clavigo kommt in acht Tagen zu Stande.

Wir halten die Fortſetzung dieſer Ueberſichten um ſo weniger für unnütz, als ſie alle bedeutende Puncte der reichhaltigen Geſchichte berühren, und zu einer Art von Regiſter deßjenigen dienen können, was Liebhaber der Litteratur für ſich oder in Geſellſchaft nachzuſchlagen das Bedürfniß fühlen möchten. Und ſo hätten wir denn abermals einen Lebensabſchnitt und nicht den unwichtigſten des Dichters vor uns liegen, eines Mannes, der immer und doch nie derſelbe bleibt. Es iſt in dieſem Gemüth ein immer gleiches Streben aus und nach allen Richtungen, das wir bereits früher mit ſeinem wahren Namen bezeichnet haben. Für nichts entſchieden, als phantaſtiſchen Geiſtesgenuß zu empfangen und auszuſtreuen, an keinen Mittelpunct gebunden, weil es wechſelsweiſe Alles dazu erhebt, und ihm darüber der innerſte und höchſte ſich verdämmert, beleuchtet es die zahlloſen Erſcheinungen des Umkreiſes mit ſtets gleicher Klarheit, ergreift ſie mit gleich gründlicher Behendigkeit, und wird auf Augenblicke ſelber, was es umgibt, um ſich, ohne daß es das Reſultat des Vorigen verliert, gleich drauf wieder in ein neues Außenweſen mit poetiſcher Innigkeit zu verkleiden. Seine Selbſtſtändigkeit beruht in dieſem abſoluten Wandel, der eine ſchwächere und ernſthaftere Natur zerreißen würde, der ſeinigen aber eine faſt einzig gemiſchte Haltung verleiht. Mit unzähligen Armen nährt ſie ſich von der Vielheit, und hängt ſie raſch verſchönert als Früchte wiederum aus. In einem Griechiſchen Hymnus heißt ein gewiſſes mythiſches Weſen allandergeſtaltendurchlebend (ἀλλοτριομορφοδίαιτος); und wie es edle Abenteurer gibt, von deren äußern Schickſalen dieſer Charakter gilt, ſo macht Göthe bey einem beſchränkten Raum des Daſeyns, worauf ſein äußerer Menſch kreuzt, geiſtige Irrfahr-

ten, die in ihrer Art um ſo erheblicher und einziger ſind, als ſie in den neuen geiſtigen Verkehr ſeiner Nation ſelbſtgebieteriſch einſchneiden, und ſein Außenleben nach Ort und Bekanntſchaft recht auf der Verbindungsſtraße weilt. Wir betrachten ihn rein als Naturerſcheinung, und als hoch und vielfach gebildete Natur; denn es konnte nie etwas an ihm haften, was die Natur zu noch höhern Zwecken unterworfen hätte. Schon früh zu den mannigfaltigſten Freuden der Einbildungskraft und des Verſtandes gelockt, hört er nie auf, in allen wiſſenſchaftlichen und Geſchmacksſachern Fortſchritte zu machen, oder doch mit Nutzen einzutreten; er eignet ſich alles Mögliche von Bildung zu, was ihm ſein immer wacher Geiſt vorruft, oder die Begebenheit ihm anbietet. Eine ſtets bewegliche Lebenskraft, welche ſelbſt kranker Reizbarkeit nicht unterliegt, erhält ſein ungeheures geiſtiges Hervorbringungsvermögen in Thätigkeit, gleichwie ſeine kindliche Empfänglichkeit nie verſchloſſen wird, Nahrungsſtoff einzufangen. So ſehen wir ihn denn hier wieder, wie er war und iſt, planlos geſchäftig, und doch voller Entwürfe, leichtſinnig vertieft, immer lernend, mit Würde meiſternd, plötzlich ſchaffend, nie zu Ende, fein und meiſt richtig beobachtend, entzündend ſeine Umgebung, ſelbſt entzündet und kalt, zutraulich und abgewandt, für Alles und nichts eingenommen, wonach ſelbſt ſein Styl ſich verändert; Mitglied aller Facultäten, aller Künſte; ſehr erfinderiſch in Allem, außer in der Kunſt Andern zu ſchaden; denn Niemand als er ſelbſt iſt das Opfer ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaften; überall angezogen von der Minne, die ihn leichter oder tiefer verletzt; Licht und Nacht grell abwechſelnd im Herzen, ohne daß der Stern der Lebensluſt verlöſchen könnte; den Freunden theuer, den Frauen werth, den Alten bedeutend, und den Kindern ergötzlich, ſo wie Jedem, der ſeinem gewaltig gewandten Erzählen mit den Augen oder Ohren zuhören mag. Er verliert in der bunteſten, übertriebenen Miſchung von Ideen, die ſich um ihn häufen, nie ganz die Linie der Schönheit, nie die Natur, das Herz, das

wirkliche Leben, das beſonnene Charakterſtudium. Auffallend iſts, und man möchte nach ſpäterer Ordnung der Dinge ſagen recht gemein, wie dieſer früh große, früh berühmte Dichter ſo ſpät ſich drucken ließ, drucken laſſen wollte und konnte. Seine erſten Impreſſa ſchoben ſich faſt wie Maculatur in die Welt, wirkten dann wie Pulver, und wurden bald geſucht wie Koſtbarkeiten. Nichts iſt aber auch entſcheidender für die Originalität und gründliche, eigene Bearbeitung ſeiner Naturgabe. Und in der That mußte die aufblühende Cultur der Nation, wenn ſie in ihrer Art fortreifen ſollte, durch ſolche Gewitterſchläge und eine veränderte Lufttemperatur hindurch, um zu geſegneten Fruchtmonden gefördert zu werden — deren geſegnetſte aber vielleicht noch nicht erſchienen ſind; des Einſchlagens, Hagels, vielen Unkrauts und der Giftpflanzen in den ſchwefligen Sommertagen nicht zu gedenken.

Neben ſo manchen neuen Orts- und Charaktergemälden gewährt dieſer Band eine merkwürdige Profilanſicht von den Vorbereitungen zu den nachherigen politiſchen und religiöſen Umwälzungen, die wir nebſt ihren Folgen erlebt haben. Wir finden hier nämlich die erſte Gährung der Gemüther, ſofern ſie in den ſtaatsbürgerlichen Anſichten ſich äußert. Das Ehrwürdige der Vorzeit iſt der Einbildungskraft ſchätzbar; aber keine Form, keine Schranke will mehr Stand und Werth behalten. Das Alterthum erſcheint wunderbar groß, es iſt ſehnſuchtswürdig, weil es kräftige Freyheitselemente darbietet; nur was von ihm in der Wirklichkeit herabgeſtammt iſt, hindert den kämpfenden Sinn, der etwas Beſſeres ahndet, das er nicht zu finden verſteht, und eine Unabhängigkeit ſucht, für die er gar nicht bereitet iſt. Man wird menſchlicher, wie man wähnt, und wird frevelhafter und unglücklicher; man wirft geregelte Bande von ſich, die unſern innern Frieden zuſammenhalten; man verſchmäht das Gegebene, greift rechts und links mit Sturm und Drang, und unfähig die Lebensfrucht zu brechen, ſinkt man in Verzweiflung. Unerklärliche Pein drängt ſich von allen Seiten herzu; die Empfindſamkeit wird

aufs äußerſte geſpannt, und ruht unter blühender Natürlichkeit kurz aus, um ſich wieder in troſtloſe Nebel zu verſteigen. Die Kirche erſcheint matt, der Staat ungerecht und lächerlich, ſelbſt der Familienkreis erheitert ſich nur durch ſtheniſche Reizmittel; die Nerven verſagen die ordentliche Regung, und Melancholie girrt oder ſtürmt nach bedauernswürdigen Weiſen. In ſofern iſt namentlich der Werther eins der bedeutendſten Charakterbilder, über deſſen moraliſchen Werth hier ſo wenig, wie von der Rechtfertigung des Verfaſſers (der nur genialiſch ausſprach, was damals allgemein ohne Worte lebte, und die Folgen ſeines Buchs weder berechnete, noch leichtlich ſelbſt vorherſehen konnte) die Rede ſeyn ſoll. Aber beſchauen wir die Sache näher, ſo wird ſich der große Mißgriff entdecken, den die aufgeregte Zeit that, und den wir in gewiſſem Sinn an Göthen als fortlebend gerügt haben. Wir, ſo tief unter Göthens glücklichem Talent und weiter Ausbildung, haben uns nicht angemaßt, ſeine Gabe und Kunſt zu richten, nämlich zu verkleinern; denn wir haben uns von der Kunſtſeite ſtets mit ihm einverſtanden erklärt, wenn die Kunſt in einem gewiſſen Bezirke bleibt; wie der Geringere dem Größern, wie der Geſelle oder ſachkundige Liebhaber dem Meiſter Beyfall beweiſen kann. Jedoch wo die ſinnliche Aeſthetik in die ſittliche verfließt (eine unvermeidliche Sache!), wo vollends die Natur an das Ueberirdiſche grenzt, und ſich dieſes in Formen der Dichtkunſt und Betrachtungen geſtalten will: da haben wir aus unſerer Gewalt ihm nichts verſchweigen dürfen. Denn ſo nur wird Gemeinwohl gefördert, wenn nicht das Fach dem Fach nachſpricht, und lobpreiſend oder tadelnd es umrollt, und auf ſeiner Achſe ruhen läßt; ſondern wenn der Andere dem Andern begegnet, und ihm für ihn oder für die Leſer fremde Standpuncte anzudeuten ſucht, welche außerdem vergeſſen bleiben würden, und worauf Alles erſt in ſeinem wahren Werth oder verhältnißiger Nützlichkeit und Unnützlichkeit erſcheint. Alſo machen wir auch hier bemerklich, wie nur eine Klettenberg oder verwandte Seelen durch jenen

Gemüthsjammer der Zeit unverworren hindurchglitten, und wie ohne ihre Richtung zu nehmen, bey welchem Naturcharakter, bey welcher Bildung es auch geſchehen mag, er zu jeder Zeit unvermeidlich iſt. Bloß das Alter hat den unglücklichen Vorzug, ſich im Unleidlichen zu gefallen, weil die Nerven ſtumpfer fühlen, und Gewohnheit Alles genehmigt; und hier entdeckt ſich das erſchreckliche Geſchick, wo manches Geſchöpf ein Pilz bleibt, das zum Menſchen beſtimmt war, und manches ein Wurm, das mit Göttlichkeit hätte durchdrungen werden ſollen. Das Alter iſt die Zeit der Früchte; aber traurig, wo keine Ausſaat war, oder wo Heerlinge am Stock ſitzen, da man Trauben hoffte! Es war denn doch nur Aufruhr der auf ſich ſelbſt ſtolzen Vernunft, nur Verachtung des Offenbarungsglaubens, nur überwiegende Beſchäftigung mit dem Sinnlichangenehmen, Zeitlichen, kurz Mangel an Chriſtenthum, was die Gährung hervorbrachte, die unbändige Jugend verſchob, das ſichere Alter irrte, das Unentbehrliche beklügelte, Wertheriaden ſo eindringlich machte, und das Oberſte aus dem Unterſten erzwingen wollte. Das Uebel wucherte fort, allgemeiner Zweifel gebar allgemeine Unzufriedenheit; aus dem Innern kehrte ſie ſich ins Aeußere; von dem Geſchlechtsverhältniß zum Staatsverhältniß, von der Phantaſie in die praktiſche Welt; Neuerungen über Neuerungen ſtiegen auf; auch der edelſte Anſchlag mißrieth, weil er auf Sand, nämlich auf irdiſche Kräfte gebaut war; gutgemeinte Sophismen liefen endlich in Staatszertrümmungen, und zarte elegiſche Schwärmereyen in Völkermord aus. Dagegen hat das Chriſtenthum das Eigene: erſtlich, daß von ſeiner unterſten Schwelle ein feſtes Aufſteigen in das faßlich werdende Unendliche, vom ſtillen Glauben zum reichſten Schauen fortgeht, und kein menſchlicher Geiſt ſo groß und hoch ſeyn kann, dem es nicht immer neue Weisheit und neuen Troſt eröffnete; zweytens, daß es das Ideal mit der Wirklichkeit ausſöhnt, weil es beyder Gründe kennt, und dieſe zu jenem zu erheben die ruhigſten Mittel an die Hand gibt; daß

in ihm die Poeſie praktiſch und das tägliche Leben himmliſch wird, wenn auch unter der anderartigſten Außenſeite; endlich daß, zum Beweis ſeiner Unumgänglichkeit, keiner jener Irren ſich ſein ganz entſchlagen kann, ſondern es als ewige Erinnerung ſtörend oder labend bey ihnen wiederkehrt, Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes oder des Aufſtehens wird. Jene Schwermuth, jener Lebensekel, den Göthe (S. 320 ff.) ſo treffend ſchildert, iſt denn doch in übereinſtimmendem Gegenſatz von dem, was er ſagt, nichts anders als die Sehnſucht nach dem Ewigen, Unwandelbaren, nach der Freyheit von eigenen Fehlern, und in ſofern der heiligſte Trieb unſerer Natur. Nun gibt es durchaus keine Welt, wo dieſe Regung Anklang, wo ſie Verwandtſchaft, wo ſie bekannte Aufnahme fände, wo ſie ihre Sprache ſprechen hörte, wo ihr die wahre Hülfe würde, als die Offenbarungswelt, welche jedem von uns aufgethan iſt, und ſich immer weiter aufthut, je unnachläſſiger wir hineindringen. Wird ſo die Gährung des Herzens nicht benutzt, ſo entſteht Moder oder Verſtockung; für das Unterpfand ſteigender Vollendung wird entweder Verzweiflung oder eine Feigenblätterſchürze eingetauſcht.

Jedoch es gibt gewiſſermaßen noch eine dritte Möglichkeit, bey der nichts wunderbarer iſt, als die Geduld, womit der Ungeduldige ſich hin- und herſchleudern, oder wie das Karteſianiſche Männchen in ſeinem Waſſer auf- und niederdrücken läßt, nämlich ein ewig unentſchiedenes Ringen. Mit Achtung vor den übrigen Vortrefflichkeiten zweyer Männer ſey es geſagt: Friedrich Jacobi iſt in dieſem unendlichen Kampfe Meiſter, und auf ihn ſtößt hier Göthe, überraſcht, ſich von Seiten der Hartnäckigkeit gegen glaubige Ergebung bey dem brennendſten Durſt nach dem Höchſten, von Seiten des Durchgrabens der eigenen Tiefe ohne Grubenlicht, in ihm ſpiegeln zu dürfen. Innige Uebereinſtimmung verflicht beyde Sucher, ſie trinken ſich einer am andern des endloſen Ahnens und Quälens ſatt, und geben ſich, damit es eine beruhigende Folge gewinne, das Wort, ihr Ein und Alles darzuſtellen.

Gleichwohl unterscheiden sich hier beyde abermals. Jacobi wandert mehr eine stolze Bahn umher, und erlangt darum desto weniger den Mittelpunct; Göthe springt nach dem Brennpunct zu und ab; er sieht's, das Wahre, nennts, ergreifts, und läßt es fahren. Es ist ihm etwas und wieder nichts. Er studirt es, und neue Eindrücke verschlingen sein Bemühen. Wenn er davon redet, so ist oft tiefliegende Andacht, öfter eine Ironie fühlbar, womit er halb verachtet, was er jetzt zu haben, jetzt nicht nöthig zu haben meint. Im Umgang mit Fräulein von Klettenberg und Lavater gibt dieser Band viele Belege zu diesem Urtheil. Göthe nimmt an der Offenbarung so warmen Theil, daß er unter seinen vielen Studien auch das Bibelstudium (zwar wohl auch im Geschmack seiner verbildeten Genesis) forttreibt (S. 150 ff.), und sich Grundsätze darüber schafft, welche, je nachdem sie verstanden werden, so wahr als falsch sind; er darf dogmatischen Enthusiasmus von sich rühmen (S. 140), Voltaire's boshafte Thorheiten empören ihn (S. 91), die Kirchengeschichte ist ihm fast bekannter als die Weltgeschichte (S. 60) u. dgl. Hinwiederum ist er fähig, sich gegen eine Klettenberg als einen Heiden zu betrachten, sich des Heidenthums gegen die Missionarien anzunehmen (S. 461), und so aus Laune wieder sich und den Bau zu zerstören, zu dem er für sein Heil den Grund legen wollte. Dadurch bleibt schließlich nichts als die poetische Gleichwürdigung übrig, die eben darum nicht frommt, weil sie keinen wesentlichen Unterschied im wesentlichsten Ding macht, und folglich die Aneignung dieses Nothwendigen, die Durchdringung oder Intussusception hindert; oder gar nur der unpoetische Unglaube, welcher das heiligste Gefühl tödtet. Man muß nicht vergessen bey dahingehörigen Stellen, daß humoristischer Widerspruch einer der Grundzüge von Göthens Natur oder Gewohnheit ist; und gerne verzeiht man, was der Schwankende harmlos gegen sich selbst redet. Aber die Flüchtigkeit und sinnliche Scheidewand seines Wesens ließ ihn wirklich nie eins werden mit

dem, was er ſtundenweiſe zu lieben nie verſagen konnte; und er meinte oft, wie man deutlich ſieht, wenn er zu Sittlichkeitsgrundſätzen auch die hohe Gemüthsahnung hätte, und dazu noch Hochachtung vor dem Erlöſer, ſo hätte er das Chriſtenthum eben ſo gewiß, als er jene beyden Gaben eigentlich in deſſen Schule empfangen hatte. „Der Begriff von der Menſchheit, heißt es von Lavater S. 394, der ſich in ihm und an ſeiner Menſchheit herangebildet hatte, war ſo genau mit der Vorſtellung verwandt, die er von Chriſto lebendig in ſich trug, daß es ihm unbegreiflich ſchien, wie ein Menſch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Chriſt zu ſeyn.“ Mein Verhältniß zur chriſtlichen Religion lag bloß in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener phyſiſchen Verwandtſchaft, zu welcher Lavater ſich hinneigte, nicht den mindeſten Begriff.“ — „Lavater trat zuletzt mit dem harten Dilemma hervor: Entweder Chriſt oder Atheiſt! Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Chriſtenthum nicht laſſen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, ſo könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entſchließen, zumal da ich ſähe, daß Niemand recht wiſſe, was beydes eigentlich heißen ſolle.“ — S. 411. „Ich konnte weder dem einen, noch dem andern (der Freunde, Klettenberg und Lavater) völlig zuſtimmen. Denn mein Chriſtus hatte auch ſeine Geſtalt nach meinem Sinne angenommen ꝛc.“ — S. 412. „Beym Glauben, ſagte ich, komme Alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, ſey völlig gleichgültig.“ Daß dieſes auf der folgenden Seite wenigſtens unter die Halbwahrheiten gerechnet wird, mildert die Sache; indem wir jedoch fürchten, daß dergleichen Darſtellungen wegen der Sucht der Schwachen, Fehler nachzuahmen, weil ſie ihnen erreichbar ſind, nicht allgemein erbaulich werden dürften. Wir wollen dahier lieber den lebhaften Antheil zum Vorbild empfehlen, den G. ſelbſt als Zweifler und Veränderlicher an der Wahrheit nimmt. Was den Pelagianiſchen Streit betrifft, worüber er ſich S. 465 ff. von den Mähriſch Geſinnten ſchei-

det, ſo ging ihm allerdings ab, was den Streit ſchlichten kann, der ohne tieferes Ausgründen und Erfahrung ſtets unentſchieden bleiben muß; und ſeine Aeußerungen dürften auch wohl Pelagianiſcher geweſen ſeyn, als wir ſie leſen (vergl. S. 158). Denn die Pflichtübung iſt ja des Chriſten treueſte Begleiterin. Doch dieſe Unterſuchung gehört nicht hieher; und wir wollen übrigens ſehen, ob die unruhige Magnetnadel ihren Pol noch finden wird.

Ob dieſer Band ſo reich an treffenden Wahrnehmungen über Kunſt, Litteratur und Leben iſt als die vorigen, dieſe und ähnliche Abwägungen pflegen mehr den Kitzel zu tadeln, und die Recenſion eitel über das Buch hinauszubauen, als ſchuldige Dankbarkeit zu verrathen; wir vermiſſen hier an dergleichen Gütern nichts. Als eine kleine Probe reiner, klarer und bündiger Aeſthetik ſtehe hier die durchreichende Regel von der Illuſion und dem Ideal aus S. 98. „Die höchſte Aufgabe einer jeden Kunſt iſt, durch den Schein die Täuſchung einer höhern Wirklichkeit zu geben. Ein falſches Beſtreben aber iſt, den Schein ſo lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.“

Zum Schluſſe müſſen wir noch eines merkwürdigen Geſichts gedenken, das G. von ſich ſelbſt bezeugt, und das mithelfen kann, von dem Aberglauben (worüber es in dieſem Bande, z. B. S. 268, auch Bekenntniſſe gibt) die verborgene Wahrheit zu unterſcheiden. Bey dem Abſchied von Friderikeu wird S. 127 erzählt: „In ſolchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friederiken noch einmal zu ſehn. — Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen, und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich von dem Fußpfad gegen Druſenheim, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Abndungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen; es war hechtgrau mit

etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu beſuchen."

5.

Aus meinem Leben. Von Göthe. Zweyter Abtheilung erſter Theil. Motto: Auch ich in Arcadien! Stuttgard und Tübingen b. Cotta. 1816. (Eichblätter 1823. Nr. 39 u. 40.)

Titel und Form dieſes Werks hat ſich verändert. Die Dichtung iſt davon geflogen, wir ſollen nur Wahrheit hören. Wir ſitzen unvermuthet im Reiſewagen, und machen die Fahrt mit, welcher der Verfaſſer die Heilung ſeines Gemüths, wenigſtens die Stillung einer unbegränzten Sehnſucht nach dem paradieſiſchen Kunſtland, und jene gründlich große Ausbildung des Geſchmacks verdankt, die ſich in ſeinen reifern Arbeiten abſpiegelt. Es iſt ein Tagebuch an Freunde geſchrieben, vorläufig von Karlsbad bis zur Abreiſe von Rom nach Neapel (3. Sept. 1786 bis 20. Febr. 1787). Der erſte Abſchnitt geht von Karlsbad bis auf den Brenner, der andre vom Brenner bis Verona, der dritte von Verona bis Venedig, der fünfte Ferrara bis Rom, der ſechste Rom ſelber. Ein Reiſediarium iſt keines Auszugs fähig, keines nützlichen oder angenehmen. Die mannigfachen Erſcheinungen, die vor dem Auge des Wanderers vorübergleiten, laſſen ſich nicht in die Kürze ziehen, noch auf Puncte ſammeln. Es iſt eine wandelnde Topographie, von der Beobachtungsgabe des Verfaſſers als

Künſtlers, Pſychologen, Phyſikers und Naturhiſtorikers, beſonders Mineralogen, belebt. Keine kalte Aufzählungen, ſondern gelegentliche Darſtellungen, am Faden ſeiner Reiſe leicht hingereiht. Vorn herein ſtrebt Alles flüchtig nach Süden. Der Kranich ſucht die wärmere Welt, und achtet unterwegs die dargebotenen Genüſſe gering über dem einigen Gedanken, der ihn fortzieht. Wolken und Sonnenſchein drohen und locken. Im Gemüth iſt ein ahnungsvoller, melancholiſcher Herbſttag, der ſich immer mit der Außenwelt vergleicht. Um das Dahin! dahin! vollſtändig zu machen, erſcheint in dieſem Vordergrunde (S. 18) ein Harfner mit ſeiner Tochter, das proſaiſche Vorbild des Alten und der Mignon in Meiſters Lehrjahren. Gegen Tyrol hin wird die Stimmung friſcher. Zu Venedig iſt's in der Seele ſchon ſehr klar, wie der Ton der dortigen Malerſchule. Aber erſt in Rom, am errungenen Hauptziel des jahrelangen Verlangens, fühlt ſich der Verf. geſund. Seine Iphigenie wird, zur Probe des wiedergefundenen Gleichgewichts, in der Hauptſtadt der Künſte vollendet.

Viel Intereſſantes enthält das Buch. Nicht lauter Ungemeines, Erſtaunungswürdiges; wer kann das begehren? Es ſind freundliche Mittheilungen, Malereyen, wie an Freunde. Handſchriftlich und neu, vom Einzelnen an Einzelne, pflegen ſie mehr zu intereſſiren; gedruckt und alt, haben ſie fürs große Publicum geringern Reiz. Doch eine geiſtreiche Feder gibt immer Etwas. Es iſt allerwärts Leben und Einſicht, Schönes und Wahres aus Natur und Kunſt, freudiges Wiedergeben, ſinnreiches Bemerken und Bilden. Es iſt nicht der epiſche Ton der alten Reiſebeſchreibungen, ſondern ein lyriſcher Reiſeflug, mit didaktiſchen Abſchweifungen. Kurz es ſind ungekünſtelte Briefe aus vollem Herzen, über das heitere, bunte, prächtig reiche Italien, ſeine Sinnenſchätze und Contraſte, ſeiner Würde und Unwürde, und über ihn ſelbſt, der es durchzog.

Ueber ſich drückt ſich G. nach ſeiner Ankunft in Rom

S. 308 alſo aus: „Die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen: zuletzt durfte ich kein Lateiniſches Buch mehr anſehn, keine Zeichnung einer Italiäniſchen Gegend. Die Begierde dieſes Land zu ſehen, war überreif; da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb ꝛc.“ — S. 332. „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte.“ — S. 364. „Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo meine ich bis auf's innerſte Knochenmark verändert zu ſeyn.“ — S. 367. „Ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.“ — S. 371. „Man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geſchult wird. Man muß, ſo zu ſagen, wiedergeboren werden, und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe wie auf Kinderſchuhe zurück.“ — S. 373. „Und doch iſt das Alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immerfort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber ſo weit in die Schule zurück gehen, daß ich ſo viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht.“ — „Ja es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.“ — Er ſammelt ſich übrigens erſt allmählich im Schauen und Vergleichen der Stadt, die ſo verſchiedene Zeitpuncte des Glanzes und der Zerſtörung erlebt hat, und gleichſam in ſich ſelbſt mehrmals vorhanden iſt. „Man kann ſich, ſagt er, nur in Rom auf Rom vorbereiten“ — „Rom iſt eine Welt, und man braucht Jahre, um ſich nur erſt drinnen gewahr zu werden.“ Nach Rom iſt Venedig die Hauptpartie dieſes Landes; das bunte Waſſerleben iſt in einem wechſelnden Panorama vortrefflich ausgemalt.

Wir theilen hier vermiſchte Bemerkungen aus dem Ganzen als Proben mit, und werden unten ein weiteres Urtheil anfügen. S. 26. „Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böſes Wetter, wenn es ſchon fertig geworden, im

Gebirge iſt man gegenwärtig, wenn es entſteht.“ Daher werden die Veränderungen der Atmoſphäre der innern, geheimen Wirkung der Berge zum großen Theil zugeſchrieben. — „Nicht die Polhöhe allein macht Clima und Witterung, ſondern die Bergreihen, beſonders jene, welche von Morgen nach Abend die Länder durchſchneiden.“ — Beym Amphitheater zu Verona: „Eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum Beſten zu haben.“ — S. 176 zu Venedig kommt in einem Oratorium in der Kirche der Mendicanti ein Kapellmeiſter vor, der mit einer Notenrolle den Tact wider das Gitter ſchlägt. „Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker und hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen.“ Gewiß, und wenn Rec. Kirchenmuſiken hören ſoll (die ungleich ſeltener ſind als man ſich einbildet), ſo wünſchte er ſich vor allen Dingen den ſichtbaren Kapellmeiſter zu verbitten, der in ſeiner Regierungseitelkeit niemals zu wiſſen ſcheint, welche anſtößige Figur er ſpielt. Ueberhaupt ſollte keine Kirchenmuſik geſehen, ſondern nur gehört werden, und nichts daneben, wodurch ſie hervorgebracht wird; ſo lange wenigſtens, als man es nicht ſelbſt idealiſch machen kann. Es iſt ſonderbar, daß man uns in der einzigen Tonkunſt nöthigt, die Werkzeuge mitzugenießen, ſo geſchmacklos auch ihr Eindruck ſeyn mag. — Der Wechſelgeſang der Gondoliere aus Taſſo und Arioſt wird merkwürdig beſchrieben. „Als Stimme aus der Ferne, ſagt G. unter andern, iſt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es iſt darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes — Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein Anderer, Gleichgeſtimmter, höre und antworte.“ — Bey der Waſſerleitung zu Spoleto, S. 296. „Das iſt nun das dritte Werk der Alten, das ich ſehe, und immer derſelbe große Sinn. Eine zweyte Natur, die zu bürgerlichen Zwecken

handelt, das iſt ihre Baukunſt, ſo ſteht das Amphitheater, der Tempel und das Aquaduct. Nun fühle ich erſt, wie mir mit Recht alle Willkührlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkaſten auf dem Weiſſenſtein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufſatz, und ſo mit tauſend andern Dingen. Das ſteht nun Alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Exiſtenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß ſeyn und nicht groß werden." Aeußerſt wahr, und was den Weiſſenſtein inſonderheit betrifft, ſo rechtfertigt ſowohl der verfehlte Geſchmack als die Leere und Zweckloſigkeit des Werks, das wie ein Sinnbild von dem großen Nichts der eleganten Welt daſteht, vollkommen die Rüge des Verfaſſers. — Völlig gleich bleibt ſich der Verf. oder iſt ſich ſeitdem geblieben in ſeiner Unklarheit im religiöſen Fach, das ihn bald ſo bald anders anzieht und abſtößt. Wenn wir oben ſagten, eine geiſtreiche Feder gebe immer Etwas, ſo ſchließt dieſes nicht aus, daß ihr Witz auch zuweilen gemein ſeyn kann, wie S. 49. „Alles was auf den höhern Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben, die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott." Wir wünſchten bloß ſagen zu dürfen, daß dieſes Nichts heiße. Bey den antiken Grabmählern zu Verona S. 94 wird wohl vielen Leſern der Gegenſatz auffallen, worin die Familiengruppen aus dem weltlichen Leben mit dem Lieblingsbilde des Mittelalters ſtehen, „dem geharniſchten Mann auf den Knien, der eine fröhliche Auferſtehung erwartet." In dieſer Zuſammenſtellung charakteriſiren ſich Kunſtgattungen, Zeitalter und der Verfaſſer ſelbſt. Für parallel damit kann S. 211 gelten: „Auch ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Fauſtina in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architectur-Gebildes erinnerte mich an das Capitäl des Pantheon in Mannheim. Das iſt freylich etwas anderes, als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, etwas anders als unſere

Tabackspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, dieſe bin ich nun, Gott ſey Dank auf ewig los!" Welch ein Dank, und wie unwahr! Er iſt bloße Poeſie. Im Ernſt würde uns G. ſagen müſſen, daß das Unvergleichbare der Charaktere nie zuſammengehalten werden darf. Aber dieſe wandelbare Geſchmacksblume muß der Jünger merken für das Bedürfniß eigner Feſtigkeit. Als Jüngling ergriff Göthen das Heldenthum und Heiligthum des alten Vaterlandes mit ſeiner großartigen Schwermuth und ſeinem Schimmer von höherm Licht. Hierzu geſellte ſich bald der fröhliche Reiz der Farbenwelt und ihrer leichtbewegten Künſte. Noch konnte er in die ſtille Erhabenheit nicht eingehn, die er von ſtrenger Regel farbenlos gebunden ſah; im wunden Ueberdruſſe des Mannesalters ſuchte er bey ihr eine tiefer liegende Erquickung, und nun bildete ſich ſein Sinn für die Antike erſt aus. Das reif Gedachte, feſt Gediegene, aus innerer Zier und Größe zuſammen Hervorgewachſene und die Linie nie Ueberſchreitende, nie Verfehlende der claſſiſchen Schönheit, ja dieſe beſcheidene ſinnliche Fülle war es, was ihm, der nur den Balſam der Natur oder der Dichtung vertrug, nunmehr ſo heilſam wurde. Offenbar nur für das natürliche, ſinnliche Leben, das er nie verließ, und in deſſen Behagen er durch die zauberiſche Kraft ſeines Italiens zurückverſetzt wurde. Hingegen iſt er jetzt um ſo empfindlicher und bitterer gegen das Heilige, wobey (wie S. 192) ächte Wunder wohl am ſchlimmſten wegkommen, und der Ausdruck (wie dort und S. 246) ſich bis zur Blasphemie erniedrigen kann. Das Kirchliche, wenn es ihn nicht durch Anſtand überraſcht und durch Uebermaaß des Pomps erdrückt, wird ſarkaſtiſch behandelt. Das nicht allzu erhabene Bild von dem Pontificiren des Papſtes in ſeiner Hauscapelle am Allerſeelentag (S. 314) contraſtirt nun ſtark mit dem idealen Romanismus, deſſen Preis wir bey einem frühern Bande berichtigen mußten; und es ſcheint faſt, Göthe habe hier ein Gegengift liefern, überhaupt aber beweiſen wollen, daß er mit dergleichen Dingen nur ein beliebiges Spiel

zu treiben geſonnen iſt. Wenn es denn auch dem Dichter zu verzeihen iſt, der in verſchiedener Stimmung verſchiedene Seiten auffaßt, und bald die ernſte bald die komiſche Maske vorwendet: ſo wird um ſeines geiſtigen Einfluſſes willen, um des gemeinen Vergreifens willen zwiſchen Idee und Wirklichkeit, oder mit gemeinen Worten: weil manche Leute gleich Ernſt machen, wenn der Dichter Spaß macht, auch uns die ernſthafte Warnung nicht übel aufzunehmen ſeyn. Anderwärts gibt es wieder chriſtliche Lichtblicke, und der Glaube wird mit Würde gegen ſeine beyden Widerſpiele, ernſt und beſonnen erhoben. So S. 300. „Dem Mittelpuncte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben", — man folgere hieraus ja nichts Vorurtheiliges gegen ächten Katholicismus, wenigſtens beym Rec. nicht — „mit einem Prieſter in eine Sedie eingeſperrt, indem ich mit reinſtem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachtete, trat mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtenthum alle Spur verloſchen iſt; ja wenn ich es mir in ſeiner Reinheit vergegenwärtige, ſo wie wir es in der Apoſtelgeſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen für ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laſtet." Wie bedauerungswürdig iſt es dagegen, daß der päbſtliche Officier (der freylich eine Confuſion im Kopf hatte, die man aber nicht hätte vermehren ſollen, S. 280) keinen gediegenern Proteſtanten als den Verf. gefunden hat, um ihm ſeine Fragen zu beantworten. In der That, wir beſchmutzen uns mit Leichtfertigkeiten vor den Ausländern, denen wir es dann verübeln, wenn ſie uns Ketzer nennen, und ſind noch ſo naiv, dergleichen in unſern alten Tagen drucken zu laſſen. Wie viel Gift liegt S. 280 in wenig Zeilen!

Die Freude des Verf. an der Gegenwart einer hellen, warmen, üppigen Natur, die nie im Gebären des Lieblichſten ermüdet, an dem endlichen Anſchauen großgedachter Werke aller Zeiten, deren Geiſter ihm in der Cimmeriſchen Heimath

vorſchwebten, ſelber die augenblickliche Beluſtigung an einem kindiſch genießenden, lebhaften, phantaſiereichen Volke — wer wollte darüber griesgramen? Aber wenn der Freund einer Klettenberg ſich für geheilt und wiedergeboren erklärt, ſo wird wohl Niemand verworren genug ſeyn, auch in dem heiterſten Scheine der Geneſung und Veredlung mehr denn antike ſinnliche Cultur oder eine kleine Steigerung derſelben zu erblicken. Wenigſtens wir hoffen, wünſchen es nicht; und wie hoch auch Göthe von dem erlangten Gewinne denken mag, wie ewig er deſſen Früchte achtet: ſo iſt es Pflicht zu erinnern, es haben ihrer von eben den Künſtlern, an denen er ſich großſaugt, etwas Höheres gekannt, das ſie nicht in ihren Werken hinterlaſſen konnten. Sie gaben den Schatten davon, aus dem wir lernen ſollen das Weſen finden. Es iſt hier nicht genug mit einer ſymboliſchen Moral (vgl. S. 318), was die Kunſt, wenn ſie keuſch gehalten und rein aufgegriffen wird, immer iſt; ſondern ſie will weiter gehn. Schon die Antike verſucht ins Göttliche zu ſteigen, ihre Umriſſe erheben ſich in die reine Gedankenwelt, und laſſen die Armuth unſerer Sterblichkeit hinter ſich. Dem neuern Künſtler kam noch das Dogma der Wahrheit zu Hülfe. Nun konnte ſeine Arbeit eine Predigt fürs Auge werden. Wie die Kunſt den Blick für die Natur öffnet, ſo auch das Herz für das Heilige. In der Antike trägt alle Weihe die Form; die Formen der modernen Werke, ſelbſt Raphael nicht ausgenommen, ſind alle weniger untadelig, das Geheimniß der Außenlinie war verloren; aber ſie reden deſto lebendiger durch den Geiſt, welcher ohne das Chriſtenthum ſich nimmermehr in dieſe Geſtalten geſenkt hätte. Und wo das Ideal am wenigſten geachtet, ja verworfen ward, in der Teutſchen Schule, da flammte dieſer Geiſt faſt am ungetrübteſten, wenigſtens kenntlichſten, mannigfachſten. Es kommt alſo nun auf uns an, ob wir hier, auch hier noch Götzen anbeten wollen, oder die Kunſt gebrauchen zu dem, wozu ſie uns gegeben iſt, zur Vorſchule einer Veredlung, die über die Natur geht. Wenn wir uns weit gefördert glauben,

weil wir im Stande ſind unſere erſte Morgenandacht an den coloſſalen Jupiter zu richten (S. 377. 378), an dem auch die Hauskatze in ihrer Art zu ſolch einer Beterin wird (ebendaſ.); oder wenn wir mit jener Engländerin (S. 397) in der Ausgelaſſenheit der Kunſtverehrung vor der Minerva niederfallen, daß die Euſtobenweiber über die närriſche Religion lachen müſſen: ſo iſts in der That nur eine andre Gattung von Verſchobenheit, in Vergleich mit der, womit (nach den folgenden Seiten) man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Uns iſt nicht ſo viel von den alten Kunſtwerken zu Trümmern gegangen, weil wirs noch hätten brauchen können; ſondern weil wirs gemißbraucht hätten in ſeiner Vielheit und Großheit, iſt uns nur der Same aufbehalten worden, aus dem, von einem himmliſchern Geiſte belebt, ein ungleich wichtigeres Gewächs aufgehn ſollte. Ein Gewächs der Kunſt, aber auch ein Geruch des Glaubens. Vernunft und Kunſt haben das zuſammen gemein, daß ſie für ſich ſelber uns nimmermehr vollenden, ſondern mitten im Laufe wieder hemmen und zurückwerfen. Griechenland und Rom ſind Zeuge im Alterthum, beyde reich an Vernunft, beyde groß an Kunſt. In unſern Tagen, was haben die Kunſtſchätze den Italiänern im Ganzen zum reinen Leben gefruchtet, und wohin hat die Voltairiſche Vernunft die Franzoſen geführt? Alle Länder und Zeiten, die wir hier genannt haben, ſind durch die Abgötter ihres Herzens ins Verderben geführt worden. Die nur ſinnliche Cultur iſt verweslich; ſie geht im einzelnen Menſchen und in einer Nation bloß wie eine Sommerpflanze auf, blüht und ſtirbt ab. Ihr Same wird zu einem andern Volke getragen, und erlebt daſelbſt ein gleiches kurzes Schickſal. Nur der Glaube iſt ewig; und die Kunſt ſoll ihn reizen und ſtärken, weil ſie, wohl angewandt, ihm ein Schauen vorſchatten kann, wonach er ringt und ringen muß. Die Offenbarung, die unſer Troſt iſt, kennt keine formloſe Ewigkeit, keinen leeren Himmel. Die Wunder der unvergänglichen Natur ſind von gleichem Modell wie die Hüllen, in denen hier das Ge-

ſchaffene erſcheint. Die ewige und weſentliche Idee des Menſchen iſt die höchſte der darſtellbaren Figuren; es hat dem Schöpfer gefallen, daß ſie das ſey und bleibe. Der ganze Grund der Schöpfung iſt heilig, und kann nicht vergehen, ſondern nur verwandelt, wieder herausgekehrt werden. Dieſe Chemie der Formen (wenn der Ausdruck erlaubt iſt) verſucht die Kunſt, nicht ohne das Gemüth, welches in ihnen allen ſpricht, und ſie erſt bedeutend macht. Was wollen wir [illegible]? ſoll ſie luſtreizen zum Tode, oder erbauen zum Himmel? Oder wo werden wir uns die unzerbrechliche Mittelſprosse bauen, auf der unſere ſinnliche Gemächlichkeit ſchlummern möchte? Es gibt kein ewiges Mittelding, es muß Alles hinunter oder hinauf. Wo ſich daher die ſinnenluſtige Kunſt nicht endlich entſchieden ins Ueberſinnliche ſchwingt, und ihre Verklärung feyert, im Mittel des Stoffs, und in der Frucht des Gemüthes, da bleibt Kunſt, Künſtler, Kunſtkenner und Kunſtfreund im Tode.

Wir fürchten, dieſer Band liefere einen Beleg zu dem, was wir ſagen, und nehmen hiermit von Göthe's Leben Abſchied.

6.

Zugabe zu den ſämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten; oder VIII. Theil. 1812. Auf Koſten des Verfaſſers. (Heidelb. Jahrb. 1813. Nr. 31.)

Biſt du wieder da, guter Bote, treuherziger Asmus? — Fürwahr es iſt dem Leſer, als wenn er den Abendſtern ſähe, den er vor einiger Zeit als Morgenſtern begrüßt hat. Es iſt derſelbe Stern, aber etwas ernſthafter, ſchwermüthiger, und dennoch ruhiger, tröſtlicher, und immer ſegentriefend. Erſt verkündigte er die Sonne, und ſiehe, nun geht er der Nacht voran.

Der brave Claudius verſchmähte von jeher eitles Lob. Aber wenn ein Biedermann ihm begegnete auf ſeinem Botengang, ihm die Hand drückte, und dankte für die gute Mähre, ſo war das Etwas, das man nicht von ſich zu ſtoßen pflegt. Und wenn wir ihm, während er müde ausruht auf einem Stein am Wege, hinblickend über das Vorwärts und Rückwärts, über die Heimath hienieden und über die Heimath dort oben — wenn wir uns gelüſten ließen, dem Sinnenden einen Kranz aufzuſetzen von Eichenlaub mit eingeflochtenen Paſſionsblumen und glühenden Amaranten: ſollte er ihn ſpöttiſch wegſchleudern? Wir glauben nicht, denn thäten wirs, und könnten wirs, ſo wäre es gerecht, und wäre ehrlich gemeint. Wir thäten damit mehr für Andre als für ihn.

Die Teutſche Litteratur verdankt dieſem Schriftſteller mehr, als ſeine große Beſcheidenheit erwartet, und als derjenige weiß, dem er bey dem beſten Willen nicht zu nützen im Stande war. Seit vierzig Jahren wandelt er nun in ſeinem Dienſt umher, beſchleicht die großen Händel der Menſchheit als einer überſinnlichen Erſcheinung, beobachtet den Zeitlauf als einen Auswuchs der Ewigkeit, und berichtet und weiſt zurecht, daß man den rechten Weg nicht verfehlen möge. Er ſchritt der Zeit nach, weil er ſie erleben mußte; er ſchritt ihr voran, weil er, des Landes kundig, ihre Krümmen wahrnahm. Claudius wurde viel gebraucht, viel angeführt zu Scherz und Ernſt, viel wiederholt und geſungen, ohne daß er je großen Ruhm in Tagblättern gehabt hätte, ohne daß man ihn ſehr begriffen und wahrhaft benutzt hätte bey all ſeiner geiſtreichen Popularität. Zwar iſt die Sache erklärbar; und hätte er nicht einen ſo ſpitzen Stachel in ſeinem Botenſtock geführt, es hätte ihm von den geehrten Wanderern Manches begegnen können. So aber ließ man ihn ſammt ſeinem Freund Hain ſo ziemlich ſeiner Wege gehn, lachte ſich ſatt am Rieſen Goliath, über den man auch wohl hätte weinen dürfen, und begnügte ſich zu hören, daß der Mann das Rheinweinlied gedichtet habe.

Die Humoriſten ſind wie die geſegneten Winde, welche

die Luft fegen und reinigen. Sie ſchnurren uns um Naſe und Ohren, daß man faſt verdrießlich wird; aber wenn ſie eine Zeitlang geſchnarrt und gepfiffen haben, und man ſich wieder beſinnen kann, ſo merkt man, daß es zur Geſundheit der Lebendigen gedient hat, und ſieht nun noch eins ſo friſch und frey athmet. Beſonders wenn ſie nicht immerfort Spaß machen, weil der Menſch nicht gemacht iſt, um immer gerupft und geſchüttelt zu werden, und die Luft nicht, um immer in Unruhe zu ſchwanken, und die Schreiberey nicht, um immerfort zu lachen. Zühet aber gar der Wind Urſtoffe des Lebens aus Eden bey ſich, und bläſt einen überirdiſchen Odem uns in Naſe und Lungen, dreymal geſegnet iſt er dann, und hat mehr denn bloß elementariſche Kraft oder ſeeliſches Erregungsvermögen. Er kann dann auch ſchauerlich und zerſtörend wirken, weil er das Verwesliche angreift und den Kampf des Lebens mit dem Tode rege macht; und darum entzieht man ſich ihm gern, kriecht in die Keimenhütte, und ſucht ihn zu verſchlafen. Aber wer ſeine heilſame Natur kennt, ſetzt ſich ihm ſelbſt in finſterer Nacht aus, und läßt ihn auf der Aeolsharfe ſeines Gemüths heilige Accorde ſchwingen.

Zu dieſer ſeltenen Claſſe humoriſtiſcher Schriftſteller gehört Matthias Claudius. Von außen einfältig und faſt gemein; Alles ländlich, hausmachen Zeug, was er um und an ſich hat; ein trockenes Dorfgeſicht mit dem gutmüthigen Schalkszug um die Lippen; ein ferngeſunder Menſchenverſtand, welcher an der ſchimmernden Unvernunft und vornehmen Unart nie irre wird, und wenn er ihnen aus dem Wege gehen muß, den Hut ſitzen läßt, aber doch weiß, wo er ihn wieder hinſetzt, wenn er ihn lüpfen mußte; ein Mann, kurz und gut, ſchlecht und recht; aber dabey hoch und tief, zart und klug; neckiſch ohne Galle, derblich ohne ſeiner Würde zu ſchaden. Er hat auch Fremdes und Vornehmes genug in ſeiner Taſche, daß er hervorzieht, wenn man ihn verkennen wollte. Aber vor allen Dingen bringt er euch immer ein volles warmes Herz, wenn er aufkommt, das für Gott und ſeine Wahrheit, für König

und Obrigkeit, für euch und alle Menschen schlägt; und er beliebt euch hauptsächlich, um euch die freye Stimmung zu geben, die ihr haben müßt, wenn er euch etwas Heilsames lehren soll.

Seine Erscheinung zielte von Anfang her auf ungleich Wichtigeres, als Zwergfellerschütterung. Und dabey blieb sie fest. Nur daß er sein Aeußeres in der allmähligen Folge seiner Schriften mit seinen Lebensaltern und mit der Welt etwas verwandelte, nach den Stimmungen und Zuständigkeiten jener, und nach den Begebenheiten und Bedürfnissen dieser. Anfänglich tritt er auf als ein junger Mann, dessen Gemüth durch eigene Leiden und den Anblick des Erdenjammers das Gleichgewicht verloren hat; er sucht dieses wieder zu erringen, indem er sich mit Scherz und Muth gegen seine eigene Empfindlichkeit waffnet, sich das Vaterland und die Häuslichkeit behagen läßt, in wichtigen wissenschaftlichen Werken forscht, die auf das Ganze der Menschheit Bezug haben, und während er uns mit dem Allen unterhält, zugleich die Unreinen erschüttert, und die Reinen in bessere Welten trägt. Gleich vorn stellt er den Knochenmann zum Pförtner hin, daß man nicht weiß, was man dazu sagen soll, und wessen man sich zu Freund Hain zu versehen hat. Oft schwärmt sein Blick im Mondschein über Gräbern, oder liebängelt mit den Sternen, denen sein Herz näher als dieser Erde ist. Ein inniges Ahnen und Sehnen ins Jenseits bricht immer bey ihm durch die bizarreste Laune hindurch, die oft nur wie eine Hülfe oder wie eine Entschuldigung vor der guten Gesellschaft aussieht; und wenn dieß eine Eigenheit aller guten Humoristen ist, so gebührt ihm gewiß vorzüglich das Lob des Ungesuchten und des Gehaltvollen seines durchblitzenden Ernstes. Seine harmonische Seele scheint manchmal Klänge aus höhern Sphären zu vernehmen, und will sie nachsingen in wehmuthsreichen Liedern, wie in dem bekannten bey dem Grabe seines Vaters („Friede sey um diesen Grabstein her"), einem der zärtlichsten und zartesten, die in irgend einer Sprache gedichtet sind;

und wird dann wieder zerrissen von dem Scharfwarl der Aufsenwelt, den sie zur Entschädigung und jedermänniglichen Besserung in Possen nachwirbelt. Als Repräsentant der Teutschen Naivetät gefällt er sich besonders in der Kinderstube, in kindlichen Festen — denn er ist selbst ein sehr liebenswürdiges, sehr klages Kind, ein großer Unmündiger — im Thun und Treiben des ehrlichen Landmanns, den er auch wohl wissentlich idealisirt, um falsche Größe besser zu beschämen, und in Zeichnung aller Charaktere, die zu den Söhnen und Töchtern der Unschuld und Natur gehören. Ueber diesem Allen aber schwebt der Geist der Religion, oder vielmehr des Christenthums, und er auf dessen Fittigen. In ihm findet er den eigentlichen Ersatz für jedes Kleine und Große, was die Welt ihm raubt und nicht gewähren kann. Von diesem Punct gehen seine Gefühle, seine Betrachtungen aus, und kehren jedesmal dahin zurück. Er ist der Mittelpunct seiner Gelehrsamkeit und Philosophie, und der Prüfstein, woran er die Lehren seiner Zeitgenossen untersucht. An ihm hält er unerschütterlich; und wie die Zeit sich neben ihm davon entfernt, so eilt er in entgegengesetzter Richtung inniger in dessen Tiefen hinein; wie sie ungeistlicher wird, so wird er geistlicher und erleuchteter. Zuerst lächelt er über die Gerumeidheit der Vernunft, züchtigt sie dann mit scharfer Geißel, und je gutherziger er ist, desto weniger kann er die Bitterkeit über die Mißleitung des Zeitalters unterdrücken. Denn er ist Menschenfreund im höhern Sinn, und begehrt nicht sowohl der Menschheit sinnliche Zufriedenheit, als ihr unsterbliches Heil. Als er sich aber mehr und mehr vereinzelt sieht in seinen Meinungen, und das Alter ihm den Muthwillen gedämpft hat, steht er noch da als ein stiller, ehrwürdiger Wahrheitspriester, der dessen, was er denkt und glaubt, kein Hehl hat, gleichwie ers immer dachte, glaubte und nicht verläugnete. Er schämt sich des „Geistes der Herrlichkeit" nicht. Gegen Alles, was den Stempel der Natur und des Christenthums an sich trägt, gegen Alles, was nach oben strebt, wenn es auch den Meisten als bloße Schwärm-

rey erſchiene, iſt er nicht nur tolerant, ſondern ehrt und beſchützt es auch; bleibt dagegen der unverſöhnlichſte Feind alles Unächten und Erkünſtelten, und verfolgt mit gleich grauſamem Witz die flache Mode, die falſche Aufklärung in Kirche und Staat, die Pedanterey und die poetiſche Unſittlichkeit, die Ichſucht und die unchriſtliche Kinderzucht, die Geckerey und Süßlichkeit der Menſchen und der Schriftſteller. Nichts kann ſich unähnlicher ſeyn an innerm Gehalt, als ſeine Poſſe und die Poſſe der Spötter; und im Aeußern hat ſie eine ſo überwiegende Kraft gegen dieſe, daß man ſie ungleich lieber mit Stillſchweigen bedeckt, als den Streit aufnimmt. „Ein neues Licht iſt aufgegangen, Ein Licht ſchier wie Carfunkelſtein!“ — Aber wo der reine Naturſinn waltet, oder wo man ihm von ſeinem Erlöſer ſpricht, oder er ihn verherrlichen kann, und ſchlicht und grade von ihm reden und ſingen, und mit der anſpruchloſen Miene eines einfältigen Layen die ſchöne Erkenntniß höherer Wahrheit entfalten, die ihm geſchenkt iſt: da iſt ſein Element, da ſehen wir ihn oft in gerührtem und rührendem Ernſt, und das Lachen, das ſeinem innern Menſchen fremd iſt, iſt bey Seite geworfen. Wenn er gleichwohl zuweilen den äſthetiſchen Fehler begeht, in ernſthaften und geiſtlichen Gedichten allzu naiv zu ſeyn, ſo gleicht er hierin, ohne es zu wollen, den Teutſchen Altvordern, denen in ihrer Poeſie und zeichnenden Kunſt oft daſſelbe begegnet iſt. Er ſteht mit den Füßen ſeines Fleiſches auf nordiſchem Boden; und da iſt ihm ſo wohl bey ſeiner Genügſamkeit und Selbſtentäußerung, da iſt ihm ſo wohl in den kräftigen Winterſcenen, und in den Küſten des doppelt wonnigen Sommers, als ihm nur ſeyn kann; aber ſein Athmen geht nach der ewigen Heimath, wo nicht Froſt noch Hitze mehr iſt. Man ſieht ihn ſo ganz wie er iſt, wenn er ſingt:

„Einfältiger Naturgeruch,
Den' Allem drum und dran,
Iſt lieblich wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.“

— Was verſteht Er denn eigentlich unter Poeten? fragt der Chan von Japan. Und Asmus antwortet: „Helle reine Kieſelſteine, an die der ſchöne Himmel, und die ſchöne Erde, und die heilige Religion anſchlagen, daß Funken herausfliegen.“ Und eine Probe geiſtreicher Freymüthigkeit gibt er, wenn der Chan fragt: Aber was hätte man denn davon Fürſt zu ſeyn? und Asmus antwortet: „Frage die Sonne, was ſie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen.“ — Er verſpricht zwar nur „ehrlich hausbacken Brod mit etwas Coriander;“ aber er beſitzt eine Intellectualität, einen ſymboliſchen Sinn und reinen Myſticismus, die ſich ſelbſt in ſeinen Scherzen äußern. Sehr wenige Mitarbeiter an unſerer ſchönen Litteratur haben Weisheit und Irrthum ſo ſcharf zu unterſcheiden, menſchliches und göttliches Wiſſen, Gelehrſamkeit und überſinnliche Erkenntniß ſo richtig zu würdigen gewußt als er. Iſt er nicht in das Innerſte der Geheimniße eingedrungen, die er hochachtet (wiewohl manche ſeiner Winke Manchem verdeckt bleiben möchten, es auch z. B. kaum eine gründlichere Auslegung gibt, als die ſeinige über das Evangelium von der Zinsmünze), ſo muß ihn der Geiſtesverwandte wenigſtens als einen trefflichen Wegweiſer für die erſten Ausflüge der Vernunft bey jungen Seelen anerkennen, und ſeine eiſerne Bibelfeſtigkeit läßt ihn nie fallen, und ihm nie mangeln an einem Guten, das ſein demüthiger Wahrheitsdurſt begehrt. Das Kreuz iſt ihm recht zum Licht aufgeſchlagen. — „Ich bin ſein Freund von neuen Meinungen, ſagt er kurzweg, und halte feſt am Wort.“ Seine Briefe an Andres im 4. Theil ſind wahre Chriſtuspredigten für Jung und Alt, Groß und Klein. „Wer nicht an Chriſtus glauben will, der muß ſehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen Jemand, der uns hebe und halte, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir ſterben ſollen; und das kann er überſchwänglich nach dem, was von ihm geſchrieben ſteht, und wir wißen Keinen, von dem wirs lieber hätten.“ — „Auch wo ich Effect geſehen habe, ſpricht er grundrichtig von

der Erziehung (Th. V. S. 93), da liegt Religion zum Grunde, die alte nämlich, und so wird Er es auch finden." — „Liebe Herren Subscribenten! Ich bin nicht, was Salomo war, bin nicht König über Israel, und ich bescheide mich gerne, daß mir seine Weisheit noch mehr als seine Krone fehlt; aber überzeugt bin ich lebendig, daß die Furcht Gottes die Quelle alles Guten sey, daß es da anfangen und sich da wieder endigen müsse, und daß Alles, was sich nicht darauf gründet, und nicht damit beseelet, wie groß es auch scheine, doch nichts als Täuschung und Trug sey, und unser Wohl nicht fördern möge. Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes ist zweyerley" — und dieses Zweyerley, und den Unterschied zwischen der menschlichen Moral und dem neugebärenden, heiligenden Glauben hat er besonders in seinen spätern Schriften ins Licht zu setzen gesucht, gleichwie er auch zeigte, „daß keineswegs da, wo die zwey Augen aufhören, die Schwärmerey anfängt." — „Also: nicht der mehr sieht als die Andern, sondern der sich mehr einbildet zu sehen, als er wirklich sieht, der ist ein Schwärmer." — „Das kann ich wohl begreifen, daß Vernunftgründe dahin gehören, wo sie hingehören; aber das kann ich nicht begreifen, daß sie da hingehören, wo sie nicht hingehören." — „Die Religion aus der Vernunft verbessern, kommt mir eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte."

Im Verlauf der Zeit, wo er durch die öffentlichen Revolutionen hindurchpilgerte, werden seine Schriften immer ernster und religiöser; er haftet fester an dem, was ihm ewig bleiben, was der Menschheit ewig frommen muß. In dem Gefühl und Preis des alleinigen Heilandes, den er verehrt, und seiner Kraft, löst sich sein ganzes Reden, Sinnen und Wirken auf. Zu dem Ende läßt er sich auch nicht verdrießen, die Spuren weiter, auf Ihn und das Bibelwort hinzeigender Weisheit in den Religionen der Völker zu verfolgen. Aber fern von der Bezauberung durch diese merkwürdigen Schatten, klärt er sie vielmehr mit dem Lichte des Meisters auf, und

führt sie auf ihren Grund und Ursprung zurück. Im VII. Theil hat er sich ganz ausdrücklich über die schließliche Tendenz seiner Werke erklärt. Hinten im Valet S. 316 sagt er: „In diesem siebenten und letzten Theil habe ich des Ernstes etwas mehr gethan, und die Fahne etwas höher aufgezogen, daß man am Ende sehe, von welcher Seite die Luft geht.“ — Und S. VI der Ankündigung: „Der Mensch lebet nicht vom Brod allein, das die Gelehrten einbrocken; sondern ihn hungert noch nach etwas Anderm und Bessern, nach einem Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Und dieses Andre und Bessere, dieß Wort, das uns auf der Zunge schwebt und wir Alle suchen, ein Jeder auf seine Art, finde ich zu meiner großen Freude im Christenthum, wie es die Apostel und unsre Väter gelehrt haben. Sollte ich damit zurückhalten und hehlen, weil es hie und da nicht die öffentliche Meinung ist, und berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten? Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von ernsthaften Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an, in Dingen, die nicht Meinung sind, sondern Sache; frägt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint? Und die berühmten Leute, die sich klug dünken, wissen zwar Manches besser; aber es könnte doch seyn, daß sie nicht wüßten, was sie am Christenthum haben, und wie gut und wie klug sie und alle Menschen daraus werden könnten, wenn der Schlüssel so viel nutzte als das Schloß. Es steht nur Wenigen an, dieß große Thema zu deriren; aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch gut und schlecht, schwach und stark, und auf allerley Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern; mit gutem Exempel vorzugehen und taliter qualiter durchs Factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein rechtgläubiger Christ seyn könne . . . das steht einem ehrlichen und bescheidnen Mann wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und

damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenstern anklopfe."

Aus diesem Gesichtspunct ist nun auch der VIII. Band zu betrachten, den der Verf. als Zugabe — und wir wünschen, er möge nur die erste und nicht zugleich die letzte seyn — seinen Werken gegeben hat. In der Vorrede sagt er: „Mit Wort und Weise müssen die Leser vorlieb nehmen. Man kann nicht dazu, daß man nicht mehr jung ist, wenn man alt ist. Was aber den Inhalt anlangt, der doch bey einer Schrift die Hauptsache ist, da meine ich Wort gehalten zu haben. Und wenn einige Leser etwas Anders erwartet haben, so ist der Bote unschuldig daran, ist auch unverlegen darüber. Ihn gereuet seine Ueberzeugung nicht, und er weiß, auch am Grabe, für sich und seine Leser nichts Besseres," u. s. w. Was nun Wort und Weise anlangt, so müssen wir bezeugen, daß außer der größern Ernsthaftigkeit, auf die ja ein Jeder zurückkommen muß, und die dem Verf. innerlich nie fremd war, wir kein Alter, d. i. Altersschwäche, an ihm wahrnehmen konnten. Auch seine Poesie hat ihren Jugendreiz bey weitem nicht eingebüßt. Wir wünschen ihm daher Glück zu einer Erscheinung, die bey Männern seiner Art zwar nicht zu den seltenen, aber doch überall zu den erfreulichen gehört. Den Inhalt betreffend, so verzeichnen wir ihn hier mit einigen Bemerkungen. 1) Das heilige Abendmahl. Dieser Aufsatz schließt sich eigentlich an den 7. Brief an Andres im VI. Bande an. Der Verf. sucht zu zeigen, daß es kein bloßes Gedächtnißmahl, sondern ein geheimnißvoller Genuß sey, durch welchen das verlorene Leben des inwendigen Menschen wieder entzündet, die Freyheit des Willens wiedergebracht und der Sünde Gesetz in den Gliedern getödtet werden solle; als wozu alle Religionen und Philosophien nur Projecte, Vorschläge und Wege seyen. Er belegt seine Lehre mit Schriftstellen, die er entwickelt, und zeigt ihre Uebereinstimmung mit der der Kirchenväter und Luthers. So viel Bekanntes hierin liegen mag, so leiht die Hand des Verf. der Darstellung ihr eigenes Verdienst; und

denjenigen Lesern, deren Urtheil die Sache vorgelegt zu werden vornehmlich bestimmt ist, möchte er auch manches Neue gesagt haben. Zum Schluß gibt er eine Stelle aus Luthers Ermahnung an den christlichen Adel Teutscher Nation, die dem Verf. gleichsam zur Sachbefähigung dient, und wo es am Ende heißt: „Einen Doctor der heiligen Schrift wird dir Niemand machen, denn allein der heilige Geist im Himmel; und der fragt nicht nach rothen oder braunen Pareten, noch was des Prangens ist, auch nicht ob einer jung oder alt, Lay oder Pfaff, Mönch oder weltlich sey." — Wir haben bey obiger Betrachtung nur so viel zu erinnern, daß, wenn das heil. Abendmahl ein Gedächtnißmahl heißt, einestheils diese Eigenschaft, dem Geheimniß unbeschadet, schon an sich nicht geläugnet werden kann, anderntheils nach Luc. 22, 19. und 1 Cor. 11, 24. 25. bey der Einsetzung nothwendig vom Gedächtniß die Rede gewesen seyn muß (was der Verf. S. 4 beynahe zu bezweifeln scheint, obschon er hauptsächlich nur behauptet, daß nicht das Wesentliche dieses Mahls darin bestehe), und endlich, was, die Erwähnung bey der Einsetzung vorausgesetzt, das Wichtigste ist, daß zwischen Gedächtniß und Gedächtniß ein großer Unterschied ist, und das nach des Verf. richtiger Behauptung vorgehende Geheimniß nur durch das Gedächtniß möglich seyn dürfte. Uns weiter hierüber zu erklären, ist hier der Ort nicht. 2) Impetus philosophicus. Ueber den Nebel im Verstand und Willen des Menschen, und die zu dessen Vertreibung bey verschiedenen Völkern angeordneten Reinigungen. 3) Hierauf folgt eine Anzahl kleiner Gedichte. An des Königs Geburtstag, den 28. Januar 1812. Nach Zum-Steg's Melodie des Reiterlieds im Wallenstein. Munter, verständig, bieder, herzlich. — Hochzeitlied. — An O—o R—s Grab. — P . . und E . . bey dem Begräbniß ihres J . . — Auf einen Selbstmörder. — Der Esel. Keins ohne das Gepräge von des Verf. Genie. Das letzte derselben ist räthselhaft, wenn man nicht weiß, daß die Menschen oft eine Eigenschaft ausschließlich an sich

ſchätzen, die ſie nicht haben. Wir ſetzen das verletzte hierher, weil es bey aller Einfachheit ein wichtiges Bedenken enthält, und bey der neuerlichen Menge von Selbſtmorden als ein Wort zu ſeiner Zeit erſcheint. Es hat das Motto: Videre verum, atque uti res est dicere, und heißt:

Er glaubte ſich und ſeine Noth
Zu löſen durch den Tod.
Wie hat er ſich betrogen!
Hier ſtand er hinterm Buſch verſteckt,
Dort ſteht er bloß und unbedeckt,
Und Alles, was ihn hier geſchreckt,
Iſt mit ihm hingezogen. —
Wie hat er ſich betrogen!

4) Vorrede zum 2. Band der Ueberſetzung von Fenelons Werken religiöſen Inhalts. Enthält lehrreiche Nachrichten von dem Leben des frommen Erzbiſchofs, beſonders in Betreff ſeines Verhältniſſes zu Boſſuet und zum Franzöſiſchen Hof. — Vorrede zum dritten Band 5) Vom Vater-Unſer. „Die Reden Chriſti ſind ein Born, der nicht verlöſcht. Wie man aus ihm ſchöpft, füllt er ſich wieder an, und der folgende Sinn iſt immer noch größer und herrlicher als der vorhergehende. So iſt es mit Allem, was aus ſeinem Munde gegangen iſt, mit ſeinen Sprüchen, mit ſeinen Gleichniſſen; und ſo iſt es auch mit dem Vater-Unſer. Je länger man es betet, je mehr ſieht man ein, wie wenig man es verſteht, und wie werth es iſt, verſtanden und bedacht zu werden, um unbekannten Schätzen auf die Spur zu kommen.“ Der Verf. macht auf dieſe Unbegriffenheiten durch kurze Nachweiſungen aufmerkſam, denen der Name hoher Ahnungen gebührt, nicht ſolcher, wie etwa ein Dichter ſie von ſich rühmt, ſondern wie ein Denker ſie klagend ausſpricht. 6) Morgengeſpräch zwiſchen A. und dem Candidaten Bertram. Iſt metaphyſiſcher Art, eröffnet Blicke in die Signatur der Dinge, und über den Weg, den die Vernunft auch den ächten Realismus zu einem göttlichen

Idealismus zu nehmen hat, und wie und durch wen der Mensch zu dem unsichtbaren Gott kommen soll. Die Geister der Dinge bilden sich selbst ihre Körper, je nachdem sie die Absicht der Offenbarung Gottes in der Natur auszuführen bestimmt sind. Nützlich für Naturprediger und Gottesprediger. Da ein Morgengespräch kein ausführlicher Tractat ist, so kann Rec. bey dessen concentrirtem, samenreichem Gehalt weder etwas daran vermissen noch tadeln. 7) Sterben und Auferstehen. Lied. Die Endstrophe heißt:

In uns ist zweyerley Natur,
Doch Ein Gesetz für beyde;
Es geht durch Tod und Leiden nur
Der Weg zur wahren Freude.

8) Geburt und Wiedergeburt. Der Verf. zeigt auf das Ziel des Christenthums, nämlich Christus in uns. — Es ist ein ausgezeichnetes Ding um ein groſs natürliches Talent, welches selber die Wiedergeburt erfahren hat; wo der Reichthum von Fähigkeiten und angeeigneten Kenntnissen sich durch die Nebel und Finsternisse der untern Natur hindurchgerungen hat, seine Fülle auf Einen Brennpunct der Liebe sammelt und im klaren Licht auszulegen sucht. Es ist in der Art, wie Rec. es sich jetzo denkt, und in des Verf. Schriften sich darstellt, verschieden von einer noch höhern Erscheinung, und nur auf dem Wege dahin, und nur theilweise damit eins. Darum soll es aber zum Vermittler dienen für die, welchen jene nicht zusagt, oder nicht begreiflich werden kann. Abermals verschieden von beyden ist das gebildet seyn wollende Nichtgenie, das nicht einmal geboren ist um von irdischen Dingen, viel weniger von himmlischen zu reden, und nur durch die Wiedergeburt zugleich zur wirklichen und guten Geburt gelangen kann. — Doch es ist bey dem Verf. nicht die Rede von der Wiedergeburt des Verstandes, sondern des ganzen Menschen. Er geht von der Wahrscheinlichkeit der Lehre aus, welche zwey streitige Principien der körperlichen Dinge (das thä-

tige und leidende), die durch ein drittes vereinigt werden, annimmt, und aus der Art der Vereinigung und dem Mehr oder Weniger der Principien die Verschiedenheit der körperlichen Dinge erklärt; übrigens aber ein Unreines anerkennt, das in dieser Unterwelt dem Reinen anhängt, und seine Kräfte und Thätigkeit hemmt und hindert. Wiedergeburt würde seyn, sagt er, wenn die Natur die zwey in einem Körper vereinigten Principien trennte, und, von dem ihnen anklebenden Unreinen befreyt, wieder vereinigte. Dahin arbeitet sie auch unaufhörlich. Eben so besteht die moralische Natur im Menschen aus zwey Naturen, einer verständigen und einer sinnlichen, die streitig und wider einander sind. Die Quelle dieses Widerspruchs war der Mißbrauch der anerschaffenen Freyheit; auch in den Mythologien der Völker erscheint diese Lehre. Die verständige Natur, welche thätig seyn sollte, ward nun leidend (daher der Name der Leidenschaften), und die sinnliche, welche leidend seyn sollte, thätig; die eine kann nur auf Unkosten der andern zu Kräften kommen und die Oberhand gewinnen. Die sinnliche Natur des Menschen wird in ihm von ihres Gleichen unmittelbar berührt; nicht so die von ihr umschlossene verständige. Und doch soll diese ihr Gleichartiges, nämlich die unsichtbare verständige Welt und ihren Herrn, suchen und finden. Der Weg dahin geht durch die Herzensreinigung, die Verschmähung des Sichtbaren, und den Glauben an unsichtbare Güter. Durch den Glauben kann der Mensch, wie die physische Natur, eine Krisis zu Wege bringen, und an seiner Reinigung und Herstellung arbeiten. Aber sie vollenden und den Schaden bessern, kann er, sich selbst gelassen, nicht. Er muß sich aufgeben, und von neuem geboren werden aus Gott. Alsdann ist die geringere Natur in ihm der bessern geopfert, die zwey Naturen sind nicht mehr wider einander, sondern einig und eins; der eigne Wille ist in ihm in den großen allgemeinen Willen wieder eingegangen. 9) Brief an Andres. Handelt vom Glauben, und von dem demüthigen Sinn derjenigen Leute, welchen in den Geschichten der heil. Schrift

Glaubensstärke zugeeignet wird. „Stolz, Selbstsucht, Eigendünkel sind dem Glauben zuwider; er kann nicht hinein, weil das Faß schon voll ist.“ 10) Der Philosoph und die Sonne. Vortrefflich. 11) Brief des Pythagoräers Lysias an den Hipparchus. Aus dem Griechischen. Das Gemeinmachen der Weisheit betreffend. 12) Klage aus dem Jahr 1793. Ein Kyrie-Eleison über die Revolutionszeit. 13) Sprüche des Pythagoräers Demophilus, aus dem Griechischen. 14) Osterlied. Freudig. 15) Vom Gewissen, in Briefen an Andres. Sieben an der Zahl. „Wenn wir auch über diese Materie nicht viel Neues schreiben und antworten können, so kommt doch Alles, was wir und andre Menschen davon wissen, bey der Gelegenheit in Umlauf und Bewegung.“ — „Alles Gewissen ist Bewußtseyn; aber alles Bewußtseyn ist noch nicht Gewissen. Es gibt kein Gewissen ohne den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses. So kann man von einem Engel des Himmels nicht sagen, daß er Gewissen habe; denn er kennt nur Ein Gesetz, das Gesetz des Guten. Selbst von Gott kann man es nicht sagen. — Nur der Mensch hat zwey Gesetze in sich, eines, wie Paulus sagt, im Gemüth, und eines in den Gliedern; das eine: der inwendige Mensch oder das verständige Gesetz, das in sich unbeweglich ist, und Lust hat an dem Unbeweglichen, dem Unsichtbaren, dem Unvergänglichen; und das andre: das sinnliche Gesetz, das in sich beweglich ist, und dem Beweglichen, dem Sichtbaren, dem Vergänglichen anhängt, und nichts vernimmt vom Geiste Gottes. Wie Feuer und Wasser, so lange sie in ihrer Natur bleiben, unverträglich sind, so sind es diese zwey Gesetze im Menschen. Und darum ist der Mensch vom Weibe geboren innerlich im Streit — denn er soll Herr seyn des sinnlichen Gesetzes, und nicht Knecht. — Das Bewußtseyn dieser Knechtschaft ist böses Gewissen überhaupt. Gutes Gewissen ist Bewußtseyn dieser Nichtknechtschaft, und liegt in der Mitte zwischen bösem Gewissen und der Freyheit, oder der Herstellung des Menschen.“ Der ascetische Inhalt dieser Briefe

iſt ſehr empfehlenswerth, beurtheilt auch unter andern mit richtiger Duldung diejenigen, welche den äußern Weg der Herſtellung einſchlagen; ohne zu vergeſſen, daß derſelbe verdienſtſüchtig und eingebildet machen kann, und das Beſte hierin unſerm Wunſche gegeben werden muß. — „Mit jenem Sinn im Herzen (nämlich das Gute und Hohe zu wünſchen, das Böſe nicht zu wollen, nicht Knecht ſeyn, ſich ſelbſt nicht leben zu wollen) und im Glauben an den Stiller unſers Haders, kann der Menſch, ohne hergeſtellt zu ſeyn, ein gutes Gewiſſen haben, und ruhig abwarten, daß ihm vom Himmel gegeben werde, was ſich der Menſch nicht nehmen kann.“

Claudius iſt als religiöſer Schriftſteller in ſeinem Alter, was freylich nur die Freunde ſeines Syſtems finden werden, wahrhaft reifer, gediegener, erbaulicher und lehrhafter geworden. Auch daß ſeine Polemik ſich mehr in Dogmatismus aufgelöſt hat, iſt in der Ordnung, und hat ſeinen Arbeiten keinen Schaden gebracht. Ein jedes Ding hat ſeine Zeit, und er ſcheint hiebey die von ihm (S. 79) angeführte Lehre Fenelons befolgt zu haben: „Man thut mehr für die Wahrheit, wenn man erbaut, als wenn man für ſie ſtreitet.“ Ihm nachahmend umgeht auch Rec., ohne hier auf Erbauung Anſpruch machen zu können, die Gegner deſſen, was ihm an Asmus als das Größte erſcheint, oder die an ihm ſcheiden wollen, was unſcheidbar iſt, weil es ſein und ſeiner Werke Eigenſtes ausmacht. Noch weniger würde es nützen, hier mit ſchüchterner Hand zwey Syſteme gleichachtend zu paralleliſiren, von denen doch nur eins das rechte ſeyn kann. Iſt Rec. „parteyiſch,“ ſo iſt er es nicht für den Mann, den er nie geſehen, mit dem er nie Briefe oder Grüße getauſcht hat, ſondern für eine Sache, ohne die er ſo wenig als Asmus und Andres rathen kann. Und zwar nachdem er ſie mit allen erforderlichen Mitteln unparteyiſch geprüft hat, und täglich zu prüfen im Stande iſt.

Wenn Vieles untergegangen iſt, ſo werden die Verdienſte eines Claudius bleiben; und wenn er nicht mehr hier iſt,

ſo wird er ſich nicht ſchämen, geſchrieben zu haben. Dafür hat er den Pförtner hinzuſtellen gleich anfangs nicht geſcheut. Und wenn du denn, frommer Greis, dieſes Urtheil für ein anſtändiges Kränzlein halten kannſt, ſo nimm es von unbekannter Hand freundlich hin, und häng es an dein Stubenfenſter, damit, wenn dein letzter Erdentag hereinſcheint, er es anſcheine, und verkläre, und das vergängliche Laub, oder vielmehr den beſſern Kranz, den du dir ſelber gewunden haſt, verwandle in eine unverwelkliche Krone der Gerechtigkeit.

7.

Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Erſter Band. Leipzig b. G. Fleiſcher d. j. 1812. (Heidelb. Jahrb. 1813. Nr. 50.)

Es gibt eine zwiefache Art, einen philoſophiſchen Schriftſteller, wie Jacobi, zu beurtheilen: eine rationaliſtiſch-moraliſtiſche, und eine chriſtlich-religiöſe. Das äſthetiſche Gewand ſeiner Werke bleibt überdem dem Kunſtrichter überlaſſen. Daß die erſtere Anſicht bey ſeiner Beurtheilung allein ſtatthaft ſey, iſt aus doppeltem Grund unrichtig: erſtlich, weil er für Leſer ſchreibt, welchen von Haus aus eine andre gegeben und zur Pflicht gemacht iſt, zweytens, weil er ſelber die Frage rege macht, welche von beyden Richtungen des Gemüths die wahre, die beſſere ſey. Weil nun aus erſterm Geſichtspunct wohl andre öffentliche Beurtheiler ihn betrachten, ſo ſey es uns erlaubt, den zweyten zu wählen. Wir ſchicken noch die Verſicherung voraus, daß wir vor der Reinmenſchlichen in dieſem Veteran der Litteratur, vor ſeinem Herzen und Geiſtestalent, alle gebührende Hochachtung beſitzen, und wo unſer harmloſes Urtheil ſchmerzen könnte, es zunächſt nur ſeine litterariſche Erſcheinung angeht, indem wir ja über den Menſchen zu richten nicht berufen ſind.

Jacobi alſo iſt gleich einem einſamen Denker, der am Morgen des Tags ein uraltes Räthſel fand, in einen ewigen Felſen gehauen. Er glaubt an das Räthſel, aber er bemüht ſich vergeblich, es aufzulöſen. Er trägt es den ganzen Tag mit ſich umher, lockt wichtigen Sinn heraus, prägt ihn aus zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreuen, mit edeln Wünſchen und Ahndungen beleben; aber die Auflöſung mißlingt, und er legt am Abend ſich nieder mit der Hoffnung, daß ein göttlicher Traum oder das nächſte Erwachen ihm das Wort ſeiner Sehnſucht nennen werde, an das er ſo feſt geglaubt hat.

Die Aufgabe, die dieſer Schriftſteller ſich vorgeſetzt zu haben ſcheint, iſt eine ſtete Vertheidigung des einen Räthſelhaften aber Nothwendigen, das er als den heiligen Grund aller Erſcheinung erkannte. Bey einem ſtillen Umtreiben in dieſem Bezirk, und einer treuen Verbundenheit mit den gleichdenkenden Edeln der Vor- und Mitwelt, ſpricht aus ihm ein würdiger Ernſt, weiſe ſeyn zu wollen, Andere weiſe zu machen. Er nimmt die ihm verliehene Kraft redender Kunſt zu Hülfe, wie er ſie an ſeinem eigenen warmen Herzen und tiefen Verſtand, wie er ſie an den beſten Muſtern ausgebildet hat, zur ſeine Fürſprache für Tugend und Wahrheit, für das Daſeyn eines Ewigen, Göttlichen, in mancherley reizenden Formen zu entwickeln. Er ſteht in einer praktiſchen Vernünftigkeit, welche die unmoraliſche Sophiſtik aus den Winkeln hinausleuchtet, und in Hader mit dem Aberglauben lebt. Aber ſie ſtreift unter letzterm Namen auch ab, was ihr forthelfen könnte, und zieht ſich furchtſam in ſich ſelbſt zurück. — Dieſer Geiſt iſt gleichſam das Kind der ſogenannten Aufklärung, das die boshaften Schwächen ſeiner Mutter flieht, und dem entfernten Vater, dem Glauben, nachreiſt, ohne ihn zu erreichen. Er hält ſich endlich ſelbſt für den Glauben und für die Erkenntniß, weil er ſich und ſein Streben ſo gut fühlt, obgleich er ſein Nichtwiſſen geſteht, und umringt ſich gern mit den Denkern des Griechiſchen Alterthums, die ihn durch Form

und verwandtes Begehren anſprechen, und ſchöpft aus ihrem Mund Götterſprüche. Selber dichteriſch in der Behandlung ſeiner Gedanken, iſt er den Poeten ungefähr wie ſein Plato gram, und fürchtet ſich überall vor dem Formen und Bilden des Höhern, als wenn man ihm einen Fetiſch machen wollte. Daher ſtreitet er dafür, daß er einen Gott und den wahrhaftigſten habe, und doch hat die moraliſche Welt, welche er zeichnet, mit ihrem lichtblauen Himmel, ihren Blüthenbäumen, und allen reinen Kräften aus Natur und Geſellſchaftsleben, die klare, auch darin etwas Aehnliches mit der trübern Oſſianiſchen, daß ihr des Himmels Himmel fehlt. Daher wird ihm als Philoſoph der Schmerz, daß man in ſeinen redlich geſuchten Beweiſen für das Daſeyn Gottes das grade Gegentheil finden will. Er will bloß Reinmenſchliches; in dieſem erblickt er den Spiegel des unendlichen Weſens, deſſen einzige Offenbarung in ſeiner eigenen Bruſt ſeyn ſoll. Das Sittengeſetz allein iſt ihm Stimme Gottes, alles Andre nur damit übereintreffende, vorüberwankende Erſcheinung, Geſtaltung des Einen in der Vielheit; und er wähnt ſelber das Eine, Ueberſinnliche zu ergreifen mit ſchrankenloſem Gemüth, indem er doch die edle Beſchränktheit neben ſich um ihren Frieden beneiden muß.

Sich ſelber zeichnet unſer Schriftſteller auf dieſe Weiſe durchgängig ſprechend, und ohne viel Mannigfaltigkeit; er gleicht ſich überall in ſeinem fühlenden, herzlichen, trachtenden, ringenden Weſen, ſeinem eigenſinnigen Bewußtſeyn, Gutes und Wahres zu wollen, ſeinem Hang zum Großen, Tiefen, Trefflichen, ſeiner Eingeſchränktheit auf das menſchliche Ich und dem Sprung davon auf das Unbedingte, ſeinem Verachten der eigentlichen Leergeiſterey und dem Nichtlieben des Poſitiven, ſeinem liebreichen, gebildeten Familienſinn, ſeiner eleganten, geiſtreichen, oft zu überſchwänglichen Geſprächigkeit mit Lakonismen untermiſcht, ſeinem nie ruhenden Selbſtbeſchauen, Ausgeben und Sehnen. Die Figuren, die er ſchafft, ſind meiſtens von ihm abgeſchattet; bey wenigen treten ein-

zelne Züge dieſes Charakters als gut oder böſe mit auffallender Stärke hervor. Sie alle aber, indem ſie ihre Umgebungen mit einer Art von Vergötterung überſchimmern, ſind im Herzen, je edler und größer ſie erſcheinen, deſto ärmer an Seligkeit. Rec. hat hier beſonders die Allwilliſche Briefſammlung im Auge, welche die größere Hälfte dieſes erſten Bandes einnimmt. Am originellſten und gediegenſten ſind hier unter den Charakteren die, welche in leichten Umriſſen vorübergehn, wie z. B. Erdig und Gierigſtein; die, welche für gewöhnlich handeln und ſchreiben, verſchwimmen mehr in einander, und in den Charakter ihres Urhebers. Am gelungenſten unter dieſen iſt bekanntlich der Held des fragmentariſchen Briefromans Eduard Allwill, dieſer Günſtling der Natur, der aus frühem Tugendſinn in die Stricke ſophiſtiſcher Sinnlichkeit fällt, und die plaſtiſche Selbſtſchilderung ſeiner feinen Verworfenheit in ſeinem Brief an Lucie, und Luciens hochweibliche Rettung der Tugend und Unſchuld gegen eine zweydeutige Moral des Genuſſes, Meiſterſtücke. Wir ſcheuen uns billig, ein Spätlingsurtheil über das Treffliche, das in dieſen geprieſenen Stücken liegt, in die Welt zu ſchicken. Im übrigen umlagert, bey aller Lebendigkeit, jene Figuren alle ein gewiſſer Tod; und es iſt nicht bloß die verwaiſte Sylli, der kein Troſt blühen will, ſondern ſie haſchen ſämmtlich nach Etwas, was ihnen der Verf. nicht wohl geben kann, weil es ihm ſelber fehlt. Die Täuſchungen eines vergoldeten Alltagslebens machen den tragiſchen Grund des Ganzen nicht unſichtbar, der mehr oder minder hervortritt die tiefe Bedürftigkeit des ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchenherzens. Da hier ſchon ein beſtimmter Zweck hervorleuchtet, den das Spiel wenigſtens von ſelbſt annimmt, und der nach des Verf. Meinung vielleicht die innere Würde der Menſchennatur in Begehrung des Ewigen ſeyn ſoll, ſo kann von epiſcher Gleichgültigkeit nicht ganz die Rede ſeyn; und obgleich der Verf. S. 364 erklärt: „Meine Abſicht bey Woldemar und bey Allwill iſt allein dieſe: Menſchheit wie ſie iſt, begreiflich oder unbegreiflich, auf das

gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen:" ſo fragt ſich, ob er nicht dennoch dieſe Menſchheit in beſonderer Beziehung ſieht, und zum wenigſten hat ſich ſeines eigenen Herzens Ton unwillkührlich dazwiſchen geſchoben. Wäre aber eben das der Sinn des Verfaſſers, was uns die Erſcheinung ſeiner Figuren von ſich ſagt, ſo hätte er es irgendwo merklicher geäußert, und dem Tod ſein Heilkraut gewieſen. Dieſer Abgang des Aechten bey dem Beſtimmten, iſt auch allein der Grund, warum Jemanden Allwills Charakter unbegreiflich ſcheinen kann. Ein feuriger Tugendglaube kann ein Jugendtrieb ſeyn, worin ſich der beſſere Theil der Menſchennatur ausſpricht; aber eben deßwegen iſt er dem Verblühen ausgeſetzt, und die Menſchheit will hier gehoben und getragen ſeyn, ſie will, ſobald die Denkkraft des Menſchen reifer und ſein Herz kälter wird, Erklärung und Gewißheit, oder ſie geräth auf ſophiſtiſchen Irrwegen in das Läugnen eines ewigen Wahren und Guten, ſo daß ihr höchſtens die politiſche Moral bleibt, die an das Gute bloß glaubt, weil ſonſt Niemand ſeines Daſeyns ſicher wäre. So ein feiner Beobachter des Herzens J. iſt, ſo ſcheint er doch von dieſer Seite die Menſchheit durch das Mittel ſeines edeln Selbſt zu beſchauen, und erheiſcht viel zu allgemein von ihr den Eigenſinn für nackte Moral, der ſeine Tugend auch darum ſichert, weil jene Lehre ſein Syſtem geworden iſt. Denn Jacobi und alle Moralphiloſophen überbieten hier Gott in ſeinen Forderungen an den Menſchen, wie ſich eben aus der Verirrbarkeit aller menſchlichen Tugend erweist. Der geoffenbarte Gott verſpricht dieſer zu Hülfe zu kommen; aber die Moral macht die Menſchentugend fallit. Und wer möchte nicht endlich ſeinem Gläubiger gern aus dem Wege gehn? Und ſo entſteht eines Theils Reiz zur Sophiſtik und Heucheley, andern Theils der ſtoiſche Widerſpruch einer troſtloſen Tugendliebe; nicht als wenn das reine Gewiſſen ſich nicht ſelbſt ein Lohn wäre, der von der Tugend gar nicht abzuſondern iſt, ſondern weil dieſes Gewiſſen, je geſchärfter es wird, ſich um ſo weniger rein weiß, und ihm doch ein aus-

gleichender Glaube verſagt ſeyn ſoll, der allein den Beſtand ſeiner moraliſchen und metaphyſiſchen Ueberzeugung ſichert, indem er ſie in lebendigen Zuſammenhang mit der Quelle aller Güte und Wahrheit ſetzt, und beſtimmte, reichhaltige Blicke eröffnet, wogegen das menſchlich Edelſte und Weiſeſte nur Tand iſt. Dagegen fällt es widrig auf, wenn dieſer in Schatten geſtellte poſitive Glaube manchmal ein Bild der Rede oder gar einen Scherz an die Hand geben muß; auch fällt es auf, daß J. in Zeichnung ſeiner Geſellſchaftswelt oft ſo dicht bey dem Aechten vorbeyſtreift, ohne daß es ihn feſthalten kann. Man darf nicht ſagen, daß er damit in offenbarer Feindſchaft ſteht; er möchte es ſogar haben; die Gottſeligkeit hat aber bey ihm einen andern Ton angenommen, der ihm hinderlich iſt. Jene krankhafte Sentimentalität der ſpielenden Perſonen, die ſich nach Clerdons Rath (S. 15) zuſammenraffen und Hülfe in ſich ſelbſt ſuchen ſoll, ſpannt ſich dann vergeblich zu metaphyſiſchen Speculationen in einer oft emporgetriebenen, dunkeln Sprache, und iſt nicht erfreulich, wenn ſie ſich mit umſtändlichen Tändeleyen wie mit Blumenkleidern bewirft. Solche Menſchen ſcheinen beſtändig zu fragen: Da ich ein Gott bin, warum bin ich nicht glücklich? Wir glauben Clerdon nicht, wenn er (S. 53) ſchreibt: „Dornen malmen, ſie zu Flaumfedern wühlen, lernte ich lange; und nun weiß ich, daß es für den Menſchen eine Lauterkeit des Sinnes — mit ihr eine Kraft und Stätigkeit des Willens gibt — eine Erleuchtung und Gewißheit des Herzens und Geiſtes, wodurch ihm der eigentliche Genuß ſeiner beſſern Natur Rück- und Ausſicht wird, und wozu Niemand gelangt, der nicht mehrmals im äußerſten Gedränge von Allem außer ſich verlaſſen war. Da hat die ganz auf ſich ſelbſt geſtämmte Seele ſich in allen ihren Tiefen gefühlt; hat, wie Jacob, mit dem Herrn gerungen, und ſeinen Segen davon getragen. Wer, liebſte Sylli, wollte nicht gern für dieſen Preis ſich eine Zeitlang mit einer verrenkten Hüfte ſchleppen?“ Wir müßten Clerdon wirklich als Jacob ſehen, um gewiß zu ſeyn, daß er das

Bild nicht zur vollen Hälfte falsch anwendet. — „Schön, was Clerdon sagt, setzt Clärchen hinzu, auch gut und wahr; aber wenn es am Ende doch — nur Trost wäre; ein köstlicher Balsam, aber nur lindernd, und die Wunde — tödtlich?" — Die kranke Sylli, von der S. 56 Lenore sagt: „Sie hat in ihrem eigenen Wesen, was so unbegreiflich entzückt: den Quell und die Fülle aller dieser Schönheit und Größe! — Wer wollte nicht Sylli seyn; gäbe nicht Alles hin für die Unabhängigkeit dieses hohen Selbstgenusses, für die helle Wonne, göttlich zu lieben, die allein aus solchem Reichthum überfließen kann! Glückliche, glückliche Sylli!" . . . diese Sylli schreibt dann S. 152 wieder an Clerdon: „Ich soll mich so gut ich kann zusammenraffen, schriebst du neulich. Nein, Lieber! nur so gut ich kann, will ich mich nicht zusammenraffen. Angegriffen im Mittelpuncte meines Wesens, muß mir aus dem Mittelpuncte meines Wesens Hülfe, volle Hülfe kommen. Sie wird kommen; du sagst es, ich sage es auch. Jeder merkwürdige Zustand leitet zu neuem Rath, zu neuen Mitteln. Wie oft ist mir gewesen, so, daß ich glaubte, laut rufen zu müssen: Hilf, Clerdon! hilf! — Aber ich mußte nicht, und rief nicht. Was wäre es denn, wenn ich mich immer nur so halten ließe? Was würde mir? Keine beständige feste Hülfe würde mir. Die will ich, dahin will ich. Ich will durchkommen wollen, wenn ich auch nicht durchkomme." So geheimnißvoll das Mittel angedeutet ist, so scheint sie den richtigen Weg zu ahnden, denn sie setzt hinzu: „Einst, vor Jahrhunderten, ließ sich eine Stimme hören vom Himmel: Siehe, er betet! — Und dem Betenden fiel es von den Augen wie Schuppen." Der weitere Fortschritt bleibt jedoch unbekannt, und es bleibt die Frage, was aus Sylli geworden wäre, wenn der Roman vollendet worden. Uebrigens sagt Clärchen von ihr (S. 56): „Du hast den Himmel in dir selbst; und wer wird dich nicht deßwegen selig preisen? Aber auch nicht minder wahr ist Alles, was ich vorhin bemerkte; und so säßest du mit deinem Himmel denn doch

in einer Art von Hölle." — Bey aller Schnödigkeit, in die er geräth, ist die consequenteste, wahrste Figur immer Allwill, und macht das praktisch Ungenügende auf sich selbst ruhender Moral augenscheinlich. Nicht bloß daß er, der Mensch voller Leben und Liebe, im IX. Brief an Clemens von Wallberg sehr charakteristisch die Moral ins Angesicht schilt, und von einem todten Meer der Unbestimmtheit und Richtungslosigkeit redet; sondern seine Geschichte ist hier merkwürdig. Consequent nennen wir ihn, sofern das gemeinschaftliche System in ihm seinen Ausweg unterwärts nimmt, und das, wo nicht mit Recht, doch mit Entschuldigung, wenn man ihm den gebahnten Ausgang nach oben abschneidet. Der Mensch muß entweder Himmel oder Hölle in sich entwickeln; Halbheit ist folgelos, führt nicht zur Bestimmung, sondern zu nichtiger Aeußerlichkeit, und das verworfenste innere Leben ist des schnellsten Wiederaufstehens oft am fähigsten. Man vergleiche — da wir theologisiren — die vielfachen Winke der Schrift über Sünderbekehrung. Wir würden daher dem Verf. hier Beyfall geben, wenn seine wahre Meinung nicht die entgegengesetzte wäre, oder doch eine zwischen inne liegende, deren Sinn und Kraft aber Rec. nie hat begreifen können, um deßwillen, weil sie mit sich selber nicht einig zu seyn scheint, und darum nichts Gediegenes zeigt. Wie treffend sagt Lucie S. 216: „Eure Flitterphilosophie möchte gern Alles, was Form heißt, verbannt wissen. Alles soll aus freyer Hand geschehen; die menschliche Seele zu allem Guten und Schönen sich selbst — aus sich selbst bilden; und ihr bedenkt nicht, daß menschlicher Charakter einer flüssigen Materie gleicht, die nicht anders als in einem Gefäße Gestalt und Bleiben haben kann." Aber dieß soll nun durch Grundsätze gebessert werden, durch Obermacht des Gedankens über sinnliche Triebe; jedoch Grundsätze, worauf baust du sie? und jene Obermacht, wo kaufst du sie? Es gibt nur einen einzigen Weg, wo ihre Erwerbung sicher, und der kalte Grundsatz Leben und Liebe wird. Wo auch das Gemüth nie in Gefahr

geräth, ſich ſelber für den Grundſatz, für die Obermacht und für die Tugend zu halten. Ob dieſen Weg der Vollkommenheit und Glückſeligkeit unſer Verf. einmal anderwärts eröffnen wird, müſſen wir in der Fortſetzung der Werke ſehen. Sollte er inzwiſchen mit ſich ſo folgerecht bleiben, wenn er S. 240 in der Zugabe an Erhard D** ſo ſchön ſagt: „Denn wo iſt Daſeyn und Leben in ſich, wo iſt Freyheit? Wahrlich nur jenſeits der Natur! Innerhalb der Natur iſt Alles offenbar unendlich mehr im Andern als in ſich, und Freyheit nur im Tode! Dennoch wiſſen wir, daß etwas iſt, und war und ſeyn wird — ein Urheber jener natürlich unerzeugten Thätigkeit in uns, des Kerns unſers Daſeyns, wunderbar umgeben mit Vergänglichkeit — in ſie verſenkt, ein Saame, der aufgehen wird. Ewiges Leben iſt das Weſen der Seele, und darum ihr unbedingter Trieb. Und woher käme ihr der Tod? Nicht von dem Vater des Lebens und alles Guten, der in dem Innerſten unſers Herzens und Willens ſein eigenes Herz und ſeinen eignen Willen abdrückte, und nichts Anderes darin abdrücken konnte" — wenn er dieſes ſagte, und nicht weiter ginge? Hier aber liegt der Jacobiſchen Theologie Eigenſtes. Der räthſelhafte Geiſt, welcher über ſeiner Erde waltet, iſt wirklich der Menſchennatur zu fremd und ſchauerlich, um von ihr geliebt und angenommen zu werden; denn wir können keine dunkle Potenz lieben, da Liebe Gleichförmigkeit erfordert; und darum hat dieſe Potenz ſich ſelbſt für Sokrates und Plato durch faßlichere Ideen vermitteln müſſen, gleichwie ſie im Stoicismus ſogar zum Element wurde. Jacobi's Gottheit aber iſt ein ausgehobener Begriff aus der Schule der Offenbarung, und weil dieſem Begriff Zugehör und Boden genommen wird, ſo verſchwebt er wieder in das dunkle, unperſönliche Theion, welchem in der Griechiſchen Philoſophie veredelte Untergötter des Mythus und Dämonen zur herabreichenden Leiter dienen mußten. Dieſe Leiter iſt bey J. rein entbildet und verſtößt; er hat ſich jedoch die Ueberzeugung vorbehalten, daß ein Dämoniſches oder die

göttliche Stimme im Menſchenherzen das Organ der Mittheilung der Gottheit ſey; er nennt ſie auch Gewiſſen und Religion; durch ſie behauptet er einen lebendigen Gott zu haben, für deſſen Willen und Erkenntniß immer gefühlvoller, offener, dadurch gereinigt, erleuchtet und zur Ausübung des Göttlichen im Menſchenleben geſtärkt zu werden, bis endlich der Drang nach Freyheit und Ewigkeit im Tode über die ſtarre Erſcheinung ſiegt, und ſein unbedingter Glaube an das Nothwendige, Vollkommene, durch ein ganz neues Anſchauen gekrönt wird. Bey dem Allen aber iſt ihm die anthropomorphiſtiſche Vermittlung ſo unentbehrlich, daß er ſich ihr wieder unvermerkt nähert, und ſie als Symbol willkommen heißt. Denn er denkt zu gründlich, um nicht zu finden, daß für unſer Denkvermögen das Formloſe keine volle Weſenheit hat, und wir Erklärungen brauchen, die nur auf dem Wege der Vorſtellung oder Anſchauung erlangt werden. Er glaubt aber auswählen zu dürfen, was ihm genug ſcheint. Gleichwohl iſt von dieſer Seite ſeine Philoſophie nur einer geiſtreichen Klage ähnlich, und ſein Leid vermehrt ſich dadurch, daß er geliebte Menſchen nicht in den Kreis ſeiner hohen, manchmal triumphirenden Ahndungen herüberziehen kann. So ſagt er in der Zugabe an Erhard D** S. 229: „Dir fehlt Innigkeit; ein tieferes Bewußtſeyn des ganzen Menſchen; ein aus dieſem tiefern Bewußtſeyn hervorgehendes eigenes Vermögen: Sich ſelbſt nährender, ſtärkender, in ſich ſelbſt gedeihender Sinn und Geiſt! Dir fehlt jene ſtille Sammlung, die ich — verzeihe! — Andacht nennen muß; jenes feyerliche Schweigen der Seele vor ſich ſelbſt und der Natur; das feſte Anſaugen an Schönes und Gutes, welches tief lebendig macht, und dadurch unabhängig groß. Es fehlt dir — ein nie verſtummendes, eine zweyte beſſere Seele allmählig bildendes Echo in dem Mittelpuncte deines Weſens.“ — „Du ſpotteſt meiner Hoffnungen, meines Ringens nach einer feſten Ueberzeugung, die ich, im Voraus, Wahrheit und Erkenntniß nenne.“ Man leſe das hierauf Folgende, deſſen Auszug zu

weitläufig wäre. Er ſchilt darin die Kühnheit der revolutionären Vernunft in Wegwerfung vermeinter Vorurtheile, ohne ſelber etwas zu liefern, das dieſem Beginnen ſich mit Erfolg entgegenſtämmen könnte. Wie groß auch ſein Vorſatz iſt, wenn er S. 235 ſagt: „Ich will Glauben behalten, und Liebe und Scham, und Ehrfurcht und Demuth; will behalten tief im Auge Ewigkeit; Ernſt und feyerlichen Aufſchwung tief in der Bruſt; hohe und höhere Ahndungen im Geiſte; vollen wirklichen Genuß des Unſichtbaren in der Seele" — ſo iſt er doch unendlich unfähig, der Menſchheit in beträchtlicher Zahl ſeine Erhebung mitzutheilen, und muß zuletzt fühlen, daß ſie mehr nicht als eine Spannung und ein Hunger iſt, während der Mund der Seele wirkliche Speiſe begehrt. S. 239: „Der Trieb der vernünftigen Natur zum an ſich Wahren und Guten iſt auf ein Daſeyn an ſich, auf ein vollkommenes Leben, ein Leben in ſich ſelbſt gerichtet; er fordert Unabhängigkeit, Selbſtſtändigkeit, Freyheit! — Aber in wie dunkler, dunkler Ahndung nur!" — S. 245: „Nur ſo viel iſt Gutes am Menſchen; nur in ſo weit iſt er ſich und Andern etwas werth, als er Fähigkeit zu ahnden und zu glauben hat" ꝛc. Vortrefflich; aber dieſe Ahndung und dieſer Glaube haben nicht, ſondern ſie wollen haben, und wenn ſie ſich ſelber die Befriedigung verſagen, welche die ewige Liebe vermöge ihrer heiligen Natur ihnen reichen muß (denn wo iſt ein Vater, der ſeinem Kind nicht Brod gäbe? Matth. 7, 9 - 11), ſo begreifen wir den Starrſinn nicht, welcher mit Gewalt verſchmachten will. — S. 250: „Hat er mich mit Händen gemacht, dieſer Geiſt und Gott? Dem Frager mit dieſen Worten antwortet die Vernunft ein feſtes Ja. Denn hier, wo jeder, auch der entfernteſte Verſuch, durch Analogien einer wirklichen Einſicht näher zu kommen, dem Irrthum entgegenſchreitet, iſt der hart anthropomorphoſirende Ausdruck, als offenbar ſymboliſch, der Vernunft — die entgegengeſetzte Wirkungsarten nie kann aſſimiliren wollen — der liebſte." Keine ſchönere Apologie des Chri-

ſtenthums hätte der Verf. geben können, da in des Chriſtenthums allein ausreichender Philoſophie die Wahrheit nicht nur in der würdigſten ſymboliſchen Hülle erſcheint, ſondern auch dieſe Symbolik ſo innig die Wahrheit ſelbſt iſt, daß letztere von dem Menſchen in keiner andern Form der Anſchauung erkannt werden kann, und dieſe Form ihr weſentlich und ewig wie ſie ſelbſt iſt. Denn bloß die hiſtoriſche Offenbarung hat einen perſönlichen, lebendigen, von keines Menſchen Vernunft willkührlich gebildeten Gott, der ſich nur in die uns unentbehrliche Form, die er ſelber hergibt, herabſenkt, um uns begreiflich zu werden, und dabey dennoch der Unbegreifliche, mithin wirklich Gott bleibt. Die Menſchenvernunft hat zweyerley Götter, die gleich wenig der Gott ſind, deſſen wir bedürfen: einen ganz unbegreiflichen, ihre natürliche Ahndung, ohne welche ſie nicht iſt, noch je war, der an ſich iſt, weil ſonſt ſein Schrey im Herzen nicht wäre, aber nur halb iſt für ſie, d. i. von ihr zwar gedacht, aber nicht erkannt oder angeſchaut werden kann (wie alles Ueberſinnliche), daher gewöhnlich durch ihr Beſtreben, ihn zu faſſen, entweder ein Nichts oder elementiſch wurde, und den die philoſophiſche Kritik endlich als Nichtſubſtanz, als die unbeſtimmte höhere Welt, am lauterſten auszuſprechen glaubte. Der andere Gott iſt der aus dieſem geahndeten, gedachten, unvorgeſtellten, ins grobe Element herabgezogene und in die Vielheit zerſplitterte, der Fetiſch. Dagegen zeigt uns die Offenbarung jenes höchſte Noumenon, wie es ſich ſelber weſentlich, perſönlich, lebendig, begreiflich für das endliche Geſchöpf, wie es ſich zu einer Subſtanz gemacht hat; und darum muß eine thörichte Weisheit ergriffen werden, die unter allen Arzneyen dem Menſchen am ſchwerſten eingeht, deren Lichtwirkung auch nicht eher empfunden wird, als bis ſie eingenommen iſt; und der Mund, womit wir ſie faſſen, heißt Demuth. Hat ſie aber gewirkt, ſo erſcheint alles Kümmern und Sehnen um einen Gott, und aller Zweifel an ihm, an Tugend und Unſterblichkeit, und alle wortreiche Fürſprache für ſein Daſeyn, eitel, bedauernswürdig,

überflüssig. Dann ist auch dieser Gott nicht mehr bloß natürlich, durch Gewissen und religiösen Wunsch, sondern mit Gnade und Wahrheit in uns geoffenbart, und leitet nun das Geschöpf auf sicherer Bahn ins Ewige und Unendliche. Hier ist allein das Wort des Räthsels, das der einsame Denker gefunden hätte, wenn er den Felsen durch den Zeigefinger eines Kindes hätte zerschlagen wollen.

Der weitere Inhalt dieses ersten Bandes ist folgender: Ergießungen eines einsamen Denkers, in drey Briefen von den ersten Monaten des J. 1793. Im ersten wird Ludwig XVI. mit K. Lear und beyde mit Oedipus verglichen. Der zweyte betrifft den Revolutionseifer, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen. Jac. sieht jedoch in der Revolution (S. 270) die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Menschheit. Von der Gewalt der Meinungen. „Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Um- und Einbildungen für das wesentlich Wahre und wesentlich Gute selbst zu halten," wird als Weisheitslehre gegeben — „und die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen, der in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich die Zeiten regiert." Rec. erinnert nur, daß der Historiker sich hiemit nicht zu begnügen hat, und es der ächt philosophischen Geschichte Erstes ist, den bestimmten Plan des Ganzen zu erforschen. Rec. gesteht, daß ihm des Verf. Ansicht hier wie anderwärts zu vag ist. „Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andre Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? Es wäre ungereimt, es nur zu wollen." Wir befürchten, daß in diesen Trostgründen Mancher eher Aussprüche des Skepticismus, als positive Weisheit finden werde. Der dritte Brief handelt von den Grundsätzen der Kantischen Moral, und behauptet die innigste Verknüpfung eines Glaubens an Tugend mit dem Glauben an eine moralische Weltregierung und an die Belohnung der Tugend in ei-

nem künftigen Zuſtande. — Die feinſte aller Haderkünſte, eine Anekdote, abgedruckt aus dem Teutſchen Muſeum von 1787. — Swifts Betrachtung über einen Beſenſtiel und wie ſie entſtanden iſt, aus demſ. 1789. — Darauf folgen vermiſchte Briefe, worunter die letzten und meiſten von und an Hamann. Jacobi iſt Muſter des Briefſtyls, wie Cicero und Plinius. Intereſſant iſt der zweyte an Heinſe, der eine Reiſebeſchreibung mit leicht angedeuteten Porträts von Leſſing, Claudius und andern berühmten und vorzüglichen Menſchen enthält. Von Claudius heißt es hier: „Ihm ſelbſt iſt ſein Glaube nicht bloß höchſte und tiefſte Philoſophie, ſondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünſchen könnte, aber nicht zu verſchaffen weiß.“ Erleſen und lebendig iſt die Schilderung des Herrnhauſer Springwaſſers, auch des Rammelsbergs bey Goslar, und der Freuden der Heimkehr. In einem fernern Brief heißt es bey der Vertheidigung des letzten Briefs Allwills S. 357: „Daß ich mich kurz faſſe: derjenige iſt in meinen Augen allein der gefährliche Schriftſteller, der ſeinen Leſer um den wahren Werth der Dinge betrügt; der philoſophiſche oder moraliſche Falſchmünzer. Ganz dicht an ihm ſteht der moraliſche Alchemiſt, der mich vielleicht im ganzen Ernſte reich machen will, aber nichts deſto weniger, wenn ihm mein Enthuſiasmus anhält, mein ganzes Vermögen in Rauch verwandeln, mich zuverläſſig noch ärmer machen wird, als der Falſchmünzer.“ Wir beſorgen hiebey, daß es in der Litteratur viele gutmüthige Falſchmünzer gibt, die dann mit den moraliſchen Gerngoldmachern einerley ſind. Die erſte Frage bleibt denn doch immer: Was iſt Wahrheit? — Der merkwürdige J. G. Hamann ſchenkt uns in den letzten Briefen manchen Zug ſeiner Geſtalt. Höchſt wichtig aber, und gleichſam der Aufſchluß über Jacobi's ganzes Weſen, iſt des letztern Geſtändniß über die Hülfloſigkeit, worin ihn das Syſtem ſeiner Philoſophie läßt, nebſt dem daran geknüpften chriſtlich-philoſophiſchen Briefwechſel, die Arzney des Lebens

für müde Seelen betreffend. Da heißt es S. 366 mit redlicher Aufrichtigkeit in einem Brief an H. „Wir insgesammt, an Geist reicher oder ärmer, höher oder geringer, mögen es angreifen, wie wir wollen, wir bleiben abhängige, dürftige Wesen, die sich durchaus nichts selbst geben können. Unsere Sinne, unser Verstand, unser Wille sind öde und leer, und der Grund aller speculativen Philosophie nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hinein sehen. In alle Wege läßt uns der Versuch, mittelst einer gewissen Form unsers armen Selbstes bestehen zu wollen, nicht in uns hinein, sondern nur rein aus uns heraus zu erkennen, zu handeln und zu genießen, zu Narren werden, wie jede Nacht im Traume." Wenn dieß der Commentar zum Allwill ist, so hätten wir dem Verf. oben Unrecht gethan. Aber warum prägte ers dort so aus, daß man irre werden konnte? Vielmehr, warum hat er diese erste aller negativen Wahrheiten nicht allen seinen schriftstellerischen Schöpfungen zur deutlichen Unterlage gegeben? Was Hamann antwortet, enthält so klare Funken, daß wir uns fast schämen möchten, schon so weitläufig über diesen Gegenstand gewesen zu seyn, wenn es nicht Leser gäbe, die in der Zündbarkeit mit Jacobi nicht in Vergleich kommen. Zugleich spricht der Verf. unsre gerührteste Theilnahme an in einem Brief an H. vom 18. Oct. 1784, worin er die Wunden malt, welche ihm der Verlust seiner Lieben schlug, und den er mit dem Ausruf endigt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!" Er tastet indeß noch an falscher Stelle, wenn er ebend. S. 380 schreibt: „Philosophiren da hinauf, werden wir uns mit und aus unserm natürlichen Leibe nicht; sondern wenn es eine gewisse Gottes-Erkenntniß für den Menschen gibt, so muß in seiner Seele ein Vermögen liegen, ihn da hinauf zu organisiren." Alle treffende Winke, die der Autor von Golgatha und Scheblimini ihm gibt, zur Erbauung im Geist, und zum Ruhefinden für die Seele, sein derb-zartes, witzreiches Hinweisen, wie es dem Denker geboten werden mußte, auf den, der von ihm lernen heißt, das stumme Gebet

für die Gewinnung des Freundes — wer möchte etwas davon abschreiben, ohne das Ganze? Auch erhält hiebey von ihm und Jacobi selbst jener Mann seine gerechte Würdigung, der bey entschiedener Verstandesgröße und edelm Herzen sich mit der Wahrheit in die fatalsten Händel verstrickte, und verurtheilt zu seyn schien, Proceß gegen sich selbst anzufangen: wir meinen Lessing. Sollten wir zu gut oder zu schlimm von ihm urtheilen, wenn wir vermuthen: hätte er zu dieser Zeit gelebt, er hätte Bücher für die Rechtglaubigkeit geschrieben? Doch vergessen wir lieber den Wunderlichen, und achten ihn von Seiten, wo ihm Niemand feind werden konnte, den Ausleger des Laokoon, den Dichter der Emilie. Wenn nur nicht das erborgte Räthsel von den drey Ringen, über das auch Jacobi (S. 397) klar sieht, seine grundfalsche Wahrheit noch immer unter uns leuchten ließe! Was Richtiges daran ist, erkennen wir ja gern.

Es soll uns wundern, was Hamann auf den letzten Brief in dieser Sammlung geantwortet hat? Gedacht hat er wenigstens: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes. Aber ob er ihm das „göttlich wahr- und weissagende Wesen in ihm" — ein wahres οὐδὲν καὶ πάντα — so geradezu stehen gelassen hat? — Ja allerdings „liegt in dem Menschen eine ursprüngliche Kraft, deren Richtung ihn fähig macht, den Geist zu empfangen, von dem er nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er fähret, der aber die Wahrheit selbst ist" (S. 401). Aber dürfen wir zu den Bibelsprüchen, die Jacobi hier anführt, noch einige hinzuthun? Nur zwey! „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sey denn, daß Jemand von neuem geboren werde, sonst kann er das Reich Gottes nicht sehen." Und: „Es sey denn, daß ihr umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." — „Wahrlich, ich sage euch, wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen." Doch noch einen, den Spruch der Sprüche,

die Antwort der Antworten: Bittet, so wird euch gegeben." —

8.

Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Zweyter Band. Leipzig b. G. Fleischer d. j. 1815. (Heidelb. Jahrb. 1816. Nr. 1.)

Rec. hat bey der Anzeige des ersten Bandes den Gesichtspunct angegeben, woraus er diese Werke beurtheilt. Nationalphilosophie an sich selbst hat er von seiner Competenz ausgeschieden, und will über sie nur sprechen, sofern sie mit christlicher Metaphysik oder Offenbarungslehre in Berührung und Streit geräth. Jacobi, der sie an Einer Seite für unabhängig von dieser will gehalten wissen, eine selbstständige Offenbarung Gottes in seiner eigenen Brust findet, und das Uebersinnliche mit all seinen heiligen Attributen bloß im Menschenherzen gegeben sieht, klagt anderwärts nicht undeutlich über Hunger nach einer festern und nahrhaftern Speise, facht also selber den Krieg an, den er zu schlichten meint, und gibt uns den gegründetsten Anlaß zu der gewählten Betrachtung. Wir haben dieses das vorige Mal gesehen, und sehens hier noch mehr. Wo also dieser zweyte Band bloß rationalistisch ist, welches er größtentheils ist, da erwarte man kein Urtheil von uns über Werke, die ohnehin längst von dem Publicum beurtheilt sind, sondern bloße Inhaltsanzeige. Wir erklären mit Dank, daß wir den Glauben haben, um welchen Jacobi den Wandsbecker Boten und uns gutmüthig beneidet; wir bedürfen seiner mühsamen logischen Selbstzergliederung nicht, und sind liebreich erbittert, ihn wie einen eigensinnigen Kranken, der nie die frische Himmelsluft genießen will, wie-

wohl er ſehnſüchtig durch die Fenſter ſchielt, in ſeinen Zimmerwänden verſperrt zu ſehen.

Das erſte und ausführlichſte, was dieſer Band enthält, iſt: „David Hume, über den Glauben, oder Idealismus und Realismus, ein Geſpräch," ſchon 1787 erſchienen. Ihm voran geht: „Vorrede, zugleich Einleitung in des Verfaſſers ſämmtliche philoſophiſche Schriften." Es heißt hier: „Die in dem Werk über die Lehre des Spinoza vom Verf. aufgeſtellte Behauptung: Alle menſchliche Erkenntniß gehe aus von Offenbarung und Glauben, hatte in der Teutſchen philoſophiſchen Welt ein allgemeines Aergerniß erregt." — „Um jene angefochtene Behauptung zu rechtfertigen, und die mir wegen derſelben gemachten Vorwürfe: daß ich ein Vernunftfeind ſey, ein Prediger des blinden Glaubens, ein Verächter der Wiſſenſchaft, und zumal der Philoſophie, ein Schwärmer, ein Papiſt — in ihrer ganzen Ungereimtheit und lügenhaften Blöße darzuſtellen, wurde das folgende Geſpräch geſchrieben.". In der That, ein ſolcher Vorwurf iſt ſchwer begreiflich, wenigſtens für den, der das ehemalige Nicolai-Bieſteriſche Licht nicht hat ſcheinen ſehen. Es heißt ferner: „Was der Verf. an dem Geſpräch Idealismus und Realismus, als einer frühern Arbeit, gegenwärtig auszuſetzen findet, beſteht darin, daß in demſelben zwiſchen Verſtand und Vernunft noch nicht mit der Schärfe und Beſtimmtheit unterſchieden wird, wie in den ſpätern Schriften des Verf." — „Es ſcheint auf den erſten Anblick, als könnte eine ſcharf beſtimmte Unterſcheidung zwiſchen Verſtand und Vernunft keine Schwierigkeit haben — nie hat Jemand von einer thieriſchen Vernunft geſprochen; einen bloß thieriſchen Verſtand aber kennen und nennen wir Alle. Wir erkennen auch im bloß thieriſchen Verſtande mancherley Stufen — näher der Vernunft bringt aber keine dieſer Stufen das Thier, ſondern alle, das vollkommnere wie das unvollkommnere, entbehren ſie in gleichem Maaße, das iſt ſchlechthin und durchaus. Warum aber kann es einen bloß thieriſchen Verſtand geben, der ſogar zuweilen den

menſchlichen zu übertreffen ſcheint, und durchaus keine bloß thieriſche Vernunft?" — Antwort: — „Das Thier vernimmt nur Sinnliches; der mit Vernunft begabte Menſch auch Ueberſinnliches, und er nennt dasjenige, womit er das Ueberſinnliche vernimmt, ſeine Vernunft, wie er das, womit er ſieht, ſein Auge nennt. Das Organ der Vernehmung des Ueberſinnlichen fehlt dem Thiere, und wegen dieſes Mangels iſt der Begriff einer bloß thieriſchen Vernunft ein unmöglicher Begriff. Der Menſch beſitzt dieſes Organ, und nur mit demſelben und durch daſſelbe allein iſt er ein vernünftiges Weſen. Wäre das, was wir Vernunft nennen, nur das Erzeugniß eines auf Sinneserfahrung allein ſich ſtützenden Reflexionsvermögens, ſo wäre alle Rede von überſinnlichen Dingen nur Geſchwätz; die Vernunft, als ſolche, wäre grundlos, ein dichtendes Gedicht. Iſt ſie aber wahrhaft offenbarend, ſo wird durch ſie ein über den thieriſchen erhabener, von Gott, Freyheit und Tugend, vom Wahren, Schönen und Guten wiſſender, ein menſchlicher Verſtand. Ueber dem von der Vernunft erleuchteten Verſtand und Willen iſt im Menſchen nichts, auch nicht die Vernunft ſelbſt; denn das Bewußtſeyn der Vernunft und ihrer Offenbarung iſt nur in einem Verſtande möglich. Mit dieſem Bewußtſeyn wird die lebendige Seele zu einem vernünftigen, zu einem menſchlichen Weſen. Gott ſchreiben wir ſo wenig Vernunft zu, als wir ihm Sinnlichkeit zuſchreiben. Er, der Allgenugſame, bedarf keiner Organe. Ihm iſt eigenthümlich das vollkommen unabhängige In ſich ſeyn und von ſich wiſſen; der reine allerhöchſte Verſtand, der reine allmächtige Wille."

Wir haben dieſe merkwürdige Stelle ausgezogen, weil ſie ſtark in unſer Fach einſchlägt, und klare Beſtimmungen der Jacobiſchen Philoſophie in Abſicht des Ueberſinnlichen, ſeiner Ergreifung und Mittheilung gewährt. Zuerſt bemerken wir, es gelten nach altem Sprüchlein Wörter wie Münze. Indeſſen läugnen wir nicht eine gewiſſe Nothwendigkeit der

Sprache, der althergestammten; und so findet sich wirklich, daß die Vernunft sowohl in unserer, als durch gleichbedeutende Ausdrücke auch in andern Sprachen, bloß dem Menschen, und dem Thiere nur Verstand zugeschrieben wird. Aber warum legt der Verf. am Schlusse auch Gott Verstand bey, und spricht ihm die Vernunft ab? Es ist also klar, erstlich es gebe einen vielfach abgestuften Verstand, dessen höchste Vollkommenheit in Gott, das unterste uns bekannte Vermögen desselben durch den Menschen herunter im Thier wohne. Der Mensch nun ist beym Eintritt ins Leben nicht über das Thier. Ein Kind kann daher Verstand haben, aber das Prädicat Vernunft kommt ihm noch nicht eigentlich und wirklich, nur in potentia zu; sie muß sich erst bey ihm entwickeln. Mit Recht erklärt der Verf. die Vernunft als das Werkzeug, womit der Mensch das Uebersinnliche vernimmt. Allein die Vernunft ist auch das Werkzeug, womit der Mensch das Sinnliche ordnet. Und auf der andern Seite ists zwar recht gesagt: „womit er das Uebersinnliche vernimmt"; aber was wir vernehmen, das verstehen wir darum noch nicht; sondern es kann ein bloßer Hall, ein undeutlicher Laut seyn, dessen Ursprung und Sinn uns unbekannt bleibt. Ferner ist die Vernunft eingeschränkt in angebornen Vorstellungsformen, die mit dem Uebersinnlichen, das sie dunkel vernimmt, keineswegs übereins (conform), sondern ihm gerade entgegenlaufen (difform sind). Sie vernimmt das Ewige, aber sie versteht es nicht, sondern sie versteht (begreift) nur die Zeit. Sie vernimmt Gut und Böse; aber sie weiß es aus eigner Kraft so wenig rein zu scheiden, als rein zu üben. Sie vernimmt die Unsterblichkeit, aber sie versteht das Wie nicht. Sie vernimmt die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung; aber wenn ihr diese vor Augen tritt, so ist sie (mit dem Verf.) im Stande, aus Vernunftgründen, d. i. aus Gründen, die in ihren sinnlichen Vorstellungsformen liegen, die alleinige Aechtheit und Unfehlbarkeit jener Offenbarung, die sie erheischt hat, in Zweifel zu ziehen, und sich dagegen die Gewalt zuzuschrei-

ben, zu verſtehen wie Gott. Sie iſt alſo ein mit ſich ſelbſt ſtreitendes, ſinnlich überſinnliches, ſehr unvollkommenes Vermögen. Eben daraus, daß „wir Gott ſo wenig Vernunft als Sinnlichkeit zuſchreiben," ergibt ſich, daß Sinnlichkeit und Vernunft Aggregate ſind; d. h. die Vernunft hienieden iſt das Vermögen eines ſinnlichen Weſens, und je mehr der Menſch überſinnlich wird, deſto mehr hört er auf (dunkel) zu vernehmen, und deſto mehr fängt er an zu verſtehen. Denn er erlangt den Verſtand aus Gott. Mithin ſteht die Vernunft als ein zweydeutiges, kämpfendes Zwitterding einerſeits über dem Verſtande des Thiers (obwohl oft unter deſſen Inſtinct), andrerſeits tief unter einem höhern Verſtande, zu dem ſie emporgehoben werden muß. Er ſelbſt muß ſie zu ſich hinaufheben; ihr Hinaufreichen führt ſie nicht weit (wie wir ſchon als Kinder bekennen: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft" u. ſ. w.). Sie iſt alſo keineswegs, wie Jacobi wähnt, wiſſend, ſondern fragend; ſie iſt keineswegs offenbarend, ſondern, und zwar nur durch ihre Selbſtdemüthigung im Glauben, Offenbarung empfangend; ſie erleuchtet nicht, ſondern wird erleuchtet (wenigſtens ſind dieſe Wörter allzu kühn gewählt, wenn der Verfaſſer auch etwas Geringeres damit ſagen will); ſie iſt ein Auge, aber ein trübes, blödes, das Ferngläſer braucht, und dem der Staar geſtochen werden muß. Und dieß iſt der Unterſchied zwiſchen der unzulänglichen Philoſophie Jacobi's, und der allgenugſamen, die dem Geiſte der Weisheit und des Verſtandes huldigt.

Aber warum wollten wir die Sache nicht lieber ſo faſſen, wozu der Verf. ſelbſt Anlaß gibt, wenn er ſagt: „Gott ſchreiben wir ſo wenig Vernunft zu, als wir ihm Sinnlichkeit zuſchreiben"? Der Verf. weiß mit den meiſten Rationalphiloſophen nichts von den zwey innern Theilen des Menſchen, die ganz von einander verſchieden ſind: Geiſt und Seele. Dem Geiſt kommt eigentlich Verſtand, der Seele kommt Vernunft zu; wie man aber ehedem die Wörter Geiſt

und Seele mit einander verwechſelte, ſo verwechſelt man auch Verſtand und Vernunft. Die Vernunft vernimmt die Außenwelt überhaupt, zunächſt die ſinnliche, von ihrem Geiſt unterſtützt aber auch die überſinnliche, die Welt des Geiſtes. Weil ſie aber in unſerm jetzigen Zuſtand von der Sinnlichkeit gebunden iſt, und hinwiederum den Geiſt bindet, ſo bringt ſie ihm die ſinnlichen Geſetze auf, und urtheilt unſchicklich mit ihm und er mit ihr über geiſtige Dinge falſch. Sie vernimmt alſo zwar auch das Höhere, aber der Geiſt und ſein Verſtand muß es ſie verſtehen lehren, wenn ſie es wahrhaft und nicht bloß dunkel vernehmen ſoll; gleichwohl ſchreiben wir dem Menſchen in dieſer Beziehung zum Unterſchied von dem Thier Vernunft zu, weil wir das Wort hiebey nur von dem ſchwachen höhern Vernehmen gebrauchen, und von den Geſetzen, die allerdings in der Vernunft liegen, aber nur dann brauchbar, nicht bloß für die Sinnenwelt, ſondern für die überſinnliche werden, wenn der Geiſt ſie den ſeinigen aſſimilirt. Wir könnten im richtigen Wortſinn gar wohl von der Vernunft der Thiere reden, d. i. von dem thieriſchen Vernehmen der Natur und ihrer Geſetze, das ſich eben hier durch Iſolirung ſehr auffallend zeigt, nämlich im Inſtinct, welcher nichts Anderes als eine thieriſche Vernunft iſt, und womit ſich zugleich ein Analogon des moraliſchen Gefühls, nebſt allen Neigungen und Leidenſchaften, die auch der menſchlichen Seele anhängen, verbindet. Weil aber die menſchliche Seele an ſich höher als die Thierſeele und dem Geiſte verwandter iſt, den das Thier nicht hat, ſo rührt eben daher der Irrthum, daß ſie ſich für eins mit ihrem Geiſt hält, und ihn auch im Geiſtigen und Ueberſinnlichen beherrſchen will. Wenn wir ſagen, das Thier habe Verſtand, ſo gebrauchen wir dieſes Wort im allgemeinſten Sinn; wenn wir ihm aber die Vernunft abſprechen, ſo meinen wir damit das was die Seele des Menſchen wirklich hat, in unterer und oberer Richtung, was ihr für die Sinnenwelt unentbehrlich iſt, in höherer Beziehung aber ſich erſt von ihrem eignen Geiſt erleuchten laſſen muß, der zu ſeiner Er-

leuchtung wieder des Lichtes aus Gott bedarf. Das Thier hat daſſelbe, aber nur in der untern Richtung, und weil es keinen Geiſt hat, ſo iſt es auch keiner göttlichen Erleuchtung fähig. Doch ſieht und vernimmt das Thier zuweilen ſelbſt geiſtigere Dinge, die uns jetzo für gewöhnlich verborgen ſind.

Die folgenden Auseinanderſetzungen mit der Kantiſchen Schule gehen uns weiter nicht an; was etwa aus Plato beygebracht wird, iſt ſeiner Vortrefflichkeit und Nützlichkeit ungeachtet entbehrlich, und was von der ächten Offenbarungsſtimme hereinhallt, beweiſt ihre Unentbehrlichkeit für den Verf. Er vernimmt ſie ſtets, aber er verſteht ſie nicht. Der Beurtheilung des Geſprächs ſelbſt, das mit ſeiner Beylage über den tranſcendentalen Idealismus den größten Theil des Bandes einnimmt, müſſen wir uns überheben, und dürfen es um ſo mehr, als für uns der alte Satz beſteht: es ſey dieſe Welt eine Welt der Erſcheinungen, ruhend auf der Baſis des Unſichtbaren, allein Reellen, ewig Unwandelbaren, deſſen Geſetze nach den Geſetzen unſerer ſinnlichen Anſchauungen nicht, ſondern bloß nach ſich ſelbſt bemeſſen werden können; ſo daß die Phänomena zwar wirklich, aber nicht, wie ſie von uns vorgeſtellt werden, ſondern wie Gott ſie erkennt, Weſentlichkeit haben, deren und ihrer Baſis in Gott, und Gottes des Schöpfers ſelbſt, wir durch den Glauben inne werden müſſen (πίστει νοοῦμεν — μὴ ἐκ φαινομένων τὰ βλεπόμενα γεγονέναι, Hebr. 11, 3). So weit behält denn auch der Verf. und ſein Hume in Abſicht des Glaubens gegen die allgemeine Litteraturzeitung (S. 148) Recht, und ſelbſt noch weiter; und obſchon das Wort Offenbarung ſtets mit ſchonender Ehrfurcht behandelt werden ſollte, ſo iſt doch auch deſſen mehrfache Bedeutung bekannt. Zugleich iſt bey dem Allen das Lob gewiß nicht ungerecht, das der Verf. (S. 133) ſich ſelber beylegt: „Tauſende von Menſchen können mich an Geiſtesgaben übertreffen; aber gewiß nur wenige an Standhaftigkeit und Eifer im Ringen nach Einſicht und Wahrheit. Den berühmteſten und auch unberühmten Quellen menſchlicher

Erkenntniß bin ich unermüdet nachgegangen" u. ſ. w. (Röm. 9, 16.)

Die folgenden Aufſätze ſind: „Ueber die Unzertrennlichkeit des Begriffs der Freyheit und Vorſehung von dem Begriffe der Vernunft" (zuerſt gedruckt 1799). — „Etwas, das Leſſing geſagt hat. Ein Commentar zu den Reden der Päbſte" (1782). Politiſch-philoſophiſch, über Gewalt, Zwang und Freyheit, Gerechtigkeit, Staatsform. S. 372. „So unvollkommen die Vernunft ſich auch im Menſchen zeigt, ſo iſt ſie doch das Beſte, was er hat, das Einzige, was ihm wahrhaftig hilft und frommet." Welch ein Satz! — „Anhang", worunter zwey Franzöſiſche Briefe. — „Ueber das Buch des lettres de cachet und (über) eine Beurtheilung deſſelben" (1785). Aus der vorigen Claſſe. — „Einige Betrachtungen über den frommen Betrug, und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft iſt" (1788), in einem Schreiben an J. G. Schloſſer, veranlaßt durch ihn ſelbſt und die Kryptokatholikenverfolgung der Berliner Aufklärer. Der Verf. ſpricht hier pro et contra über Theismus (deſſen Unterſchied vom Deismus wir nirgends gegründet finden) und poſitiven Glauben, und die Schale neigt ſich ſichtbar zum Vortheil des letztern. S. 480 ſagt deſſen Vertheidiger, den J. verſchiebt: „Ich rede nicht um euch irgend eine poſitive Religion gefällig, ſondern allein um euch gegen Menſchen duldſam zu machen, die ohne poſitive Religion ſich nicht zu rathen wüßten. Unſere Schuld iſt dieſe, daß wir nicht begreifen [ſoll heißen: der Vorzug des wahrhaft vernünftig gewordenen Menſchen iſt der, daß er nicht begreift], wie eine bloße Vernunftreligion eine vernünftige ſeyn könne. Denn die wahre Vernunft erkennt ihre Grenzen, und iſt ſich ihres Unvermögens bewußt, eine ſolche Erkenntniß Gottes, der Welt und unſeres eigenen Weſens hervorzubringen, als zu demjenigen Verhältniſſe, welches allein Religion genannt werden kann, erfordert wird. Die Ueberzeugung des bloßen Menſchenverſtandes aber iſt höchſt unvollkommen, und hat nie für ſich allein eine Religion aus-

machen können; ſondern überall, wo nicht ein höherer Unterricht dazu kam, artete Gottesahndung und Ahndung der Unſterblichkeit in Götzendienſt und Aberglauben aus. Darum können wir nicht anders als eure angebliche Vernunftreligion für eine philoſophiſche Schwärmerey anſehn [thue das, ſo wirſt du leben!], und aus Gründen der Vernunft und einer allgemeinen Erfahrung für entſchieden halten, daß ihr beym Erwachen aus dieſer Schwärmerey euch an einem Orte finden werdet, wo ihr gänzlich nicht erwartetet zu ſeyn." — In der That, ſo haben es viele Bekenner erfahren! — „Imbecillitatem hominis und securitatem Dei wechſelsweiſe zu vereinigen, lehrt das Syſtem, zu dem wir uns bekennen. Sein großer Inhalt iſt, der Bund eines guten Gewiſſens mit Gott, welcher nicht errichtet und gehalten werden kann mit einem gänzlich unbekannten Weſen, oder das wir nur erſonnen und erdichtet haben, und Gott heißen, wenn es gleich von ſich nicht weiß, und noch weniger von uns; ſondern allein mit einem wahrhaft wirklichen, im allerhöchſten Grade ſich ſelner ſelbſt bewußten, das iſt perſönlichen, Weſen — dem lebendigen, als ſolcher dem Menſchengeſchlechte menſchlich offenbar gewordenen, Gotte" u. ſ. w. Es folgt ſofort in dieſer hamanniſirenden Vertheidigungsrede die alleinige feſte Conſequenz des Chriſtenthums, und Jacobi ſagt hier (S. 485) dem ſeinen Redner ſelbſt, was wir oben, da er in eigener Perſon ſprach, ihm haben ſagen müſſen: „Die Vernunft iſt kein Orakel; ſie kann nur urtheilen und ſchließen, und ſetzt bey ihren Erkenntniſſen das edlere und weit eher göttliche Anſchauungsvermögen zum voraus, von deſſen einſchränkender Bedingungen im Menſchen ſie ihre Form hat, und das Siegel unſerer Unvollkommenheit, aber zugleich unſerer Erhabenheit über die Thiere iſt." Die Phantaſtereyen des Unglaubens, ſeine Intoleranz und Verfolgungsſucht, werden nicht vergeſſen, ja am Ende ſogar das Märtyrerthum begrüßt. Es iſt augenſcheinlich, daß hier Jacobi's ehrliches Gemüth (unter andern durch die Starkiſche Schutzſchrift) auf kurze Zeit erweicht war,

und nun seine Feder gegen sein eigenes System bestach. Unendlich viel übereinstimmender mit seinem Herzen erscheint hier der Offenbarungsglaube, als die jedem Fühlenden so widernatürliche Halbheit von Religiosität, welche — aus falscher Schaam oder nichtigem Stolz — vom starren Felsen der Vernunft herunter gepredigt wird; und wir meinen, Jacobi habe hier sich selbst bewiesen, der einsame Denker könne sich keinen gedachtern Trost beylegen, als den hier gefundenen. Aber wir wissen es schon: seinem Herzen glaubt er zu wenig und zu viel, und will den Stein in seinem Geiste stets zerschlagen, ohne das einfachste Mittel dazu anzuwenden. — „Schreiben an Friedrich Nicolai" (von 1788). Eine Vertheidigung gegen den Adressaten, der ihn (was doch nicht Alles möglich ist!) mit unter die Kryptojesuiten gestellt und ihm sodann freundweltbürgerlich die Schmähschriften „mit der ernsthaften Zumuthung übersandt hatte, daß er aus Sympathie diese Ausfälle gerecht und billig finden solle." Diese ganze Reihe von kleinen Aufsätzen ist für einen künftigen Historiker der philosophischen und Ordensbewegungen vor dem Ausbruch der Französischen Revolution von besonderm Interesse. — „Bruchstück eines Briefs an Joh. Franz Laharpe, Mitglied der Französischen Academie" (1790). Französisch und die Französische Revolution betreffend.

Anmerk. Die Fortsetzung von Jacobi's Werken erhielt einen andern Verleger.

9.

Johannes. Drama von Friedrich Adolph Krummacher. Leipzig b. Göschen. 1815. (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 74.)

„Der Verfasser," steht über der poetischen Vorrede, „schrieb seinen Johannes in der Zeit des herrlichen Kampfs,

oft mitten im Gewühl der Streiter, die seine Wohnung umgaben." Unter dem Gebet zu Gott um Sieg und Gerechtigkeit, tritt Johannes der Täufer vor seine Seele:

Der Heilige, voll Kraft und ernster Milde,
Er, den der Herr zum Herold sich erkohr.
Ich sah sein strahlend Haupt, an seinem Bilde
Erhob mein Geist zum Glauben sich empor.
Mag auch die Finsterniß das Licht bekriegen;
Dem Lichte muß das Reich der Nacht erliegen.

Nicht so wie einst an Jordans Felsenstrande,
Ein brennend Licht, er ernst und strafend stand,
Erschien der Herold mir; statt schnöder Bande
Erglänzt' ein Palmenzweig in seiner Hand;
Verkläret war zum strahlenden Gewande
Des Erdenpilgers härenes Gewand.
Sein Haupt, das blutend er dem ew'gen Sohne
Geweiht, umschimmerte des Lebens Krone.

Da löste sich mein Zweifelmuth und Grauen,
Wie Morgenroth erglänzte mir das Blut
Der Heldenopfer, und zu frohem Schauen
Erstarkte nun des Glaubens kühner Muth.
Ich sah des Siegs Panier in Teutschlands Gauen,
Vernichtet schwand der Lügen schnöde Brut. —
Was mir verheißen ward, ist jetzt erfüllet,
Teutonia versöhnt, der Kampf gestillet.

Er wünscht nun auch Andern des Heiligen tröstendes Bild zu malen.

Ach nehmet statt Vollendung ernstes Streben!
Er und die Zeit, sie machten mich so kühn.
— — — —
Aus Kampf und Blut und bangen Nächten quillt
Des Lichtes Sieg, der Friedenspalme Wehen.
Das lehre euch des hohen Sehers Bild.
Und über ihm in heil'ger Ferne erscheine
Der Unaussprechliche — der Hehre — Eine.

Hr. Krummacher hätte vielleicht besser gethan, so fortzufahren, und uns den heiligen Täufer in einer lyrischen Erzäh-

lung zu ſchildern. Aber ein evangeliſches Schauſpiel in fünf Acten, iſt ein ſtarker Schritt weiter von dem Punct, wo wir die Kirchenreformation auf dem Theater verlaſſen haben, und ſeine Folge und Ausgang nicht zu berechnen. Rec. kann ſich von dieſem ſeinem Urtheil viel Unzufriedenheit verſprechen. Aber er äußert es mit der Zuverſicht, welche ein Dichter einflößt, der den unbiegſam wahren Johannes zum Gegenſtand ſeines Lobes wählte. Vergebens wird man uns die bibliſchen Stücke Franzöſiſcher Dichter, vergebens die kloſterlichen heiligen Schauſpiele verhalten. Der Verf. ſelbſt weiß zu wohl, welche Schlinge dem Iſraeliten ſein Griechiſches Spielhaus war; und das Spielhaus mit dem Heiligthum füllen, heißt nichts anders, als mit Gott dem Höchſten tändeln. Wir erklären uns näher. Wirft man etwas Dialog und Scenen heraus, ſo iſt dieſes Drama für die Bretter zugeſchnitten, und als Neuheit wird es der Aufführung kaum entgehen. Warum aber hatte von jeher die theatraliſche Kunſt, wenigſtens in der moraliſchern chriſtlichen Welt, einen Makel, den ſie auch bey tugendhaftem Wandel der Schauſpieler nie ganz verlieren kann? Unter mehrern Gründen hauptſächlich darum, weil hier der Menſch etwas vorſtellt, was er nicht iſt. Dieſe leiſe ehrwürdige Ahndung des menſchlichen Herzens iſt alſo kein thörichtes Vorurtheil. Bedeutend faßt ſogar der ſinnliche Grieche, der Vater des Schauſpiels, den Schauſpieler und den Heuchler unter Ein Wort (ὑποκριτης). Es iſt der Menſchenwürde nicht gemäß, zu ſcheinen. Marmor und Erz werden veredelt, wenn ſie lebendige Geſtalt nachahmen; das Tuch athmet unter dem Pinſel mit Würde; das Thier flößt Achtung ein, wenn es menſchlicher wird; aber der Menſch darf, um unſere Achtung zu behalten, nicht nur nichts Geringeres als ein Menſch, ſondern er darf auch nicht ein Anderer erſcheinen wollen, als er iſt. Ausnahmen, die wir hier nicht meinen, und wohin unter andern die edle Ironie gehört, verſtehen ſich von ſelbſt. Alle Kunſt iſt ſchöne Lüge. Täuſchen wir das Edle hervor aus dem gemeinen Stoff, das

Leben und dem Lebloſen: ſo iſt die Kunſt ehrenwerth. Aber der Menſch, zur Wahrheit geboren, kann ſein Ich nur entweihen, wenn er es in eine Maſke kleidet. Er verkauft ſeine Geſtalt und ſeine Empfindungen an den Trug. Iſt ferner die Maſke ſchlechter als er ſelbſt, ſo entwürdigt er ſich vollends; iſt ſie beſſer, höher, ſo beſchimpft er die Maſke oder deren ehrwürdige Idee. Das Heilige wird auf dieſe Weiſe ein Gaukelſpiel; und wer mit Beyfall das Sacrament (man wird ja merken, worauf wir zielen!) auf der Bühne kann reichen ſehn, der wird es ſchwerlich an heiliger Stätte mit Andacht — daß wir nicht mehr ſagen — empfangen. Das Theater kann ſittliche Lehren in Sentenzen und Beyſpielen einſchärfen, dem, der keine Kirche haben mag. Es kann mehr thun: es kann (wenn es denn vorhanden iſt) mit dem unübertrefflichen Shakſpeare Himmel und Hölle aufthun im Profanleben, ohne Profanation; und wie Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten der Schauſpieldichter nannte, ſo möchten wir Shakſpeare eben deßhalb den theologiſchſten nennen. Wir wiſſen ſo gut wie Jemand den ans Unſichtbare ſtreifenden Sinn von Leſſings Meiſterwerk Emilia Galotti zu wägen, und die zwey Uhr, wo Franz Moor verzweifelt. Aber wahrlich! das Theater iſt kein Bethaus, noch der Ort, wo des Herrn Ehre wohnet. Hr. Kr. hat, wir müſſen's gleich erinnern, die Beſcheidenheit gehabt, Chriſtum nicht ſichtbar einzuführen; in hehrer Ferne erſcheint er — hinter den Couliſſen (man verzeihe, daß wir das rechte Wort gebrauchen!). Aber Johannes iſt da, ſpricht und handelt; welcher Charakterheld einer wandernden Truppe wird dieſe Rolle machen? Und wie? wenn (S. 159) buchſtäblich ganze Bibelſtellen hier declamirt würden, während ebendaſelbſt — — wir fürchten gemein zu werden, wenn wir aufzählen wollten, zwiſchen welchen Stücken ſich das unſrige auf dem Repertorium finden könnte. Ja wir ſcheuen uns, einen weitern Strich hinzuzuthun, weil wir nicht beleidigen wollen; aber die Wahrheit verlangt ihr Recht. Sie iſt der Geiſt des geſchilderten Helden.

Hiezu geſellt ſich eine andere Wahrnehmung. Der Verf. gebe uns ſeinen Johannes dramatiſch in Fragmenten, aus denen nie der Mißbrauch ein Ganzes zur Aufführung zuſammenſetzen kann; oder er gebe ihn uns epiſch; ſey aber nur ein wenig zu viel Dichter, oder vielmehr Dichter überhaupt: ſo entſtellt er die Hiſtorie, und macht (was das eigentliche Wort für den Canevas des Schauſpiels iſt) eine Fabel. Ein Mährchen, aus der Offenbarung der Ewigkeit. An dieſer Hiſtorie der heil. Schrift aber iſt Alles, iſt ungleich mehr gelegen, als an einem ſchönen Gedicht; nicht nur, daß ſie nicht zum bloßen Spiel der Einbildungskraft werde, ſondern daß auch kein Zug ſich umgeſtalte. Alle poetiſche Motive und Ergänzungen ſchaden dem ächten Gebrauch, ſind apokryphiſche Zuſätze, Pſeudoevangelien; und wer die Anlage ohne Verletzung des Heiligthums machen wollte, müßte Augenzeuge aller dargeſtellten Umſtände geweſen ſeyn, würde dann aber einen Plan und eine Ausführung liefern, die nicht kunſtmäßig wären. Am Ende halten viele Leute, durch ſolche Dichtungen verführt, Begebenheiten und Reden für bibliſch, die es gar nicht ſind. Mit Einem Worte: das Wort der Wahrheit verträgt kaum je (und hat auch unter Klopſtocks und Miltons Händen nicht ganz vertragen) eine Verarbeitung zum Gedicht; außer da, wo die Geſchichte unangetaſtet bleiben darf, in der Lyrik, im didaktiſchen Werk. Nicht alſo mit Plaſtik und Malerey: des reichſten Bildwerks Ausdehnung iſt eng umſchränkt; hält ſich der Zeichner möglichſt getreu an die Hiſtorie der Schrift, ſo liefert er einen Moment, mit wahrſcheinlichen Geſtalten, in einer wahrſcheinlichen Zuſammenſetzung, oft gar in einer nur ſymboliſchen; aber wir hören auf allen Fall keine Worte, als die wir aus der Bibel hinzudenken. Es wird hier kein erweiterter Dialog untergelegt, keine Hauptepiſoden erfunden, es wird nicht hinzugedichtet, ſondern bloß aus dem Stoff des kurzen Textes etwas ihm Entſprechendes herausgeformt, mit Innigkeit dem Auge erläutert und verklärt. Die Ausbildung iſt intenſiv. Nur nothdürftiges, verzeihliches Bey-

werk thut der Zeichner hinzu; der Poet muß eine Menge Lücken füllen. Der Zeichner ſteht im Beſtreben der Annäherung zum Gegebenen; der Poet gibt ganz Neues an; denn das alte Gegebene kann er nicht nackt wiederholen. Der Zeichner braucht nur Einen Ort, kann von Rechts wegen nicht mehrere haben; der erzählende oder dramatiſche Dichter hat Orte und Nebenorte, muß Zeiten verrücken und zuſammenrücken. Doch über dieſes Non ut pictura poesis haben Andere geſchrieben; uns genügt die Anregung in beſonderm Bezug auf unſern Zweck. Noch dieß wollen wir erinnern: je ferner vom Allerheiligſten die bibliſche Geſchichte iſt, deſto eher iſt ſie zum Dichtwerk brauchbar. Das apokryphiſche Buch mehr als die Moſaiſche Geſchichte; die altiſraelitiſchen Hofſcenen mehr als das Evangelium. Wir können aber all dieſe heiligen Umdichtungen entbehren.

Was abgeſehen von der Unſtatthaftigkeit des poetiſchen Verwurfs Hr. Kr. geliefert hat, wird im Allgemeinen ſein bekanntes Talent errathen laſſen. Zwar iſt im Ganzen auch das Gedehnte des Werks, ſo wie die ſichtbare oder wenigſtens ſcheinbare Eile der Bearbeitung tadelhaft. Vielleicht aber hat letztere die durchgängige richtige Haltung hervorgebracht. Die fünffüßigen, reimfreyen Jamben ſind wohlklingend, die Sprache insgemein edel, die Bilder oft kräftig und neu. Wenn die Umriſſe der Charaktere keine große Originalität haben, ſo ſind ſie dennoch klar, wahr, auseinandertretend und gehalten. Gleichwie aber die Hölle beſſer zu gerathen pflegt als der Himmel, ſo iſt auch die ſataniſche Herodias und die atheiſtiſchen Oberpfaffen, der verdorbene Hof und ſein Zubehör, das Capitale der Arbeit; nicht zu vergeſſen jedoch der frommen und zarten Weiblichkeit einer Eliſabeth, Sulamith, Arete, der Männer Pollio, Gideon, des Kerkermeiſters u. ſ. w. Johannes hingegen hat uns außer den letzten Scenen, worin er vorkommt, und wo er zur Begeiſterung ſteigt, am wenigſten gefallen. Das Geſchichtwidrige und die Unwahrſcheinlichkeiten des Gedichts (beſonders daß ſo viele Umſtände an den Einen

Hauptpunct, das Hoffeſt, angeknüpft ſind) gehören zum Theil mit unter obige Kritik. Hiſteriſch wahr und lebendig dargeſtellt iſt das Verhältniß des Volks, ſeine Geſinnung, Druck, Unruhe und geſpannte Erwartung. Pſychologiſch richtig, aber auch in der evangeliſchen Geſchichte ſelbſt gegeben, iſt das Hinüberſchwanken der vernehmen Juden von ihrem Gott und ſeinem Geſetz zum Helleniſmus und Römerthum, die Abgötterey des Geſchmacks; Warnung zugleich für uns, nicht zu verſchmelzen das Unverträgliche: Geiſt und Fleiſch. Daß Juden ſtets in Bibelbildern reden, iſt angemeſſen. Allein allzu häufig hat der Verf. Reminiſcenzen aus andern Bibelſtellen eingemiſcht, welche durchaus anachroniſtiſch und am unrechten Orte ſtehen, und was in dieſem Stück Discretion heißt, übel beobachtet. Wir wollen nicht rügen, daß (S. 16) vom Urim die Rede iſt, das des Hohenprieſters Bruſt ziere, obwohl das räthſelhafte Urim und Thummim damals nicht mehr vorhanden war; Hannas und Herodias können eine ſelbſtbeliebige, ſchmeichelhafte Deutung davon machen; auch wollen wir nur im Vorbeygehn bemerken, daß (S. 165) der Blindgeborene, als er noch blind war, wußte, Jeſus ſehe ihn an (welches kaum durch irgend eine Dichterfeinheit zu rechtfertigen iſt), und (S. 166) erzählt, Jeſus habe Sand mit ſeinem Speichel genetzt; ferner daß (S. 213) die Eſſäer mit den Therapeuten für gleichbedeutend genommen werden. Wichtiger iſt die verkehrte Stellung von Bibelterten. S. 18 ſagt der Hoheprieſter Hannas:

— — doch iſt es beſſer,
Ein Menſch verderbe, denn das ganze Volk.

Das iſt kaum möglich; denn Joh. 11, 49—51 war dieſe Rede neu, und nicht vom Schwiegervater inſpirirt. S. 160 betet Johannes der Täufer: „Heiliger Vater, heilige ſie in deiner Wahrheit.“ Wie wird durch dieſe Anticipation dieſes einzig herrliche Wort unſers Heilands gelähmt, und wie unwahrſcheinlich iſts im Munde des Täufers! Ferner S. 30:

„Gedenk des Weibes Let.“ S. 68: „Brauchen wir noch weiter Zeugniß?“ S. 86: „Was iſt denn Wahrheit?“ S. 87: „Ein andermal will ich dich weiter hören.“ S. 156: „Nur wo der Geiſt des Herren wohnt, iſt Freyheit.“ S. 168 iſt Gamaliels Rede aus Apoſt. 5, 38. 39 herübergerückt. S. 259 ſalbt Arete den Johannes, der ſich zum Grabe geſalbt erklärt. Dergleichen Ungehörigkeiten bilden zuſammen eine durcheinanderlaufende Bibel, wovon kein Geiſtlicher die Spuren in der katechetiſchen Stunde dürfte wiederfinden wollen, und ſcheinen überdem eine Armuth des Dichters zu beweiſen. Nach S. 55 ſoll bey der Taufe Jeſu die Erde gezittert haben. Es kommen auch einzelne Incorrectheiten oder Provinzialismen vor, wie die öftere Scanſion Pällăſt anſtatt Păläſt, und S. 176: „Mich ahnet nichts als Böſes.“ Die ſtürmiſche Entwickelung am Schluß iſt, wenn auch hiſtoriſch unwahr, dennoch lebendig raſch, voll Drang, erſchütternd, und wird ihre Wirkung nicht leicht verfehlen. Sie könnte uns in Verſuchung führen, den Verf. zu bitten, tragiſcher Dichter zu werden, wenn er nicht etwas ungleich Beſſeres werden könnte.

10.

Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Chriſten aus der proteſtantiſchen Kirche. Von Johann Arnold Kanne. Erſter Theil. Nebſt angehängter Selbſtbiographie des Verfaſſers. Bamberg und Leipzig b. Kunz. 1816. (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 74.)

Man muß dieſes merkwürdige Buch vom Anhang aus zu leſen anfangen. Hier entdeckt der Verf. die Veranlaſſung dazu, nämlich ſein erſt in die Frömmigkeit eingeweihetes, dann ſehr verworrenes, todtes, und endlich erwecktes und bekehrtes Leben. Derſelbe Kanne, der witzige Romane ſchrieb,

und die Mythologien der Völker durchſchweifte, hat (S. 292) ſeine Papiere ins Feuer geworfen, und ſich entſchloſſen, Alles hinzugeben, um Chriſto allein anzugehören.

Wer es faſſen kann, der faſſe es! Wer aber nicht, der denke an den „Geiſt der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfahen, denn ſie ſiehet ihn nicht und kennet ihn nicht.“

„Gott hat, ſagt die Vorrede, von der Apoſtel Zeit an alle Jahrhunderte hindurch — nicht nur erleuchtete Lehrer aller Art erweckt, ſeinen Willen auszuſprechen, ſondern auch durch das Leben einzelner, beſonders begnadigten Seelen, ſo wie durch einzelne Thaten, die er an Glaubigen oder ſeinen Widerſachern gethan, ſich noch immer der Kirche geſchichtlich geoffenbart.“ — „Nie war die Zeit der Wunder ſchon vorüber. Zu allen Zeiten hat Chriſtus in Werken, die unläugbar von ſeiner Gegenwart in dieſen Werken zeugten, ſich den Glaubigen kund gegeben.“ — „Aber was ſind dieſe Thaten Chriſti in dem äußern, ſichtbaren Leben gegen ſeine wundervollen Wirkungen an dem innerlichen Menſchen? Der Geiſt des Menſchen iſt der eigentliche Schauplatz ſeiner Wunderthaten, wo er ſich am liebſten, am vollkommenſten und am eigentlichſten den Seelen offenbaret.“ — „Und bey den innern Offenbarungen und Gnadenwirkungen ſelbſt wird ſein Wirken als ſein Wirken oft immer unmerklicher, ſeine Gegenwart in der Seele immer geheimer und verdeckter, je weiter er mit der Seele auf dem Wege des Lebens fortſchreitet; ja er entzieht ihr, wenn er ihr gerade am gegenwärtigſten iſt, wohl gar ſeine Gegenwart ganz, daß ſie ihn ſuchen muß und nimmer wiederfinden kann, bis er von ſelbſt, ohne ihr Zuthun, wiederkommt, um ſich dann wohl, nachdem ſie treu geblieben in ſeiner Liebe, ihr noch herrlicher kund zu thun als zuvor. Wie nun auf alle Arten im Aeußerlichen und im Innerlichen Chriſtus ſich der ſpätern Kirche wirkſam und gegenwärtig bewieſen, unternehme ich durch eine doppelte Sammlung der Beyſpiele, in welchen dieß geſchehen iſt, zu zeigen. Die eine

Sammlung ist die gegenwärtige; die andre zugleich mit ihr erscheinende legt nicht in ganzen Lebensbeschreibungen, sondern in einzelnen Thatsachen und kürzern Geschichten jene Beweise dar." Auf gleiche Weise, wie Terstegen Leben heiliger Seelen aus der katholischen Kirche geliefert hat, soll gegenwärtige Sammlung nur Lebensbeschreibungen evangelischer Christen aufnehmen; am Schluß der Vorrede wird noch bemerkt, daß darunter alle Confessionen und Secten der protestantischen Kirche begriffen seyen. „Sie und alle andre christliche Religionsparteyen, die das Wesen des Christenthums unangetastet lassen, gelten mir für das, was sie sind — für eben so viele durchaus gleichgültige Formen; und es würden hier auch Biographien von Griechischen Christen aufgenommen werden, wenn ich welche wüßte, die aufzunehmen wären, so wie von katholischen, wenn die vorzüglichsten, die ich kenne, nicht bereits durch Goßner [in seinem Auszug aus Terstegen] wieder bekannter geworden wären, als ich sie machen könnte." — „Anders hätte ich diese Biographien auch, wie Reitz und Gerber, Leben der Wiedergeborenen nennen können. Die Wiedergeburt ist eben jenes Große, über alles andere Große erhabene Wunder, das Christus an der Seele verrichtet." — „Dennoch ist von dieser Cardinallehre des Christenthums fast gar keine Rede mehr auf unsern Kanzeln; und wie könnte es das auch, da Christus den meisten neuern Lehrern der Kirche nichts als der achtungswürdige Sittenlehrer und Gesetzgeber ist, und das genau mit der Lehre von der Wiedergeburt zusammenhängende und sie bedingende Dogma vom Fall des ersten Menschen und der daraus entsprungenen Erbsünde ebenfalls längst nicht mehr geglaubt wird? Aber was unsere seichte Theologie aufgegeben hat, das ist von der menschlichen Wissenschaft, die sonst eben nie die beste Freundin der göttlichen Offenbarung war, seit sie tiefer geforscht hat, in den letzten Jahren wieder herbeygebracht und unentbehrlich gefunden worden. Mehrmals hat die Wissenschaft in den neuesten Zeiten eingeständig

ſeyn müſſen, daß bey der treueſten Erfüllung ſittlicher Gebote, bey der ſtandhafteſten Unterlaſſung alles Verbotenen, der Wille Gottes doch nur äußerlich in Werken erfüllt werde, daß bey den allerbeſten Werken der Seelengrund deſſen, der ſie übt, verderbt bleibe, und durch die guten Thaten ſelbſt nie ins Gute umgewandelt werden könne. Das erſt ſey die endliche Erfüllung des göttlichen Willens, daß der menſchliche Wille das Böſe nicht nur äußerlich nicht zur Ausübung kommen laſſe, ſondern es auch innerlich nicht mehr wolle und nicht mehr wollen könne, welches nicht anders möglich ſey, als wenn das Willensprincip ſelbſt auf lebendige Art umgewandelt werde. Dieß aber ſey durch kein menſchliches Vornehmen, durch keine, auch die ſtrengſte Selbſtzucht ausführbar, ſondern hiezu brauche der Menſch durchaus die göttliche Hülfe. Mit dieſer werde dann das verkehrte, egoiſtiſch gewordene Willensprincip, bey welchem wir unmöglich den Andern lieben können, wie uns ſelbſt, dadurch in ſeinen urſprünglichen Zuſtand wieder hergeſtellt, daß Gott ſelbſt, als die Urquelle alles Guten, ſich in einem lebendigen innern Lebensproceß wieder mit der Seele vereine, ſie wieder in ſich aufnehme, indem er ſich wieder in ſie hineinverſenke." — „Dieſe (Wiedergeburt) iſt die ewig unerſchütterliche Grundſäule der Kirche Chriſti. Der Sohn verſpricht uns, mit dem Vater zu kommen und Wohnung in uns zu machen, er will die Seele ſelbſt beſuchen, und das Abendmahl mit ihr halten, er, das Ebenbild des Vaters, will eine Geſtalt in uns gewinnen, will, wie die Kirchenväter ſagen, ſich ſelbſt in uns von neuem gebären laſſen. Sein Geiſt der Wiedergeburt, ſich vereinigend mit unſerm Geiſt, ſoll in uns zeugen von ihm, Jeſum verklären in unſerm Geiſte, uns leiten in alle Wahrheit, daß wir, von ihm, dem lebendigen Lehrer, gelehret, nicht bedürfen, daß uns ferner Jemand unterweiſe. Kräfte aus der Höhe ſollen wir durch den Geiſt empfangen, und mit dem verborgenen Himmelsbrod geſpeiſet, einen neuen Namen bekommen, den Niemand kennet, als der

ihn empfähet." — „Denn nichts kann hier durch das bloße Erkennen erkannt, sondern es muß praktisch erfahren werden, man muß Christum in sich erleben und ihn inne werden. Der eigentliche Beweis für die Wahrheit des Christenthums ist also ein innerlicher." — — „So erst entsteht ein lebendiges, ein gründliches, ein ganzes, ein eigentliches Wissen, in welchem man das Höhere schaut, weil man ihm im Wesen nahe gekommen ist, und Wissen und Wesen, Erkennen und Seyn, zugleich zum Lichte erhoben werden." — „Mit der vollendeten Wiedergeburt tritt auch des Menschen ursprünglicher Gehorsam gegen Gott, und mit diesem seine Herrschaft über die Natur wieder ein. Wie Ungehorsam die Ursache des Falls war, so muß Gehorsam die Folge der Erlösung seyn. Nothwendig muß dieser den zu Erlösenden durch alle Stufen seiner Wiedergeburt begleiten; aber ganz und gar seine Selbstheit in die göttliche Liebe verschlingen lassen, kann er erst, wenn er von Gott ganz und gar wiedererkannt und der göttlichen Liebe ganz wieder zugeeignet und einverleibt ist. Darum ist der Weg der praktischen Mystiker, welche, selbst bey ihren durch die Schrift befohlenen Bestrebungen nach den durch die Vereinigung mit Christo zu erlangenden himmlischen Gütern, in gänzlicher Leidendlichkeit und Willenlosigkeit zu stehen trachten, der einzige wahre Himmelsweg." — „In einer bestimmten Zeit fiel Jeder von uns mit Adam, in einer bestimmten Zeit erschien Jesus Christus, um uns Alle zu erlösen, in einer bestimmten Zeit, hier auf Erden, an jedem Tage, in jeder Stunde, soll Jeder von uns sich erlösen lassen, und es hat eine tiefe Bedeutung, daß du ja diese Gnadenzeit hienieden, wo du stehst und wo dein Erlöser kam, ergreifest und dich erlösen lassest von Ihm." — „Es geht durch einen harten Kampf, denn du mußt sterben an dir selbst, und nur so viel du an dir stirbst, kann Jesus Christus in dir leben. Aber getrost, es geht von Gnade zu Gnade, von Glauben zu Glauben, von Liebe zu Liebe, von Licht zu Licht, und wenn's gleich noch nicht erschie-

nen, was du seyn wirst, so lebest du in der Zeit doch schon im ewigen Leben, und Jesu Gegenwart in dir ist dir Zukunft genug."

Es mußten hier einige Hauptstellen aus der Vorrede ausgehoben werden, die eine ausführliche Einleitung zu den folgenden Lebensbeschreibungen und einen Inbegriff des Herzensmystiçismus enthält, daher wenigstens zur Nachricht sollte gelesen werden, um sich klare und anschauliche Begriffe von dieser Sache zu bilden. Rec. muß noch eine Erinnerung machen, wenn von Mystik oder Mysticismus die Rede ist; ein Umstand, welcher viel übersehen werden ist, obwohl nicht von dem Verfasser. Wie der Mensch aus zwey innern Theilen: Geist und Seele, oder Kopf und Herz, Sinn und Gemüth, Verstand und Wille besteht: so gibt es eine doppelte Mystik, die immer ein handelnd-leidendes Austiefen (Approfundiren) des Innersten sein selbst und der Dinge, ein Ergreifen des Göttlichen ist, und wonach das Göttliche uns ergreift, nämlich eine Mystik des Verstandes und des Herzens. Sie werden in der heil. Schrift durch die Ausdrücke Weisheit und Erkenntniß (Chochmah und Binah, σοφία und γνῶσις) unterschieden. Sie sind weder Grübeley noch Hypochondrie, wie Viele sich unter dem Ausdruck Mystik vorstellen; sondern diese Geheimkunde rührt ihrer Quelle nach von Gott selbst her, der das Geheimniß der Geheimnisse ist, und Gottes Gabe ist an sich weder Qual noch Mühe, sondern gut und vollkommen. Sie sind auch kein poetischer Wahnsinn. Die Mysterien der alten Welt waren Schatten davon, und die Bibel ist ihr Lehrbuch. Die eine Mystik ist Wissenschaft, die andre Leben. Wie aber Wissenschaft ohne Leben unmöglich, unnütz oder gefährlich ist: so muß erst das Leben aus Gott durch den Glauben an seinen Sohn, den Mittler, im menschlichen Herzen wieder erneuert werden, wenn der Mensch fähig werden soll, den Verstand aus Gott zu empfangen; mit andern Worten: ein weiser Geist findet sich nur bey einer geheiligten Seele. Ist nun auch deren Wiedergeburt mit un-

zähligen Kämpfen und Schmerzen verbunden, so bekennt sie dennoch von der Weisheit, welche sich ihr mehr und mehr mittheilt: „Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede.“ Unter den einzelnen Mystikern, oder welches in der That dasselbe ist, gottseligen Menschen, ist jedoch bald die Seite des Herzens oder der Empfindung, die praktische (wie bey Thomas a Kempis und Joh. Arnd), bald die des Verstandes und Wissens (wie bey Jacob Böhm), in ihren Schriften hervorstechender gewesen. Das gemeinschaftliche Mittel, zu diesem höhern und innern Leben, und zu dieser bessern Wissenschaft zu gelangen, ist Studium des geoffenbarten göttlichen Worts und demüthiges Herzensgebet. Wie weit der Gottesfürchtige hiedurch in Weisheit und Erkenntniß fortschreiten wird, kann ihm Niemand vorhersagen, denn dieser Weg ist so mannigfaltig als unendlich; das aber soll er wissen, daß seine Unzufriedenheit mit dem bisher Erlernten, Gefühlten und Gewirkten, schon die erste Erfahrung in der Schule des Bessern ist. Nur wenn er nicht kindlich genug wäre, um den Ruf einfältig aufzufassen, der an ihn ergeht, und ihm treu zu folgen, verspreche er sich das Mißlingen seines Bestrebens; ja er verspreche sich Verderben, wenn er mit einer nur sogenannten Mystik, als Klügling und Sucher in unsaubern Winkeln, oder als poetisirender Phantast, seiner Erdenarmuth aufhelfen will. Wohl aber können ihm nach der Bibel die Erfahrungen und Schriften anderer heiligen Seelen dienlich seyn, wofern er sich hütet, was jeder solchen Seele individuell war, die fromme Eigenheit, zur allgemeinen Regel zu erheben, welche letztere er in Christo selbst suchen muß; oder vollends die fehlerhafte Eigenheit heilig zu sprechen. Außerdem wird er Nachahmer einer Manier, und kein freyerzogenes Kind Gottes. Auch ihm wird etwas Besonderes nach seiner Fähigkeit und Gottes Gnade werden, eine Originalität, die nicht die der Natur ist, sondern eine Spielfarbe des geistlichen Lichts, welches sich in den Seelen der Gläubigen zu eben so viel prismatischen Erscheinungen bricht.

Will man dieß letzte recht ſinnlich anſchauen, ſo merke man auf die mannigfaltigen Geſtaltungen des frommen Geiſtes in den Werken altteutſcher Malerey. Rec. weiſt um der Unerfahrenen willen darauf. Schwärmerey kann übrigens nicht da wohnen, wo das Weſen der Weſen ergriffen wird, noch wo ſich geſunde Vernunft in weltlichen Dingen, Pflichtbefliſſenheit und geordneter Wandel, als lauter Folgen der gebeſſerten Geſinnung, äußern. Ferner kann, um es nochmals bemerklich zu machen, mit aller ächten Myſtik nimmermehr etwas Anderes oder Entgegengeſetztes von dem gemeint werden, wozu das Chriſtenthum, dieſer Schatz geheimer Wahrheiten, das Licht der höhern Natur, einen jeden Chriſten beruft, ohnerachtet nicht ein jeder gleiches Maaß von Gaben erlangt und erlangen kann. An das Grundgeheimniß aber: „Gott geoffenbaret im Fleiſch“ (1 Timoth. 3, 15. 16), knüpft ſich alle nur erſinnliche Wahrheit, wie alle wahre Glückſeligkeit, ſo daß weder Beruhigung des Herzens noch wahre Philoſophie möglich iſt ohne dieſe Grundfeſte. Noch vor einem halben Jahrhundert ſprach man viel in jeder Kirche von den Geheimniſſen des Glaubens oder der heil. Schrift, von dem Geheimniß des Kreuzes, von dem verborgenen Leben in Gott. Wenn bald hierauf die Welt ſo vernünftig wurde, daß ſie keine Geheimniſſe mehr anerkennen wollte, ſo lag die Schuld nicht an der Sache; ſie wird ſich alſo gefallen laſſen müſſen, daß dieſe wieder ihre Rechte übt, und den Sachkennern bloß zuläßt, falſche Auswüchſe zu beſchneiden. *)

Wir ſchreiten zur kurzen Angabe der in dieſem 1. Band enthaltenen Lebensbeſchreibungen. 1) Hemme Hayen. Ein erleuchteter Oſtfrieſiſcher Bauer, die wunderbarſte der hier gelieferten Geſchichten. S. 9: „Herr Prediger, ſprach ich fröh-

*) Ueber Myſtik und Myſticismus hat Rec. ſeitdem in ſeinen Schriften viel bemerkt; es iſt von den Unweiſen wenig berückſichtigt und die Verwirrung damit verwechſelt worden, die in ihnen ſelbſt liegt, und nach welcher ſie jene Ausdrücke mißbrauchen.

lich und voll Eifer, nun thut mir unser lieber Herr die Gnade, um die ich ihn so lange gebeten habe. Wie so, Hemme Hayen? sagte er. Weil ich nun weiß und verstehe, war meine Antwort, wie ein Mensch kann zu Gott kommen, und daß dieß nicht an irgend einer Secte liegt, sondern daran allein, daß man Ihn von ganzem Herzen suche." — S. 25: „Man kann auch die süße Gemeinschaft, die der Gottfürchtende mit ihm genießet, Niemanden mit Worten beschreiben, sondern sie Andern nur wünschen. Selig und tausendmal selig, der sie selbst erfährt. Aber dazu gehört ein steter und beständiger Tod, ein gründliches Verläugnen aller erschaffenen Dinge, eine vollkommene Uebergebung an Gott aus reiner Liebe, und ein völliger Gehorsam in allen Dingen." 2) Aus dem Leben der Fräulein von Hernsdorf, der Räthin Kellner, der Wittwe Vogel, der Catharine Dahmin. Lauter körperlich Leidende, die auf dem Wege des Glaubens geheilt wurden. 3) Beata Sturmin, oder die Würtembergische Tabitha. Eine früh zu Gott gezogene, erkenntnißreiche, praktische Christin. Hier kommt etwas vor, wovon oben die Rede war. S. 67: „Beata äußerte, daß ohne eigne Erfahrung und Uebung Mancher durch fremde Beyspiele in seinem Führungsgang aufgehalten und zu selbstgeschaffenen Ideen und Nachahmungen bewogen werde — Jeder solle sein selber seinen Weg gehen, und sich in die eigene Erfahrung begeben, nicht aber sich bloß fremde Bilder machen." 4) Aus dem Leben Edmund Jones, M. Lancasters, Süßenbachs, der Sabine, Christoph Buchens, Thomas Hownham. Eine Gesellschaft von Glaubenshelden thätig in der Liebe, und der letzte von einem Raben in Menschengestalt genährt. 5) Johann Bunian, Prediger zu Bedford in England. Der berühmte Verfasser der Reise in die Ewigkeit, ein früher Lasterhafter, durch das Läuterfeuer vieler hohen Anfechtungen gereinigt und bewährt. 6) Johanne Eleonore Petersen, geborne von und zu Merlau. Das fromme Hoffräulein, hernach Gattin des

bekannten gottſeligen Geiſtlichen, und geiſtliche Schriftſtellerin. 7) Johann Thamſſen. Ein durch den Glauben wunderthätig heilender Mann. 8) Aus dem Leben L. W. B's; eines mit Noth und Hülfe heimgeſuchten Predigers. 9) Joh. Phil. Burck, Specialſuperintendent in Nürtingen. Der eitle, ehrgeizige Knabe, der ſündige Pfarrer, wird ein demüthiger, gewiſſenhafter Lehrer der Heiligung. 10) Jacob Franz Graswinkel aus Delft. Ein ſtrenger Einſiedler, „der Almoſenpfleger, der Schatzmeiſter, der Doctor und Apotheker der Armen," oder wie es in ſeiner Grabſchrift heißt: „den Armen reich, ſich ſelber arm." — Wir lernen in dieſem Werk auch einen und den andern geiſtlichen Mann von Ferne kennen, und es wird unter den Freunden des Verfaſſers des vortrefflichen Schubert gedacht, welcher mit ſeiner Symbolik des Traums (die eben ſo wohl hätte betitelt werden können: „von der Wiedergeburt") nicht nur ſeinen Reichthum an Kenntniſſen und tiefen Verſtand neuerdings beurkundet, ſondern auch diejenigen ſich verbunden hat, welche in ſeinen frühern Schriften noch den wahren Eckſtein vermißten.

Der Titel des miterſchienenen Buchs iſt:

Sammlung wahrer und erwecklicher Geſchichten aus dem Reiche Chriſti und für daſſelbe, von Johann Arnold Kanne. Nürnberg 1815, b. Monath u. Kußler.

Der Geſchichten ſind 147. Ihr Nutzen wird ſich durch die Leſung bewähren; es ſind lebendige Predigten. Ein Auszug iſt unmöglich, wie die Erſchöpfung ſolcher Begebenheiten. „Wer kann die mächtigen Thaten des Herrn ausreden, und preiſen all ſeinen Ruhm?"

11.

Leben und aus dem Leben ꝛc. von Kanne. Zweyter Theil. 1817. (Ebendaſ.)

Dieſer zweyte Theil enthält ein edles Kleeblatt: Gichtel, Francke und Hoburg. In der Vorrede finden ſich Bemerkungen über den erſten Theil. Der Verf. vertheidigt hier die wunderbare Geſchichte des Hemme Hayen mit guten Gründen. „Der Wege ſind viele; dieſen hier kenneſt du nicht.“ Ferner ſucht er ſich wegen ſeiner Erklärung: „daß die geſammte menſchliche Wiſſenſchaft nichtig, eitel und nutzlos ſey,“ zu rechtfertigen. Die beygebrachten tiefen, gründlichen Bemerkungen thun dieſes wirklich, widerlegen aber zugleich durch ihre eigene Gelehrſamkeit factiſch, was an dieſem Satze falſch iſt, oder ſetzen ihn durch die That ins wahre Licht. Was S. XXXVIII geſagt wird, iſt vollkommen wahr: „Da nun alſo alles höhere Wiſſen zugleich in einem höhern Seyn, in einem Leben aus und in Gott empfangen wird, und bey dem Empfangen der Menſch ſich als leidender Theil zu verhalten hat: ſo iſt alle Forſchung, die auf bloß theoretiſchem Wege und aus bloß menſchlichen Mitteln zu höherer Erkenntniß gelangen will, das Streben, das Bedingte vor der Bedingung zu erhalten, ſie iſt ein Vor-wiſſen und ein wahrer Vorwitz.“ — So wie aber die menſchliche Gelehrſamkeit oder Weltweisheit ſich gedemüthigt hat, gewaſchen und geweihet iſt, ſo kann ſie der höhern Wahrheit zu gut kommen; die menſchlichen Wiſſenſchaften ſind alsdann — damit wir zu den ſchönen bildlichen Wahrnehmungen des Verf. einen kleinen Beytrag liefern — gleichſam die Leviten, die dem Haus Aarons geſchenkt ſind, um unter deſſen Befehl am Heiligthum zu dienen. Der Verf. verſpricht zugleich am Ende der Vorrede eine vorbildliche Theologie, wozu wir ihm von Herzen Licht und Kraft wünſchen. Wenn übrigens S. XV Anmerk. Clemens Alexandrinus ſagt, die Philoſophie ſey für die Griechen geweſen, was das Geſetz für die Hebräer, eine Art Pä-

dagog auf Christus: so hat er unstreitig Recht. Aus der alten Patriarchenweisheit gings zu den Mysterien, und von da, durch verdorbene Symbolik und Naturanbetung, mithin durch Abgötterey hindurch, die sich endlich in das Spiel der Kunst auflöste, zu den ernstern Vernunftforschungen, welche denn durch sittliche Aufklärung und Hunger nach gewisser Erkenntniß dem Christenthum den Weg bahnten. Werden aber die folgenden Worte des Kirchenvaters; „Also ist die Philosophie eine Vorbereitung, eine Wegbahnung für den, der durch Christus die Vollendung erhält," in dem Sinne genommen, als wenn noch jetzo dem Christen ein vorhergehender Cursus der Logik und Metaphysik unentbehrlich wäre: so ist allerdings, wie der Verf. spricht, nach Paulus das Gegentheil wahr. Man beobachte aber doch das jetzige Schicksal der Judenwelt. Durch Aesthetik und logische Studien werden sie der christlichen Bildung näher gebracht, um auf dem Wege vernünftig moralischer Aufklärung (die als Ziel ein Irrthum, als Mittel in Gottes Händen ehrwürdig ist) unvermerkt zum christlichen Glauben gelockt zu werden. Einen umgekehrten Weg geht Gott mit den rohen Heiden in entfernten Theilen der Erde; sie lernen zuerst die Versöhnungslehre kennen, die den Juden ein Aergerniß und den philosophischen Heiden eine Thorheit ist; und eben diesen kurzen Weg wird die Masse der Jüdischen Nation einst betreten, wenn zuerst ihre Klugen, mit Weltweisheit übersättigt, sich die weisere Einfalt in Christo gefallen lassen. — Wenn S. XXXII Schafe und Böcke als weibliche und männliche Natur gedacht werden (vgl. S. XXXV), so ist dieses, streng wörtlich genommen, unrichtig, weil die Böcke Ziegenvieh, nicht Widder sind. Sinnreich ist S. XXXIII die Erklärung von Jer. 31, 22; obgleich unsers Wissens das Poel diese Bedeutung sonst nicht hat, und in der angeführten Parallele C. 21, 4 sich das Hiphil findet. Daß Mariam nach S. XXXIV Anmerk. Mutter meines Herrn bedeute, hat scheinbare Sprachschwierigkeit, ist jedoch nicht zu verwerfen. Anders Simonis im Onom. V. T. p.

360 nebst der Anmerkung. Neu und bedeutend war uns die Erläuterung von zachar und naschim (aus שכח, vergessen, als Gegensatz des erstern), und einige andre auffallende Etymologien. Es ist aber in diesen Dingen große Behutsamkeit nöthig, damit nicht die vergleichende Phantasie uns ein Bild vorspiegele, das zuletzt nicht Farbe hält. Eben hier bewährt sich die Wichtigkeit von Schulkenntnissen (die auch bekanntlich dem Verf. nicht fehlen), z. B. von gründlicher Einsicht in die Sprachanalogie, welche durchaus nicht auf Willkühr beruht; obwohl die gemeine Grammatik und ihre stets logischere Gestaltung bey weitem nicht ausreicht, indem sich Erscheinungen in der Sprache zeigen, die durch logische Grenzbestimmungen bloß zersplittert, aber nicht erklärt werden, und wobey die Vernunft sogar einen Beweis ihrer Unvernunft liefern kann.

Im Eingang von Gichtels Lebensbeschreibung ist ausführlich von dem gehandelt, was die Anzeige des ersten Theils ebenfalls angemerkt hat: nämlich daß kein Heiliger in seinen Eigenheiten ein Vorbild des andern seyn dürfe, daß das allgemeine Vorbild nur in Christo liege, und Jeder das zu werden habe, wozu ihn die Gnade besonders bildet. Sie formt ihn dann wieder zu einem Original, wie Jene wurden, spricht eine Idee ihrer Mannigfaltigkeit in ihm aus. „Aber so wenig, setzt noch der Verf. S. 3 sehr wahr hinzu, als wir nach solchen Beyspielen genau uns richten sollen, eben so wenig sollen wir über sie nach uns richten; wir sollen ihre Form nicht annehmen, aber ihnen sie lassen; nicht in uns irre gehen durch sie, aber in ihnen auch nicht irre werden durch uns.“

Unter den drey Lebensbeschreibungen dieses Bandes ist für die innern Wege die lehrreichste und wunderbarste eben die von Joh. Georg Gichtel, den der Verf. selbst einen sonderbaren Heiligen nennt. Man möchte oft denken, dergleichen Sachen sollten nicht gedruckt seyn, weil so Wenige sie fassen; aber wie sollten sie dann denen bekannt werden,

für welche sie geschrieben sind? — Auszüge und Bemerkungen würden hier beyde unpassend seyn, wenn Ref. auch zu letztern einige Fähigkeit besäße, und er begnügt sich mit dem, was bey einem solchen Gegenstand allein angemessen ist, nämlich: Kommet und sehet. S. 153 wird noch hinzugefügt: „Was euch, die ihr Etwas davon kennet, hier und anderswo in dieser Lebensbeschreibung zu viel dünkt, das, denket lieber, habt ihr noch zu wenig. Wer leicht dahinfährt, und meint, sein kleines Lichtlein sey schon die ganze Sonne, der erfährt das höchste Gute nicht, weil er das höchste Böse nicht erfahren kann."

Mit Gichtel ist in Gegensatz gestellt Aug. Hermann Francke, ein Glaubensheld andrer Art, welcher als Universitätslehrer und Prediger Viele den Weg der Gerechtigkeit wies, und sich durch große Stiftungen auch auf Erden verewigte. Sein Waisenhaus ist aus dem Glauben gebaut, ein Denkmahl täglicher Hülfe des verborgenen Gottes.

Christian Hoburg ist der Herzenstheolog im Arndischen Styl, ein wahrer Evangelist, verfolgt von Weltlingen, Pharisäern und Schriftgelehrten.

Wir wünschen diesem Werke fernern gesegneten Fortgang. Es gibt allerhand Gallerien in der Bücherwelt, sogar der Teufel; warum sollte nicht eine Gallerie verpuppter Engel gute Aufnahme finden? Bedenklich ists freylich, daß die Flügel zuweilen durchbrechen. Denn es gibt auch Psychologen, welche sie so fein anzufassen wissen, daß sie gar vom Leibe gehn, oder die arme Psyche durchspießen, und die Fittige mit Leim festspannen. Allein eben wegen dieser naturalistischen Kunst, wobey die Exemplare getödtet werden, ist ein solcher Spiegel mit lebendigen Seelen doppelt erfreulich.

12.

Das wahre System der rein mosaischen Religion. Ernstliche Schritte zur Beförderung der Wahrheit in Religions- und Glaubenssachen unter den Israeliten. Eine theologisch-philosophische Abhandlung in drey freymüthigen Gesprächen zwischen einem Talmudisten und Antitalmudisten. Teutschland 1815. (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 74. 75.)

Die Idee, welche dem Verf., einem Juden, bey Abfassung dieser Schrift vor Augen schwebte, war zufolge der Vorrede: 1) Vertheidigung der Handlungsweise vorurtheilsfreyer Israeliten im Angesichte der Welt und ihrer Glaubensgenossen, und 2) besondere Zurechtweisung der Afteraufgeklärten unserer Tage durch unparteyische Untersuchung der Wahrheit. Beyde vereinigen sich, sagt der Verf., zuletzt wieder in dem höchsten Ideal alles vernünftigen Strebens, in dem Wunsche: nach Kräften zur Veredlung des irrenden Mitbruders beyzutragen, mithin der Menschheit diejenige Stufe der Vollendung erklimmen zu helfen, zu deren Erreichung die ewige Weisheit dem Sterblichen Vernunft und sittliche Freyheit gab. Die orthodoxen Talmudisten will der Verf. nicht überführen, die wahrhaft aufgeklärten Israeliten nicht belehren, sondern die Scheinaufgeklärten bekämpfen, und die Grundsätze der Aufgeklärten durch die Herausgabe dieses vollständigen Systems der wahrhaft Jüdischen Aufklärung, so weit es ihm bekannt sey, rechtfertigen, und zeigen, daß ihnen die reine Mosaische Religion, die sie nur von den Schlacken menschlicher Zusätze zu reinigen suchen, heilig sey. Zu dem Ende ist der Dialog gewählt, dessen Unterredner sind der orthodoxe Naphtali und der mit freyern Begriffen ausgestattete Ephraim. Möchte, sagt die Vorrede am Schluß, Jeder, der sich dazu berufen fühlt, seine Ideen öffentlich sowohl pro als contra zur Sprache bringen.

Erſtes Geſpräch. Gegen Naphtali, der über den heutigen Unglauben unter den Juden klagt, ſetzt Ephraim die Vortheile der Aufklärung aus einander. Das Gute, das ſonſt aus Furcht geſchehen ſey, geſchehe nun aus reinem religiöſen Herzenstrieb, aus milderer Sitte, werde durch den Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte bewirkt. Die Vermehrung der Wohlthätigkeitsanſtalten ſey ein Beleg. Die Familienbande ſeyen nicht durch die Aufklärung lockerer geworden, wie Naphtali meine, ſondern durch die Zurückhaltung der aufgeklärten Volksgenoſſen mit ihren Religionsprincipien, welche gegenſeitiges Mißtrauen erzeuge. S. 6 werden die Bücher des alten Teſtaments für heilige, von Gott ausgegangene Geſetze, die Satzungen des Talmuds aber für bloß menſchlich erklärt. Naphtali behilft ſich dagegen mit der Lehre vom mündlichen und ſchriftlichen Geſetz, welche von Ephraim unter andern durch die Widerſprüche und Ungereimtheiten des Talmuds, auch durch das gänzliche Stillſchweigen des ſchriftlichen Geſetzes von dieſem mündlichen, zum Theil treffend bekämpft wird.

Zweytes Geſpräch. Naphtali vertheidigt das mündliche Geſetz als nothwendigen Commentar. Dieſer Nothwendigkeit widerſpricht Ephraim, unter Bemerkung der Willkührlichkeit und grundloſen Umſtändlichkeit der talmudiſtiſchen Erklärungen. Ephraim gibt einige weitere Auslegungen von Geſetzesſtellen. Aus dem Glauben an die Unſterblichkeit der Seele will Naphtali ihn überführen, daß er an eine mündliche Lehre glaube; welches er in ſo fern einräumt, als jenes Dogma eine ſchon vormoſaiſche Ueberlieferung geweſen ſey, indem Moſes zwar der erſte Geſetzgeber, aber nicht der erſte Religionslehrer der Nation geweſen, und diejenigen Wahrheiten, die ſich bey Abrahams Kindern ununterbrochen fortgepflanzt, nicht erſt in Aufnahme zu bringen gebraucht habe, wohl aber die, von welchen ſie in Aegypten abgewichen ſeyen, wie die Lehre von der Einheit Gottes. Nachdem N. in ſeiner Ehrfurcht vor dem Talmud ſchon wankend geworden, ſo wird

ihm das Ansehn der rabbinischen Tradition aus ihrer Geschichte, aus der Unwissenheit des Volks in der h. Schrift, und aus dem Sieg der Pharisäer erläutert.

Drittes Gespräch. Es war am Ende des zweyten die Frage vorgefallen, ob denn die Handlungsweise der aufgeklärten Juden nicht auch bisweilen dem geschriebenen göttlichen Wort zuwiderlaufe? Der Beantwortung ist gegenwärtiger Abschnitt gewidmet; und hier stellt E. (S. 132) den Satz auf: diejenigen von den 600 Gesetzen der Schrift, welche (als moralisch) den Juden noch jetzt zu befolgen obliegen, können kaum den fünften Theil ausmachen. Zu dem Ende ist dem Buch als Anhang ein „Auszug der, ewig bestehende Gesetze enthaltenden biblischen Stellen," an der Zahl 94, beygefügt. Ferner wird nun hauptsächlich der Grundsatz durchgefochten: „Kein vernünftiges Gesetz kann länger als seine wirkende Ursache bestehen;" und hiernach wird die Thora durchgegangen. Es wird (S. 214) auch erklärt, daß nie mehr an eine Wiedergeburt des alten Gottesdienstes zu denken sey; und als N. einwirft: „Du glaubst doch gewiß an den künftigen Messias?" hiergegen erwiedert (S. 215): „Messias und Opferdienst stehen in keiner nothwendigen Verbindung; dem Glauben an Messias unbeschadet, kann man sich doch als vernünftig denkender Mann unmöglich überreden, daß alsdann der Opferdienst, der so sehr gegen unsere Begriffe von Gott streitet, wieder eingeführt werden könnte." — Bey Gelegenheit von rein und unrein wird bemerkt, es sey den Juden nicht verboten, an christlicher Tafel zu essen; doch sey es recht, daß der Aufgeklärte im eigenen Hause dem Talmudisten keinen Anstoß gebe.

Rec. glaubt, der Verf. habe etwas Wohlthätiges unternommen, wenn er seine Glaubensgenossen von der abgöttischen Ehrfurcht vor dem Talmud oder der Ueberlieferung, der sie als Pharisäer von Pharisäern anhangen, zu heilen sucht. Es mag seyn, daß er in seinem Eifer manchmal zu weit gehen dürfte, und verkennen die historische Wichtigkeit nicht nur,

ſondern auch die intellectuelle und moraliſche Würde mancher alten Ueberbleibſel, welche der Talmud aufbewahrt hat. Indeſſen hat er auch ſchonend ſo vieles Lächerliche verſchwiegen, was ihm als Waffe wider das mündliche Geſetz zu Gebot ſtand; es leuchtet überall ſeine gute Meinung hervor, und es iſt in jenem Betracht wohl weniger gegen ihn zu erinnern, als in einem höheren, welcher, wie wir ſehen werden, jenen mit begreift.

Voraus das Unwichtigere, wohin gehören gewiſſe Incorrectheiten, die dem Verf. von der Jüdiſchen Sprechweiſe ankleben, und keine Druckfehler ſeyn können, z. B. S. 58 „die nähere Erklärung dieſes Metaphers — wir werden ihn“ ꝛc. S. 60 zweymal und S. 61 einmal exeſtirt anſtatt exiſtirt. Vermuthlich auch S. 71 nachſüchtig. Ferner einzelne Sachbemerkungen. Bey der richtigen bildlichen Auslegung, welche E. von den Stellen macht, woraus die ſogenannten T'phillin und M'ſuſoth hergeleitet werden, iſt jedoch die morgenländiſche Sitte nicht zu vergeſſen, Denkſprüche an Hand und Stirne zu tragen, und an die Gebäude zu ſchreiben. — Wenn das Kochen des Böckleins in ſeiner Mutter Milch verboten iſt, ſo iſt auch wohl das Eſſen des von Andern ſo gekochten Böckleins verboten. Des Verfaſſers Scharfſinn geht in der Gegenbehauptung zu weit. Ja es gleicht dieſe andern, wahrhaft talmudiſchen Auslegungen, wonach z. B. der Jude am Sabbath kein Feuer anzünden, aber das von Gojim angezündete gebrauchen darf. Hier iſt eine Thür in gräuliche Abwege. — S. 86 ff. wird es für talmudiſche Erklärung ausgegeben, daß der 1. Tag des 7. Monats (Aethanim oder Tisri), nämlich das Trompetenfeſt, ſo viel wie der Neujahrstag ſey. Umgekehrt haben die Gelehrten immer mit Recht behauptet, es ſey dieſes das uralte, natürliche, von Moſe beybehaltene und forthin bürgerliche Neujahr, nachdem erſt durch 2 Moſ. 12, 2 der Anfang des heiligen oder gottesdienſtlichen Jahrs auf den Monat Abib oder Niſan gelegt worden. Das Stillſchweigen Moſis über die Bedeu-

tung des Trompetenfests erklärt sich eben hieraus und aus deren Bekanntheit. Wie will auch außerdem der Verf. hinreichend verstehen die Stellen 2 Mos. 23, 16 und C. 34, 22, wo vom Ausgang des Jahrs (צאת השנה) und von der Wende des Jahrs (תקופת השנה) die Rede ist? Es ist hier nicht bloß des Sommers Ende gemeint. Und daß in vormosaischer Zeit der Jahreswechsel nicht auf die Frühlingsnachtgleiche gesetzt wurde, ist eben aus der Neuheit des angeführten Gesetzes 2 Mos. 12, 2 deutlich. — Daß Moses der Unsterblichkeit der Seele erwähnt, welches der Verf. S. 102 den rechtgläubigen Naphtali geradezu läugnen läßt, hätte er schon aus dem bekannten Ausdruck: „zu seinen Vätern versammelt werden," und aus dem Scheol, wovon die Rabbinen eine richtige Erklärung geben, abnehmen können. — Daß Jerobeam (Jarab'am, auf keinen Fall Irabam) der Sohn Nebat, den Götzen Baal habe verfertigen lassen (S. 157), ist falsch; der Baalsdienst und der Stier- oder Kälberdienst, diese Sünde Jerobeams, werden genau in der h. Schrift unterschieden; worüber ferner nachzudenken wäre. — Das schon erwähnte Verbot des Feueranzündens am Sabbath wird auf eine nicht haltbare Weise als veraltet hinausgewiesen, indem der Verf. es mit den damaligen Feuer- oder Schmelzarbeiten an der Stiftshütte in Verbindung setzt; Rec. hätte erwartet, der Verf. werde sich auf Clima und Lebensart berufen. — Ein hauptsächlicher Grund, warum die verdorbene Jüdische Tradition so großes Ansehn erlangen konnte, liegt neben der Unwissenheit des Volks im schriftlichen Gesetze darin, daß die lebendige Weissagung ausging, an deren Stelle nunmehr logische Gelehrsamkeit und philosophisches Sectenwesen trat.

Und hier knüpft sich eine wichtigere Betrachtung an. Entschiedenes Menschenwerk, das weder durch Zeichen und Wunder äußerlich, noch durch sittlichen und verständigen Werth innerlich sich je als göttlich beurkundet hat, ja dessen menschlicher Ursprung nachzuweisen, und dessen Widerspruch mit der geschriebenen Offenbarung augenfällig ist, ein solches

verderbliches Menſchenwerk mit der Leuchte der geſunden Vernunft hinauszuſcheinen, hat der Verf. unſtreitig das Recht. Aber auf die Vernunft, ihre Weisheit und ihre moraliſche Kraft (obſchon letztere bereits der ſehr vernünftige Cicero im 3. Buch von der Natur der Götter mit gewichtigen Erfahrungsgründen verdächtig gemacht hat), und auf die Freyheit des menſchlichen Willens, hält unſer Verf. allzu viel. Wenn dieſe Vernunft ihrer Herkunft nach eine Himmelstochter iſt (S. 6. 7), und nur was vor ihrem Forum beſteht, geglaubt und angenommen werden kann (ebendaſ. vgl. S. 58), ſo wird ſich der Verf. auch bemerken laſſen, daß ſie in die Schranken der Sinnenwelt verſtoßen, mithin das Ueberſinnliche von ihr ſelber zu richten unfähig, und ihr Wille in materielle Feſſeln geſchlagen iſt, alſo daß ſie weder abſolut hellſehend, noch abſolut moraliſch frey heißen kann. Hat aber das Ueberſinnliche, wie in den Offenbarungsurkunden, ſich ihr gegeben, ſo kann ſie von ihm aus es ſelber und andre Dinge richten; denn ſie kann bloß richten nach dem Gegebenen, und muß das Göttliche nach den von ihm ſelbſt gegebenen erhabenen Regeln richten, die mit den ihr von Natur gegebenen Vorſtellungsregeln in Widerſpruch ſtehen, wie Ewigkeit und Allgegenwart mit Zeit und Raum. Da Rec. mit einem Jüdiſchen Schriftgelehrten ſpricht, der an die Offenbarung glaubt, ſo darf er ihn darauf verweiſen, daß der Ewige ſelbſt bezeugt, Alles was er geſchaffen habe, ſey im Anfang ſehr gut geweſen; daß unter andern die Geſchöpfe heißen ſollten, wie der noch hellſichtige Adam nach ihren ſogleich durchſchauten Eigenſchaften ſie nennen würde; daß aber hierauf gar Vieles nicht gut wurde, die Sünde vor der Thür ruhte, das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens böſe war von Jugend auf und immerdar. Die Vernunft alſo, des Verf. Leitſtern, iſt nun der Verſtand ſterblicher Weſen, irdiſch, unvollkommen, befleckt, der heiligen, unfehlbaren und ſchrankenloſen Erkenntniß Gottes entgegengeſetzt; ja eben ſie iſt die Werkſtätte jener ungöttlichen und unvernünftigen Rabbinenlehren. Wird unſers

Verf. Vernunft nie irrig und folgewidrig ſeyn, wird ſie Gott richten können? Gleiches richtet das Gleiche; nur Gottes unmittelbarer Geiſt richtet Gott. Alſo bleibt es dabey: der Ueberlieferungsmann wie der Vernunftmann brauchen beyde ein Drittes, damit jener nicht in Aberglauben, dieſer nicht in Unglauben verfalle. Dieſes Dritte aber iſt ſo wenig menſchliches Commentarienweſen, als eine Chreſtomathie aus dem Offenbarungsbuch, bey deren Veranſtaltung der Verf. (im Anhang) die Thora für ſeine Zeit auf neun Octavblätter zurückgebracht hat, und welche jede, ſich der Selbſtherrſchaft anmaßende Vernunft enger oder weiter machen, mithin Vernunft die Vernunft befehden und zu Tod ſteinigen kann; ſondern dieſes Dritte iſt die unbedingte Annahme der ganzen Offenbarungsurkunde, folglich des ganzen geſchriebenen alten Geſetzes als verbindlich für den Menſchen des alten Gottesbundes, für den Juden. Aber wie kann ich das ganze Geſetz erfüllen, wenn ich keinen Tempel, kein Opfer, keinen Prieſter, kein Canaan mehr habe? fragt Talmudiſt und Antitalmudiſt; der Verf. ſetzt hinzu: und folglich fallen alle Geſetze mit hinweg, welche Folgen von Tempel und Opferdienſt ſind, ſelbſt das Rein und Unrein der Speiſen — „Gott thue mir dieß und das, wenn ich Schweinefleiſch eſſe!“ ſchreit ein unſträflicher Naphtali drein; und ſo haben wir die Verwirrung, da Jeder thun und nicht thun will, Keiner aber mit der Grenze fertig werden kann, und ſich daher von der Unzulänglichkeit ſeines Verſtandes und Willens ſchon im äußern Ceremonialdienſt, wie viel mehr im innern moraliſchen überzeugen muß, da auch die Gelüſte gewogen werden, und die Himmel vor Ihm nicht rein ſind? Man gibt euch zu, Iſraeliten, aus Noth (wie David mit den Schaubrodten that) könnet ihr eſſen und thun, nicht eſſen und nicht thun, was die Noth mit ſich bringt. Aber warum ohne Noth? — „Meine Vernunft!“ ruft der Aufgeklärte; „Das Geſetz des Ewigen!“ entgegnet ihm der Orthodoxe — und der erneuerte Streit wird kein Ende nehmen.

Aber noch mehr, wenn für gewiß mit dem Orthodoxen anzunehmen wäre, daß alle und jede Geſetze des geſchriebenen Worts Chükoth olam, ewige Geſetze ſind? -- „Kann das ein Chriſt behaupten?“ — Allerdings, denn Chriſtus kennt kein auflösbares Geſetz, weil ſie in ihm, ihrer Bedeutung nach, alle ewig fortleben. Und dieſe Bedeutung hat nicht der ſogenannte aufgeklärte Ephraim, ſo wenig wie Naphtali, der an Schale und Schatten haftet; es iſt nicht der logiſche, ſinnlich vernünftige oder ſinnlich poetiſche Geiſt des Geſetzes Iſraels; es iſt der geiſtliche und göttliche, deſſen Auflöſung, das iſt Erfüllung in Jeſu dem Geſalbten, bloß derjenige Chriſt begreift, welcher abermals unbedingt die ganze Offenbarungsurkunde des neuen Bundes annimmt, und ſeine Vernunft (das unerzogene Erdenkind) von ihrem Geiſte, der über alle Vernunft geht, erleuchten läßt. Und hier, Ephraim, iſt das einzige Ende alles Haders, Friede auf Erden und Gottes Wohlgefallen an den Menſchen; nicht wie dieß letzte nach S. 258 dein Auszug bewirken ſoll, ſondern in ſeinem Sohn, der des Geſetzes Ziel und ganze Erfüllung iſt, dem Erlöſer und Erneurer des Geſchöpfs, demſelben Meſſias, der, wie S. 215 richtig ſagt, keineswegs den Opferdienſt wieder einführen wird, aber darum, weil er als vollgültiges Opfer einmal für alle vollendet worden iſt. Hier iſt die wirkende Urſache des äußern Geſetzes, mithin auch deſſen Befolgung aufgehoben. — Welche arme Begriffe der Verf. von dem ſinnvollen Levitismus hat, beweiſt er (S. 147 ff.) eben an den Opfern, die er bloß für eine Anbequemung Gottes an heidniſch beſchränkte Vorſtellungen der aus Aegypten gekommenen Nation anſieht, wodurch ſie vom Götzendienſt habe abgehalten werden ſollen, und deren Fortdauer darum (wegen der jetzigen Aufklärung) nicht mehr nöthig ſey. Hat Adam, Noah, Abraham nicht geopfert? Den Glauben an die geiſtlich-prophetiſche Bildlichkeit des alten Teſtaments, welcher die eigentliche Religion der Väter ausmachte, ſucht man bey dem Verf. umſonſt. Allein jetzt hat ſich die tiefere

Erſenntniß auch dem Talmudiſten getrübt; bey allen ſpätern Rabbinen wird man ein Gemiſche von Glauben und Vernunftanſicht, von Myſtik und Logik finden, das eben daher entſteht, weil, nachdem der alte Bund erfüllt iſt, und ſie noch übrig geblieben ſind, ohne ihn fortſetzen zu können, ſie ſich nun nicht mehr zurecht zu finden wiſſen, ſie nicht reimen können mit der Vernunft und nicht reimen wollen mit dem Glauben ihr Seyn und Nichtſeyn; während gleichwohl Erquickung und Licht genug ſeyn würde bey dem, der die Beunruhigten einlädt, ſie ſein ſanftes Joch (d. i. Lehrſyſtem, Doctrin) auf ſich nehmen und von ihm lernen heißt.

Wenn alſo der Verf. bloß die vernünftigen Moſaiſchen Geſetze, ſofern er ſie heutzutage noch für vernünftig halten kann, übrig behalten will, ſo ſehe er zu, was er aus ſeinem Judenthume macht. Es hört auf Glaube an eine göttliche Offenbarung zu ſeyn, und wird endlich ein heidniſches Moralſyſtem von ſchwankendem Umfang. Denn ſonſt hätte der Ewige ſelbſt in ſeiner Offenbarung die Ausleſe für die ſpätere Zeit der Nation machen müſſen, und die Zeit beſtimmen, wo das übrige Zubehör abfallen ſoll. Er hat es auch gethan, aber nicht nach der Weiſe der aufgeklärten Juden. „Einen Propheten, wie mich, wird der Ewige, dein Gott, dir erwecken aus dir und deinen Brüdern, dem ſollt ihr gehorchen.“ Die Erklärung der wahren Lehrer Iſraels von dem höchſten Sinne dieſer Weiſſagung, die unumſtößliche Geſchichte und die Beſeligung ganzer Welttheile beweiſt, wer dieſer Prophet und Meiſter ſey, bey welchem Iſrael zur Schule gehen ſoll; des Verf. Buch iſt in ſofern vollkommen überflüſſig, der Talmud zerfällt in Staub, die Lampe jüdiſcher Aufklärung erliſcht, und muß der Sonne der Gerechtigkeit Platz machen. Es iſt auffallend, daß der Verf. ſo wenig des prophetiſchen Worts ſeiner Nation gedenkt, folglich über die אחרית (Zukunft, letztes Schickſal, Ausgang) ſeiner Nation den Leſer im *tiefſten Dunkel läßt. Denn daß ſein Volk ſich ſchließlich in* vermeinter moraliſtiſch-vernünftigen Veredlung mit den Gojim

vermischen werde, sagt diese Weissagung keineswegs. Also sieht der Verf., daß der Jude, um folgerecht zu seyn und festen Boden zu haben, entweder ganz und gar Mosaischer Israelit bleiben und das Gesetz ohne Ausnahme halten muß (was jedoch seit der Zerstörung und vergeblich versuchten Wiedererbauung des Tempels unmöglich geworden), oder daß er fortschreiten muß zu dem Glauben, wozu er nach der Verheissung der Väter vor allen Völkern der Erde eingeladen ist. Und man kann ihn weiter versichern, daß wer die Welt in ihrem täglichen Handel und Wandel kennt, größeres Zutrauen hat zu dem sogenannten orthodoxen Juden, als zu dem sogenannten aufgeklärten, und zwar nicht ohne Grund. Man kann ihn versichern, daß der talmudistische Jude, der ängstlich fest an seinem Gesetze hängt, ehrwürdiger erscheint, als der Halbjude, der sich dem leiblichen Gesetz entwindet, weil es ihm unerträglich ist, und in das geistliche Gesetz nicht eingeht, weil er am Fleische haftet. Und wie? sollen wir nicht den strengen Feyerer des erschrecklichen Bußtags würdiger in seiner Beugung achten, als den, der (nach S. 225 ff.) keinen Bußtag mehr will, weil er mit dem Tempel erloschen sey? Der Unterschied zwischen dem redlichen Büßer und dem Heuchler braucht hiebey nicht übersehen zu werden. Oder was mag nicht Alles der Aufgeklärte für Schwärmerey halten, der (S. 237) die Nasire Schwärmer nennt, weil er den tiefen Sinn dieser Figur nicht begreift? — Ueberhaupt: Es ziemt dem Menschen nicht, neu zu machen, was der Ewige selbst gemacht hat in seiner alten Gestalt. Die Juden glauben an Einen, der von Gottes wegen Alles verneuern werde; und er hat Alles neu gemacht, aber nun glauben sie nicht an ihn. Wer Sitten und Gesetz ändern will, muß nach richtigen Jüdischen Grundsätzen mit prophetischen Wunderkräften auftreten. Wo ist, aufgeklärter Jude, dein Creditiv? Den Talmud kannst du umstürzen, Gott hat ihn nicht gebaut; aber von dem geoffenbarten Mosaischen Gesetz kein Jota, kein Hörnlein ausmerzen. Gleicher Mangel an Sachbefähigung ist

in deinem Thun, und in dem ungeſchriebnen des Talmudiſten. Biſt du Jude, ſo behalte den Körper; willſt du den Geiſt, ſo vermiß dich nicht, ihn zu erſchaffen. Der Halbjude iſt ein Heide, und der Halbchriſt auch; undankbar ſchneiden ſie ſich das Moraicapitel aus der Offenbarung, und ſtammeln nicht halten.

Rec. empfiehlt ſchließlich dem Verf. anſtatt alles Weitern, was zu ſagen wäre, die Stellen Hoſ. 3, 4. 5. Sacharja 12, 10 – 14. Ezech. 37. Jerem. 31, 31 ff. und eine aufmerkſame Leſung der Schriften des neuen Teſtaments. Wenn er des letztern Sinn durchdrungen hat, ſo wird ſich ihm entdecken, was das wahre Syſtem der rein Moſaiſchen Religion geweſen ſey und jetzo noch ſeyn könne. Er wird das Licht der einzigen wahren Aufklärung finden.

13.

Theobuls Gaſtmahl, oder über die Vereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Religions-Societäten. Unus Dominus, una Fides, unum Baptisma, unus Deus et Pater omnium, qui est super omnes, et per omnia, et in omnibus nobis! Paulus ad Ephes. Cap. IV. 5. 6. Dritte, mit neuen Zuſätzen bereicherte Ausgabe. Frankfurt a. M. b. Hermann. 1813. (Heidelb. Jahrb. 1813. Nr. 44. 45.)

Daß dieſes Buch unter die merkwürdigſten der Zeit gehört, ſcheint ſich ſchon dadurch zu bewähren, daß es bey dem auffallenden Widerſpruch, worin es mit dem ſeitherigen Geiſte der philoſophiſchen und religiöſen Litteratur ſteht, in dem kurzen Zeitraum von drey Jahren die dritte Auflage erlebt hat. Unſtreitig folgt hieraus noch nichts für die Güte

seines Inhalts, für die Gründlichkeit seiner Ansichten, für die Reinheit seiner Absichten. Indessen kann die Erscheinung auch zu keinem schlimmen Vorurtheil berechtigen, und es bleibt so viel übrig, daß das Buch nicht nur lesenswerth, sondern auch in einem hohen Grade beurtheilungswerth seyn müsse, wobey dem Richter Ausführlichkeit in der Sacherzählung und den Gründen seines Urtheils nicht versagt werden kann, weil er die Rechtmäßigkeit, der Theilnahme von einer so großen Menge von Lesern, ihres Beyfalls oder ihres Mißvergnügens zu würdigen, und, wofern seinem Gemüth ein solcher wesentlicher Uebereinklang mit dem allgemeinen Wohl geworden, im Namen der Menschheit zu entscheiden suchen muß.

Ehe wir daher die Schrift selber prüfen, müssen wir auf ein älteres Werk zurückgehn, das mit ihr in einem nahen Zusammenhang steht. Es ist der Triumph der Philosophie im 18. Jahrhundert, im Jahr 1803 unter dem angeblichen Druckort Germantown in zwey Bänden erschienen. „Der große Wandel der Dinge in religiöser und politischer Hinsicht, welchen wir und unsere Zeitgenossen vor 30 bis 40 Jahren nie geahnet hätten", und der Wunsch, den Grund der Dinge zu forschen, gab die Veranlassung und den Inhalt dazu her, und zur Inschrift dienten beyden Theilen die vortrefflichen Verse Pfeffels:

Das Räthsel ist gelöst, die trüge Hand der Zeit,
Hat den Beweis mit Blut uns hingeschrieben,
Daß Irreligion ein größres Uebel sey,
Als aller Fakirn Schwärmerey,
Daß Beduinen, Caraiben,
Und der Corsaren Brut, die Schrecken, Sclaverey
Und Meuchelmord rund um sich her verbreiten,
Daß selbst des Tigers Zahn und der Hyäne Wuth
Der Menschheit lange nicht so viele Qual bereiten,
Als falscher Weisen Uebermuth!

Von seinen entferntesten Spuren im Griechischen Alterthum an wird der falsche Philosophismus, oder die falsche Aufklä-

rung, welche Sittlichkeit, Religion und Staatsverfaſſung umzuwälzen ſucht, um chaotiſche Verwirrung und ein gräßliches Nichts an ihre Stelle zu ſetzen (wie ſie denn überall eine Schreckensherrſchaft für das Nichts iſt), hiſtoriſch erörtert, durch die Zeiten des Mittelalters und der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſummariſch durchgeführt, ihr ſtärkeres Auftreten im 17. Jahrhundert, in England ſeit Carl II. und in Frankreich ſeit Ludwig XIII., vornehmlich aber ſeit der Orleaniſchen Regentſchaft, endlich ausführlicher die Epoche dargeſtellt, wo Voltaire und die übrigen ungeheuerlichen Häupter des 18. Jahrhunderts (d'Alembert, Diderot ꝛc.) jene Eyer legten, aus denen mit der Zeit Schlangen und Baſilisken ausbrechen. Es wird ihre unterirdiſche Verſchwörung gegen das Chriſtenthum und die Throne aufgedeckt, in welche ſelbſt gekrönte Häupter wiſſentlich und unwiſſentlich verflochten wurden; ein Bund, deſſen Loſungsworte ſo läſterlich ſind, daß ſie der Ueberzeugung und Warnung wegen einmal aufgezeichnet zu ſeyn, aber nicht wiederholt zu werden verdienen. Von hier an beginnt der Verf. die eigentliche Entwickelung des großen Geheimniſſes der Bosheit nach allen ſeinen verborgenen Gängen, Verzweigungen, Zurüſtungen und endlichen Ausbrüchen. Der Anterphiloſophismus macht vornehmlich in Frankreich trotz allen Gegenbemühungen raſche Fortſchritte, er wird durch Große, Miniſter und Weiber unterſtützt, er unterjocht die Litteratur und herrſcht in der Akademie, macht die Geiſtlichkeit verdächtlich, verderbt, zumal ſeit dem Sturz der Jeſuiten, den Jugendunterricht, verpeſtet die Sitten, ſteckt ſich hinter die Maske der Toleranz, wandert nach Deutſchland und in andre Länder, wo er zuerſt in Preußen und Norddeutſchland ſeine Anhänger findet, wirft in Oeſterreich, ſchleicht ſich in die Freymaurerey und ſtiftet neue Orden, und feyert endlich in Frankreich ſeinen blutigen Triumph, indem er unter dem Getümmel der Anarchie und des Pöbeldeſpotismus die Vernunft in der begeichnendſten Geſtalt als einzige Gottheit auf die Altäre des Allmächtigen ſtellt. Und

ſo ſchließt ſich das Werk mit einem mächtigen: „Ea nunc, rogem, intelligite!“ — Wir ſind nicht der Meinung, dieſes Buch von Irrthum und Unrichtigkeiten freyzuſprechen; wir werden einiger noch in der Folge gedenken. Wir wünſchen, daß es einem oder eigentlich mehrern kundigen Zeugen und redlichen Männern gefallen möchte, jeder für ſich die hiſtoriſche Critik der einzelnen Angaben zu machen, die der Tr. d. Phil. liefert; auf dieſe Weiſe würde die Hauptſumme ſeiner hiſtoriſchen Wahrheiten bey geringem Abgang deſto mehr geſichert, und von anderer Seite wohl wieder vergrößert werden. Aber wie jene Grundmaſſe die Probe der Aechtheit ſchon im Erfolg zeigt, welchen das jetzige Menſchengeſchlecht größtentheils erlebt hat, ſo wünſchen wir, daß es, was es erlebt, aber nicht erfahren und mit Händen gefühlt hat, hier lebendig mehr den Quellen ſeinen Irrthum möge, und wir verſprechen den meiſten Leſern eben das, was dem Ref. belehrte und einſichtsvolle Männer geſtanden haben: „So arg hätten wir es uns nicht gedacht — es iſt ſchrecklich — es geht über allen Begriff!“ In ſofern iſt man dem Verf. den größten Dank für die mühſame Ausarbeitung dieſes litterariſchen Products ſchuldig, daß ſeinen guten Zweck, die Gefahren der Aufgeklärtheit aller Art pragmatiſch und eindringlich zu ſchildern, gewiß nicht überall verfehlt; und er konnte auch füglich Andern überlaſſen, den zagenden Wanderer, den er an die Abgründe des Daſeyns geführt hat, ohne neue Täuſchung zu tröſten, und auf ewige Wege zu leiten.

Unſere Aufgabe iſt eine nähere Beurtheilung des Triumphs der Philoſophie nicht, deſſen Anzeige für verſpätet gelten müßte; wir gehen daher zu Theobuls Gaſtmahl über. Da der Herausgeber des letztern ſich v. A. unterzeichnet, und der des erſtern ſich Altenburg unterſchreibt, ſo ſcheint es uns um ſo mehr zu berechtigen, eine genetiſche Verwandtſchaft zwiſchen beyden Werken zu muthmaßen. Da jedoch der Herausgeber und Verfaſſer des einen wie des andern verborgen bleiben will, und ein Recht dazu hat, ſo iſt es Pflicht der

Verschiedenheit, von dieser Untersuchung die Hand zurückzuziehen. Wir sehen daher nur wegen einer innern Verbindung ihres Geistes und Zwecks beyde Bücher als Geschwister oder Freunde an, und glauben, daß das zweyte die Lesung des ersten voraussetze. Auch von der Confession des Verf. oder Herausgebers soll weiter keine Frage seyn.

Die erste Vorrede spricht von den traurigen Folgen der Trennungen der Gemüther in Religionssachen. „Deutschland, heißt daselbst, hat sein seit beynahe drey Jahrhunderten immer tieferes Sinken von seiner vormaligen Macht und Größe und sein gegenwärtiges Unglück vielleicht ursprünglich und vornehmlich aus dieser Quelle herzuleiten. Um die für Frankreich so lange und auch für unsere Zeiten so äußerst traurig gewesenen Folgen der Religionstrennung zu heilen, sind kürzlich verschiedene Vorschläge zu einer Vereinigung gemacht worden, die nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland Freunde gefunden, aber hier auch bey Andern allerley Besorgnisse erregt haben. Ob jene Vorschläge mit der gehörigen Sachkenntniß gemacht, ob diese Besorgnisse gegründet sind, ob einer Vereinigung zu unsern Zeiten nicht größere Schwierigkeiten als je entgegenstehen, ob sie ohngeachtet derselben doch leicht und wohl am Ende gar nothwendig sey, darüber enthält diese Schrift Manches, das einer reifern Ueberlegung vielleicht nicht unwerth ist." Hier ist nur der Nachtheile, aber nicht der unläugbaren Vortheile der Religionstrennungen gedacht, welche letztere in der ganzen Kirchengeschichte, wenn auch noch so traurig, doch bis jetzt unvermeidlich erschienen, auch immer von höherer Hand geleitet waren. Daher möchte es für die schließliche Erfüllung von Joh. 11, 52, worauf der Herausgeber erinnert, noch nicht völlig geschlagene Zeit seyn. Den guten Winken, welche die Vorrede zur 3. Abdg. über das Recensionswesen gibt, wünschen wir um so lieber zu entsprechen, als der dort genannte Endzweck von Theobuls Gastmahl der ausdrückliche dieser Beurtheilung ist.

Der Verf., auf einem Spaziergang mit seinem Freund

Edward und im Geſpräch über die Drangſale unſerer Zeit, die großen Veränderungen, die wir erlebt haben, und ihre Urſachen (vgl. oben über den Tr. der Phil.), inſonderheit aber über die Veränderungen im Religionsweſen und die von Edward gefürchtete Kirchenvereinigung, wird mit letzterm von Theobul zu einer Abendmahlzeit eingeladen, an welcher mehrere gemeinſchaftliche Freunde und der alte vormalige Abt Odile von St. Apollinar in Frankreich, mit welchem Theobul ſie bekannt machen will, Theil nehmen. „Wir fanden an ihm einen Mann von vielen Einſichten, und eben ſo großer Sanftmuth und Herzensgüte, als Eifer für die Religion" ꝛc. Das Geſpräch geht von den politiſchen Umwälzungen auf die Erwartungen im Religionsweſen über, „wozu ſowohl die gegenwärtigen Arbeiten am Concordat, als einige kürzlich in Frankreich erſchienene Schriften Gelegenheit gaben, in welchen der jetzige Kaiſer der Franzoſen dringend aufgefordert wird, ſein Anſehn zur Vereinigung aller chriſtlichen Religionsparteyen in einen äußern Cultus und unter ein einziges kirchliches Oberhaupt anzuwenden." Die Hauptunterredner ſind Edward, ein Lutheraner, Huldrich von Stetten, ein Reformirter, und Odile. Letzter erklärt ſich über das Vereinigungsproject anfangs verſtändig: „Wenn Einheit der Religion Eintracht des Glaubens zur Grundlage hat, ſo iſt wohl gewiß, daß ſie nach meiner wenigen Einſicht ſehr wichtig iſt, ſowohl in religiöſer und moraliſcher, als in politiſcher Hinſicht." — „Ob Hr. Beaufort bey ſeinen Projecten auch an eine Einigkeit des Glaubens gedacht habe, ohne welche eine wahre Vereinigung der getrennten Kirchen weder möglich iſt, noch das hervorbringen kann, was er davon verheißt? iſt eine andre Frage." — „Sie werden es mir nicht verargen, daß ich einer Religionsvereinigung herzlich wünſche; denn ich liebe meine Religion, und halte ſie für die wahre — doch gefallen mir jene Schriften nicht, und die darin geſchehenen Aufforderungen am wenigſten — mich dünkt, daß die Verfaſſer weder den Katholicismus,

noch den Protestantismus gekannt haben, und so lassen sich seine gutmüthige Vorschläge machen.' — „Ich will nur dieses anführen, daß sie alle Hindernisse einer Vereinigung gehoben glauben, wenn man den Priestern Kleider gebe, die Ohrenbeichte abschaffen, und den Einfluß des Pabstes aufheben würde." — Von hier an entsteht eine litterarisch-historische Untersuchung über die wahren Verschiedenheiten beyder Kirchenbekenntnisse in den einzelnen Grundsätzen des Glaubens oder der Zucht, wozu uns Theobuls Bibliothek die nöthigen Hülfsmittel hergegeben werden. Wir setzen die Punkte auseinander, und antworten beyläufig. 1) Von der Ohrenbeichte. Aus Luthers Schriften wird bewiesen, daß Luther für sie eingenommen war, und daß katholisch nur die auserlesenen Sünden, in deren Angabe eine Unmöglichkeit liegen würde, dem Beichtiger nicht namentlich entdeckt haben wollte; daß er überdem die Taufe oder Absolution unter die Sacramente rechnet, auch in Rücksicht der Zahl der Sacramente nicht mit sich einig war, hier drey, bald nur zwey zählt, ein andermal die Firmelung, letzte Oelung und Ehe, als unsichtbar, auch in die Zahl der Sacramente setzt. Ohne selbst sich den Unterschied zwischen den frühern, hernach gutbefundenen Aeußerungen Luthers und seinen spätern Gesinnungen gelten; und dieß ist einer der wichtigsten Umstände, der nie aus den Augen verloren werden darf, da die Reformatoren ja sämmtlich Römisch-katholisch gebohren, und Luther überdem noch Mönch war; und es ist einestheils Folge der andern Natur, andertheils gereicht es dem heftigen Mann zur Ehre, daß er lange mit der Sichtung und Wegwerfung anerzogener Grundsätze zu kämpfen hatte. Von der Specialbeichte nahm er jedoch mit ins Grab; und so mannigfaltig manche Vortheile derselben sind, so gewiß ist es, daß sie, ohne ein Kirchengebot zu seyn, noch allzeitig in protestantischen Ländern privatim geübt, von Seelsorgern nach Umständen mit Recht gefordert, und von frommen Beichtkindern freywillig gethan, auf diese Weise also Luthers Grund-

ſigen gemäß gehandelt wird. Ihrer verſchiedenen Aufgabe wegen iſt ihre Abſchaffung nicht eben zu beklagen, und wir möchten bey dieſer ſchwierigen Aufgabe für die beſte Auskunft halten, die Sache für die öffentliche Kirche im jetzigen proteſtantiſchen Zuſtande zu laſſen, den Predigern jedoch daſelbſt eine ſtrenge Gewiſſensführung, für das Haus aber den Gemeindegliedern in ſchweren Gewiſſensfällen das beſondere Sündenbekenntniß zur Pflicht machen. Man merke, was wir ſagen wollen: die Ohrenbeichte legt harte, die allgemeine Beichte für ihre Fehltritte empfindlich gemachte, in der Liebe Gottes lebende Herzen voraus. Wir erinnern hierbey den Verf., daß die vorgeſchlagene Auskunft über die geheime Beichte mit der Ordnung der erſten Kirche wohl übereinſtimmt, wobey wir ihm unter andern anführen wollen, daß es heißt: „Der Menſch prüfe ſich ſelbſt, und alſo eſſe er ꝛc.“ (1 Cor. 11, 28), die eigentliche Ohrenbeichte aber erſt im Anfang des 13. Jahrhunderts durch das Lateraniſche Concilium zum Gewiſſenszwang gemacht wurde. Die Zahl der Sacramente betreffend, ſo iſt kein Wunder, daß Luther darüber mit ſich uneinig ſchien, weil überhaupt über Begriff und Bedeutung von Sacrament häufig eine der ſonderbarſten Mißverſtändniſſe obwaltet, wie vielleicht anderwärts gezeigt werden wird. Der Streit über die Zahl der Sacramente iſt einer der leerſten, die man führen kann, gleichwohl ſicher, daß Taufe und Abendmahl höchſt wichtige Sacramente ſind. 2) Der Pabſt. Luther bezeigte anfangs gegen den Pabſt Verehrung und Gehorſam; erſt als derſelbe ſein offener Feind wurde, brach er in Heftigkeiten gegen ihn aus. Beydes natürlich, charakteriſtiſch und gutgemeint. Ein weniger treuherzig unbeholfener Mann würde ſich anders benommen haben. Theobul Glück glauben nicht, daß man den Pabſt noch für ein antichriſtiſches Weſen halten könne, und haben völlig Recht, ſofern von der Perſon vieler wahrhaft frommen Päbſte, aber von der chriſtlichen Führung des einmal vorhandenen höchſten Kirchenamts die Rede iſt. Im übrigen dürfen wir auf die Geburt des

römischen Weltherrschaft, auf die nie zu entschuldigenden Handlungen von Widerchristlichkeit dieser moralischen Person, welche vor allen Dingen den Begriff eines Katholicismus der Kirche ganz verrückt und an den einzelnen Stuhl zu Rom geknüpft hat, und auf die bedeutende (auf jedes Pharisäerthum ausgeprägte) Lehre Christi verweisen, Matth. 23, 9. Auch hat es nicht an Katholiken gefehlt, welche dieselbe Ansicht hatten. Daß, wie Odilo anführt, Melanchthon und Camerarius die Oberherrschaft des Pabstes zulassen wollten, sagt aus vielen Gründen, besonders wenn man die ausgezogenen Stellen aufmerksam erwägt, weniger als Odilo für den Sinn des Protestantismus daraus zu folgern scheint. Wenn nach einem leipziger Journal von 1809 einsichtsvolle Protestanten jetzt wirklich anfangen, die großen Vorzüge der Hierarchie der katholischen Kirche einzusehn, und zu fühlen, daß sonst kein Mittel ist, den Protestantismus von seinem Untergange zu retten, als wenn man Erzbischöfe und Bischöfe bey denselben wieder einführte: so ist damit theils nur ein augenblicklicher Zustand des Protestantismus gescholten, welcher eine strengere äußere Lehrdisciplin, als während beynahe 300 Jahren nöthig war, wünschenswerth macht, theils noch keineswegs ein Pabst erfordert, am wenigsten einer mit weltlicher Herrschaft; nachdem ja die bischöfliche Einrichtung verlängst in mehreren protestantischen Kirchen besteht, und schon durch die Apostelgeit empfohlen ist, eine Kirchenversammlung aber, wo nicht ohne Präsidenten, doch gewiß ohne Pabst handeln kann, indeß bey der Jerusalemischen Synode (Apostelgesch. 15) auch Petrus nur als Votant oder Proponent auftritt. Die hierauf folgende Stelle aus Tobler: daß das Pabstthum „in traurigen Jahrhunderten" das Christenthum erhalten habe, ist Etwas, was wir nicht nur gern glauben, sondern auch zu beherzigen empfehlen wollen. Diese, gar nicht in Christi Geist aufgefundene Kirchengewalt war die eiserne Fessel, welche die göttliche Vorsehung gebrauchte, um die entartete Christenheit im Mittelalter an die Lehre zu binden,

gleichwie die höchst gemißbrauchte Lehre im Morgenland schier ausgerottet werden mußte; aber eben so gewiß ists, daß, als es Gott gefiel, die traurigen Jahrhunderte zu endigen, und die gemißbrauchte Kirchengewalt zu züchtigen, diese als ausgenutzt fallen, dadurch aber sich über die ganze christliche Welt geistliche Vortheile verbreiten mußten, die jetzt bey den Protestanten wieder verloren zu gehen anfangen, und strengere Maßregeln Gottes wirklich nur zu sehr befürchten lassen. Alle Auszüge aus Leibnitz, Cowel und Andern sagen als Privatmeinungen, oder gar Aeußerungen einer gewissen Klugheit, in der That nichts über den wahren Geist des Protestantismus, der in diesem Stück dahin geht: daß die Kirche ihre menschlichen Vorsteher, Aufseher, Lehrer und Diener haben muß, welche ob dem Wort und ob der Zucht halten, wie in der Apostelzeit, und deren Bestellung auf mehr denn Eine Weise zweckmäßig geschehen kann; daß aber die Kirche kein sichtbares Oberhaupt braucht, sondern unmittelbar unter dem Stab ihres allgemeinen Hirten im Himmel stehen soll, der auch bey ihr ist alle Tage bis an der Welt Ende — und wir setzen noch hinzu, daß die Kirche auch jedesmal so lange in dieser theokratischen Verfassung bleiben darf, als sie ihren wahren Hirten nicht durch Ungehorsam zwingt, einen Miethling über sie zu setzen. Dasselbe gilt von der Ohrenbeichte, deren Nützlichkeit für „traurige Jahrhunderte" wir schon oben eingeräumt haben, gleichwie Odilo Recht hat, daß sie so sehr als die Oberherrschaft des Pabstes der Römischen Kirche wesentlich und hier keine Abschaffung möglich ist. Was das so viel besprochene Primat Petri betrifft, so geben wir willig zu, daß unser Erlöser durch Matth. 16, 17 — 19 den Apostel Petrus persönlich den Felsen nannte, worauf er seine Gemeine, nämlich sofern sie in Jerusalem zuerst eine Gestalt gewann, und besonders aus den Schafen Israels sich bildete, gründen wolle. Auch erscheint Petrus, dieser Verheißung gemäß, bey der ersten feyerlichen Legitimation und feurigen Einweihung der Gemeine am Pfingstfest (Apost. 2, 14) als

Vertreter und Redner. Wie nun die Gemeine Jerusalems die Mutter aller ist, so wurde demnach Petrus der Felsengrund aller Gemeinen auf Erden, die in der That nur Eine ausmachen. Wir wollen überdem zugeben, was nicht unbestritten ist, daß Petrus nach Rom gekommen, ja, was falsch ist, daß er daselbst Episcopus geworden. Aber erstlich sehen wir unter andern aus Gal. 2, 11 ff., wie wenig ihm ein Supremat über die andern Apostel, selbst die den Herrn nicht gesehen hatten, zustand; und sodann hätte das Episcopat des Petrus zu Rom mit der geistlichen Oberherrschaft, welche sich der spätere Römische Bischof anmaßte, so wenig gemein, als mit dessen weltlichem Regiment. Wenn ein solches Successionsrecht im Reiche Gottes Statt finden soll, so könnten wir uns wundern, daß, da Johannes der Lieblingsjünger Jesu, und hernach Episcopus zu Ephesus oder Aufseher der sieben Gemeinen in Kleinasien war, das Ephesische Bisthum (das gleichwohl zuerst Timotheus hatte) nicht auch eine fortwährende Auszeichnung erfahren. In einem unsichtbaren Staate, dessen Bürgerschaft (πολίτευμα, Phil. 3, 20) im Himmel ist, kann keine weltliche Transmission der Rechte Platz greifen; und so hat Niemand noch behaupten können, daß Christus seine Kirche auf Rom, sondern auf seinen Jünger Petrus gegründet habe. Daß aber die entgegengesetzte Lehre ein unumstößliches Dogma für den Romanismus ist, mit welchem er steht und fällt, behauptet Odilo gegen andersmeinende Katholiken sehr richtig. 3) Der Cälibat der Geistlichen. Odilo bekennt, daß derselbe eine Disciplinarsache, und kein von Christo selbst gegebenes, unabänderliches Gesetz sey; auf den Einwand aber, daß erst Gregor VII. ihn zu einem allgemeinen Gebot der Kirche erhoben habe, antwortet er: daß er schon im 4. Jahrhundert als eine Einrichtung betrachtet werden, welche die alte Tradition oder das Herkommen der Kirche für sich habe, und Gregor habe gethan, was so viele Andere schon weit früher vor ihm gethan, daß er die in Verfall gerathene oder nicht allgemein beobachtete Kirchenzucht

wieder herzustellen gesucht, und sein dabey bewiesener Eifer habe einen glücklichen Erfolg gehabt (auch für seine eigene Keuschheit?). Ueber dieß und alle beygebrachte Rechtfertigungsgründe ist nun (trotz Edwards Geständniß S. 39) mehr zu sagen, als eine Recension fassen mag; und weil, zumal seit Josephs II. Zeiten, so viel im Druck darüber verhandelt worden, so wünschen wir hier etwas Besonderes zu liefern, was sich an die Worte S. 41 anschließt: „Auf die Rede der Jünger: Non expedit nubere? antwortete Christus der Herr bloß: Non omnes capiunt verbum istud, sed quibus datum est. Paulus erklärt sich ausführlicher über Ehe und Cälibat 1 Cor. VII. Und welchen hohen Werth Johannes darauf (auf den Cälibat) setzt, finden Sie in der Apocal. XIV, 4." Odile erkennt also die Apokalypse für ein Werk des Apostels Johannes, mithin für ein göttliches und prophetisches Buch. Die Nicht-Apokalyptiker (wohin auch einzelne rechtglaubige Christen gehören) mögen sich an dem, was wir sagen werden, nicht ärgern, sondern es prüfen; wir sprechen mit Odile. Die Apokalypse enthält bey scheinbarer Unordnung einen innig fein gefügten Plan; gleichwie ein Labyrinth uns verwirrt und unfaßlich ist, so lange wir darin gefangen sind, von oben her betrachtet aber den regelmäßigsten Grundriß darstellt. Nun hatte der Seher im 13. Capitel das Thier oder die widerchristliche Kirchentyranney der Vor- und (durch prophetische Verknüpfung) auch der noch unerfüllten Nachzeit in ihrer ganzen Abscheulichkeit geschildert. An die Stelle dieses herzzerreißenden Gesichts tritt im 14. Capitel die tröstliche Erscheinung des überwindenden Lamms und der Seinigen auf dem himmlischen Berge Zion. Was zuvor auf Erden geschehen mußte, um diesen Triumphgesang so vollständig zu machen, erfahren wir erst V. 6. Die vorausgehenden Verse sind wie ein eingeschobener Zuruf: „Aber verzage nicht! siehe, das Lamm behält den Sieg, und hat sich eine große Schaar von Anhängern erworben, die nach dem Untergang aller Gegenmacht und alles Irdischen stehen

und rühmen.“ Und da heißt es V. 4: „Dieſe ſind's (οὗτοί εἰσιν, οἱ κ. τ. λ.), die ſich mit Weibern nicht befleckt haben, denn ſie ſind Jungfrauen“ ꝛc. Es heißt nicht ſchlechthin: dieſe haben ſich nicht mit Weibern befleckt (οὗτοι μετὰ γυναικῶν οὐκ ἐμολύνθησαν), ſondern: dieſe ſind die rechten Unbefleckten, Keuſchen, die wahren Unbeweibten, die wahren Jungfrauen. Wer ſind alſo die Andern, angeblich unbefleckten, aber nicht unbefleckten, geiſtlich nicht Jungfrauen? Gehören ſie nicht zur geſtürzten Gegenmacht? — — Eben der phyſiſche Widerſpruch in dem: „ſie ſind Jungfrauen,“ beweist, daß die Sache nicht phyſiſch, ſondern geiſtlich zu nehmen, und der phyſiſchen Erſcheinung der Eheloſigkeit in der Kirchengeſchichte entgegengeſetzt iſt. Alſo dieſe, die mit dem Kamm triumphiren, ſind die wahren keuſchen, geheiligten Seelen aller Jahrhunderte und Kirchen, mögen ſie dem Fleiſche nach ehelich oder eheloſ geweſen ſeyn; ſie ſind jungfräulich geblieben, oder durch neue Geburt wieder geworden. Aller Jahrhunderte — aber nachdem die Kirche in Graus verſunken und wahrhaft verthiert war, ſo ſtieg die evangeliſche Wahrheit vermöge der Kirchenverbeſſerung wieder ans Licht, und machte aufs neue mehr Seelen als zuvor, ja mehr als je, der engelgleichen, himmliſchen Jungfrauſchaft theilhaftig. Dieſe große Begebenheit ſieht der Prophet im 6. Vers. Der Engel, der hier fliegt (es iſt nicht Luther, noch ein andrer Reformator, ſondern der göttliche Bote, der reine Geiſt der Reformation), hält das Evangelium, und ein ewiges, eine nie mehr untergehende Freudenbotſchaft der Wahrheit, die ſich verbreiten ſoll über alle Welttheile, in der Furcht Gottes des allein Allmächtigen (V. 7). Ihm folgt (V. 8) gleich ein andrer Bote vom Fall des geiſtlichen Babels nach; denn forthin ſtürzte ein Stein des falſchen Kirchengebäudes nach dem andern zum Wohl Aller ein, bis auf unſre Tage herab. Was noch bevorſteht, und zunächſt politiſch ſeyn kann, aber zum Kirchlichen fortgehn muß, das gibt die fürchterliche Drohung des dritten

Engels (V. 9—12) zu errathen. „Selig aber ſind (V. 13) die in dem Herrn ſterben von nun an.“ Denn rückſichtlich der ſchon ſeit dem erſten Engel einbrechenden ſchrecklichen Plagen, Verſuchungen, und der dagegen aufs neue geöffneten Bahn des Heils unter jeder Confeſſion, ſind jene, als der Erde entrückt und des Himmels fähig, gewiß ſelig zu preiſen. — Der Beweis alſo, den Odilo aus V. 4 ſchöpfen will, beweist nichts, und das Citat beweist gegen ihn. Und warum doch ſpricht kein Gaſt an Theodulfs Tiſch von der Weiſſagung Pauli an den (Cleriker und Biſchof) Timotheus, 1 Tim. 4, 3, von Gleißnern, die da verbieten würden, ehelich zu werden? Dieſes iſt alſo ein un- und widerchriſtliches Verbot, trotz aller ſelbſtbeliebigen Heiligkeit (ἐθελοθρησκία) der früheſten Jahrhunderte. Was die Jungfräulichkeit des Fleiſches für Vorzüge und wichtige Folgen hat, wiſſen wir; davon ſpricht Paulus, ſpricht Chriſtus der Herr; aber das iſt ein Anderes und Höheres, wovon hier nichts weiter geſagt werden kann, und geht den, der ſich nicht enthalten kann, nicht an; es ſoll Vergunſt nicht Gebot ſeyn (ſ. 1 Cor. 7, 6. 7. 8. 9. vgl. V. 26—28). Und es verſteht ſich überall, daß das Fleiſch kein nütze iſt, außer in Uebereinſtimmung mit dem Geiſt und Herzen. Die große Anzahl katholiſcher Geiſtlichen, welche zu allen Zeiten jene verkehrte Diſciplin ſich zur wahren Keuſchheit und ihrer Seele Seligkeit dienen ließen, gehören ohne Widerrede zu jenen unbefleckten Jungfrauen; nicht weil ſie die Ehe abſchworen, ſondern weil ſie „ſich ſelbſt verſchnitten um des Himmelreichs willen“ — eine handloſe Operation (ἀχειροποίητος) die auch dem beweibten Mann und dem bemannten Weib nach Umſtänden freyſteht. Wenn aber Gottes Allweisheit menſchliche Willkühr zu heiligen Zwecken benutzt, und des Menſchen Unrecht zu Recht macht, ſo iſt damit nicht der Menſch, ſondern nur Gott gerechtfertigt. Noch muß Rec. wegen gewiſſer Stellen des Buchs bemerken, daß ihm für ſeine Perſon das Verbot der Prieſterehe ganz gleichgültig ſeyn kann. Wegen der Söhne Meſſä (S. 40, wo wir doch den

Verf. nicht ganz verstehen, und auch kein bedeutender Wink vorzuliegen scheint) verweisen wir Odilio auf das ב׳ תלויה Richt. 18, 30. Auch ist bey dieser Stelle des Gastmahls 2 Mos. 18, 1 ff. und 4 Mos. 12, 1 zu betrachten. Mehreres, was Odilo für den Cälibat sagt, übergehen wir nach der Liebe gern, und Mehreres, was dagegen spricht, verschweigen wir nach der Liebe; überzeugt jedoch mit allen Historikern, daß der päbstliche Stuhl an demselben eine seiner wichtigsten Stützen verlieren würde. — Im Fortgang des Gesprächs sind wir dem Abt vollen Beyfall schuldig, wenn er das Wie einer Kirchenvereinigung, welche nicht absorbirend seyn soll, fortwährend als ein (noch zur Zeit) unerreichbares Problem darstellt. Nicht weniger schwierig erscheint die beyderseits nachgebende oder temperative. Die conservirende, „wenn man Jeden denken ließe, wie er wollte, und sich friedlich nur in einem gemeinschaftlichen Cultus vereinigte," wird, obgleich sie dem gegenwärtigen Indifferentismus entspricht, schön von ihm verworfen, als der Einheit des Glaubens ermangelnd, und wegen des heterogenen Gemengsels der Kirchentheile monströs; und als Edward ihm die Frage thut: Sie verzweifeln also daran, daß die getrennten Kirchen je wieder zusammentreten werden? so gibt er die einzig passende Antwort: „Bey Gott ist kein Ding unmöglich!" — Denn in der That, der Gott, welcher die Spaltung der Confessionen zu ihrem Wohl zugelassen hat, weiß allein Zeit, Ort und Mittel, wann und wie zum gemeinschaftlichen Wohl die Wiedervereinigung eintreten kann. Vortrefflich sieht Odilo ein, daß dermalen die wahre, nützlichste Kirchenvereinigung die Toleranz und Liebe der verschiedenen Kirchen unter einander ist, nämlich die wahre Toleranz, nicht die gleichgültige. Sofort bemerkt er, daß die Kirchenvereinigung jetzt ungleich schwerer sey, als vor 200 Jahren, weil die beyden Kirchen viel weiter als damals auseinandergedrückt seyen, und „da sich die Protestanten (genauer gesprochen: viele stimmführende protestantische Theologen) so weit von ihrer ursprünglichen

Beſchaffenheit entfernt haben, daß Luther die von ihm geſtiftete Kirche gar nicht mehr erkennen würde.“ Dieſe Behauptung wird belegt. Das lange Citat aus Luther S. 65. 66 halten wir jedoch für irrelevant, da Luther hier von der Kirche überhaupt, nicht von der Römiſchen und ihrer Hierarchie redet. Und ſo iſt es mit (4.) der Unfehlbarkeit der Kirche überall; bey dem Namen Kirche will die Römiſche Kirche gewöhnlich ſich ausſchließlich verſtanden wiſſen. Gleichwohl, wenn die Unfehlbarkeit der Kirche einen Sinn haben ſoll, ſo verſteht es ſich, daß der bibelglaubige Proteſtantenverein mit hinzugezählt zu werden das Recht beſitzt, weil aller Bibelglaube, und er allein, zur Kirche legitimirt. Daß nun die Kirche, die überall nicht das mächtigſte Kirchengebäude des Occidents, ſondern die unſichtbare oder zuſammengeſetzte aus aller Welt Zungen iſt, durch den Geiſt der Verheißung in den Hauptſtücken der Lehre unfehlbar ſey, ſind wir überzeugt. Hätte ſie vollkommene Einheit durch Liebe und Selbſtentäußerung, ſo würde ſie es wohl auch in allen Nebenpuncten ſeyn. Bis dahin iſt durchgängige Uebereinſtimmung in allen, auch den kleinſten Glaubensſtücken unmöglich; ſie ſetzt eine allgemeine Verbreitung der höchſten Weisheit voraus. Edward bemerkt (S. 69) ganz gut: „Wir haben die heilige Schrift, und daß die Kirche die in derſelben vorgetragenen Lehren behauptet, und ſo lange ſie dieſes thut, deßwegen und ſo lange betrachtet ſie Luther als unfehlbar.“ Wenn dagegen Odilo der heil. Schrift ein Tribunal zur Seite geſetzt wiſſen will, das über ihren Sinn entſcheide, und mit einem unfehlbaren Anſehn bekleidet ſey: ſo fragen wir, ob und zu welcher Zeit die Kirche, die ſich die katholiſche nennt, ſich als die unfehlbare Auslegerin der Bibel legitimirt habe? Hätte ſie es wirklich, ſo würde ſie unter andern nicht die Vulgata ſanctionirt haben, die ſo voll von Ueberſetzungsfehlern iſt, als auch Luther daran keinen Mangel hat. Wir ſehen alſo, daß dieſes Project ein Ideal iſt, welches noch bis heute nicht verwirklicht worden. Glaubt aber Odilo, daß ohne ein ſolches

Tribunal „die Schrift unbrauchbar oder gar schädlich werden, und daß sie außerdem keine feste Regel des Glaubens und Lebens seyn könne“: so zeigt uns die Kirchengeschichte ganz entgegengesetzte Erscheinungen, namentlich die, daß die Kirche bibelwidrig, und sogenannte Ketzer bibelgemäß, im Glauben und Leben waren, und die gleich auffallende: daß alle wahre Christusconfessionen das apostolische Symbolum: „Ich glaube an Gott den Vater — und an Jesum Christum seinen Sohn — und an den heiligen Geist“ ꝛc. gemeinschaftlich ohne Gewalt bekannten, und eben deßwegen in der Hauptsache immer eine einige allgemeine Kirche ausmachten, und die Hauptwahrheiten der Bibel stets mit gleicher Unfehlbarkeit ohne gemeinschaftliches Tribunal der Exegese verstehen konnten; und endlich ist es offenbar, daß nichts ohne Ausleger klärer seyn kann, als die Lebensregeln der Schrift. Die Kirche kann aber ächte Auslegerin nicht durch sich, sondern durch den Geist seyn, und dieser ist allen Gliedern der Kirche verheißen (vgl. hier z. B. das Gebet Pauli Ephes. 1, 17). Wer aber in Geistessachen nicht aus dem Geist, sondern bloß aus menschlicher Vernunft erklären will, und wer das gemeinschaftliche Glaubensbekenntniß nicht unumwunden nachsprechen kann, der gehört nicht mehr zu der Christengemeine, und folglich bemüht man sich umsonst, an ihm zu beweisen, daß ein Christ ohne Auslegungstribunal irre gehn, die Schrift verunstalten und zum Unheil verkehren müsse; wahre Christen haben sie im Ganzen immer recht verstanden, Römer und Griechen, Lutheraner und Reformirte, Copten und wie sie auch heißen. Hätten sie sich aber ihrer Schwachheit beschieden, so hätten sie nicht gestritten über Dinge, die sie nicht begreifen konnten noch sollten; und hätte irgend eine Kirche durchgängig den vollesten Verstand gehabt, so hätte sie viel eher das Wunder allgemeiner Ueberzeugung gewirkt, als Beystimmung in ihre Auslegung dunkler Wahrheiten durch Zwang erstrotzen mögen. — Was sollen wir aber sagen, wenn man uns hier und anderwärts, um etwas zum Vortheil der Römischen Kirche zu

beweiſen, Kirchenväter citirt, welche lang vor dem 7. Jahrhundert gelebt haben? und ſo oft ſie vom Staat Gottes, von der Kirche und vom Katholicismus der Kirche reden, es dreiſt auf die Bonifazisch-Gregorianiſche Kirchenmonarchie anwendet? Lieber, wo blieb doch das katholiſche Chriſtenthum äußerlich in Wirklichkeit, als eine Specialkirche ſich für die alleinig rechtglaubige erklärt hatte? — Ueberall aber kann (5.) die Tradition (S. 71 f.), auch die aus der früheſten Kirchenzeit angeblich herſtammende, nicht ſo viel verſchlagen, daß wir, weil ſie da iſt, und nicht weil ſie gut und probehaltig iſt, ſie billigen müßten. Die Tradition, für die der parabere Leſſing umſonſt aufgerufen wird (S. 72; indeſſen iſt es charakteriſtiſch, daß Odilo unaufhörlich mit Autoritäten ficht), iſt ein Fluß, der in ſeinem Lauf außerordentlich viel Unrath von allen bewohnten Orten aufnimmt, bey denen er vorbeyfließt. Dieſes Gewäſſer durch das Filtrum der Wahrhaftigkeit zu läutern, iſt nur das Werk der Allwiſſenheit; und darum, nicht weil er die Tradition von Grund aus verwirft, aus der er ja die Sonn- und Feſttagsfeyer, die Copulation und Anderes hat, geht der Proteſtant vorſichtig mit ihr um, und prüft ſie nach dem geſchriebenen Wort, welches laut der fleißigen Bemühungen der Kritiker ſich wunderbar rein erhalten hat. Gegen das umgekehrte Verfahren findet er ſich im Jüdiſchen Phariſäismus treu gewarnt, und wenn Paulus (Gal. 1, 8) ſagen darf: „So auch ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders — der ſey verflucht“: ſo darf er gewiß ſagen: Wenn auch ein heiliger Mann mir etwas berichten wollte, was ich im Lichte der Schrift und des verheißenen Geiſtes J. C. bezweifeln muß, ſo will ichs nicht annehmen. Und nur dann iſt er der Ausſchließung würdig, wenn er ſagen kann: Die augenfälligen Grundlehren der Schrift, und was den bezeichnenden Glauben des Chriſten ausmacht, will ich nicht und nicht ſo annehmen, wie die Väter ſie verſtanden, und wie ſie es geglaubt haben. Wer wird übrigens nicht die Kirchenväter

ſchätzen, wo ſie ſchätzbar ſind? Wenn aber Irenäus (S. 74) ſagt: Quid autem, si neque apostoli quidem scripturas reliquissent, nonne oportebat ordinem sequi traditionis? ſo ſtellt er hier etwas als willkührlich hin, was doch die Apoſtel nach Gottes Willen gar nicht laſſen konnten, wie er anderwärts ſelbſt erkennt; und wenn Leſſing hinzuſetzt: „Ich kann unmöglich taub ſeyn, wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unſere Reformatoren unter dem ihnen ſo verhaßten Namen der Tradition viel zu viel weggeworfen haben," ſo antworten wir ihm: Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts haben allerdings gar Manches weggeworfen, was ſie nicht verſtanden; aber laſſet uns nicht blind ſeyn, zu ſehen, daß ſie es eben darum wegwerfen ſollten, damit nicht neben dem wenigen Guten, ſo daran war, das viele Falſche ſtehen bliebe, auf welches man ohne dieſe Ausrottung zuverläſſig zurückgekommen wäre. Die weſentlichen Glaubenslehren ſtellten ja eben dieſe Reformatoren wieder in ihrer Reinheit her, als die Kirche ſelbige meiſt ſehr ſchlecht, und von dem guten Uebrigen allermeiſt ſo wenig wie die Reformatoren verſtand. Der Nechuſchtan oder die eherne Schlange Moſis ſtand lang als ein heiliges Wunderbild der Vorzeit; weil man ihr aber opferte, ſo mußte Hiskias ſie zerſtören. Die Verdorbenheit und der Mißbrauch der Tradition machte es nöthig, daß Gott die neugebildete Kirche, während ſie manche Wahrheiten noch nicht ganz haben ſollte, weil ſie ſie nicht ertragen hätte, auf das geſchriebene Wort allein, gleichſam als neue Karaitin, beſchränkte. Wenn nun dieſes geſchriebene Wort, welches mit ſeinem Geiſte ſich ſelber Tribunal, Schiedsrichter, Schlüſſel, Commentar iſt, ſelber als göttlich verworfen, oder (S. 75) „durch die Kunſt der neuen Exegeſe wankend" gemacht wird in ſeinen Hauptſäulen, ſo tritt ein ganz andrer Fall ein: die Urheber hievon haben ſich ſelbſt excommunicirt, und gehen ſammt ihrer Lehre den Chriſten nichts mehr an. Alles hierüber folgende im Gaſtmahl iſt hiemit beantwortet. — 6) Die Meſſe (S. 79 ff.). Hiebey will Odilo

ebenfalls zeigen, daß die Proteſtanten ſich viel zu weit von den Grundſätzen des Stifters ihrer Kirche entfernt haben. In Betreff der weſentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn im Abendmahl hat er unſtreitig Recht; auch kann hinzugefügt werden, daß viele Reformirte ſich wegen des Bedeutens irrig auf Calvin berufen, da ſie vielmehr in dieſem Stück Zwingli's Meinung angenommen haben. Aus der Stelle von Luther (S. 80. 81) über die Meſſe, als den von Gott anſtatt des Levitiſchen Cultus eingeführten Gottesdienſt, möchte jedoch nicht ſo viel fließen, als Odilo will, da Luther unter Missa mit mehrerm Recht die Feyer des Opfertodes Jeſu in der ſchriftgemäßen Austheilung des heil. Abendmahls verſtehen konnte, als die Römiſch-katholiſche Kirche das Meßleſen. Man vergleiche nur im andern Citat (S. 84) ſeine Worte: „das heilige Sacrament des Altars, das man zu Oſtern und ſonſt im Jahre gereicht hat" — wo unter den Stücken, die in der katholiſchen Kirche unter dem Pabſt geblieben ſeyen, und ſie als eine Chriſtenkirche darſtellten, weiter der Meſſe nicht, aber wohl des Raubes der einen Geſtalt gedacht wird. Im Ganzen aber ſtimmen wir auch hier mit Odilo, daß Luther ſeine Meinungen mehrfach geändert, und leidenſchaftlichen Verirrungen um ſo ſtärker unterworfen geweſen, je brennender ſein Eifer für die Wahrheit war. Uebrigens hat noch kein rechter Proteſtant auf ſeine Reformatoren, oder gar auf einzelne Aeußerungen von ihnen geſchworen; es liegt eben hierin eine nicht genug verſtandene Beſcheidenheit des Proteſtantismus, daß er nicht ſich oder ſeinen Stiftern, wie der Romanismus ſich oder dem Pabſt, ſondern lediglich dem Worte Gottes, als dem Grund der Kirche, volle Untrüglichkeit zuſchreiben darf. 7) Die Fürbitte und Verehrung der Heiligen. Luther erklärte ſich anfangs für das Anrufen und Ehren der Heiligen, doch nicht, als ob ſie Macht und Gewalt hätten zu gewähren, ſondern als Fürbitter, und ſo daß man Gott durch ſie anrufe und ehre, hingegen im 21. Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion

wurde die Anrufung der Heiligen verworfen, und auf das bloße Gedenken derselben eingeschränkt. — Wenn Odilo mit Andern es Luthern bey dieser Gelegenheit zum Vorwurf macht, daß er den Weg nicht gekannt, den er zu gehen gehabt, und nicht nach einem gewissen Plan gehandelt habe: so ist zu verwundern, daß man sich vorstellt, das Reformationswerk habe nach einem menschlichen Plan, oder gar nach einem Plan Luthers, angefangen und gemessen werden können. Fürwahr, man erwägt die Verhältnisse übel. Die Sache ist, daß die Vorsehung sich eines kräftigen, uneigennützigen, großherzigen, aber mit den gegenüberstehenden Fehlern behafteten Menschen bediente, welcher geradehin den Einen, ihm unentbehrlich gewordenen Gedanken der evangelischen Wiedergeburt der Kirche verfolgte, und durch planloses Vertrauen auf Gottes Allmacht die feinsten und umfassendsten Anschläge verschmitzter Gegner vereiteln konnte. Viel gerechter in Menschenaugen erscheint daneben die zaghafte Sanftmuth Melanchthons; aber die sollte nur als beygemischtes Wasser den Feuerwein dämpfen; an sich war sie eine schlechte Herzstärkung für die Umstände, und während der Reformator des 16. Jahrhunderts durch seinen Glauben fürchterlich seyn mußte, so wäre sie allein der Römischen Politik bloß lächerlich gewesen. 8) Fegfeuer, Reliquien u. dgl. Auch darüber erklärte sich Luther zu verschiedenen Zeiten verschieden. — Odilo geht nun zu den Puncten über, „in welchen die neuen Protestanten sich von den ersten ganz entfernt haben." Hier thut er einen Raritätenkasten auf, dessen Inhalt sehenswerth ist, wenn man ihn nicht vorhin schon kennt; und von hier an haben wir nichts beyzufügen, als erstlich den Wunsch, daß Jedermann, dem es nicht schaden kann, diese Parthie des Gesprächs mit wachen Augen lesen möge, und zweytens die wiederholte unumstößliche Bemerkung: daß diejenigen Protestanten, welche sich von wahren, von den wichtigsten, oder gar von allen christlichen Glaubensartikeln der ersten Protestanten entfernt haben, eben deßwegen keine Protestanten mehr sind. Sie bilden eine eigene,

vom Chriſtenthum angeſchienene Secte; und man tritt den Proteſtanten zu nahe, wenn man ſie nach ihrem widerchriſtlichen Syſtem beurtheilt. Sollte es aber gar ſo weit gekommen ſeyn, daß ein Odilo fragen könnte, wo denn die rechten Proteſtanten ſeyen? ſo dürfen wir verſichern, daß ihrer verhältnißmäßig wohl eben ſo viel in den Tagen des Unglaubens zu finden ſind, als rein katholiſche Seelen übrig waren in den Tagen, wo der Druck eines hierarchiſchen Aberglaubens ihr Daſeyn verdunkelte. Und dieſe Proteſtanten folgen der Wahrheit ohne kirchliche Autorität und Tradition. Um jedoch dem guten Abt, der hier wacker für den Glauben kämpft, auch ein Gegenſtück aus ſeiner Kirche zu geben, ſo empfiehlt Rec. ihm (inſonderheit zu S. 109 oben) die Predigt, die ein ſäculariſirter Mönch vor kurzem über einen Spruch — Epikurs gehalten hat, worin die Heiden den Chriſten ganz gleich geordnet, und zuletzt unterm Amenſagen gewünſcht wird, daß wir den Weiſen des Chriſtenthums und des Heidenthums immer ähnlicher werden möchten; Thema war der Gebrauch und Genuß des Lebens, und gedruckt hat ſie geſtanden in den erſten Monaten der ſüdteutſchen Miſcellen von dieſem Jahr. Erfahrenere können ihm vielleicht mehr der Art nennen. — Bald darauf (S. 149) ſtößt man wieder auf die unreifen Urtheile Luthers über einige Bibelbücher, Urtheile, mit denen der beſte Proteſtant grade am wenigſten einverſtanden iſt, die er aber auch bedecken und vergeſſen darf, weil Luther ſelbſt ihm keine Glaubensregel iſt. Daß (S. 151) die Augsburgiſche Confeſſion in der Concordienformel sui temporis symbolum genannt wird, und Melanchthon ſchreibt, die Glaubensartikel müßten zum öftern geändert werden, iſt (Schwachheit abgerechnet) im Geiſte der proteſtantiſchen Beſcheidenheit, und ſagt weit etwas Anderes, als man theils folgern könnte, theils jetzo wohl erfolgt iſt. Odilo ſelbſt beſtimmt die damit gemeinte Perfectibilität recht gut durch das Wachſen in der Erkenntniß, das eben durch den Proteſtantismus im Verhältniß zu den „traurigen Jahrhunderten“ ſo allgemein

erleichtert iſt, und das ſo unſelig verkehrt angewandt wird, wenn man nicht in Gott hinein, ſondern in die ſinnliche Vernunft heraus wächſt. Indeſſen iſt ja auch das ein Kraftwort Luthers: „Die Welt iſt wie ein trunkener Bauer; wenn du ihn von der einen Seite aufs Pferd hebſt, ſo fällt er zur andern wieder herab.“ Die ſchönen Zeiten des Proteſtantismus waren die nach geendigten Religionskriegen, und weiter ins 18. Jahrhundert hinein; hier wurde die Reformation gleichſam vollendet. Sie ging, mancher Zwiſte ungeachtet, in den reinen Katholicismus ein, der auch Evangelismus und Apoſtolicismus iſt, und die Meinung der Reformatoren geweſen war. Da aber die Religion und das Wachsthum in ihr ein Unendliches iſt, ſo entfernt ſich das Ziel im Fortſchritt immer weiter; nur muß man es nicht da ſuchen, wo es ſich endlich in Deismus, Naturalismus und Atheismus auflöst. Daher iſt objectiv wahr und ſubjectiv falſch, was (S. 156) Ständlin ſagt, die Religionswahrheiten könnten niemals fortſchreiten, nie verändert werden, kein männliches Alter erreichen; wer von Perfectibilität der Dogmen einer geoffenbarten Religion ſprechen könne, der verfehle durchaus den Charakter einer Offenbarung. Dieß verſteht ſich von einer Seite ſo gewiß von ſelbſt, als wir nicht Schöpfer Gottes und ſeines Reichs ſind; andrerſeits aber kennt die wahre Erleuchtung, folglich die Einſicht in den Verſtand der Dogmen, die an ſich ſtehen bleiben, keine Grenze. Daher iſt der Proteſtantismus auch ungebunden, ehedem verkannte Dogmen wieder aufzunehmen, wovon ſich unten Beyſpiele zeigen werden. Schließlich ſagt unſer Verf. zwar, die neuen Reformatoren hätten „den Proteſtantismus aus dem Proteſtantismus hinausgefegt,“ erinnert jedoch beyläufig an die Verſe Luthers

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und keinen Dank dazu haben! —

Und hiemit endigt ſich der erſte Abend.

Am folgenden wird Theoduls Gaſtmahl, gemäß Einla-

dung und Abrede, erneuert. Nicht durch politiſchen Zwang, meint Odilo, ſondern durch Gottes Lenkung der Gemüther, ſoll die Kirchenvereinigung Statt haben, und dazu ſcheint er ihm nach der ganzen, beſonders gegenwärtigen Lage des Proteſtantismus die Wege ſelbſt zu ebnen; da die Proteſtanten ſich ſo weit von den erſten Grundſätzen entfernt, ſo könne dieſes in andrer Hinſicht auch geſchehen: „les extrèmes se touchent.“ — Auf dieß letzte antworten wir: Leider ja! Die unwiſſendſten und unglaubigſten Proteſtanten äußern, wenn ſie Gefühl und Einbildungskraft haben, den allerſtärkſten Hang zum Romanismus. Bekehrung aber kann dieß auch der Katholik nicht nennen, weil es bloß Reiz des Geſchmacks und eine Art von religiöſer Verzweiflung iſt. — Odilo fährt fort: Schon in der erſten Einrichtung des Proteſtantismus liege der Keim zu ſeinem Verfall und zu ſeiner gänzlichen Vernichtung, weil ein Object des religiöſen Cultus fehle, das die Menſchen zu beſtimmten Zeiten und an gewiſſe Oerter nothwendig zuſammenbringe, und wo Handlungen vorgenommen werden, die von Niemand anders, als von Dienern der Religion vorgenommen werden können; der proteſtantiſche Gottesdienſt beſtehe allein in Geſängen, im Predigen und Ableſen gewiſſer Gebete, und es ſey natürlich, daß derſelbe bey dieſer Einrichtung allmählig ſehr in Verfall gerathen und endlich ganz aufhören müſſe. — Wenn wir nicht den Vorwurf der Intoleranz fürchteten, indeß wir uns der Bruderliebe zu den Chriſten aller Confeſſionen bewußt ſind, ſo könnten wir hier ſtarke Dinge entgegnen. Nur ſo viel: der Romanismus zeigt ſich von dieſer Seite ganz beſonders als eine Wiederherſtellung des aufgehobenen Levitismus, der für natürliche, ſteinerne Herzen war, da das Chriſtenthum neue Herzen ſchaffen ſoll; ferner: die proteſtantiſchen Kirchen haben Handlungen, die nur von Religionsdienern vorgenommen werden, ſie haben ihren Vereinigungspunct am Tiſch des Herrn, ſie waren Jahrhunderte lang gedrückt voll ohne Sonntagszwang, und leeren ſich nur in der Maaße, als ihre einzelnen Geiſt-

lichen geistlich zu lehren aufhören. Hierin, und im allgemeinen Unglauben und Indifferentismus der Zeit, liegt der Keim des Verfalls, nicht im Protestantismus selbst, welcher ewiger als irgend eine Kirchenform ist, weil er mit den wahren Katholiken nur Ewiges will, und nach einem unvergänglichen Vereinigungsorte trachtet. Seinem Gottesdienst auch äußere Reize zu geben, dazu ist wenigstens dem Lutheraner kein einziges gutes Mittel versagt. Odilo, der im Verfolg dieses Puncts immer die menschlich schlimme Seite hervorwendet, um den Grund des langen Bestandes des Protestantismus zu erklären, hat darüber zuverläßig die göttliche Seite vergessen. — Hierauf kommen wir (S. 176) zur Kirchenpolizey, deren Vernachläßigung gewißlich vom Zeitgeist herrührt, und wobey viel Treffendes gesagt wird; doch daß wir weder, was hier in der Römischen Kirche vermöge desselben Zeitgeistes vorgeht, übersehen, noch aus jener Unordnung die Nothwendigkeit eines Pabstes für die Protestanten folgern. Sollte wirklich der Protestantismus „im Innern und Wesentlichen seiner Verfassung schon aufgehört haben" (S. 184), so versichern wir den Abt, daß er in den Herzen der wahren Protestanten so wenig, als in den Herzen der katholischen Katholiken aufgehört hat; denn diese beyden sind, waren und werden seyn — Eins. Der Name der Protestanten, der einen Widerspruch bezeichnet, sagt (neben seinem historischen Ursprung) dem wahren Verstande nach nur, daß sie gegen Alles protestiren sollen, was sie und die Kirche überhaupt nicht will wahrhaft katholisch seyn lassen. Sie verlangen den katholischen Geist der ersten Kirchenzeit. — Daß der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist (S. 187) und Andachtserweckungen durch die Sinne ihm gegeben werden sollen, haben unter den protestantischen Gemeinen sogar die reinsten mit am stärksten bedacht; es ist eine Hauptaufgabe für den einsichtigen Kirchenvorstand, welcher auf der keuschen Linie der Gemüthserhebung, die zwischen Leerheit und Zerstreuung liegt, zu bleiben versteht. Das tägliche Meßopfer (S. 189) ist dazu nicht nöthig, dessen aposto-

lische Gesetzmäßigkeit man dem Protestanten nie einreden wird, wenn er auch zugeben kann, daß es dem Katholiken als eine erbauliche Verstellung der Passion wohlthue; ihm auch nie einreden, daß es vor dem 6. Jahrhundert und Gregor I. in seiner jetzigen Form im Abendland eingeführt gewesen, obschon Odilo so kühn ist, zu vermuthen, es müsse seiner Allgemeinheit und seines Alters wegen von Christo und den Aposteln selbst eingesetzt seyn. Diejenigen Protestanten, die gar kein Aeußerliches wollen, sind ohne Zweifel irr, sowohl von Seiten des Bedarfs des Menschen, als der christlichen Freyheit. Aber auch hier wurden die Reformatoren mit Aengstlichkeit angethan, und durften das Unwesentliche zerstören, damit der Mißbrauch nicht bliebe. Es kommt wahrscheinlich dafür eine andre Zeit. Dann wird auch die Kirche ihre Mannheit erhalten (S. 196), die aber wahrlich! in den „traurigen Jahrhunderten" nicht da war; dann wäre es auch so unmöglich nicht, daß von einer disciplina arcani (s. S. 197) wieder die Rede wäre, und die Theokratie wird die Kunst heiligen und neu gebären (S. 198), und die Kunst wird unter ihren Engeln seyn. — Auch die große Abhängigkeit und Herabwürdigung der Geistlichen (S. 199) wird aufhören; unter der Voraussetzung, daß sie die Unabhängigkeit ertragen, und ihre Würde geistlich behaupten wollen. Der Unterschied hiezwischen und zwischen klerikalischer Hoffarth möge sich nie wieder in in den Augen des Christen verdunkeln, dessen höchster Stolz die größte Demuth seyn muß. — Die wunderliche Rede eines gewissen, sonst wohlmeinenden protestantischen Theologen: „daß Taufe und Abendmahl nicht wesentliche Stücke des äussern Cultus seyen" ꝛc., wird (S. 206 ff.) mit Recht belächelt und bedauert, aber die sichtbare Kirche, ungeachtet der Stelle aus Irenäus (S. 209), wo doch nicht einmal Petrus als erster Bischof von Rom, sondern Petrus und Paulus als Stifter der Kirche Roms erscheinen, unrichtig mit dieser, nämlich mit der spätern päbstlichen Kirche, für gleichbedeutend angenommen. Die unsichtbare Kirche, an welche der Protestant

glaubt, kann nicht aufhören sichtbar, wenn auch in verschiedenen Confessionen, zu seyn, sofern sie wirklich auf Erden ist und einen sichtbaren Gottesdienst hält. Aber an Rom oder Korinth ist sie unmöglich gebunden, und wenn Irenäus die Gemeine Roms im 2. Jahrhundert wegen ihrer Ansehnlichkeit und lautern Ueberlieferung allen Glaubigen als Vereinigungsplatz empfehlen konnte, so geschah es im Gegensatz der damaligen häufigen Häresen, gegen die er schrieb, besonders der Valentinianer, die sich doch auch nach Rom selbst erstreckten, und sagt so wenig für das Supremat recht der nachher verdorbenen Römerkirche und ihres Bischofs, als wir die wahre Kirche jetzo noch zu Jerusalem zu suchen haben, weil nach Luc. 24, 47 dort der Anfang der Predigt gemacht wurde, und gewiß die reinste Lehre war. Das Haupt aber (S. 211) der Gemeine ist Christus, und Keiner mehr. Klagen auch selbst Reformatoren (S. 213) über die traurigen Folgen ihres Werks, und scheinen den Umstoß des päbstlichen Ansehns zu bereuen, so war ihnen und den übrigen bessern Protestanten dieser Schmerz gesund, um sie erkennen zu lehren, daß was ein Mensch auch mit Gott Unumgängliches thut, es doch immer wieder zum Bösen ausschlägt, wenn Gott nicht fortwährend Alles in Allem erfüllet. Das Joch Roms konnten die Reformatoren und ihre Verbundenen abschütteln zum Besten einer halben Welt; aber den heiligen Geist konnten sie nicht der Menge geben, die sie freygemacht hatten, und die hierarchische Kette, die ihn unter dem Pabstthum ersetzen mußte, nun selbst in die Hand zu nehmen, war weder möglich, noch recht. Es mußte ja erst eine neue Christenheit erzogen werden. — Daß nach S. 215. 228 ff. der Protestantismus nur noch bloß dem Namen nach existirt, ist unwahr, wenn auch die entschiedene Mehrheit der protestantischen Theologen unchristlich seyn sollte; und daß um solcher willen und für solche der Protestantismus aufhören möchte, haben wir selbst schon oben befürchtet. Schon ist (S. 217) der Zusammenhang unter dem protestantischen Religionskörper äußerlich aufgelöst,

und ist ein warnender Vorbote. Daß nun dagegen eine äussere Verbindung aller Protestanten zu einem synodischen Kircheuregiment wünschenswerth wäre, ist unsere Meinung; damit aber einerseits weder die Vernunft fortwilderte, noch andrerseits der geistliche Mensch (nach Luthers Ausdruck, S. 218 u. 1 Cor. 2, 15) oder der Geist gedämpft würde (1 Thess. 5, 19), so müßte sich die protestantische Christenheit über ein, dem apostolischen ähnliches Symbolum, das nur die wesentlichsten Offenbarungslehren kurz zusammengriffe, vereinigen, und die Synode Alles untersagen dürfen, was ihm nicht gemäß ist; jeder Nichtbekenner desselben aber würde sich sofort selber von der Gemeine ausschließen. So würde die beregte äußere Desorganisation sich unter der Obhut des weltlichen Arms herstellen. Ob dieser Vorschlag ausführbar sey, überlassen wir gern denen, welchen es zusteht, ihn ins Werk zu richten oder zu verwerfen. Wenn es aber den Protestanten auch hiebey noch an einem authentischen Ausleger Bibel fehlen könnte (S. 222 ff.), da sie doch den Geist der Wahrheit haben können, der in alle Wahrheit leitet: so sind sie unstreitig befugt, sich eine Hildebrandisch-Leonische Pabstheit als Stellvertreterin zu verbitten. Daß daher die wahren Protestanten, deren ungleich mehr existiren, als Odilo zu wissen scheint, sich nie an die bestehende feste (Römische) Religionssocietät anschließen werden (S. 233), um in sie absorbirt zu werden, darauf darf man rechnen; zumal da viele Glieder eben dieser Societät längst begriffen haben, was die Reformation sollte, und da diese Societät selbst jetzo von den Grenzen eines anarchischen Zustands nicht allzu fern ist. Die naturalistischen Neologen arbeiten sich dem Romanismus in die Hände (ebendas.), und die Poeten tragen sie mit Flügeln ihm zu. Aber die wahren Christen kennen nicht Rom, noch Wittenberg, und „verachten christlich groß des Bibelfeindes Spott," wie die Lockungen der Proselytenwerber. Weder Bossuet, noch Leibnitz (S. 237. 238), noch irgend eine Autorität der Erde geben sie an. Sie erkennen den Kanon der Schrift (S. 240),

weil er alle äußere und innere Kriterien der Aechtheit für sich hat, und lassen die Lehren gelten (ebendas.), welche dem Kanon gemäß sind. Sie wissen, daß von der eigentlichen innern Lage des Protestantismus (S. 244) Abt Odilo nichts weiß, und kennen ein Corpus evangelicorum, das weder nach kostbaren Monstranzen noch nach Klostergütern (S. 245) lüstern ist. Die Fortschritte vieler Theologen zum Naturalismus (S. 247) sind ihnen nur eine Häresis oder Absonderung von der Gemeine, die noch übrig ist, wo nur noch Zwey oder Drey in Jesu Namen versammelt sind. Eben das, daß der Protestant nicht gezwungen ist, diese oder jene oder überhaupt eine Kirche zu besuchen, sichert die Fortdauer seines bessern Glaubens, wenn seine äußere Kirche entartet ist; er kann, wenn er will, Priester in seinem Hause seyn. Auf einem allgemeinen Concilium aller protestantischen Theologen zur Herstellung der Ordnung (S. 252) würde zuerst wahrscheinlich ein Schisma oder mehrere Schismen entstehen; das könnte aber nur Gewinn für die wahren Protestanten seyn, und sie würden die übrigen in Friede fahren lassen. Mehrheit der Stimmen (S. 253) könnte bey einer so gemischten Synode vor der Scheidung gar nichts fruchten. Mit der Brüdergemeine (S. 254) wird, wenn sie nicht geeignet ist, eine große Schaar von Mitgliedern aufzunehmen (S. 255), die gereinigte protestantische Hauptgemeine in brüderlicher Uebereinstimmung leben, und mehr braucht es nicht, da beyde ohne Widerspruch für sich da seyn können. — S. 257 gesteht endlich Odilo ein, daß „der Poltergeist des Philosophismus" auch in seiner Kirche sein Wesen treibt, hofft aber, der vielen Säcularisirungen und Einziehungen des Kirchenstandes ungeachtet, daß diese Bedrängnisse seiner Confession nur vorübergehend seyn werden. Recensent glaubt, er habe nicht falsch geweissagt. Odilo ist hiebey so rechtschaffen, daß er (S. 261) frey bekennt: „er glaube nicht an ein Complott der Protestanten zum Untergang des Katholicismus, das kürzlich ein katholischer Zionswächter in Bayern der Welt angekündigt habe" ꝛc.

Wenn er sich aber (S. 262. 264) mit dem Ausruf: Fundata est super petram firmam, und portae inferi non praevalebunt adversus eam! tröstet: so wird er uns erlauben, selbigen sowohl mit den Reformatoren gegen die Römische Hierarchie, als mit den wahren Katholiken gegen die Naturalisten anzuwenden. Denn er gilt nicht der Kirche Roms, sondern der Kirche Jesu Christi. Daß Odilo immer wieder aufs Kirchenhaupt kommt (S. 264), ohne das rechte Haupt anzugeben, thut uns wahrhaftig leid für ihn. Denn dieses ist doch wohl eine so große Bibelvergessenheit, als die von ihm gerügte neologische. S. 265 werden die Vorzüge der Römischen Kirche erhoben, worüber wir viel zu weitläufig seyn müßten; und zu S. 266 ist es merkwürdig zu gedenken, daß der Philosophismus, der endlich die Französische Staatsumwälzung hervorgebracht hat, nicht aus der protestantischen Kirche (so gern der Verf. die Hugenotten hineinzuziehen liebt), sondern aus dem Schooß des Katholicismus hervorgegangen ist. Das heißt: der wahre Protestant, im Besitze seiner Religionsfreyheit, ist nie Kirchen- oder Staatsumwälzer; seine Kirche kann er nöthigenfalls sogar meiden, andre Kirchen duldet er, und politischen Einfluß sucht er nicht, gehorcht vielmehr der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; manchem denkenden Katholiken aber sollte damals eine Kirche aufgezwungen seyn, die er nicht achten zu können glaubte, und er glaubte bey seinen übrigens frivolen persönlichen Grundsätzen, keine Wahl zu haben, als sich in ihrem innig zusammenhängenden Gebäude zu begraben, oder es von Grund aus umzureißen. Dieß ist auch die Geschichte gewisser verwandten Ereignisse in Teutschland. Und was reif war, das fiel. Nie werden also wahre Protestanten, „um dem Naturalismus zu entgehen, sich mit der katholischen Kirche vereinigen," auch wenn sie nicht zu besorgen hätten, „daß es nächstens in derselben eben so, als bey den Protestanten aussehen werde" (S. 269). Sie kennen einen sicherern Weg: die Kirche, wohin sie sich flüchten, ist in ihrem Herzen, und in der Gemein-

ſchaft Gleichgeſinnter, die ſie in ihrem Credo bekennen. — Nun folgen noch einige Lehrpuncte, welche der Kirchenvereinigung nur ſcheinbare Hinderniſſe in den Weg legen ſollen. 1) Die Verehrung der Heiligen, Bilder und Reliquien (S. 271 ff.). Der ſogenannte Cultus der Märtyrer und Heiligen, ſagt Odilo, gehöre ſchon zur erſten Kirche, ins 2. und 3. Jahrhundert. Er rechnet aber auch dahin, daß man bey ihren Gräbern Gottesdienſt gehalten und ihren Todestag gefeyert, was denn nichts Neues, was löblich, und was dem Proteſtanten keineswegs zuwider iſt. Die Abgötterey jedoch, die man in der Römiſchen und Griechiſchen Kirche ohne Verbot der Obergewalt mit der Verehrung der Heiligen getrieben, läugnet endlich ſelbſt Odilo nicht (S. 280); und geſetzt, der begehe keine Sünde, welcher die Heiligen um ihre Fürbitte bey Gott anſpricht, ſo wird man uns auch einräumen müſſen, daß der nicht übel thut, welcher mit Vorbeygehung der Heiligen ſich unmittelbar an Gott und an den einzigen Mittler zwiſchen Gort und den Menſchen wendet (εἷς γὰρ θεὸς, εἷς καὶ μεσίτης θ. κ. ἀνθρ. 1 Tim. 2. 5). Uebrigens glauben die Proteſtanten nicht nur 2) an eine Gemeinſchaft der Heiligen (S. 278), ſondern auch 3) an eine heilige katholiſche (allgemeine) Kirche (ebend.), zu der ſie mit gehören, und von der die ächt-chriſtlichen Glieder der Kirche Roms eine anſehnliche Parcel ausmachen. Man drückt es auch wohl aus: eine heilige chriſtliche Kirche, was daſſelbe iſt. Der Proteſtant verehrt die verſtorbenen Heiligen mit herzlichem Liebesgedächtniß, und läßt ſich das Leben heiliger Seelen aus der katholiſchen Kirche zum Spiegel ſeines Glaubens und Wandels dienen. Er iſt hierin recht Auguſtiniſch und Hieronymiſch (S. 282) geſinnt. Die Wunder, die in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, als der reinen Glaubensperiode, durch die Heiligen geſchahen (S. 283), läugnet er nicht, weil ſie die Verheißung Chriſti für ſich haben, und daher dem lebendigen Glauben nie unmöglich ſind. — Aeußerſt gerecht ſagt Odilo (S. 284) zu Hulbrich

von Stetten: „Iſt man bey uns, wenn Sie ſo wollen, abergläubiger als bey Ihnen, ſo iſt man dagegen bey Ihnen ungläubiger als bey uns. Auf welcher Seite mehr Nutzen iſt, möchte wenigſtens noch nicht entſchieden ſeyn.“ Er ſetzt hinzu, daß Bilder und Reliquien zu den unweſentlichen Stücken (adiaphoris) der katholiſchen Kirche gehören; und Rec. glaubt gegenſeitig, daß der ächt-religiöſe Gebrauch guter Bilder von unverkennbarem Vortheil ſey. Die Himmelfahrt Mariä wird hiebey (S. 288) als assumtio und κοίμησις (Ruhegang), auch pausatio und dormitio, von der Himmelfahrt Chriſti, als ascensio, wohl unterſchieden; wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß die Maler Marien leiblich haben in Himmel fahren laſſen, und das Volk dem Bild und nicht deſſen Verſtande geglaubt hat. Sie hätten es, wider Odilo's Meinung, anders machen können, haben's auch wohl anders gemacht. 4) Die Anbetung der Hoſtie wird durch die Vorausſetzung der Gegenwart Chriſti bedingt (S. 290). Der Proteſtant betet ebenfalls den an, der gegenwärtig iſt in dem Augenblick, wo er ſeinen Leib und ſein Blut (nach Joh. 6, 55) genießt, vermeidet aber, ſich in Fragen zu verſteigen, die nach ſinnlichen Vorſtellungen und in darnach geprägten Ausdrücken gar nicht beantwortet werden können — als der alleinigen Quelle aller unſeligen Streitigkeiten über das Abendmahl. 5) Das Fegfeuer (S. 291 ff.). Wir haben nicht das mindeſte dagegen, daß ein Reinigungsſtand nach dem Tode gelehrt wird, den die Schrift ganz beſtimmt ſelber lehrt, und ohne den die Lehre von Seligkeit und Verdammniß den größten Widerſprüchen unterliegt. Die Reformatoren aber mußten Alles haben gegen wiſſentlich erſonnene Fegfeuersfabeln, und das Geldgewerbe, das mit ihrer Hülfe getrieben wurde. Weil ſie nun übrigens keine Meiſter der Geheimniſſe waren, noch ſeyn ſollten, ſondern zu reinigen hatten und Kinderſpeiſe zu bereiten (Hebr. 5, 12), und jene Lehre mehr denn Eine gefährliche Seite zeigt: ſo durften ſie ſie nach einer obigen Bemerkung im Glaubensbekenntniß auslöſchen, bis ſie ohne Schaden

reiner wieder aufgefriſcht werden könnte. Daher haben hernach ſchon frühzeitig proteſtantiſche Schriftſteller gründlich von dieſer Sache gehandelt, ohne ſich durch den vorläufigen Lehrſatz ihrer Kirche irre machen zu laſſen. 6) Die Communion unter Einer Geſtalt (S. 305 ff.). Luther war auch hier nicht immer gleicher Meinung, und verordnete dem Concilium zum Trotz (d. h. ſollte und mußte verordnen) beyde Geſtalten. Die Art, das Abendmahl auszutheilen, ſey übrigens bloße Diſciplinarſache. Es ſey anfangs den gefangenen Chriſten unter der alleinigen Geſtalt des Brods geſchickt worden, um Aufſehn zu vermeiden; man habe es unter ſelbiger verſteckterweiſe bey ſich aufgehoben und genoſſen, ganz kleinen Kindern aber unter der alleinigen Geſtalt des Weins gereicht. Mehrere Päbſte und Concilien hätten die ordentliche Darreichung beyder Elemente befohlen ꝛc. Bey einer Vereinigung werde man denen, die den Kelch begehrten, ihn zugeſtehn. 7) Das Kreuzmachen (S. 314). Hierüber iſt gut geſprochen, und wer es uns verargen wollte, wenn wir uns mit dem Kreuze ſegneten, was auch Luthers Katechismus befiehlt, möchte uns eben ſowohl andre unſchuldige, würdige und nützliche Gebräuche der Ueberlieferung, auch das Knieen verargen, das unter allen Stellungen der Anbetung die ſchicklichſte iſt. 8) Ueber Kleidung der Geiſtlichen, Proceſſionen, Litaneyen ꝛc. Verdient ebenfalls Lob. Aber wieder kommt der Abt 9) auf den Pabſt (S. 318 ff.), der nun mit der Deſpotie der Vernunft paralleliſirt wird. Der wahre Proteſtant weiß, daß nur die durch den Glauben erleuchtete Vernunft über Glaubenswahrheiten hell ſehen und entſcheiden kann, weil er ſeinen Geiſt wie ſein Herz von Wahrheit und Güte gefallen, verdorben und verdunkelt glaubt, und daß allein der Gott, welcher ihm urſprünglich eine beſſere Vernunft gegeben, ſie wieder reinigen und vergöttlichen kann. Dahin ſprechen auch die aus neuern proteſtantiſchen Schriftſtellern gut beygebrachten Stellen. Die Unfehlbarkeit des Pabſtes wird (S. 326) gleich Mehrerem, wie es ſeyn

ſollte oder dürfte, und nicht wie es war und genommen wurde, behandelt. Einem geiſtlichen Vater nach der Weiſe Melchiſedeks wollten wir gern gehorchen; ſolch einen Titel und Amt aber ſollte nur erhalten das der Gemeine geſetzte Haupt über Alles (Eph. 1, 22). Und dieß iſt die alleinige wahre Theokratie (S. 327), deren Statthalter auf Erden ein unſichtbarer, nämlich der Paraklet iſt (Joh. 14, 16—18. C. 15, 26. C. 16, 13). Infallibel iſt die allgemeine Kirche, ſo lange ſie dieſen Geiſt der Wahrheit hat, und ſie hat ihn, ſo lange ſie ihm nicht widerſtrebt (Apoſt. 7, 51). In ihr hat ihn aber nicht bloß eine Levitiſche Prieſterſchaft, ſondern jedes lebendige Glied an des Herrn Leibe. Denn wir ſind ſämmtlich das auserwählte Geſchlecht und die königliche Prieſterſchaft (1 Petr. 2, 9). Dieſer Unterſchied iſt wichtig. — Der Troſt gegen die Furcht vor päbſtlicher Deſpotie, der S. 329 gegeben wird, iſt für den Hiſtoriker gar keiner. — Eine Verbindung der weltlichen und geiſtlichen Obermacht nach ebend. ff. iſt wider den Begriff des Proteſtantismus. Der weltliche Fürſt iſt von Rechts wegen Mitglied und Beſchützer der Kirche, ihrer Rechte, ihrer geſetzlichen Ordnung und ihrer conſtitutionellen Glaubenslehre, nicht Pontifex maximus (S. 333). Man leſe das mancherley Gute, was auch nach katholiſchen Grundſätzen vom Verf. hierüber beygebracht iſt. Aber immer werden wieder für die Nothwendigkeit eines allgemeinen ſichtbaren Oberhaupts Autoritäten, und zwar proteſtantiſche angeführt, womit Odilo ſich viel vergebliche Mühe, uns die Inconſequenz der Schriftſteller bewundern macht, und eine obige Wahrnehmung über den Hang der Ungläubigen beſtätigt (ſ. S. 343). Vor dem Hinzukommen (des Zwangs) einer weltlichen Macht, um die Chriſten unter Ein Haupt und in Einen Körper zu vereinigen (S. 346), bewahre uns der, welcher Niemand zu ſeiner Wahrheit gezwungen hat; jedoch kann der Unglaube ſich ſelber dieß Gefängniß bereiten. Die Härten des Pabſtthums werden von S. 349 in einem milden Lichte darzuſtellen und die Schulden der Gegner zu enthüllen

gesucht, also daß wir uns nicht fürchten sollen. 10) Das Extra ecclesiam nulla salus (S. 355) — welches überall nur gebilligt werden kann, wenn es gleichbedeutend mit Apost. 4, 12 genommen wird — wird mit dem Anathema oder der Excommunication in Verbindung betrachtet, und Alles nach Recht und Ordnung (wie es seyn sollte) temperirt. Es wäre vortrefflich, wenn die Römische Kirche jederzeit mit Odilo nach S. 372 gesprochen und auch gehandelt hätte. Man vergleiche auch, was er S. 375 von dem Anathema des Tridentinischen Conciliums gegen protestantische Lehren selber zugibt; obschon sich zeigt, daß z. B. in der Lehre von den guten Werken Luther sich hart bis zur Irreligiosität ausgedrückt hat — gleichwie gegenseitig die Verdienstlichkeit der guten Werke nach afterkatholischen Grundsätzen das andre Aeußerste ist. — Auf die Weise soll man denn unter den Protestanten von den alten Vorurtheilen auch im Artikel von der Kirche zurückkommen, und die Hierarchie zurückwünschen (S. 379) — da der Protestantismus, gefährlicher als jede Ketzerey, das Ansehn der Kirche übern Haufen werfe, jede Irrlehre ins Heiligthum einlasse, und dann zu schwach sey, sie zu bekämpfen. Wenn wir jedoch pertinaces bleiben, so sind wir nach S. 381. 382 ganz gewiß haeretici. Auch erhält S. 383 des Prof. Sulzer Wahrheit in Liebe, wie natürlich, ihre Auszeichnung. Inzwischen trifft (S. 384) der Vorwurf wegen der allein seligmachenden Kirche die Römische als solche, alles von Odilo dagegen Gesagten ungeachtet (vgl. S. 385), so wie auch die Lutherische und reformirte, so oft sie dergleichen von sich geäußert und andre Confessionen verdammt haben; und zum Beweis dient, wie Huldrich von Stetten gar wohl einwendet, eben das Bemühen, „die Protestanten in den Schafstall der Römischen Kirche zu treiben." Ja dieses ganze Buch ist ein Beleg dazu. S. 386 behauptet Odilo von seiner Kirche: „Was unsre Väter vor 18 Jahrhunderten geglaubt haben, das glauben wir noch." — So werden wir denn „aus der verfallenen Hütte des Protestantismus in ein soliderers Haus"

eingeladen, und zuletzt noch eine prophetische Malerey auf Pergament mit Versen vorgelegt, Beauforts Project aber gänzlich verworfen.

Wir glauben bereits so viel geurtheilt und dargestellt zu haben, daß wir uns und die Leser weitläufiger Folgerungen füglich überheben können. Das Resultat des Ganzen ist, daß die Kirche eines allgemeinen sichtbaren Oberhaupts bedürfe, welchem die protestantische Confession sich zu unterwerfen habe, folglich wieder Römisch-katholisch werden solle. Auf die Art soll eine, wirklich absorbirende Kirchenvereinigung gestiftet werden, bey der doch das erste Erforderniß Odilo's, die Eintracht des Glaubens, nie zu erwarten, und völlig unmöglich ist, so lang die zusammentretende Masse entweder gar keinen Glauben, oder doch nicht den lautersten Glauben hat; daher diese und jede äußerliche Kirchenvereinigung unserer reinen Ueberzeugung nach noch zur Zeit nur die Mutter neuer Kirchentrennungen oder eines wachsenden Unchristenthums unter gleichförmiger kirchlicher Außenseite seyn wird. Jene Absorption ist nicht bloß der ausdrückliche Inhalt und Zweck dieses Buchs, sondern auch die durchschimmernde Meinung des Triumphs der Philosophie, eines ungleich besser geschriebenen Werks (wenn wir gewisse verdienstliche Hauptpartheien in Theoduls Gastmahl ausnehmen), das aber überdem die Eigenheit hat, daß es dem Jesuitenorden das Wort redet. Wir unsers Orts verkennen weder die Gelehrten, noch die Frommen, noch die Unschuldigen unter den Jesuiten, noch die Verdienste dieses Ordens überhaupt; aber da der Geist desselben constitutionsmäßig der eines geheimen Kriegs gegen den Protestantismus ist, so bedauern wir, wenigstens diesen Geist weder lieben noch loben zu können, und dagegen die Züchtigung des Ordens gerecht zu finden, wenn auch die Werkzeuge seines Falls ungleich schlechter gesinnt gewesen wären, als die Märtyrer, welche zuletzt seine Schuld in der Zeitlichkeit bezahlen mußten. Das ist in der Geschichte göttlicher Gerichte nicht ungewöhnlich, und das Aehnliche auch bey der neuern

revolutionären Züchtigung des ganzen Clerus vom Haupt bis zu den Ferſen, vorgekommen. — Wir müßen auch den Verf. von Thedulfs Gaßmahl bitten, bey einer etwaigen vierten Ausgabe die Frage zu erörtern: wo denn Heil zu ſuchen ſey, wenn einmal unter dem allgemeinen Bande der Hierarchie und katholiſcher Form die herrſchende Cleriſey ganz oder größtentheils aus Ungläubigen und Naturaliſten beſtehen ſollte? Wir thun dieſe Frage aus guten Gründen. — Der Verf., ſey er nun Proteſtant oder Katholik, betrachtet Vieles viel zu menſchlich; er glaube, wo möglich, ja nicht, daß die Welt vom Unglauben durch den Romanismus geheilt werde. Wir aber wollen es ihm glauben, ſobald er uns zeigt, daß in der Römiſch-katholiſchen Gemeine heut zu Tage kein Unglaube, öffentlich oder insgeheim, theoretiſch oder praktiſch herrſcht. Daß die Römiſche Kirchengewalt endlich zur Zerſtörung des falſchen Proteſtantismus könne gebraucht werden vom Allgerechten, haben wir oben mehrmals eingeräumt; aber wehe dem, der an todten Feſſeln ſchmieden hilft, wenn es in ſeiner Macht ſteht, am Geſchmeide der Braut arbeiten zu helfen!

Und hierzu ſind wir Alle berufen, und jede Confeſſion, die den Herrn lieb hat; nicht um uns zu einander, ſondern zu Ihm zu bekehren, brüderlich uns die Hände reichend, und neben einander fortwandelnd in Liebe, als dem neuen und ewigen Gebot. Bis daß Er kommt, und ſammelt und ſcheidet, und keine abſondernde Benennung mehr gilt, und Eine Heerde iſt, und Ein liebender Hirte.

Thedulfs Gaßmahl ꝛc. Vierte, mit neuen Zuſätzen bereicherte Ausgabe. Ebendaſ. 1815. (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 39).

Wenn der fortwährende ſtarke Abſatz dieſes Buchs ein Zeichen iſt, daß die Wahrheiten, die es predigt,

die Sünden des Unglaubens, die es den Zeitgenossen vorhält, zu Herzen genommen werden: so muß sich wohl Jeder darüber freuen, dem die Sache des Christenthums und der Menschheit nahe geht. Wäre er aber ein Beweis des zunehmenden Irrthums, der Ablenkung durstiger Seelen von der allgemeinen geistlichen Quelle, der Präcipitation der Gemüther ins Sinnliche, der Verlegenheit der Schafe um einen Hirten und Schafstall: so müßte, bey innigem Bedauern über die schläfrige Sorge für bessere Hut und Weide, das Buch als ein Kometlein betrachtet werden, das ferner ein großes Unheil ankündigt. Ein großes Unheil nennen wir nicht, eine strenge Kirchenordnung, gehandhabt von heiligen Bischöfen unter dem Vorsitz (zumal dem wechselnden) eines vorzüglich gesalbten Mannes aus ihrer Mitte; nicht eine verbundene sichtbare Gemeine, durchdrungen vom Geiste Jesu Christi, prangend mit Weisheit und Glaubensfrüchten; den Leib Christi nicht, wo durch alle Glieder in ordnungsmäßiger Vermittelung der Lebenssaft rinnt. Auch nicht eine erhabene Liturgie, welche durch Kunst und geistliche Bildersprache die Sinne für das Heilige gefangen nimmt, und durch das erwärmte Gemüth erklärt, was die Vernunft unbegriffen läßt. Wir nennen so ein bloß äußerliches Band, aus materiellen und finstern Kräften geschlungen, das die Glieder zusammenzwängt, um einem falschen Haupte zu fröhnen. Wir nennen so den Kirchenstand des Mittelalters, wenn er in eine Zeit verpflanzt gedacht wird, wo Herzenskälte, matter Glaube, flaches Denken, gefährliche Neugier, Treulosigkeit, geschärfte Bosheit, verfeinerte Schwelgerey, Ichsucht, Hochmuth, Sophistereyen und Unordnungen aller Art unter allen Ständen ihr Aeußerstes erreichen könnten, um durch ein großes Einverständniß die Gemeine Jesu Christi in eine Gemeine Belials zu verkehren. Denn so dein Haupt krank ist, wie will es die Glieder gesund machen? Und so das Licht deines Leibes Finsterniß ist, wie finster wird nicht der ganze Leib seyn? — So wir die Jesuiten holen, um uns zu Christen zu machen (bey der

Auflage der vorigen Auflage waren sie noch nicht wieder aufzufinden, aber Rec. hatte ihre Auferstehung erwartet), was für Begriffe müssen wir vom Christenthum und seinen Lehrern haben! Oder gibt es nicht genug Römische Christen und Corporationen der Römischen Kirche, die dieser Meister in Israel Verklager sind? Wie — sind das nun nicht auch Protestanten? — Wir verkennen eine beschränkte gute Meinung nicht, nicht die zaghafte Verlegenheit, welche sich in der Wahl der Mittel täuschet. Aber Irdisches erzeugt Irdisches. Wer von der Erde ist, redet irdisch, handelt irdisch, macht Alles immer irdischer. Das Nöthwendigste unserer Tage, werft ihm die Stola um, und ihr habt, wessen ihr dereinst zittern dürfet. Oder hat es sie nicht schon getragen im Mittelalter?

Wir haben diesem Buche in der Beurtheilung der dritten Ausgabe sein Verdienst gelassen, das in Bestrafung der Irrlehren falscher Protestanten und einzelnen nützlichen Bemerkungen besteht; wir haben auch seine Sophismen und sein gefährliches Afterlehren gestraft. Der Verf. hat diesmal keine neue Vorrede geschrieben; daß er aber unsere Recension gelesen, jedoch übel beherzigt habe, scheint sich sogleich S. 28 zu ergeben, wo durch einen ganz unerheblichen gelehrten Zusatz der neuen Ausg. der Primat Petri vertheidigt wird. Der Verf. habe die Güte uns zu sagen, was in aller Welt Petri Schlüsselamt mit dem angemaßten Supremat des Römischen Patriarchen des 7. Jahrhunderts in Wirklichkeit gemein hat? Er beweist etwas ganz Anderes, als wir verlangen. Dorthin haben wir sogar die Möglichkeit zugegeben, daß Petrus Bischof zu Rom gewesen sey, und sein Argument hat noch nicht ausgelangt. Jetzt wollen wir hinzusetzen, daß nach dem heil. Irenäus nicht Petrus, sondern Linus der erste Episcopus Roms gewesen, eingesetzt von den beyden Stiftern der dortigen Gemeine, Paulus und Petrus; diesem Linus sey Anacletus, diesem Clemens gefolgt. Wir würden mehr sagen, wenn wir nicht fühlten, wie schwer es ist, sich mit dem Verf. zu verständigen. Denn was das Auffallendste ist, so sucht er

S. 187 (alte Ausg. S. 209) diese Stelle des Irenäus selber an, und sieht nicht, was sie bedeutet. Protestantische Gelehrte aber, „die nicht daran gezweifelt, noch Andre haben zweifeln lassen, daß die Römischen Päbste die (wahren und einzigen?) Nachfolger Petri seyen", geben uns weiter nicht an.

S. 129 ist abermals ein sonderbarer Zusatz: ein protestantischer Akademiker zu Berlin soll zu Gregoire gesagt haben, daß der Protestantismus der halbe Weg zum Unglauben sey. Welch ein Akademiker! welch ein Protestant! welch eine Autorität!

S. 291. 292 folgt neu eine Vertheidigung des Titels Se. Heiligkeit. Der Verf. hätte hinzufügen können, daß die Apostel alle fromme Christen Heilige nennen, sofern sie Christo geheiligt und durch den h. Geist geheiligt sind. Aber wie Wörter gleich Münzen gelten, so verändert auch jeder Umstand eine Sache.

Eine sehr merkwürdige Note, Vergötterung betreffend, findet sich in der neuen Ausgabe S. 306. Man muß sie selber lesen. Sagt sie aber nicht auch dem Verfasser viel über seine Hauptidee?

Außer diesen und einigen unbedeutenden Nachträgen, auch dem Umstand, daß nunmehr die Stellen aus fremden Sprachen im Text auf Teutsch und das Original in den Anmerkungen steht, haben wir keine sonderliche Veränderung wahrgenommen. Wir wollen nur in Bezug auf unsere ausführlichere Beurtheilung hier Einiges zusammenfassen und bemerken, nämlich:

1) Daß, was der Verfasser gegen die Neulehre gewisser angeblichen Protestanten spricht, richtig und die Rüge gerecht ist; daß aber dieselbe Rüge vielfältig von ächten Protestanten selbst ertheilt worden, und er nur zusammengestellt hat, was Mancher nicht der Mühe werth hielt zu berücksichtigen.

2) Daß es in der Römisch-katholischen Kirche, beym Lichte betrachtet, hinter ihrer festen Außenwand keineswegs

besser aussieht, und wer zu ihr übergehen wollte, um Christum zu finden, ungemein irre gehn würde; es wäre denn Sache, daß um seiner Herzenshärtigkeit willen Gott ihn so wunderlich zu führen beschlossen hätte. Der Unglaube der Zeit ist von der Römisch-katholischen Kirche ausgegangen, nicht von der protestantischen.

3) Daß der Verf., wenn er zeigen will, daß Andre nicht wissen, was Katholicismus und Protestantismus ist, es in der That selber nicht weiß; er sich vor allen Dingen um die vorhandenen ächten Protestanten zu erkundigen hat, wenn er über protestantische Grundsätze urtheilen will; ihm ihre ältern und auch neuern unzähligen Schriften nicht fremd seyn dürfen, und es häßlich ist, wenn man sie entweder nicht zu kennen scheint, oder ihre Züchtigungen irrer Mitbrüder gegen den Protestantismus selbst benutzt.

4) Daß er seinem Odilo wächserne Gegner gegeben hat, welche ihm nicht mehr einwenden als sie dürfen.

5) Daß wenn er S. 294 (a. A. 326) die Unfehlbarkeit des Pabstes erklärt hat, es ungewiß bleibt, ob Huldrich von Stetten darum wie vom Himmel gefallen ist, weil Odilo sie so theoretisch richtig, oder so historisch falsch auslegt.

6) Daß, wenn nach S. 230 (a. A. 258) Odilo für die katholische Kirche beweisen will, daß sie unzerstörbar sey, weil sie nach allen Revolutionsleiden doch sich erhalten und wieder dastehe, dieses in gleicher Maaße vom Protestantismus nach seiner äußern Sicherheit und seinem innern Gehalte, der Beweis also eigentlich nicht von den Kirchen, sondern von dem Christenthum in diesen Kirchen gilt.

7) Daß derjenige Katholik, welcher nicht zugleich Protestant, und der Protestant, welcher nicht zugleich Katholik ist, keine vollständige Christen sind, beyde Confessionsformen sich im Wesentlichen zur Einheit verschlingen, und ihrer reinen Verschiedenheit nach einander ergänzen, wie Dogmatik und Exegese, Vertrauen und Vorsicht, Glaube und Liebe, Gehorsam und Freyheit.

8) Daß das Motto aus Ephes. 4, 5. 6, das gleichsam den Text dieser Abhandlung ausmacht, das allerunpassendste ist, weil alle wahre Christen bey aller äußern Kirchenverschiedenheit in der That nur Einen Herrn, Einen Glauben und Eine Taufe, Einen Gott und Vater haben, aber nirgends gesagt ist, daß sie auch Einen Bischof haben sollen. Unus Dominus, una Fides etc., aber nicht unus Episcopus omnium, qui est super omnes etc. Den obersten Bischof unserer Seelen aber kennen wir aus des heiligen Petrus 1. Brief C. 2, 25 sehr wohl.

9) Daß eben darum wir Protestanten, sobald man uns keinen sichtbaren Oberbischof aufdringen will, der im Mittelalter, und noch bis jetzt für einen gewissen Theil der Europäischen Christenheit, aus weisen Ursachen von Gott zugelassen worden, und man uns unangetastet läßt, wenn wir offenbarungsgemäß und offenbarungsgemäßer als viele Romanisten lehren, nichts inniger wünschen, als nach eben diesem Cap. an die Epheser V. 3. 4 mit allen Römisch- und Griechisch-katholischen Christen, und wie sie heißen mögen, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, ja, eben wie die damaligen verschiedenen Kirchen von Rom, Korinth, Ephesus u. s. w. nur Einen Leib und Einen Geist mit ihnen auszumachen, gleichwie wir auch berufen sind auf einerley Hoffnung unsers Berufs; und, wenn sie nicht die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen Freundschaft fühlen, sondern uns für häretisch und schismatisch achten, wenn sie sich den Schooß der Kirche nennen (!), wir herzlich bedauern, daß sie den Leib Christi zerstückeln, und durch solche Lieblosigkeit sich vielleicht selber davon abschneiden. Dieß letzte ist die wahre Kirchentrennung, und jenes, was wir wollen, für unsere Zeit die wahre Kirchenvereinigung. Wenn aber kommen wird zu seinem Tempel der Herr, den wir suchen, und der Engel des Bundes, deß wir begehren (Mal. 3, 1), dann wird auch die sichtbare Vereinigung in einem Dritten, das weit über die gemeine

Vorstellung hinaus liegt, ohne Zwang und Nachtheil vor sich gehen.

Anhang.

Beantwortung der in den jetzigen Zeiten für jeden Teutschen besonders wichtigen Frage: Was haben wir zu erwarten? Germanien 1814. (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 64.)

Dieses Schriftchen kommt sichtbar aus derselben gelehrten Werkstätte, woher der Triumph der Philosophie und Theoduls Gastmahl rührt. Viele Ideen und Citate sind daraus wiederholt, und es ist als ein durch die Zeitereignisse veranlaßter Nachtrag zu dem ersten der genannten Werke zu betrachten. Es spricht würdig über die wichtigsten Angelegenheiten, leitet das Unglück der Christenheit, das aus Frankreich kam, die Buonapartischen Weltverwirrungen, und das vieljährige Elend von Teutschland, richtig und nachdrücklich von dem Unglauben und der Verwerfung des Christenthums ab, und verdient besonders von Personen, die an der Regierung der Erde Theil nehmen, wohl beherzigt zu werden. Wir empfehlen es als eine Flugschrift, die viele ihrer Schwestern aufwiegt, und nicht gleich ihnen entfliegen sollte. Bey dem Allen aber gleicht eben dieses Büchlein — was wir warnend hinzusetzen müssen — der Chimära, die das Vordertheil eines Löwen, in der Mitte den Leib einer Ziege, und hinten zum Schwanz eine Schlange gehabt haben soll. Vorn herein ists edler Löwen Natur, die nimmt den größten Theil ein, und erstreckt ihre Nerven fast bis in den Schweif. Zum Mittelstück rechnen wir, was in der Mitte von Kirchen- und Klosterraub gesagt ist; denn hier läßt sich, bey den nutzbarsten Strafreden gegen die Grausamkeiten und Verschleuderungen im Säcularisiren, auch etwas Unsauberes wittern, das

im Mangel an Aufmerksamkeit auf die Räubereyen und Gottesvergessenheit besteht, deren sich die vermeintliche Kirche und viele Klöster von vielen Jahrhunderten her schuldig gemacht hatten, und wofür sie nun die — von Seiten Gottes gerechte Vergeltung traf. Denn Gott ist stets gerecht, aber seine Werkzeuge nicht immer; und es ist der Welt Art, von einem Aeußersten zum andern zu springen. Endlich der Schwanz heißt: „Ein Mittel wäre vielleicht noch übrig, nämlich eine Vereinigung mit der katholischen Kirche." — Wenn wir hier eine Schlange finden, die der Verf. — hoffentlich selbst nicht sieht: so geschieht es wahrlich nicht aus Lieblosigkeit, Haß oder Geringschätzung gegen die katholische Kirche; sondern weil dieses Mittel genau dazu dienen wird, die katholische Kirche selbst der gesegneten Folgen der Reformation zu berauben, und zum zweyten Mal in der Weltgeschichte den sichtbaren Oberhirten an die Stelle des unsichtbaren zu setzen — wie denn auf diesen letzten Seiten der Schrift die Unentbehrlichkeit des Pabstes ganz ausdrücklich gepredigt wird. Wir hätten den Verf. an eine unzählige Menge von Dingen zu erinnern, begnügen uns aber für dießmal mit dem Spruch: „Niemand sticket einen Lappen von neuem Tuch auf ein alt Kleid; sonst reißet der neue Lappe vom alten, und der Riß wird ärger. Und Niemand fasset Most in alte Schläuche; sonst zerreißet der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um; sondern man soll Most in neue Schläuche fassen."

14.

Das Gericht des Herrn über Europa. Blicke in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von K. J. Windischmann. Frankfurt a. M. b. Andreä. 1814. (Heidelb. Jahrb. 1814. Nr. 33.)

Drey Hauptarten der Behandlung lassen sich unterschreiben bey der Geschichte, sonderlich der neuern Zeit: die weltlich-politische, die gläubig-moralische, und die apokalyptisch-prophetische. Die erste ist, so schlau sie sich anstellen mag, oft nicht mehr als todte Erde oder vernünftige Thierheit; die zweyte ist warmes Mitgefühl, die dritte lebendiger Geist. Die Quelle der ersten ist Vernunft und sinnliches Interesse; der andern, ein gewichtes, andächtiges Gemüth; der dritten, die Offenbarung Gottes. Die erste weiß nur von der Erscheinung, stellt sie ins gemeine Tageslicht, entwickelt das Geflechte sogenannter Zufälle, äußern Kräfte und Beziehungen, der Leidenschaften und Kunststreiche, das Werk der Räume; die andere richtet Alles nach dem Gewissen, nach dem göttlichen Gesetz, nach dem Heil oder Unheil des Menschen als eines sittlichen und unsterblichen Wesens, und wünscht die Gnade im Leben wirksam zu sehen; die dritte beleuchtet den Plan, den die Gnade sich vorgesetzt hat, nach den Erkenntnißmitteln, die sie selber an die Hand gibt.

Aus dem Titel, ja aus dem Ton, wäre es möglich, die letzte Behandlungsweise von dem vorliegenden Buche zu erwarten; allein der Verfasser bleibt eigentlich im Bezirk der zweyten, indem er Eingriffe aus der erstern herübernimmt, und auf die dritte nur Blicke wirft. Er schwebt also im Kreise frommer Menschlichkeit, gedemüthigt vor dem höchsten Verstande, bestimmert daß man seine Liebe verlasse, sehnsüchtig daß er helfe; liebend auch die Außenwelt, ihren Fortbestand und ihre Kraft wünschend, jedoch so daß sie geweiht sey. Er liest in der Geschichte mit dem Herzen, und zwar

mit einem treuen, tiefen, Teutschen Herzen, das nur Gutes, Tüchtiges will, alle gottesvergessene Excentricität, Selbsterhebung und Lügenzauberey verabscheut. Zwischen Politik und innerm Heiligthum in der Mitte, sucht er sich keusch zu bewahren vor der Verführung finsterer Gewalten; hat aber den scheuen Glauben, der gehalten seyn will, und leicht Unrath wittert, wo er nicht sieht. Er geräth hiedurch manchmal in jene gutmüthigen Verwechselungen, da das Reine uns unrein und das Unreine rein wird, betroffen über das Tuch mit den vielerley Thieren, das Petrus nicht anzurühren wagte. Als Kenner des Geschehenen, Gelehrter, Gebildeter, Freund Gottes und der Menschen, gibt er einen Abdruck seiner nicht armen Persönlichkeit, und wünschte sich ganz hinzugeben, um zu retten, zu heilen, hier gesund und dort selig zu machen. Er weiß warum er seine Stimme hören läßt: er will nicht müßig seyn in der allgemeinen Noth, die an den Seelen noch fürchterlicher haftet, als am Körper der Staaten, und länger fortzuwähren droht. Er will Oel und Wein in die Wunde schütten, die der magische Mörder geschlagen hat, zum Beyspiel auch dem Priester und dem Leviten, die vorüber gehn. Er hat sich einen Ausdruck seiner Wahrnehmungen gewählt, welcher voll, stark, sprachmächtig, phantasiereich, gebildet, bezeichnend, oft auch überfließend, noch öfter dunkel ist; zumal durch eine Art von Wortgebrauch, der auf eigenen Begriffen beruht, welche noch nicht Gemeingut geworden. Wir verstehen hier besonders dasjenige, was sich auf ein entworfenes und in der Vorrede angekündigtes Werk des Verfassers „über die magischen Kräfte in der Natur, Geschichte und Kunst" bezieht, dessen Grundsätze, wenn sie sich auch durchaus bewährten, doch in ihren Resseren hier noch Vielen unverständlich seyn müssen. Ueberhaupt aber würde mehr innere Heiterkeit der Schreibart für den allergrößten Theil der Leser wohlthätiger gewesen seyn, da jetzt auch ein mit vielerley Verstandesansichten Vertrauter sie nicht selten unklar finden muß. Wir bescheiden uns, daß der Verf. im angestreng-

ten Studium, vielleicht aus Stimmung, ein Gebrechen nicht wahrgenommen, das gegen Flachheit noch immer eine Tugend iſt; wir begreifen auch, daß eigene Auffaſſungen ihre eigene Sprache heiſchen, und wollen hiemit vor unverſtändiger Rüge warnen.

Die Abſicht des Verf., eines Mitglieds der Römiſch-katholiſchen Kirche, ſcheint hauptſächlich geweſen zu ſeyn, in ſeine Kirche Funken der Aufmerkſamkeit zu ſtreuen. Als Chriſt hat er die Wahrheit laut bezeugt, hat das Gericht des Unglaubens und das einzige Heil in der Rückkehr zum göttlichen Mittler geprediget. Er hat die Religion der Gnade aus der Erfahrung aller neuern Jahrhunderte als das Licht und die Seligkeit des Menſchengeſchlechts bewährt. Er hat ſie vorzüglich als den Segen der Germaniſchen Völker nachgewieſen. Er hat — was Thema iſt — gezeigt, wie die Menſchenkraft, von Feſſeln gebunden, die nicht mehr zu tragen waren, ſich losriß, aber auf ſich vertrauend ſich in die Gewinde der irdiſchen Beſtrebungen verlor, und endlich mord- und wolluſttrunken an ſich ſelbſt zerſcheiterte. Aber als Römiſch-katholiſcher Schriftſteller thut er zuweilen Aeußerungen, durch die der Proteſtant ſich nicht nur gekränkt fühlen, ſondern hinter denen er auch gefährliche Abſichten vermuthen könnte, wozu die Dunkelheit des Styls das ihrige beyträgt. Wir an unſerm Theil ſehen hier weder Propaganda noch ſogar Intoleranz, nur ein warmes Herz gegen Verirrungen. Die Loslaſſung der Geiſter, welche nach ihm die Reformation, dieſer Wendepunct des Mittelalters, gewirkt hat, läßt ſich unter andern von zwey Seiten anſehen: einmal iſt ſie Erlöſung von der Knechtſchaft, worunter eine dumpfe Tyranney, ein aus nützlich bindender Gewalt herabgearteter Glaubensdeſpotismus ſie hielt; anderntheils erſcheint ſie als Mündigkeitserklärung ungezogener Pupillen, die nun durch eigene Gelüſte eben den finſtern Mächten anheimfallen, welche zuvor die Kette in den Händen einer ungeiſtlichen Geiſtlichkeit geſchmiedet hatten: Verückung hier, Verückung da, zauberiſche Schlingen

an zwey Seiten. Nun hat der Verf. die Seite des Verneinenden an der Kirchenfreyheit zuweilen so scharf ins Auge gefaßt, ihr eine so äußerliche Geburtsfolge und Verrankung zugeeignet, Manches so schon beurtheilt, und besitzt so viel Glauben an die Sichtbarkeit des Baues und Bandes der Kirche, daß wir vorzüglich darüber Einiges in Liebe erinnern müssen, für ihn, und auch für solche, die in einer Zeit, wo es sich lediglich von Toleranz, vielmehr noch von liebender Uebereinkunft auf das Eine, das noth thut, den Glauben an den Gekreuzigten, handelt, ein steinernes Aergerniß dazwischen schieben möchten. Die Ansicht des Verf. hat einen verzeihlichen Grund: es hat sich ihm niemals ein tieferer Einblick in das wahre Wesen des Protestantismus im Leben dargeboten, die öffentliche Erscheinung desselben hat er nur in einem traurigen Schwanken, ja der Vernichtung zueilend gefunden, er hat nie Protestanten gekannt. Der wahren Protestanten Leben war seit 25 Jahren auf dem mittlern Lande von Europa (z. B. England machte hierin eine rühmliche Ausnahme) recht eigentlich „mit Christo verborgen in Gott." Aeusserlich bemühte das Protestantenthum sich sein selbst zu entkleiden, um zuletzt als nackter Philosophismus und gänzliche Verneinung über sich selbst erröthen zu müssen; während der Romano-Katholicismus, oft innerlich todt, noch den Aussenschein und mit ihm zwar manches gute Mittel, aber auch viel Täuschendes rettete. Der Verf. sagt von der letztern Kirche auch einmal, was nicht minder wahr ist, S. 227: — — „der Abgrund irdischen Verlangens und Sehnens, in welchen der vermessene Geist so viele Glieder auch der alten Mutterkirche und der in ihr errichteten Staaten hineingestürzt, so daß sie sich an den geistreichen [?] Ausschweifungen des verkehrten [also uneigentlichen] Protestantismus ergötzt und leichtfertig Hurerey mit ihm getrieben — alles dieses hat einen Völkerfluch herbeygeführt" u. s. w. Nun fragen wir aber nach dem Anfang dieser Hurerey, und finden ihn im katholischen Frankreich. Hat also die Römische Kirche in den letzten Zei-

ten mit dem falſchen Proteſtantismus Laſter getrieben, ſo hat es dieſer zuerſt von eigenen Mitgliedern der Römiſchen Kirche gelernt; von ihnen befleckt verführte er erſt Andre. Wie die Entehrte, die unter keinem häuslichen Zwange ſteht, leichter ihre Ausſchweifungen in der Stadt herumträgt, als die ſo harte Eltern hat: ſo griff nun das Uebel in der proteſtantiſchen Welt nothwendig ſchneller um ſich; und doch war es kein proteſtantiſcher, ſondern ein katholiſcher Staat, wo es zum äußerſten Gräuel gedieh; aber jene Jungfrau war keuſcher als Rom, ehe ſich die fremden Verführer in ihre Kammer geſtohlen hatten.

Der ächte Proteſtantismus iſt ſeinem Sinn und Zweck nach durchaus nichts anders, als Vindication des unmittelbaren Standes des Chriſten und jeder Chriſtengemeine unter dem einzigen Biſchof der Seelen und Erzhirten Jeſus Chriſtus (unentbehrlichen Kirchenämtern unbeſchadet); Behauptung des Rechts unvermittelter Ergreifung aller Gnadengaben des einzigen Mittlers (1 Timoth. 2, 5); Glaube an eine unſichtbare Gemeinſchaft aller ſeiner Heiligen, die zuſammen ſeinen Leib, die Geſammtgemeine bilden, erſcheinend auf Erden unter den Kirchen zu Rom und Moſcau, in England, Teutſchland und Indien; Beſtreitung aller Menſchenſatzung, ſey ihre Quelle falſches Kirchenthum oder unerleuchtete Vernunft; umfaſſende Liebe gegen Alle, die unter irgend einer außerweſentlichen Form jenen göttlichen Namen des Heils im Geiſt und in der Wahrheit anrufen. Katholicismus iſt Ausſchließung aller Häreſen; Häreſis aber in der Außenform iſt keine, oder doch duldbar, ſondern in der weſentlichen Glaubenslehre. Dieſe aber rein herzuſtellen, iſt Beſtreben des Proteſtantismus, und gelang vortrefflich, bis er verführt wurde, die Glaubenslehre ſelbſt wegzuräumen. Folglich trifft ächter Katholicismus und ächter Proteſtantismus zuſammen, und wird die philadelphiſche Gemeinſchaft der Apoſtelzeit. Darum wird der Proteſtantismus als Er und doch nicht Er einſt noch die Weltgemeinde bilden, ohne nämlich daß man ſagen könnte, er habe den

Katholicismus noch der Katholicismus ihn verschlungen. Was auch schon zur Reformationszeit Fehlerhaftes verfiel, das kann den Protestantismus so wenig verdammen, als die Unarten der Römischen Kirche den Namen und das Wesen des Katholicismus zernichten können. Wird aber, wie von Einigen geschieht, Protestantismus als eine ewige gesetzliche Opposition gegen die hohe Kirche angesehen, und als habe er schon in der Apostelzeit seinen Ursprung genommen: so ist hier nicht weiter darüber zu reden, wir wissen aber, daß diese Opposition so wenig ewig als ihr Gegenstand ist. Hingegen war das, was der Protestantismus bey seiner Entstehung vorfand, die Lehre Roms, damals nichts als eine mächtige Häresis, und hatte den Katholicismus durch offenbarungswidrige Grundsätze, auch schon dadurch verloren, daß Rom sich die Kirche nannte, und alle coexistirende Gemeinden als häretisch oder schismatisch vom Himmelreich ausschließen wollte — dadurch, daß es — unter so viel Anderm — z. B. nicht lange vorher das alte Königreich der Syrischen Christen auf der diesseitigen Halbinsel Ostindiens zerstörte, eine gesegnete Gemeinde verwüstete, von deren Ueberbleibseln Buchanans Buch so erfreuliche Neuigkeiten bringt. *)

Weichen wir von diesen Grundsätzen ab, so wird Alles dunkel, und verschwimmt in den trüben Zaubernebel, vor dem Niemand angelegentlicher warnen sollte, als der Verf. Er hat es auch ohne Schonung gegen falsche kirchliche Höhe im 2ten Buche seines Werks gethan. Denn dieses zerfällt in drey Abschnitte: I. Die Freylassung und Prüfung der Europäer in den letzten Jahrhunderten. II. Die Gährung der Geister und das Verderben (S. 46 ff. Das Buch hat weder Inhaltsanzeige noch Columnentitel zum Nachschlagen). III. Die Heilkräfte der Natur und

*) Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Litteratur in Asien, übers. von Wimmhart, Stuttgart b. Steinkopf 1813.

der Gnade im Teutschen Volke (S. 258 ff.). Diese Ueberschriften besagen über den Inhalt, zumal nach den eben vorausgeschickten Bemerkungen, genug. Wir behaupten nicht, daß diese zur Berichtigung allerwärts nöthig seyen, sondern mehr zur Lichtung des dämmrigen Ganzen. Mit ihrer Hülfe wird man, was der Verf. von der großen Fortgeburt und Versuchung der Europäischen Menschheit sagt, genauer zu ordnen wissen. Man wird nicht mehr mit ihm oder gewissen Andern schließen, daß der Protestantismus der Anfang eines Uebels sey, das glücklicherweise noch durch seine fromme Vermittelung hindurchging, da, wenn es bloß politisch geworden wäre, wie die Kämpfe der weltlichen mit der geistlichen Obergewalt im Mittelalter, die Folgen bey jeder Wendung unvorstellbar fürchterlich geworden seyn müßten. Es werden vom Verf. nicht bloß die ältern Irrwege der Freyheit, nicht bloß die bösen Kräfte der jüngstverflossenen Zeit, wie sie scheußlich aufstrebten und zersprangen, mitunter höchst treffend geschildert, sondern auch was noch unter uns lebt und waltet, um uns in neue Netze des Verderbens zu ziehen. Im dritten Abschnitt empfängt der Teutsche ein unparteyisches Urtheil, und die Hoffnung des Teutschen Felses wird ausgesprochen. Ueberall aber wäre noch manche Unterscheidung zu wünschen; es wären viele historische Berichtigungen zu geben, für die eine Anzeige keinen Raum hat. Der Verf. ist auf dem Wege dahin zu gelangen, wovon es endlich heißt: „Der Geistliche richtet Alles, und wird von Niemand gerichtet" (1 Cor. 2, 15). Zu diesem Streben gehören bekannte Mittel. Alsdann fällt Vieles von selbst weg, was uns bedeutend scheint, Anderes steigt aus der Verwerfung hervor. Nichts wichtiger ist als der Standpunct des Urtheilers und „sich nicht zu verlassen auf Fleisch." Dagegen ist auch Manches nicht Fleisch noch Finsterniß, wenn es vom rechten Standpunct aus an seinem Orte gesehen wird. Ferner selbst die letzte Zeit, wo das Reich des Bösen so viel Verführungskünste zur ganzen Entbindung des Eigenwillens und zur Ersäufung des Heiligen

im Abgrund falſcher Güter anfbet, hat nicht auch ſie dem Reiche Gottes auf die unwahrſcheinlichſten Weiſen förderlich werden müſſen?

Es bleibt uns übrig, einige Auszüge mit Bemerkungen zu liefern, beſonders für den Cardinalpunct, welchen wir ausgehoben und im Allgemeinen beleuchtet haben. S. 35. „Die Geſchichte der Europäiſchen Menſchheit geht alſo von nun an in das vielfachſte Treiben und Auseinanderranken menſchlicher Kräfte, deren vielſeitigſte Uebungen und oft ſeltſame Auswüchſe ein, ſie wird Entwickelungsgeſchichte des Proteſtantismus, welcher, einmal begonnen, ſich aufs äuſerſte treiben, ſich durch Alles durchkämpfen und verſuchen muß, um gewiß zu werden, was Menſchenkraft in allen Dingen vermöge.“ In dieſer einen Stelle unter vielen iſt der Proteſtantismus als Vertrauen auf Menſchenkraft gedacht, und es fehlt nun nicht, daß man auch in der Franzöſiſchen Staatsumwälzung den Geiſt des Proteſtantismus erblickt, welcher doch wahrlich ganz der entgegengeſetzte iſt, und mit Politik nichts gemein hat. Die Freyheit der Reformation war eine Entbindung zum Glauben, die revolutionäre zum Unglauben. Im wahren Proteſtantismus vermag der Menſch nichts, Gott Alles. Der Sohn Auguſtins, Luther, war ganz durchdrungen von dieſer Ueberzeugung. Im Geiſtlichen iſt ihm die Gnade, im Weltlichen die Allmacht Alles allein. „Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,“ ſingt er, „Wir ſind gar bald verloren; Es ſtreit't für uns der rechte Mann, Den Gott ſelbſt hat erkoren. Fragſt du, wer er iſt? Er heißt Jeſus Chriſt. Der Herr Zebaoth, Und iſt kein andrer Gott; Das Feld muß Er behalten!“ Und ferner: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn, Und keinen Dank dazu haben. Er iſt bey uns wohl auf dem Plan, Mit ſeinem Geiſt und Gaben,“ u. ſ. w. Wie? iſt dieſes das ſtolze Selbſtwollen und Selbſtvermögen des Menſchen, das endlich in unſern Tagen zur gottſtrotzenden Willkühr ſtieg? Uns dünkt, dieſes ſaß zur Reformationszeit gar auf einem andern Stuhl. In der Randgloſſe

zu Matth. 15, 13 sagt Luther unumwunden: „Alle Lehre und Werk, die Gott nicht wirket im Menschen, sind Sünde, und hie siehet man, wie gar nichts der freye Wille vermag.“ Hören wir hundert Jahr später den gottseligen Joh. Arnd, diesen Repräsentanten des reinprotestantischen Glaubens, in seinem classischen Werk vom wahren Christenthum, wo es gleich im ersten Capitel des ersten Buchs heißt: „Denn wo etwas anders im Menschen sollte gespüret werden, das nicht Gott selbst wirket und thut, so könnte der Mensch nicht Gottes Bild seyn. — So gar sollte der Mensch Gott ergeben und gelassen seyn; welches ein bloß lauter Leiden des göttlichen Willens ist, daß man Gott Alles in ihm läßt wirken, und seinem eigenen Willen absagt. Und das heißt Gott ganz gelassen seyn, nämlich wenn der Mensch ein bloß, lauter, reines, heiliges Werkzeug Gottes und seines heiligen Willens und aller göttlichen Werke ist: also daß der Mensch seinen eigenen Willen nicht thue; sondern sein Wille sollte Gottes Willen seyn: daß der Mensch keine eigene Liebe habe; Gott sollte seine Liebe seyn: keine eigene Ehre, Gott sollte seine Ehre seyn — denn dieses ist die höchste Unschuld, wenn der Mensch nicht seinen eigenen Willen vollbringet, sondern Gott Alles in ihm wirken und vollbringen läßt,“ u. s. w. Also: die Reformation ist die Zeitwende, aber nicht zum Dienst der Eigenmacht, sondern zunächst zum Gehorsam gegen das Evangelium. — S. 36. „Grade darum hing auch die Erscheinung der im Stillen fortschreitenden Bündnisse zur Uebung und Bildung höherer Menschenkraft, z. B. die Freymaurerey im Anfange so bedeutsam mit der Geschichte des Protestantismus zusammen, und ging von England aus, wo so Vieles zuerst in und für Europa geschah.“ Dieses Urtheil begünstigt gewisse Verfolgungen der neuesten Tage, und wird als Masse von einer Kaste gebraucht, die stets einen Greuel an Allem haben mußte, worin sie nicht die Hände hatte, ja was ihr aus guten Gründen entgegenwirkte. Der redliche Verf. und sein Urtheil stehen aber wohl nicht mit ihr in Zusammenhang.

Uebrigens gehört die Geſchichte geheimer Orden nicht in öffentliche Blätter. Nur wollen wir — ſehr unparteyiſch — zu erwägen geben, daß wie jetzo viele Proteſtanten nicht die der Reformation ſind, ſondern ihr Widerſpiel, ſo auch mit den geheimen Orden. Dieſe Bemerkung trifft noch Mehreres in unſerm Buch. So werden S. 56 die Tempelherren ohne Unterſchied der Zeit und Perſonen abgeurtheilt, und ihnen ſicher zu viel gethan. Aber man wird in dem Allen, auch in der ununterſchiedenen Verwerfung der Myſtik, das Gemüth finden, das den geſchwiſterlichen Bau von Kirche und Staat gern durch nichts in der Welt verletzt ſehen möchte — ein Ideal einer Architektonik, das grade durch das, was ſie zu verwirklichen ſcheint, am gefährlichſten untergraben wird. Der Verf. ſagt ſelbſt S. 58: „Aber ſo mußte es kommen, es mußte offenbar werden, daß auch der herrlichſte Dom der Chriſtenheit nur Menſchenwerk, und der Gipfel Gott nicht näher iſt als das Fundament, ſo lange das göttliche Werk der Vermittlung nicht durch alle Fugen von den Höhen bis in den Abgrund unausgeſetzt und unhintertreiblich geſucht wird.“ Allein da dieſes nicht anders als im Geiſte möglich iſt (Epheſ. 2, 19 – 22. E. 4, 16), ſo iſt eben hiemit erwieſen, daß die Sichtbarkeit in dieſem Aeon des Fleiſches nie gediegen werden kann. — S. 129. „Als daher im Mittelalter die Kirche durch ſolche ihr anvertraute Unterpfänder des Heils“ (die Sacramente, vgl. oben S. 60 f.) „die menſchlichen Naturen mehr und mehr ins Gemüth zu verſammeln und die Gemüther zum Frieden zu führen trachtete, da hielt auch den Geiſt die Demuth darnieder, daß er nicht von ſich, ſondern von Gottes Geiſt die Heiligung erwartete.“ — Eben das iſt der Grundſatz des wahren Proteſtantismus und aller zu ihm gehörigen beſondern Geſellſchaften, der Mähriſchen Brüder, der Quäker, der Mennoniten; in der Römiſchen Kirche aber war er unter der „Ueberflüſſigkeit der guten Werke“ verloren gegangen. Ferner eben die, welche das opus operatum der Sacramente behaupteten, die Jeſuiten,

dieſe geſchworenen Feinde des Proteſtantismus, ſind pelagianiſcher und ſemipelagianiſcher Natur, wie aus ihren Streitigkeiten mit Dominicanern und Janſeniſten hinlänglich bekannt iſt. Sieht man nicht, was hieraus folgt? — „Das innere Leben, fährt der Verf. fort, war dem anerkannten, den Meiſten tief ins Herz geprägten Geſetze nach eben ſo unmittelbar den himmliſchen [den irdiſch-geiſtlichen] Mächten unterworfen, wie mittelbar durch die Gewalt der Obrigkeit auch das äußere. Aber von dem Augenblick an, da die in heiligen Banden gehaltene Subjectivität ſich erhob, und im Uebermuth ob des Anſcheins endloſer Machtfülle dieſe Bande zu zerſprengen vermeinte — — von dieſem Augenblicke an beginnt die verwickeltſte, gefahrvolleſte Geſchichte des Menſchen" u. ſ. w. Wir fragen hier: Wovon riß der Menſch ſich in der Reformation los? Von einer Kirchengewalt, welche nicht ſein zeitliches Glück, aber ſein Seelenheil gefährdete. War die Reformation politiſch? Nein, ſie wurde es nur dadurch, daß politiſche Mächte Partey nahmen, daß vorlängſt der weſteuropäiſche Oberbiſchof politiſcher Herr war, und Herr der politiſchen Herren ſeyn wollte — nicht alſo durch ihren Willen, ſondern durch die Perſon ihres Hauptfeindes. War die Reformation die erſte politiſche Entbindung der Geiſter? Nein, ſondern durch das ganze Mittelalter gehen Reichsunruhen. War ſie die letzte? Nein, ſondern nachdem man ihren Geiſt verloren hatte, fing man erſt politiſch zu werden an. War ſie die Entwicklerin ochlokratiſcher Grundſätze? Nein, ſondern ſie predigte Gehorſam der rechtmäßigen Obrigkeit, nach der Lehre der wiedergeleſenen Bibel und beſonders nach dem Brief an die Römer. Wann fing der philoſophirte Staatsaufruhr in den Gemüthern zu gähren an? Zu der Zeit, wo der ſtille Gnadenſtand des wahren Proteſtantismus zu verſchwinden anfing, und durch Franzöſiſche Anſteckung der wahre Proteſtantismus ſich ſelbſt verlor. Sieht man nicht, was hieraus folgt?" — S. 138. „So wurde im Aufgang einer neuen Welt und beym Rückblick in die alte, von jenen

erſten Regungen der Geiſtesfreyheit, am meiſten aber von jenem Wende- und Entſcheidungspunct der neuen Zeit (der Reformation) an, der Menſch im Selbſtvertrauen immer kühner, zugleich auch liſtiger und gewaltſamer in Ausbildung und Anwendung jener natürlichen Magie." Wir unterſcheiden zwar in des Verf. Aeußerung *ſeit* und *durch*. Aber eben dieſes iſt der Unterſchied, und noch dann die Sache nicht wahr. Die Reformation zerriß den finſtern Zauberkreis einer vom Verf. ſelbſt verurtheilten Kirchenmacht, und weihte die Gemüther aufs neue der Gnade. Sie verbreitete dieſen geſegneten Einfluß auch auf die Mitglieder der alten Kirche, von Anfang bis daher. Es gibt lebendige Beyſpiele. — S. 141 ſagt der Verf. ſehr ſchön von der Anwendung materieller Mechanik und Rechenkunſt: „Dieſes Mittel zu höhern Abſichten wurde hier als Zweck betrachtet. Seinen Gebrauch in dieſem Sinne nannten ſie *Politik* — ganz gegen die Art der ſonſt ſo geprieſenen Alten, welchen Politik für den Staat daſſelbe war, was Ethik für den einzelnen Menſchen. Der ſchlaueſte Berechner wurde für den weiſeſten Staatsmann gehalten" u. ſ. w. Ueberhaupt iſt das Auslaufen empörter Sinnlichkeit in gänzlichen Materialismus gut dargeſtellt. Wird ſich aber der Verf. wohl mißverſtanden glauben, wenn wir ihm ſagen, daß ſeine umgekehrte Anſicht von den Kräften der Reformation nichts anders als eine Illuſion iſt, welche auf einer Nachrechnung der Geſetze der Materie beruht? Das Römiſche Kirchenband war endlich bloß ein äußerliches, die Reformation ſetzte wiederum das verlorene geiſtliche Band an deſſen Stelle. Die Geſchichte der Loslaſſung geht alſo nicht von Luther unmittelbar bis Robespierre und Napoleon, ſondern vom abgeworfenen äußern Joch, *durch den neuen Verluſt des wiedergefundenen Jochs Chriſti*, zur unbedingten Sinnenfreyheit. Dieſe wurde aber nicht im Reformationsland, weder vorbereitet noch vollendet, ſondern in einem katholiſchen Staat. — S. 192. „Der Geiſt *dieſer* Zeit iſt der Geiſt der Selbſtbefreyung; ihm kann der, menſch-

lichen Kräften allein unüberwindliche Eigenwille — ſo wenig widerſtehen, als das phantaſtiſche Getriebe ihn feſthalten und ſich aneignen wird — hier und dort iſt nur auf eine einzige Art zu helfen: durch Erkenntniß der Nichtigkeit, alſo durch Ueberwindung des Teufels und Demüthigung vor Gott." — S. 197. „Verhehlen wir es uns alſo nicht, daß wir in der That auf der Spitze ſchweben; täuſchen wir uns nicht an den glänzenden Hoffnungen und dem gerühmten Schein der Hochherzigkeit dieſer Zeit." — — S. 198. „Indem Chriſtus dem Menſchengeſchlechte die ganze Gnade wieder zuwenden wollte, welche Gott in deſſen Urſprung gelegt, die aber durch den Sündenfall dermaßen verſcherzt worden, daß der Menſch ſein wichtigſtes Grundverhältniß — verkennend, ſtatt unausgeſetzt nach deſſen Heiligung zu trachten — die ganze Natur bis in den Abgrund der Unbegreiflichkeiten durchirrte, um ſein wahres Weſen zu finden, welches ſo nahe bey ihm war — indem der Heiland jene Gnade den Verirrten wirklich zugewendet und von Schein und Täuſchung ſie erlöſet hat, daß dieſe Keinen, der ſich nicht freywillig preisgibt, ferner überwältigen kann, hat er zugleich den Menſchen ſich ſelbſt wiedergegeben, er hat ihn befreyet von den Lockungen des Unter- und Uebermenſchlichen, und in das urſprüngliche, harmoniſche Verhältniß ſeiner Natur wieder eingeſetzt." — S. 204. „So wird denn das eigentliche Ziel der Aufgabe des Geiſtes der neuern Zeit erſt dann erreicht ſeyn, — wenn die Selbſtheit in allen ihren zahlloſen Anſprüchen auf eignen Beſtand überwunden, jenem Geiſte keine Hemmung mehr entgegenſetzt." — Alles ſchön, oder doch unter Beſtimmungen. Aber S. 214: „Vom Augenblicke der offenen Glaubenstrennung war weiter kein Rückhalt mehr; Jeder fand in ſich die weſentliche und zureichende Macht: Kirche, Pabſt, Heiland und Geiſt Gottes zu ſeyn." O nicht doch! nicht doch! Hier fing der wahre Rückhalt erſt wieder an — doch die Theſis iſt ſo arg, daß wir ſie lieber unbetaſtet laſſen wollen. — S. 216. „Man hofft mit Recht, daß die Glaubenstrennungen der Chriſtenheit

den Gemüthern die Wunden, welche bey immer größerer Entfernung ſich erweitern, auch immer fühlbarer und ſchmerzlicher machen, ſie dahin bringen werden, im Weſentlichen deſſen, was ſie thöricht verlaſſen haben, die Hülfe für ihre Noth zu ſuchen." — Im Weſentlichen: darauf kommt es an, und nur hier iſt eine unſichtbare Vereinigung möglich, während die äußere Kirchentrennung, mehr wohlthätig als ſchmerzlich, bis ans Ende dieſer Zeit beſtehen wird und muß. — S. 262. „Außer dieſer göttlichen Offenbarung iſt keine Sicherheit, weil außer ihr keine Liebe iſt; ſondern Trauer, Schmerz und Sehnſucht, oder gar Grimm, Verwilderung und Untergang." Unendlich richtig. — S. 275. „Jede andere Vermittelung als durch den Heiland iſt falſch; aber klar in ihrer Kraft zu wirken, dazu iſt im Teutſchen die Anlage, welche durch jedwedes Mißlingen ihrer einſeitigen Uebung nur deſto empfindlicher und ſicherer auf die Sorge für das Ganze hingewieſen wird." Nicht ganz unwahr; doch gibt der Heiland erſt die nähere Anlage in ſeiner Kraft zu wirken, und zwar welchem er will. — S. 309 iſt uns unverſtändlich, was vom Hebräiſchen Volk geſagt wird. — S. 350. „Dieß aber ſagen wir im vollen Vertrauen auf Gottes Werk, und in unbedingter Ergebung des Willens in Gottes Willen, daß, wie weit der menſchliche Geiſt es auch noch treibe in Verläugnung des Lichts der Offenbarung, wie grenzenlos er ſich ſträube — und in ſeinem grundloſen Weſen ſich umhertreibe, er nie und nirgends Ruhe haben, ſtets nach Wind und Wolken haſchen, und ſelbſt im Verein mit allen Höllenmächten niemals dahin gelangen werde, das lichte Werk des Heilands zu zerſtören." — S. 352. „Ganz gegen die Art des Iſraelitiſchen Volks, dieſes ausſchließenden, hartnäckigen, aber eben in ſeiner Zähigkeit zur Bewahrung des alten Bundes — geſchickten, ſcheint das Teutſche Volk nach allen ſeinen Grundzügen das auserwählte Rüſtzeug zur lebendigen Vergegenwärtigung des chriſtlichen Glaubens und der reinen gottergebenen Menſchlichkeit zu ſeyn." So gern wir unſer Volk von dieſer Seite loben

hören, ſo überzeugt wir auch ſind, daß eine charakteriſtiſche Wahrheit in dieſer Verühmung liegt, und die Zeit ſie noch auf beſondre Weiſe rechtfertigen möchte: ſo müſſen wir doch dem Verf. über die ganze Zuſammenſtellung zu Gemüth führen, was Röm. 11, 17 — 32 geſchrieben ſteht.

Unter den Druckfehlern hätte S. 171 fügt ihn wenig an — anſtatt ficht, und S. 308 — ein ärgerer, anſtatt Vielkenntniß, bemerkt werden ſollen.

Das Gericht iſt gehalten; es lag in der Verirrung in die umgekehrte Freyheit und deren ſelbſtmörderiſchen Folgen. Freyheit des Menſchen iſt ſeine geiſtliche Freyheit durch die Kraft des Menſchenerlöſers (Joh. 8, 34 — 36); in dem göttlichen Werk der Reformation wurde ſie vindicirt und der Chriſtenheit wieder angeboten; der natürliche Menſch in allen Confeſſionen verkannte ſie neuerdings, und ergriff anſtatt ihrer die ungebundene Selbſtheit und die Zügelloſigkeit der Sünde, welche geiſtliche Knechtſchaft iſt; anſtatt ſich löſen zu laſſen von der ſinnlichen Vernunft, zerriß er durch ſie die Seile Gottes im Glauben und im Staat. Er wird ſie noch einmal, noch ſchrecklicher zerwühlen, und alsdann das Gericht einen gräßlich-herrlichen Ausgang nehmen, den auch der Verfaſſer angedeutet hat. „Wachet!“

15.

Ueber den Vorrang des Apoſtels Petrus vor den andern Apoſteln und ſeiner Nachfolger vor den andern Biſchöfen, von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Aus dem zehnten Theile der Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti. Hamburg b. Perthes u. Beſſer. 1815. (Heidelb. Jahrb. 1816. Nr. 28. 29.)

Daß der Graf Stolberg für ſeine Perſon zur Römiſchen Kirche übergegangen iſt, darüber hat Niemand ihn perſönlich

zu richten, als der Herr, dem er steht und fällt, und dem er durch diesen Schritt näher zu kommen glaubte. Ferner, daß Graf Stolberg auf diesem Weg ein eifriger Schriftsteller für die Wahrheit der christlichen Religion geworden ist, und unter der Römischen Kirche Ueberzeugung zu verbreiten, Laue zu erwärmen, Schläfrige zu erwecken sucht: über diese Mehrung des Reichs Gottes, wenn sie ihm gelingt, wie wir hoffen, hat keine Kirche auf Erden sich zu beklagen, sondern den Knecht zu loben, der so fleißig ist, und den Herrn zu preisen, der Alles wunderbar leitet. Aber daß derselbe Graf Stolberg eine persönliche Ueberzeugung in einer Nebensache der Welt aufdringen will, so daß diese Nebensache wichtig gemacht, die Hauptsache dabey beschädigt, überall aber die Liebe gestört und der Zank entflammt wird; daß er zu einer Zeit, wo sichs vom Glauben an Christum handelt, den Glauben an Rom vertheidigt, und anstatt allein für das Kreuz des Heilandes zu streiten, das Schiff eines angeblichen Petrus zu retten sucht: hierüber hat jeder wahre Christ in jeder Kirche zu klagen, und Jeder das Recht ihn zu richten, der da geistlich ist, weil dieses Beginnen keineswegs geistlich ist, sondern fleischlich. So nennt es die heilige Schrift. Zu Korinth sprach weiland Einer: Ich bin Paulisch; der Andre: Ich bin Apollisch; der Dritte: Ich bin Kephisch (Petrisch); der Vierte: Ich bin Christisch. Das nennt Paulus fleischlich seyn, und nach menschlicher Weise wandeln (1 Kor. Cap. 1—3). Ist aber diese Spaltung seit Jahrhunderten eingetreten in der äußern Kirche, daß eine Gemeine sich Paulisch, die andre Kephisch, die dritte Apollisch nennt, und der Streit verjährt, und die Scheidemauern stehen und dauern: so hat Gott solches zur Verhütung größern Uebels zugelassen, und den äußern Unterschied willkührlich, einseitig, fleischlich aufheben wollen, heißt wider Gott streiten. Gottes Werkzeug ist die Zeit; unsere Vorschrift aber ist das neue Gebot, das Gebot der Liebe. Wenn mit der Zeit die Liebe eine innere Vereinigung unter den Parteyen stiftet: so und nicht anders

wird Gottes haltbares Werk vollbracht. Weit entfernt aber, daß eine einzelne Form alsdann das Ganze verschlingen sollte, wird alles Aeußerliche vielmehr als unwesentlich erkannt werden. Rec. von der Gewißheit erfüllt, es gebe nur Eine Kirche Jesu Christi in vielen Gemeinen, und nur Eine Gemeine in vielen Kirchen, hat es sich seither zur Pflicht geachtet, dem Wahn von dem wesentlichen Vorzug einer unter ihnen entgegen zu arbeiten. Er hat die Liebe zu mehren gesucht, indem er die Kirchenfeindschaft an seinem Theil zu zernichten sich bemühte. Es ist eine traurige Unwissenheit, allen Religionen der Erde gleiche Gültigkeit zuzuschreiben, und nicht zu sehen, daß außer Christo kein Heil ist. Es ist eine unselige Anmaßung einer einzelnen christlichen Gemeine, in sich allein Christum finden zu wollen. Es ist unmöglich, die verschiedenen Gemeinen äußerlich jetzo zu vereinigen. Aber es ist ein köstlicher Weg, der Weg der Liebe; welche mit nichten duldet auch dasjenige, was der Liebe und Wahrheit (dem ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ) zuwider ist, sondern eifert gegen die Verrückung des Ziels, gegen Sectengeist und Secten-Schleichwege; aber Jedes persönliche Meinung in Nebendingen mit Stillschweigen übergeht im Privatleben, zum Stillschweigen die Hand beut im öffentlichen, und die Kirchen in brüderlicher Eintracht neben einander will bestehen sehn, damit in wechselsweiser Nacheiferung eine jede Gottes Namen heilige, sein Reich fördere und seinen Willen erfülle, bis der Herr kommt, und Eine Heerde wird und ein Hirte, nämlich er selber. Hat die Römisch-katholische Kirche einen einzigen obersten Bischof: so gehorche sie ihm als ihrer kirchlichen Obrigkeit in Allem, was nicht wider das Gewissen und wider die Liebe und wider Gottes Wort streitet. Hat die Griechisch-katholische Kirche, wie in Rußland, keinen solchen: so gehorche sie ihrer heiligen Synode. Und was die protestantischen Kirchen für Vorsteher haben in Bischöfen, oder Aeltesten, oder Consistorien, denen sollen sie gleicherweise gehorchen in Allem, was nicht gegen das Gewissen ist. Alle zusammen aber Christo; und nicht sage

eine zur andern: Du bist mein; sondern: Du bist Christi. — Bist du aber, Freund, ein Uebergänger von irgend einer Kirche zur andern, so erkenne, wozu dir dieser Uebergang zugelassen worden ist von Gott: nämlich nicht, daß du das alleinige Heil oder die Vorrechte deiner neuen Kirche verfechtest, auch nicht, daß du ein ästhetisches, mithin fleischliches Christenthum führest anstatt des geistlichen; sondern daß du nun stärker werdest im Glauben, und reiner in der Liebe, und völliger in der Erkenntniß zur Seligkeit. Alles das konntest du auch haben, wo du warst, weil es nicht von Menschen und Bethäusern, sondern von Gott kommt; ja du konntest z. B. als Protestant etwa freyer seyn zu suchen und zu bekennen das Wesentliche, zu unterrichten die Deinigen, ja deinen Pfarrer und Bischof zu belehren, wenn dir mehr gegeben war als ihm. Aber nimm es nun hin, was du geworden bist, und schweige stille; mache keine Proselyten außer für Jesum Christum. Du bist, wie es scheint, als Uebergänger berufen, ein Anderer in der Kirche seiner Geburt. „Ein Jeglicher, worin er berufen ist, darin bleibe er bey Gott" (1 Kor. 7, 20 — 24).

Aus dieser Erklärung sehe man, welcher Geist in uns wohnet, indem wir richten, nämlich ein solcher, mit welchem wir unsträflich zu erscheinen hoffen am Tage des Herrn. Wenn Jemand von Griechenland aus (d. h. aus dem sinnlichen Leben und der verbildeten Vernunft unserer Tage) nach Jerusalem wollte, so würden wir uns ein Gewissen daraus machen, ihn über Rom zu weisen, welches nach der Karte ein offenbarer Umweg ist. Das thun aber alle die, welche für den Vorrang der Römischen Kirche und ihres Bischofs vor solchen Gemeinden kämpfen, die ihr zur Zeit nicht untergeben sind. Und dieses, sagen wir, ist sehr übel gethan. Denn wir suchen alle Jerusalem, unser aller Mutter; aber der Weg geht von jeder Kirche aus unmittelbar durch den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Wir suchen nicht Rom, sondern Rom muß Jerusalem suchen.

Was iſt nun alſo der Unterſchied in der Hauptſache? Gar keiner. Denn ſetzen wir auch, Petrus habe den biſchöflichen Stuhl zu Rom eingenommen, und einen Vorrang deſſelben vererbt auf ſeine Nachfolger, alſo daß dieſem Oberbisthum nach Gottes Abſicht alle Bisthümer der Erde hätten unterworfen ſeyn ſollen; die Nachfolger Petri hätten aber durch unchriſtliches Weſen die wahren Chriſten genöthigt von ihnen abzufallen (wie denn die Päbſte gethan haben laut untrüglicher Zeugniſſe der Kirchenhiſtorie) und für ſich dem Herrn zu dienen in der Heiligkeit und Gerechtigkeit des Glaubens: wäre dann nicht ſchon an und für ſich ſelber die Verordnung Gottes zurückgenommen, der an keinen Ort gebunden iſt, und keine Perſon anſieht, ſondern dem (wie Petrus ſelbſt erkennen muß Apoſt. 10, 34. 35) in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, angenehm iſt? Was kann ſich alſo noch Petri Nachfolger rühmen wider den, der ein Glied am Leibe Chriſti iſt? Iſt alsdann ſein Vorrang nicht ſeine Schande geworden? Wenn der Herr zu ſolch einem Petrus ſagt: „Hebe dich hinter mich, du Satan! du biſt mir ärgerlich, denn du meineſt nicht was göttlich, ſondern was menſchlich iſt“ (Matth. 16, 23): gegen wen will er ſich denn noch rühmen? Wer will die Auserwählten Gottes verdammen, die in Chriſto Jeſu ſind, und nicht nach dem Fleiſche wandeln mit einem ſolchen Petrus, ſondern nach dem Geiſt? (Röm. 8.) Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken, ſo will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken (Jac. 2, 18). Und welche der Geiſt Gottes treibet, die ſind Gottes Kinder, mithin auch Erben der Seligkeit (Röm. 8, 14 ff.). Sind wir denn auf Petri Namen getauft, oder iſt Petrus für uns gekreuzigt? (1 Kor. 1, 13.)

Was verſchlägt es alſo, oder was hilft es noch, Petrum zu vertheidigen, wenn wir Chriſtum haben, oder auch nicht haben? Petrus iſt nichts, und Paulus iſt nichts (1 Kor. 3, 5. 7), ſondern Gott und die neue Creatur. Sollen wir dieſe etwa finden, wenn wir zu Petro kommen: ſo muß er

erſt ſelber zeigen in eben dem Augenblick, nicht nur daß er ſie habe, ſondern daß er auch allein fähig ſey, ſie denen mitzutheilen, die ſich an ihn anſchließen; außerdem fahren wir in den Wind. Haben ſie aber Andre anderwärts gefunden, gleichviel, ob ſie Petriſch, Pauliſch oder Apolliſch waren: ſo laßt uns doch ihren Weg gehn, nicht den äußern, ſondern den innern, er führt gut. Oder ſollen damit nicht Proſelyten gemacht, ſondern die Römiſche Kirche und mithin die Gemeine des Herrn zuſammengehalten werden: ſo iſt dieſes Mittel gar unſicher, zumal in aufgeklärten Zeiten. Denn wie wir droben gezeigt haben, ſo kann Petrus ſein Regiment behaupten nicht dadurch, daß er die alte Vollmacht aufweiſt, ſondern daß er ſie würdig gebraucht. Außerdem iſt ſie ſchon zernichtet. Sein Königreich iſt, wie die Geſchichte lehrt, alsdann von ihm genommen, und ſein Bisthum hat ein Anderer empfangen (Apoſt. 1, 20). Wir aber, die nicht Petro zugehören, machen ihm das Recht nicht ſtreitig, in Chriſti Geiſt die Schafe zu weiden, die ihm jetzt untergeben ſind.

Nachdem wir nun im Allgemeinen bewieſen haben, daß es für das wahre Chriſtenthum gleichgültig iſt, ob zu Rom der Stuhl des h. Petrus ſteht oder nicht: ſo werden wir die Beweiſe zu beleuchten haben, welche der Graf Stolberg für dieſe Succeſſion und die daraus hergeleitete Obermacht der Päbſte beyzubringen glaubt. Noch das voraus. Das Neue Teſtament enthält Briefe Pauli an ſieben beſtimmte Gemeinen, und unter dieſen an die Römer ſelbſt, und in ihrer keinem werden ſie an Petrus gewieſen; ja im Brief an die Galater wird Petrus vielmehr getadelt als empfohlen. Die Offenbarung Johannis, das ſpäteſte Buch des N. T., enthält Briefe des Herrn, abermals an ſieben Gemeinen, und in ihrer keinem wird des Petrus gedacht. Was iſt denn nun Petrus? oder welche dieſer Gemeinen iſt der Römiſchen untergeordnet und nicht gleichgeordnet? Alſo daß wir nur das Neue Teſtament aufzuſchlagen und die Ueberſchriften zu leſen brauchen, um den Streit entſchieden zu ſehn. Den Römern aber wird

nicht auf Petrus hingedeutet, ſondern auf Abraham, den Vater der Glaubigen, deſſen Nachkommen verworfen wurden, weil ſie ſich Fleiſches rühmten, wie die ſpätern Römer — denn bloß hinſichtlich dieſes Fleiſchrühmens ſprechen wir mit der Schrift: Petrus und Paulus iſt Nichts; an ſich wiſſen wir wohl, wie hohe Heilige ſie ſind — und wurden ihm die Heiden zugezeugt, die Abrahams Glauben und Werke übten.

Und wie? wenn der, welcher die allgemeine Oberherrlichkeit des Römiſchen Stuhls zu unſerer Zeit vertheidigt, etwas ganz Unberufenes thäte, und das der Römiſche Hof mißbilligen muß? Nicht zu gedenken, daß der von katholiſchen Völkern abgeſetzte und gemißhandelte Pabſt ſeine Wiedereinſetzung hauptſächlich den Mächten des proteſtantiſchen und Griechiſchen Glaubens verdankt, welche ihn als oberſten Biſchof der Römiſch-katholiſchen Kirche ohne Widerrede anerkannt und ihn zur Gehabung ſeiner weltlichen Herrſchaft auf alle Weiſe unterſtützt haben: ſo lieſt man auch jetzt in öffentlichen Blättern vom 17. April d. J. aus Rom geſchrieben, in dem Breve an die mit Verbeſſerung der Inquiſitionsgerichte beauftragte Congregation ſage Pius: „Die erſte Lehre unſers göttlichen Meiſters: Liebet euch unter einander, muß das Geſetz der ganzen Welt werden.“ Wahrlich! ein Ausſpruch eines Biſchofs würdig; den er ja nicht ſelber dadurch wieder aufheben wird, daß er gut heißt, was der Liebe und Dankbarkeit ſo zuwider iſt, nämlich die Vertheidigung der Alleinigkeit ſeiner Schlüſſel, der Alleinigkeit der ihm unterworfenen Kirche, das Verketzern und Proſelytenmachen gegen andre Gemeinen Gottes. Es iſt unmöglich, daß der, welcher Liebe predigt, es genehmige.

Die Liebe ſpricht: Lebe mit mir, ſo will ich mit dir leben; ich beſuche dich, beſuche du mich auch; iß und trink mit mir, ſo will ich auch mit dir eſſen und trinken. Was ich dir Gutes thun kann, das will ich dir erweiſen. Laß uns zuſammen rathſchlagen, daß wir des rechten Wegs nicht verfehlen mögen. „Die Liebe eifert nicht, ſie blähet ſich nicht, ſie

suchet nicht das Ihre." (1 Kor. 13. Charitas non aemulatur, non inflatur, non est ambitiosa, non quaerit quae sua sunt. Vulg.)

Wir, und wenn es zehntausendmal falsch wäre, daß der Pabst Petri Nachfolger sey, würden ihm darum das Recht nicht absprechen, Oberbischof derjenigen kirchlichen Provinzen zu seyn, die Gott ihm jetzt unterworfen hat, so wenig wir einem andern christlichen Bischof die seinigen absprechen. Sind wir etwan auch Nichts, die wir das versichern, oder unsere Großmuth ohne Werth: so sind doch die verbündeten Monarchen der Griechischen und protestantischen Kirchen Etwas, die, ohne um das Primat Petri zu fragen, ganz in dem von uns ausgesprochenen Sinn mit wahrer Liebe gehandelt haben. Wozu also noch, lieber Graf Stolberg, deine gelehrte Abhandlung, oder was soll sie der Welt nützen?

Die Schrift selbst, welche wir nicht um der Starken oder Gelehrten willen beurtheilen, sondern um der Schwachen willen, denen sie, absichtlich besonders gedruckt, gefährlich werden könnte, enthält Folgendes.

Einleitung. 1) Die Kirche muß Priester oder Pfleger der Lehre und des Gottesdienstes haben, wie die Religionen aller Völker, wie der Staat Obrigkeiten braucht.

Antwort. Die Aemter der Lehrer, Aufseher und Diener der Kirche sind unentbehrlich, und seit der Apostelzeit vorhanden. Eine Priesterschaft aber, wie die Levitische und heidnische, ist dem Geiste des Neuen Bundes entgegen, worin, als im Nachbild, jeder Christ ein Priester Gottes zu seyn bestimmt ist, 1 Petr. 2, 5. 9. Röm. 12, 1. verb. mit allen Stellen, welche gegen die Wiedereinführung des Levitismus eifern, der gleichwohl sich im Mittelalter klar erneuerte. Seiner Zeit wird auch kein Lehrer mehr nöthig seyn, Joh. 6, 45. Jesaj. 54, 13. Jer. 31, 34. Inzwischen aber erweckt Gott auch außer den Kirchenbeamten Lehrer und Pfleger der Religion, worunter wir den Grafen v. Stolberg mit Vergnügen rechnen.

2) Gleichsam in pyramidischer Form muß Obrigkeit und Priesterschaft geordnet seyn. „Fast alle Völker hatten und haben Ein Oberhaupt der Priesterschaft.“ Im A. T. waren die Leviten Pfleger des Heiligthums, aus ihnen die Familie Aarons die priesterliche, aus ihr nur Ein Sprößling Hoherpriester. Christus ordnete 70 Jünger; „höhere Würde gab er seinen 12 Aposteln; einem der Zwölf vertraute er seine mit seinem Blut zu erkaufende Kirche vorzüglich an. Sonach hat das höchste Ansehen des Oberhaupts unserer Kirche, seiner Kirche, nicht nur aus der Natur der Sache hergenommene Gründe für sich (Gründe, welche fast alle Völker zu ähnlicher Anordnung bestimmt haben), es hat auch für sich das Beyspiel des von Gott für Israel gestifteten Hohenpriesterthums. Unumstößlich aber gründet es sich auf ausdrücklichen Ausspruch des Sohnes Gottes — die Kirche Jesu Christi ward von ihm auf den Felsen Petrus gegründet“ (Matth. 16, 18).

Antwort. Das Bild der Aegyptischen Pyramiden ist für die Kirche treffend. Bekanntlich ist die Spitze jener stumpf; mithin spricht es gegen den Verf. Doch dieses profane Bild beweist nichts; äußerst viel Folgendes. Die Israeliten wollten zur Zeit Samuels auch einen König, „wie alle Heiden haben“, und vergaßen, daß sie einen unsichtbaren König hatten, der ihnen nahe war, und verwarfen ihn damit, 1 Sam 8, 5 ff. Eben weil wir nicht mehr im A. T. als im vorbildlichen Schatten stehen, darum können wir keinen Hohenpriester haben, als den, welchen Aaron vorbildete. Der Hohepriester, welchen wir Christen bekennen, ist kein anderer als der Sohn Gottes, Hebr. 3, 1. C. 4, 14 ff. C. 5, 1 ff. C. 7, 26 ff. C. 8, 1 ff. C. 9. C. 10. Keine einzige Stelle des N. T. redet von einem einzelnen Stellvertreter desselben, einem irdischen obersten Bischof, von einem Hohenpriester des neuen Bundes, deren unmöglich zwey seyn können; sonnenklare Stellen aber sagen: Ihr habt keinen Meister, keinen Vater auf Erden, ihr seyd alle Brüder, Matth. 23, 9. 10 ꝛc. Es ist in der That schwer zu begreifen, wie ein Schriftsteller des

Christenthums jenen Unterschied übersehen kann. Von dem Vorrang des Petrus unter den Zwölfen soll nachher geredet werden. Stark ist der Sprung, der mittelst des Bindeworts Sonach geschieht, und in Absicht der Natur der Sache und des Beyspiels im A. T. die Folgerung verkehrt, wie so eben gezeigt worden.

3) Wer Irrthümer behauptete, dem stand dieser Felsen im Wege. „Daher jede Irrlehre, sobald sie durch die Stimme der Kirche sich nicht beschwören läßt, die Ablängnung des Vorrangs der Bischöfe Roms herbeyführt."

Antwort. Unzähligen Zeugen der Wahrheit stand im Mittelalter der Felsen Roms im Wege. Die praktische Verläugnung Christi, als die größte Irrlehre neben der theoretischen, wohnte oft und viel auf diesem Felsen, und machte endlich, da die Zeiten der göttlichen Geduld verlaufen waren, über das wahre Verhältniß die Augen hell.

4) „Gleichwohl wollte jede Partey Einheit der Lehre, wollte eine Kirche vorstellen, die sich ohne Einheit der Lehre und des Gottesdienstes nicht denken läßt."

Antwort. Sobald jede Partey die Grundlehren der Bibel und das darauf gebaute apostolische Symbolum aufrichtig bekennt, so ist Einheit der Lehre vorhanden. Jede Versammlung solcher Bekenner, klein oder groß, stellt eine Kirche oder Gemeine vor, Matth. 18, 20. Die Gemeine aus allen Gemeinen aber ist der vollständige Leib Christi. Einheit des Gottesdienstes ist da, wo nach oben angezogenen und andern Stellen wir uns alle „zum lebendigen, heiligen und Gott wohlgefälligen Opfer darbringen, geistliche Opfer opfern, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum, verkündigen die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht" u. s. w. Die äußerlichen Gebräuche der kirchlichen Versammlungen sind um so zweckmäßiger, als sie hierzu förderlicher sind. Dieß läßt sich aber bey weitem nicht von allen behaupten, die allmählig von Rom aus angeordnet wurden.

5) „Man ſah ein, daß es über dieſe Einheit zu wachen einer Autorität bedürfe; und die göttliche Autorität, welche der Sohn Gottes ſeiner Kirche verliehen, hatte man verworfen. Sonach war man gezwungen, ſich einer menſchlichen, daher fehlbaren, als menſchlichen und fehlbaren anerkannten Autorität zu unterwerfen, deren Gültigkeit dem Verſtande nicht einleuchtet, die das Herz weder beruhiget noch erhebt, vielmehr beyde erniedrigt.“

Antwort. Das iſt nun die Sache. Der Verf. ſtellt nämlich die Begriffe um. Die Reformatoren ſprachen gegen die menſchliche Autorität des Pabſtes und einer verdorbenen Tradition, und vertheidigten die göttliche Autorität der heil. Schrift, als der einzigen rein übrig gebliebenen Glaubensregel; und ſo thut noch jeder wahre Gläubige in Fällen der Colliſion zwiſchen äußerer kirchlicher Gewalt und göttlicher Offenbarung, gleichviel, ob erſtere von alt hergebrachter oder neuereriſcher Art iſt. Jetzt will der Verf. dieß Verfahren eine Unterwerfung unter menſchliche Autorität nennen. Wir bitten ihn aber doch inſtändig um ſein ſelbſt willen, nicht zu ſagen, die heiligen Märtyrer des Mittelalters hätten in ihren Verfolgern eine göttliche Autorität verworfen, welche der Sohn Gottes ſeiner Kirche verliehen habe. Es läßt ſich nichts Verkehrteres denken.

Erſte Abtheilung. Ueber den Vorrang des Apoſtels Petrus vor den andern Apoſteln. „So wichtig und entſcheidend, fängt der Verf. an, für die vom Sohne Gottes dem Apoſtel Petrus verliehene Autorität auch die Worte ſind: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will Ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18), mag es doch erſprießlich ſeyn, aus den Evangelien die Stellen zu ſammeln, welche ſich auf dieſe, dem Haupte der Apoſtel beſtimmte Würde beziehen, und aus der Geſchichte der Apoſtel zu bemerken, wie Petrus nach der Himmelfahrt ſeines Herrn das ihm anvertraute Amt geübt habe.“ Dieß geſchieht nun in einem weit-

läufigen Bericht von S. 7 — 99, alſo durch den größern Theil des Büchleins. Die Geſchichte des h. Petrus muß jedem Leſer der Bibel bekannt ſeyn. Es kommt alſo nur auf den Sinn der Würde des Apoſtels an. Und hier verweiſen wir vor allen Dingen auf unſere Recenſionen von Theoduls Gaſtmahl. Sodann empfing Petrus (wahrſcheinlich der älteſte an Jahren unter den Apoſteln) ſeinen Vorzug offenbar nur als ein Erſter unter Gleichen, und als der, an welchen ſich der Herr zu wenden pflegte, wenn er ihnen gemeinſchaftliche Worte zu ſagen hatte; denn das Schlüſſelamt, welches in jener Stelle Matth. 16, 19 dem Petrus ertheilt wird, wird C. 18, 18 mit gleichen Worten allen Apoſteln verliehen. Vgl. Joh. 20, 21 — 23. Ueberlegen wir ferner, daß die Güter des Gottesreichs nach der Verheißung zunächſt den Juden gehörten, und von ihnen das Heil ausgehen ſollte (Joh. 4, 22). Petrus aber war der Juden Apoſtel im ſtrengſten Sinn (Gal. 2, 7. 8), wie Paulus der vornehmſte Apoſtel der Heiden (ebendaſ.). An die Erſtlinge der Heiden in Paläſtina aber erhielt ebenfalls Petrus die erſte Sendung (Apoſtelgeſchichte 10); ſo daß das Wort Jeſu Chriſti (Matth. 16, 18. 19) nicht bloß ſofern Petrus für alle Apoſtel genannt wird, ſondern auch individuel aufs vollkommenſte erfüllt wurde. Dieſer Vorzug der Gnade war für Petrus groß, für die aber, zu denen er geſandt wurde, ganz gleichgültig; denn die Bekehrten der übrigen Apoſtel waren darum nicht geringer. Wollen wir mehr, wiewohl das genug ſeyn kann, ſo mag uns ein anderes Reich der Dinge noch etwas Weiteres enthüllen, dann wann wir Matth. 19, 27 ff. werden erfüllt ſehn. Und dieß iſt der wahre Petrus, der dem heiligen Geiſt Raum gab, Jeſum als den Geſalbten und Sohn des lebendigen Gottes zu bekennen (Matth. 16, 15 — 17), der Apoſtel Iſraels, der Herold an die Heiden. Was aber geſchrieben iſt, das iſt uns zur Lehre geſchrieben. Nämlich Petrus iſt ein Vorbild jedes aufrichtigen Bekenners, freymüthigen Lehrers und Seelenhirten, und eines ſolchen ſind daher in ſeiner Art auch Petri Verheißun-

gen. Der falſche Petrus aber iſt ſogleich V. 23 gezeichnet, der den Herrn eines Beſſern belehren wollte, nicht meinte was göttlich ſondern was menſchlich iſt, daher ein Satan und ein Aergerniß hieß. Aber was geht Eins oder das Andere Rom an? Außer ſofern der Römiſche Biſchof entweder ein geiſtlich oder ein irdiſch geſinnter Vorſteher iſt. Denn in ſofern geht es jeden Hirten an, vom Dorfpfarrer bis zum Erzbiſchof. Rom aber verkehrte ſpäterhin jenes ehrwürdige Symbol, drehte es ins Fleiſch heraus, machte aus dieſem allgemeinen Heiligthum ein irdiſches Eigenthum, wie wir hernach ſehen werden. Und gleichwie der Herr dem Bekenner Petrus, dem bußfertigen, ſeine Schafe zu weiden gibt: ſo gibt er dem fleißigen Paulus (ſ. 1 Kor. 15, 10) das große Amt unter die Heiden; dem Apoſtel der Liebe aber offenbart er ſeine Geheimniſſe, befiehlt ihm ſeine Mutter. Lauter Hieroglyphen, die unmöglich faſſen kann, wer noch fleiſchlich geſinnt iſt. Wir ſagen, es iſt unmöglich, daß wer noch in Feſſeln irdiſcher Einbildungen geht, einen aufgeſchloſſenen Sinn für den Geiſt der wahren göttlichen Weisheit habe. Was aber der Verf., z. B. S. 14, Erbauliches hiebey zu ſagen glaubt, iſt übel angewendet. So fühlt er auch, z. B. S. 19. 20. 35, nach der vorgefaßten Meinung keinen ſeiner Widerſprüche. — S. 24 lieſt man: „So hat auch Jeſus Chriſtus, der ewige Hoheprieſter, beſtändig über die Kirche Roms gewacht. So unwürdig auch oft die Nachfolger des Apoſtels waren, deren Bekehrung ich wahrlich nicht verbürgen möchte, verfielen ſie doch nimmer in Ketzerey.“ Nicht? Was iſt denn eigentlich Ketzerey? Vgl. die Recenſion von Windiſchmanns Gericht des Herrn über Europa. Während des päbſtlichen Schisma's klang die Sprache anders, von einem Pabſtſtuhl gegen den andern. S. ferner Urtheile der Concilien in Gottfr. Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie I, 14, 4. Der berühmten Sprüchlein Leo X. nicht zu gedenken, die der Verf. des Triumphs der Philoſophie Th. I. S. 41 wenigſtens nicht mit Stillſchweigen zu übergehen wagt. Der Römiſche Hof war freylich nie ſo thöricht,

gleich gewiſſen ſogenannten Proteſtanten mit der Dogmatik auch das ganze kirchliche Amt aus der Welt hinauszupredigen. Und daß der Herr der Gemeine darüber wachte, daß derjenige biſchöfliche Sitz, dem er aus weiſen Urſachen ſeine Anmaßung im Mittelalter ließ, unter vielen Verdorbenheiten den Buchſtaben des Chriſtenthums bewahrte (wie der Phariſäismus das Alte Teſtament hüten mußte), das geſtehen wir mit dankbarer Bewunderung ein. — S. 41. „Ich fordere Jeden, der unbefangenen Sinnes iſt, auf, das Gewicht des Amts und der Würde, die der Sohn Gottes dem Petrus verleihet, mit Ernſt zu beherzigen!“ Das thun wir. Aber was geht das Rom an? Außer wie vorhin. — S. 44. „So erſcheint in der erſten Handlung, deren die Apoſtelgeſchichte erwähnt, Petrus ſchon als der Oberhirte.“ Das heißt, wie jeder Sprengel einen oberſten Geiſtlichen hat, welcher den Vorſitz und das Wort führt; oder vielmehr wie jede Geſandtſchaft einen Redner hat; wie der anweſende Paulus zu Korinth, wie Johannes oder Timotheus zu Epheſus: ſo war Petrus der oberſte Hirte der Erſtlingsgemeine, der Mutter aller nachherigen; in ſofern alſo der erſte aller Oberhirten und das Fundament der Kirche. Aber Rom? Davon leſen wir gleich S. 45:

„Als Gemeinen gegründet waren, ſetzten die Apoſtel „Biſchöfe ein für dieſe Gemeinen, ohne daß von Zuſtimmung „des Petrus die Rede geweſen wäre. Lange Zeit wurden „Biſchöfe bald von ganzen Gemeinen gewählt, ſo daß alle „Männer derſelben daran Theil nahmen; bald von der Geiſt„lichkeit der Kirche, welcher der Biſchof vorſtehen ſollte; bald „von den Biſchöfen der Provinz. Dazu ward die Einwilli„gung des Biſchofs zu Rom nicht erfordert.“

Alſo geſchweige daß der Biſchof von Rom in der erſten Kirchenzeit in die Biſchofswahlen hätte willigen müſſen, nicht einmal Petrus perſönlich wurde darum befragt! Wenn der Verf. ſich durch dieſe Einſchaltung, die von ganz anderer Hand in ſein Manuſcript gekommen zu ſeyn ſcheint, nicht ſel-

ber ſchlägt, ſo darf künftig Niemand mehr von Widerſprüchen reden. Man ſehe, wie dazu die trotzige Frage an Mosheim paßt, S. 100 Anmerk. „Vergißt denn Mosheim, daß dieſe immerhin anſehnlichen Rechte des Primats in Africa den Vorgängern Cyprians von der Mutterkirche zu Rom, von den Biſchöfen zu Rom, kraft der apoſtoliſchen Autorität, übertragen worden?“

S. 74 geht der Verf. von Apoſt. 12, 17 zu der Verſicherung über, daß Petrus, ehe er Biſchof zu Rom geweſen, der Kirche zu Antiochia vorgeſtanden habe, und ſolches mit Unrecht geläugnet werde. „Dieſe Abläugnung iſt ſo vermeſſen als grundlos. Sie iſt im Widerſpruch mit dem ganzen chriſtlichen Alterthum“ u. ſ. w. Von dort aus ſoll Petrus nach S. 76 ff. im Jahr Chr. 54 und erſten des Kaiſers Nero nach Rom gekommen ſeyn. „Nicht nur vermeſſen, ſondern ſchamlos iſt die Behauptung einiger Proteſtanten, welche haben läugnen wollen, daß Petrus in Rom geweſen. Verdienſtvolle Proteſtanten rügen mit Unwillen dieſe Dreiſtigkeit — In der That kann eine ſolche Behauptung nur aus großer Verblendung des Verſtandes, oder aus Unlauterkeit des Herzens kommen (!), da ſie auch nicht Einen Scheingrund für ſich hat, auf dem ſie beruhen könnte, und das ganze Alterthum durch vereinigte Zeugniſſe ſie zerſtiebt.“ Rec. gehört nicht zu dieſen Läugnern, glaubt aber, daß der Zweifel an jener Thatſache (auf welcher zwar das ganze Anſehn des Papſtthums beruht) ein ſo ſchneidendes Urtheil noch nicht verdient. Was behalten wir denn für Ausdrücke übrig, wenn von weſentlichen Dingen die Rede iſt? — S. 78. „Daß zu Rom ſich eine Kirche von apoſtoliſchen Zeiten an beſtändig erhalten habe, iſt nie geläugnet worden. Wer hätte dieſe Kirche gegründet, wenn nicht Petrus und Paulus, welche von jeher zu Rom und allenthalben als Gründer derſelben genannt werden? Der heil. Ignatius, dieſer Jünger der Apoſtel, ſchreibt an die Römer: „Ich gebiete euch nicht, wie Petrus und Paulus, ſie waren Apoſtel.“ Der heil. Irenäus, der den von den Apo-

stein unterrichteten heil. Polykarpus gesehen zu haben sich erinnerte, sagt, daß die Kirche Roms von den Aposteln Petrus und Paulus sey gegründet worden." Da liegt der Punct. Die Kirche Roms ist von den beyden Aposteln Petrus und Paulus, damit man sich seines einzelnen rühmen könnte, und zwar nachdem Petrus schon den Kirchen zu Jerusalem und zu Antiochia vorgestanden hatte, gegründet worden. Aber nun heißt weiter: „Wird nun die Gründung und Anordnung der Kirche zu Rom beyden Aposteln zugeschrieben, so ist doch offenbar, daß im eigentlichen Sinne Petrus sie gegründet, und Paulus nur an ihrer Anordnung, Befestigung, Heiligung thätigen Antheil genommen. Denn schon war diese Kirche blühend und mit göttlichem Gedeihen gesegnet, ehe Paulus sie gesehen, als er im Jahr 58 in seinem Sendschreiben an sie also schrieb: „Zuvörderst danke ich meinem Gott für euch Alle, daß von eurem Glauben in der ganzen Welt verkündiget wird — — allezeit flehend in meinen Gebeten, ob es mir einmal gelingen sollte, daß ich zu euch käme" ꝛc. (Röm. 1, 8 ff.). „Wahrhaftig, sagt der Verf., diese Kirche war von Petrus, oder vielmehr von Gott durch Petrus wohl gegründet worden, ehe Paulus sie auch nur gesehen hatte!" Dieser Schluß wäre nun zwar ganz unverfänglich. Wenn Petrus die Gemeine zu Rom allein gestiftet hätte, und sogar viele Jahre lang ihr Bischof gewesen wäre: so verschlüge dieses zu Gunsten der Römischen Herrschaft über andere Kirchen noch nicht das mindeste, wie des Verf. eigene obige Erklärung S. 45 beweist. Allein der Schluß wird weder durch die Bibel, noch durch zuverlässige Nachrichten der Kirchenväter bestätigt. Endlich der Schluß ist gar nicht stichhaltig. Weil Christen zu Rom waren, ehe Paulus nach Rom kam, darum hatte Petrus die dortige Kirche gegründet. Wer weiß nicht, daß damals in keiner Stadt der Welt so viel Ab- und Zulauf aus allen Ländern als zu Rom war? Wenn hier nach Wahrscheinlichkeit geurtheilt werden soll (denn das Wahrhaftig des Verf. gilt nicht mehr als so viel), so ist es un-

gleich wahrſcheinlicher, daß andre reiſende Chriſten, deren Namen wir nicht wiſſen, den erſten Samen des Evangeliums nach Rom gebracht und die Kirche dort vorbereitet haben, und daß hieraus die Hausgemeinen entſtanden, deren Röm. 16 gedacht wird, als daß Petrus ſelbſt die erſte Miſſion dahin übernommen. Es geſchieht alſo mit Unrecht, wenn der Verf. in der Note Baumgarten tadelt, daß er glaubt, Paulus könne mit mehrerm Recht als Petrus für den erſten Stifter der Kirche zu Rom angeſehen werden, und wenn er hinzuſetzt: „Hatte denn der ſchriftkundige Mann vergeſſen, was Paulus an die Römer ſchrieb?“ Was ſchrieb denn Paulus an die Römer? Gedenkt er des Petrus nur mit Einer Sylbe als ihres Gründers oder Bekehrers? Hätte er ihn (ſeinen Primat) unerwähnt laſſen können, wenn er geweſen wäre? Wie konnte doch überhaupt Paulus dem Petrus in ſein Amt greifen und an die Römer ſchreiben, wenn ſie des Petrus eigenthümlicher Sprengel waren? Warum weiſt ſie nicht Paulus auf Petrus, während umgekehrt Petrus (2 Ep. 3, 15. 16) ſich auf Paulus bezieht? Eben ſowohl konnen Aquilas und Priſcilla das Chriſtenthum zuerſt nach Rom gebracht haben, als ſie aus Griechenland dahin zurückkehrten, wofern ſie nicht ſchon als chriſtliche Juden aus Rom vertrieben worden waren (Apoſt. 18, 2. vgl. Sueton. Claud. 25). Ihrer gedenkt Paulus Röm. 16, 3 vor allen andern dortigen Chriſten, nennt ſie ſeine Gehülfen in Chriſto Jeſu, und ſie waren ſchon vorhin die Lehrer eines Apollos geweſen (Apoſt. 18, 26). Hatte aber einmal die chriſtliche Religion zu Rom gekeimt und gewurzelt, jetzt konnten die heyden Apoſtel Petrus und Paulus die dortige Gemeine gründen und dann, oder nach heutigem Sprachgebrauch organiſiren; und mehr ſagt keine einzige gewiſſe Nachricht. Selbſt wenn nach der Rechnung des Verf. Petrus ſeit dem Jahr 41 der Diaſpora in Kleinaſien predigte, zu Antiochia verweilte, und im J. 54 nach Rom kam, Paulus aber erſt im J. 58 an die Römer ſchrieb, wo Petrus ſchon todt geweſen wäre: ſo iſt es dennoch durchaus unwahrſchein-

ſich, daß in jenen 20 bis 21 Jahren ſeit der Himmelfahrt Jeſu (30 oder 31—51) keine Chriſten ſollten nach Rom gekommen ſeyn und die neue Lehre mitgetheilt haben; nachdem doch — darauf merke man vor allen Dingen — ſchon bey der Ausgießung des heil. Geiſtes Fremde von Rom (ἐπιδημοῦντες Ῥωμαῖοι, Apoſt. 2, 10) zugegen waren, und gar wohl angenommen werden darf, daß auch von dieſen Römiſchen Juden unter den 3000 Seelen waren, die ſich damals taufen ließen (V. 41), und ſie das Chriſtenthum heimbrachten. Hat auch dieſe Petrus durch ſeine Rede bekehrt, ſo that er es doch nicht als Biſchof der Römiſchen Kirche, nicht einmal als deren beſonderer Stifter. Denn auf dieſe Art ſtiftete er hier zu Jeruſalem in Gegenwart ſeiner Mitapoſtel eine Menge Kirchen zugleich, und erfüllte auch ſo, was der Herr ihm zugeſagt hatte. Wir wollen aber dem Verf. eine Chronologie aufſtellen, die er vermuthlich nicht kennt. Der Brief des h. Paulus iſt ſchon zwiſchen den Jahren 50 und 52 geſchrieben. Im Frühling 56 kam Paulus nach Rom. Lactantius (de mortibus persecutor. c. 2, den der Verf. S. 76 dieß am Rande citirt) ſagt: „Die Jünger, damals an der Zahl elf, nachdem ſie an Judas des Verräthers Statt den Matthias und Paulus aufgenommen hatten, zerſtreueten ſich in alle Welt, um das Evangelium zu predigen, wie es ihnen der Herr ihr Meiſter befohlen hatte, und legten 25 Jahre lang, bis zum Anfang der Neroniſchen Regierung, in allen Provinzen und Städten die Grundſteine der Kirche. Und da ſchon Nero Kaiſer war (cumque jam Nero imperaret, nicht: in ſeinem erſten Jahr), kam Petrus nach Rom," u. ſ. w. Alſo 25 Jahr lang nach dem Tode unſers Heilands reiſte Petrus gleich den andern Apoſteln umher, und kam erſt, nachdem Nero im J. 54 oder 55 den Thron beſtiegen hatte, vermuthlich alſo nach dem Frühjahr 56, folglich ſpäter als Paulus, zu Rom an, wenigſtens ſpäter als deſſen Brief an die Römer, deſſen ganzer Inhalt beweiſt, daß damals noch kein Apoſtel Rom geſehen hatte. (S. den ſehr genauen Chronologen Bengel im Ordo

temporum cap. VI.) — S. 89 bemerkt der Verf. Etwas, deſſen er ſich oben bey den Hohenprieſter N. T. hätte erinnern ſollen: durch den Sohn Gottes ſey alles Vorbildliche erfüllt. Ferner gehört hieher, was S. 90 aus dem Geſpräche Jeſu mit der Samariterin und von Jeruſalem der Freyen, unſer aller Mutter, angeführt wird und hinzugeſetzt: „Das Thun der Knechtſchaft iſt zuwider dem Geiſte der Kindſchaft, zu welcher der Sohn Gottes uns berufen hat.“ Hierauf aber S. 92 folgt eine Lobeserhebung der Kirche Roms, „welcher der ewige Erbirte, da er ſie zum Sitze ſeines ſichtbaren Stellvertreters erkohr (wo das?), den Segen gab, deſſen ſie als Leuchtthurm, von welchem die wahre Lehre ſtrahlen ſollte, für das Heil aller über den Erdkreis zerſtreuten Kirchen bedurfte, den Segen unwandelbarer Reinheit des Glaubens“ ꝛc. ꝛc. O Huß! o Luther! — Petrus ſoll ſein erſtes Sendſchreiben aus Rom geſchrieben haben, weil er 1 Petr. 5, 13 von Babylon ſpricht; eine bekannte Streitfrage, und wenn der Verf. Recht hat, von großen Folgerungen wider ihn. Vermuthlich aber ſchrieb Petrus wirklich zu Babylon am Euphrat, das damals noch nicht ganz wüſte lag. Um ſo weniger kann er vor ſeinem Lebensende (67) lange zu Rom geweſen ſeyn. Da aber der Verf. hievon das Gegentheil will, ſo muß er auch dort das Gegentheil behaupten. Die Ankunft des Paulus ſetzt der Verf. (S. 94) erſt in den Febr. 61 und ſagt: „Da wir in des Evangeliſten Lucas Erzählung von der erſten Ankunft des Apoſtels Paulus in Rom, welche im Jahr 61, wahrſcheinlich im Februar, geſchah, den Apoſtel Petrus nicht erwähnt finden, ſo darf man wohl als gewiß annehmen, daß er abweſend war, als Oberhirte andere Kirchen beſuchte, oder Juden und Heiden anderer Länder das Evangelium predigte.“ Man merke! — Daß beyde Apoſtel erſt nach einem gemeinſchaftlichen Aufenthalt zu Korinth wieder zuſammen nach Rom gekommen, um daſelbſt den Märtyrertod zu leiden, wird S. 95. 96 angeführt. Indeſſen iſt dieſe Reiſe ein dunkler Umſtand (vgl. Lactant. und Bengel a.

a. O.), obwohl für gewiß anzunehmen ist, daß zu Rom auf Nero's Befehl um gleiche Zeit Petrus gekreuzigt und Paulus enthauptet worden. — S. 98. „Beyde Apostel sind immer zu Rom als Stifter und Pfleger dieser Kirche dankbar verehret worden, obgleich die eigentliche Gründung derselben, wie aus angeführtem Zeugnisse des heil. Paulus erhellet, nicht ihm zugeschrieben werden kann, der die schon geheiligten Römer noch nicht gesehen hatte, als er sein Sendschreiben an sie erließ, sondern allein dem Petrus." Also mit aller Gewalt! „Aber so reichlich haben sich die Gnaden des heiligen Geistes durch beyde Apostel über diese Kirche ergossen, daß sie in der Feyer ihres dankbaren Andenkens solche so wenig trennt, als deren in Einer Gruft der Verklärung harrende Hüllen getrennt sind" ꝛc. Und gegen diese Tradition, die ihm doch ehrwürdig genug seyn sollte, um sie nicht anzufechten, die noch Irenäus die älteste ist, die wir eben deßhalb gern annehmen, trennt sie der Verfasser!

Zweyte Abtheilung. Ueber den Vorrang der Bischöfe zu Rom vor andern Bischöfen. Der Verf. klagt (S. 99): „Wofern auch die billigsten Gottesgelehrten unserer von der Kirche getrennten Brüder" — und Liebe wollen wir glauben, daß diese Worte verdruckt sind und heißen sollen: „der von unserer Kirche getrennten Brüder", zumal sie sonst keinen Sinn haben, weil, was von der Kirche getrennt ist, kein Bruder seyn kann — „dem Apostel Petrus einen Vorrang, über dessen Beschaffenheit und Umfang sie nichts, was nur irgend einer Bestimmung ähnlich wäre, äußern mögen" [das läßt sich von Rec. ganz gewiß nicht behaupten], „einräumen: so beschränken sie diesen entweder auf die Person des Petrus" [und erstrecken ihn auf alle seine wahren Nachfolger in jedem kirchlichen Amt, wohin ungleich weiter als die Romanisten], „oder, wenn die Zeugnisse des höchsten Alterthums" [soll heißen: des spätern Alterthums] „für die Würde der Bischöfe Roms sie ins Gedränge bringen" [so nicht doch! 1 Cor. 9, 26. Ps. 18 (17),

201, „ſo wollen ſie ihnen doch nur gewiſſe anſprechende Ehren oder Macht, Glanz oder Autorität, aber nicht wenig Autorität zugeſtehen.“ Nach Beſtreitung Mosheims, deren oben gedacht iſt, glaubt es nun der Verf. beſſer zu treffen, und den anbegreiflichen Sprung vom Vorrang Petri auf die Übergewalt der Römiſchen Biſchöfe mächtig zu unterſtützen, indem er ſich vor allen Dingen auf den h. Irenäus beruft, und aus dem 3. Buch dieſes ehrwürdigen Biſchofs von Lyon im 2. Jahrhundert adv. haeres. eine berühmte Stelle hinſetzt. In der That, er hätte ſeinen Gegnern keinen beſſern Dienſt erweiſen können. Dieſes älteſte von allen hierhergehörigen Zeugniſſen beweiſt gegen ihn, was man nur wünſchen mag, und verdient ein Grundſtein der geſchichtlichen Wahrheit zu heißen. Aus ihm entdeckt ſich der Urſprung jener Kette von Ideen, in deren Verfolg Rom und ſeine Biſchöfe endlich zur unumſchränkten Oberherrſchaft in der Kirche und im Staat gelangten. Was anfangs Rom in dieſer Hinſicht war, hat uns der Verf. oben S. 45 ſelber geſagt; wir rühren ihn hier aus ſeinem eignen Munde. Nun aber war, ſeitdem die heiligen Beine Petrus und Paulus zu Rom des Todes der Märtyrer geſtorben waren, über ein Jahrhundert verfloſſen, und die Geſtalt der Dinge veränderte ſich mehr und mehr. Rom, die Hauptſtadt der Welt, zählte bald unter ſeinen vielen Einwohnern auch viele Chriſten. Die Gemeine wuchs und gedieh unter den Stürmen der Verfolgung. Der Druck, den ſie von den heidniſchen Mitbewohnern und vom Hof erfuhr, vermehrte ihre Beſtändigkeit im Glauben, erhielt ſie eifrig, lauter und rein. Wie Rom der politiſche Mittelpunct der bewohnten Welt war, ſo ward die Gemeine Roms, als Folge, der kirchliche. Ihr ſtater Verkehr mit den Chriſten aller Nationen gab ihr Zufluß von Menſchen und Nachrichten, ſetzte ſie in Stand, den Staat Gottes auf Erden zu überſchauen und auf denſelben weithin zu wirken. Wie man nach dem Kaiſer ſah, was er für oder wider die Chriſten verhängen werde, ſo ſah man nach ihr, die es am nächſten

fühlte, und ihren Schwestern ein Muster des Verhaltens werden konnte. Die Ehre, zwey der größten Apostel zu Gründern gehabt zu haben, trieb sie zu würdiger Nachfolge, und die Gnade Gottes machte sie, so lang sie der Gnade treu blieb, zum Segen für viele. Im Orient waren früh Schwärmereyen im Christenthum ausgebrochen, und verbreiteten sich bis ins Abendland. Unverdaute Bruchstücke fremder Philosophie wurde zu aftermystischen Systemen aufgeputzt, und als christliche Geheimnisse ausgeboten. Ob nun wohl manche sogenannte Ketzer oder Häretiker jener Zeit mißverstanden worden sind, und Sachen lehrten, die der Wahrheit gar nicht fremd waren, die Secten auch unter sich selbst nicht immer einig waren: so eiferten doch die Kirchenväter mit Recht gegen jede Gefahr, welche der reinen Lehre von träumerischen Zuthaten und Verunstaltungen drohte. Daher weist Irenäus nachdrücklich auf die apostolische Ueberlieferung, „welche, sagt er, in jeder Kirche auf der ganzen Welt offenbar vorhanden ist, und von Allen, welche die Wahrheit sehen wollen, kann nachgesucht werden.“ Diese Ueberlieferung, als Gegensatz der Häresis, bestand hauptsächlich in dem wahren Glaubensbekenntnisse, das allmählig, doch schon sehr früh, durch das noch allgemein vorhandene sogenannte apostolische Symbolum zur Sicherheit gegen Irrlehren fixirt wurde (s. King. historia symb. apostol. Vgl. für den Sinn des Worts Tradition 1 Kor. 11, 23. C. 15, 3. 2 Thess. 2, 5), und in der damit übereinstimmenden Auslegung der Schriften der Apostel; eine Art von Ueberlieferung, die, beyläufig gesagt, auch in keiner einzigen Kirche je ganz erloschen ist, in Nebensachen allerley Abwechselung auch unter Rechtgläubigen erfuhr, und in der Hauptsache durch die Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts keineswegs verdrängt, sondern reiner hergestellt wurde; gleichwie jeder rechtgläubige Protestant sie gegen Neulehrer vertheidigt. Diese Ueberlieferung setzt Irenäus entgegen der vermeintlichen

geheimen Gnosis der Häretiker, und sagt: „Hätten die Apostel Geheimnisse aufbewahrt, um diese im Verborgenen nur die Vollkommenen zu lehren, so würden sie solche vorzüglich denen überliefert haben, welchen sie die Kirchen selbst anvertrauten.“ Er sagt, die Bischöfe, welche von den Aposteln in den Kirchen seyen angestellt worden, und deren Nachfolger bis auf seine Zeit, hätten von dergleichen Faseleyen nichts gelehrt, noch gewußt; und möchte sich hiebey gern auf alle Bischöfe einzeln berufen. „Da es aber, sagt er, zu weitläufig seyn würde, in diesem Buche die Folgereihe der Bischöfe aller Kirchen herzuzählen, so sey es genug, durch die apostolische Ueberlieferung und durch die den Menschen verkündigte Glaubenslehre“ [im Original: eam, quam habet ab apostolis traditionem et annunciatam hominibus fidem indicantes, wo beyde Begriffe innig verbunden werden] „der größten, uralten, Allen bekannten, von den herrlichen Aposteln Petrus und Paulus gegründeten und geordneten Kirche zu Rom, von welcher“ [nicht doch, sondern: bey welcher, s. das Orig.] „diese Ueberlieferung durch die Folgereihe der Bischöfe bis auf uns gelangt, alle diejenigen beschämend zu widerlegen, die auf irgend eine Weise, sey es aus übelm Wohlgefallen an sich selbst, sey es aus eitler Ehre, oder aus Blindheit und bösem Wahn, unrechtmäßige Versammlungen halten“ [so übersetzt der Verf. einseitig den Ausdruck: qui, praeterquam oportet, colligunt, anstatt: anders als sich gebührt, sammeln, d. i. Gemeinen, Rotten bilden, werben, Proselyten machen; verstehe: mittelst einer Lehre, die dem wahren Glaubensbekenntniß überhaupt widerspricht]; „denn es ist nothwendig, daß jede Kirche, das heißt, alle Glaubige, allenthalben mit dieser Kirche übereinstimmen wegen ihres mächtigen Vorrangs (propter potentiorem principalitatem), in welcher allezeit die von den Aposteln kommende Ueberlieferung sich bey den Glaubigen, sie mögen herkommen woher sie wollen [vielmehr: durch die allerwärts herkommenden Glaubigen; Lat. ab his qui sunt undique], erhal-

ten hat.*) Nachdem die seligen Apostel diese Kirche gegründet und eingerichtet hatten, übergaben sie dem Linus das bischöfliche Amt. Dieses Linus erwähnet Paulus in einem seiner Sendschreiben an Timotheus. Ihm folgte Anakletus; [nach ihm] als dritter nach [seit oder von] den Aposteln [empfing das Bisthum: warum läßt Gr. St. diese Worte episcopatum sortitur aus? Das Ganze heißt: post eum tertio loco ab Apostolis episcopatum sortitur] Clemens, der die Apostel [selbst] gesehen, Umgang mit ihnen gehabt, dem in den Ohren noch nachtönete die Predigt der Apostel, der die Ueberlieferung vor den Augen sah; und nicht er allein, denn es waren damals noch Viele am Leben, die von den Aposteln unterwiesen worden. Als zur Zeit dieses Clemens eine nicht kleine Spaltung unter den Brüdern zu Korinth entstanden war, schrieb die Kirche zu Rom einen kräftigen Brief an die Korinther, söhnte sie unter einander aus, erneuerte sie im Glauben und in der Ueberlieferung, welche sie noch so neulich von den Aposteln erhalten hatte. Diesem Clemens folgte Evaristus, dem Evaristus Alexander, dann ward sechster nach den Aposteln Xystus (Sixtus) angestellt; nach diesem Telesphorus, der herrlichen Märtyrertodes starb, dann Hyginus, dann Pius, nach diesem Anicetus, dann Soter, und zuletzt der zwölfte in der apostolischen Folgereihe Eleutherus. In dieser Ordnung, in dieser Folge, ist die Ueberlieferung der Apostel und die Verkündigung der Wahrheit bis auf uns gelanget. So zeigen wir offenbar, daß es Ein und derselbige lebendigmachende Glaube sey, welcher in der Kirche sich erhalten hat von den Aposteln bis auf uns, und der nach der Wahrheit ist überliefert worden."

So groß nun auch die Hochachtung des Irenäus vor der Römischen Kirche ist, so fließt aus seinen Worten doch deutlich Folgendes: 1) Der oben angegebene Sinn des Worts

*) Vgl. unten die Rec. von Klenker de J. C. ecclesia.

Ueberlieferung, daß es ſich hauptſächlich auf das wahre Dogma bezieht. 2) Daß dieſer Inbegriff der ächten Dogmatik in allen Kirchen gefunden werden konnte, jedoch, wenn man Beſtätigung durch eine wichtige Autorität haben wollte, man ſich zu des Irenäus Zeit am beſten nach Rom wandte, wo man die Lehre im 2ten Jahrhundert, und zwar mit durch fremde Rechtgläubige, am reinſten erhalten fand. 3) Daß die Kirche Roms ſchon damals einen mächtigen Vorrang (potentiorem principalitatem) hatte, oder vielmehr Irenäus ihr dieſe „mächtigere Fürſtlichkeit" zuerkennt, weil ſie die größte, uralte, von den glorreichen Apoſteln Petrus und Paulus geordnete Kirche war. 4) Daß aber dieſer Vorrang ſich nur dadurch rechtfertigte und ſie zum Muſter anderer Kirchen machte, daß ſie die Lehre damals rein bewahrte; daher die Worte des Irenäus für die folgenden Jahrhunderte, und ſobald Rom die Lehre und Ueberlieferung verunreinigte, nichts mehr verfangen können, indem der Kirchenvater hier nicht prophezeiht, ſondern von ſeiner Zeit redet. 5) Daß dieſe Würde einer Hauptkirche, eines Muſters und einer Lehrquelle ihr hier nicht zugeſchrieben wird aus dem Grund, weil unſer Heiland ſie dem Petrus zum biſchöflichen Sitz angewieſen und deſſen Nachfolgern den perſönlichen Vorrang des Apoſtels erb- und eigenthümlich beſtätigt, noch ihr die übrigen Kirchen der Chriſtenheit unterworfen hätte, ſondern weil ſie groß, uralt, von den beyden Apoſteln Petrus und Paulus gegründet, und durch eine Reihe unſträflicher Biſchöfe und Apoſtelſchüler, auch vermöge des Ab- und Zugangs rechtgläubiger Fremden, die Lehre rein fortgebracht hatte bis auf des Irenäus Zeit. 6) Daß ihr Stifter nicht Petrus allein, ſondern Petrus und Paulus wären. 7) Daß dieſe beyden Apoſtel, weil ſie, wie alle Apoſtel in jener Zeit, ein wanderndes Amt führten, mithin keine sedam fixam episcopalem haben konnten, ſich auch nicht als Biſchöfe zu Rom niederließen, am wenigſten Petrus allein, ſondern daß, nachdem ſie die Kirche zu Rom gegründet und eingerichtet hatten (fundantes et instruentes, als

Commissarien ihres göttlichen Senders), sie dem Linus, demselben, dessen Paulus 2 Tim. 4, 21 gedenkt, das bischöfliche Amt (episcopatum administrandae ecclesiae) übergaben, welchem als zweyter Bischof Anakletus, als dritter Bischof Clemens folgte, so daß nicht Petrus, sondern Linus der erste Bischof von Rom war.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Gleichwie nun der ehrwürdige Clemens in dem noch vorhandenen Brief, auf welchen der Verf. S. 105 ferner hinweist, nicht „als Nachfolger des Apostels Petrus" (davon enthält das vor uns liegende Sendschreiben kein Wort), sondern C. 1, 1 im Namen „der Gemeine Gottes, welche zu Rom in der Fremde lebet, der Gemeine, die zu Korinth ihre Pilgrimschaft führet, durch Jesum Christum Gnade und Friede von Gott" wünscht: so beruft er sich selbst da, wo er die nächste Veranlassung dazu hatte, C. 42 ff. nirgends auf sein Petrinisches Schlüsselamt. Er ermahnt die in Spaltung und Unruhen begriffenen Korinther zur Einigkeit, und beweist ihnen, daß die Gemeine sich durch Vorsteher müsse regieren lassen. Er sagt C. 42, 3: „Da die Apostel Befehl erhalten, und durch die Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi gewiß überzeugt waren, und durch das Wort Gottes im Glauben bekräftigt worden, mit Gewißheit des heiligen Geistes, gingen sie aus, und predigten das Evangelium vom Reiche Gottes, daß es kommen würde. Da sie nun durch Städte und Länder predigten, setzten sie die Erstlinge derselben, die sie durch den Geist geprüft hatten, zu Aufsehern und Dienern deren, die da gläubig worden" u. s. w. Hierauf geht er C. 43 auf das Beyspiel Aarons über, sofern dieser durch göttliche Wahl in sein Amt gesetzt wurde, ohne im mindesten sich oder den Bischof Roms überhaupt, oder den h. Petrus, als das Nachbild Aarons in Absicht einer obersten kirchlichen Autorität darzustellen, was er doch mit voller Demuth und Liebe konnte, ja mußte, wenn dem also gewesen wäre; und fährt vielmehr C. 44 fort: „Auch unsere Apostel haben durch unsern Herrn

Jeſum Chriſtum gewußt, daß wegen des Namens des Aufſeher- (Biſchofs-) Amts Streit entſtehen würde. Deßwegen, da ſie vollkommene Vorwiſſenheit hatten, haben ſie die vorhin Erwähnten eingeſetzt, und hernach die erbliche Verordnung gemacht, daß wenn dieſe entſchliefen, andere bewährte Männer ihr Amt annehmen ſollten. Die nun von ihnen, oder hernach von andern berühmten Männern, da die ganze Kirche mit eingeſtimmt, geſetzt ſind, und der Heerde Chriſti untadelig in Demuth, geruhig und ohne Geiz gedienet, und ſo lange Zeit ein gut Zeugniß von Allen haben: dieſe halten wir, können mit Recht nicht von ihrem Amt geſetzt werden." Ja er verweiſt ſie S. 47 auf des Paulus erſten Brief an ſie, und ſagt: „In Wahrheit, er hat euch durch den Geiſt erinnert von ſich ſelbſt, von Kephas und Apollos, darum, weil ihr auch damals Parteyen gemacht hattet." — Freund, wo bleibt hier dein Kephas? Oder welcher Gelehrte nicht nur, ſondern welcher Engel will uns aus dem Allen eine andre Hiſtorie bilden?

Forthin mag der Verf. noch ſo viel jüngere Zeugniſſe beybringen, vermöge welcher Petrus für den erſten Biſchof Roms, der Römiſche Biſchof als Nachfolger des Petrus für das Haupt unter den Biſchöfen angeſehn, und der Römiſchen Kirche die Oberherrlichkeit über alle Kirchen der Erde, als die alle in ihrem Sprengel ſtänden, eingeräumt werden ſeyn ſoll; er kann für die weſentliche hiſtoriſche Wahrheit und für das göttliche Recht nichts dabey gewinnen. Er berufe ſich nicht auf die Erleuchtung dieſes oder jenes Kirchenvaters, nicht auf die Unfehlbarkeit der Concilien, noch weniger auf die des Römiſchen Biſchofs ſelbſt. Wir möchten hier Dinge zu ſagen haben, die wir lieber mit Stillſchweigen bedecken. Eine beharrliche Anmaßung verblendet endlich, wie unſere Tage im Politiſchen bewieſen haben, auch redliche, verſtändige Gemüther. Wer vollends unter einem ſchon vorhandenen allgemeinen Vorurtheil geboren iſt, der pflegt es ohne außerordentliche Veranlaſſung nicht abzuwerfen, ſondern pflanzt es getreu-

lich auf die Nachwelt fort. Privatintereſſe, Convenienz der Mehrheit, abſichtliche Bemühungen kommen hinzu. Der Same einer Sage, die nie ausgewurzelt wird, wird von Feld zu Feld getragen, und was erſt ein einzelner unbedeutender Keim ſchien, iſt endlich eine ungeheure, über die Welt verbreitete Saat. So ging es mit dem Supremat des Römiſchen Biſchofs. Er wuchs und herrſchte in der Kirche. Er herrſchte anfangs zu ihrem Wohl, als ein kluger, von Gott begnadigter Wächter und brüderlicher Schiedsrichter in dem republicaniſchen Staatenſyſtem der Gemeinen, als ein treuer Haushalter und Bewahrer der Schätze des Heiligthums. Er ward endlich übermüthig, zumal ſeit kein Druck ihn mehr in Schranken hielt, ſondern die Verpflanzung des Chriſtenthums auf die Throne und in die Paläſte ihm Sicherheit und äußere Ehre gewährte, auch der Begriff eines Episcopus ſich gegen die Apoſtelzeit bey weitem verändert und hinaufgeſteigert hatte. Er konnte ſich um ſo höher ſchwingen, als er überdem der einzige Patriarch im Abendland war (ein ſeit dem 5. Jahrhundert aufgekommener Titel). Er war ſchon früher der reichſte Biſchof und ſeine Kirche die reichſte Kirche der chriſtlichen Welt. Er beſchönigte ſeine ſteigende Gewalt damit, daß er ſich auf die Abſtammung von Petrus als ſeinem biſchöflichen Ahn berief, die nicht nur geglaubt, ſondern auch als zureichender Grund für ſeine kirchlich-irdiſche Weltmonarchie angeſehen wurde; ohne daß er jedoch bis heute vermögend iſt, weder die Genealogie, noch das davon hergeleitete Recht, aus Offenbarung, älteſter Ueberlieferung, Geſchichte und geſunder Vernunft zu begründen. Indeſſen hat es Gott gefallen, in der mittlern Zeit unter dem der Kirche ſo gefährlichen Toben der wilden Heidennatur, und zur Prüfung für Viele, das eiſerne Band Roms zu erhalten, während im Orient ein noch weit ſchwereres Gericht über die verdorbene Kirche erging; und ſelbſt nachdem die Wahrheit an den Tag gekommen war, ließ er dem Römiſchen Stuhl die Herrſchaft über einen Theil der chriſtlichen Länder, namentlich über den, wo Clima und Cha-

rakter eine ſtrengere Feſſel erforderten. Wir haben anderwärts Winke gegeben über das Wiederaufſteigen deſſen, was für immer gedämpft ſchien, und dem die freye Gemeine nur dadurch begegnen kann, daß ſie ſich mit feſter Anhänglichkeit an den wahren Glauben in einem heiligen Wandel nach der Weiſe der beſſern Väter ihrer Freyheit würdig beweiſt. Das heißt mit dürren Worten: dem Afterproteſtantismus, der von der Hauptlehre der Offenbarung, von der Lehre, die einer Chriſtenkirche weſentlich iſt, der der Erlöſung des ſündigen Menſchengeſchlechts durch den Gottmenſchen, ganz oder auch nur halb abweicht, droht das Gericht, in Römiſche Feſſeln geſchmiedet und im Triumph aufgeführt zu werden; und er hat dieſes noch als ein Glück anzuſehen gegen die — wir finden kein anderes Wort — mohammedaniſche Nacht, worin ſeine Vernunft ſich alles höhern Lichts beraubt findet. Beyſpiele dieſes Gerichts ſind ſchon da. Was denn hiernächſt aus Rom ſelbſt werden möchte, iſt hier der Ort nicht zu unterſuchen. So lang aber der Pabſt ſich als ein guter Seelenhirte in den Gränzen ſeines Sprengels beträgt, ſo ehrt ihn von Herzen jeder gute Proteſtant, und wird mit Vergnügen ſein Lobredner.

Es würde eine doppelt vergebliche Mühe ſeyn, die folgenden Beweisthümer des Verf. einzeln zu zergliedern. Glaubt er und der Leſer dem Bisherigen nicht, was wir dargethan haben, ſo werden ſie auch dann nicht andrer Meinung werden, und wir würden bloß wiederholen müſſen, was längſt von Andern zum Ueberfluß ausgeführt iſt. Wir beſchränken uns daher auf einige Wahrnehmungen.

Zu S. 107. Biſchöfe hat jede Chriſtenkirche. Einige nennen ſie ſo, Andere nennen ſie Superintendenten, auch Inſpectoren, und da Biſchof oder Epiſcopus nichts anders als ein Aufſeher heißt, ſo iſt das offenbar einerley. Ferner heißt ein ſolcher auch wohl Senior oder Aelteſter; und daß der Verf. irrt, wenn er glaubt, Prieſter — nämlich Presbyter oder Aelteſter, ſey in der allererſten Kirche

ſogleich rein von Biſchof unterſchieden, und der Presbyter ſey allzeit weniger als der Episcopus geweſen, mag ihm 2 Joh. V. 1. 3 Joh. V. 1. 1 Petr. 5, 1. Apoſt. 20, 17. 28. Tit. 1, 5—7 ſagen. Die „Herabwürdigung des biſchöflichen Amts", ſie geſchehe von den Biſchöfen ſelbſt oder von Andern, iſt in jedem Fall eine Sache ſchwerer Verantwortung. — Die S. 109. 110 angeführten Stellen aus Ignatius beweiſen nicht das mindeſte für Rom. Eine wahre Spaltung (schisma) und eine Ketzerey (haeresis) iſt nicht, wenn man aufhört ſich Rom unterzuordnen, ſondern wenn man aus der Gemeinſchaft des Offenbarungsglaubens, den alle wahre Chriſtenkirchen bekennen, und der daher bey den Vätern der katholiſche heißt, heraustritt; wenn man vom Wort Gottes, nicht wenn man von Rom abfällt; wenn man denjenigen Biſchof verläßt, der ſelber im wahren Glauben ſteht *). Was alſo hier vom Verf.

*) Katholiſch heißt bekanntlich allgemein, alſo gemeinglaubig, im Gegenſatz vom offenbarungswidrigen Sectenglauben, mithin ſo viel wie ortheder, dem Canon (regula fidei) gemäß. Katholiſch ſeyen nach L. 1. C. de S. Trinit. Alle heißen, die an die Dreyeinigkeit glauben — ut secundum apostolicam disciplinam, evangelicamque doctrinam, Patris et Filii et Spiritus sancti unam Deitatem sub pari majestate et sub pia Trinitate credamus. Hanc legem sequentes, Christianorum catholicorum nomen jubemus amplecti; reliquos vero dementes vesanosque judicantes, haereticl dogmatis infamiam sustinere. Vgl. L. 5. ibid., wo dieſes noch näher auf die Menſchwerdung und das Erlöſungswerk des Sohnes angewandt iſt. Daß das Wort katholiſch, welches folglich gleichbedeutend mit evangeliſch und apoſtoliſch iſt, ſich nicht zunächſt auf Rom beziehen konnte bey ſeiner Entſtehung, davon liegt das offenbarſte Kennzeichen darin, daß es ein Griechiſches Wort iſt. Auch findet es ſich zuerſt in den Griechiſchen Exemplarien des apoſtoliſchen Symbolums, woraus es die Lateiner aufnahmen, ſ. King. hist. symb. apost. C. VI §. 16. Als nun Rom zum allgemeinen Bisthum ſtieg, ſo nannte es mit erborgtem Ausdruck nur diejenigen katholiſch, die ihm huldigten, die Andern aber Schismatiker und Häretiker.

angeführt wird, ist ein bloßes Blendwerk, das er sich selber macht. Eben dahin gehören die Stellen aus Cyprian S. 111. Der Verf. sagt daselbst wider sich selbst: „Denn wenn gleich jeder Bischof Einer Kirche als ihr eigener Hirte vorsteht, so ist doch jeder einzelne auch Bischof in der ganzen Kirche", und erklärt daraus richtig die Worte Cyprians: Episcopatus unus est, cujus a singulis in solidum pars tenetur, d. h. „Es ist nur Ein Bisthum, wovon jeder einzelne Bischof einen Theil in solidum, d. i. gemeinschaftlich oder für alle besitzt" — also nicht Rom allein für alle, oder alle für Rom. Cyprians eigentliche Meinung ist, die Kirche sey ein Eins, und wiewohl viele Bischöfe, seyen sie doch nur Einer in vielen Personen, und dieser bischöflichen Gewalt, als Bindemittel der Einheit, als Fels der Kirche, müsse gehorcht werden. Daß eben dieser Cyprian (in der Mitte des 3. Jahrhunderts Bischof zu Carthago) bald gegen Rom focht, bald sich des Ansehns des Römischen Bischofs zur Erhaltung der Kircheneinheit oder wider seine Gegner zu bedienen suchte: was fließt hieraus? Ebenderselbe sagt Ep. 71 sogar: „Denn auch Petrus, den der Herr zum ersten erwählt hat — nahm sich nicht frech oder übermüthig etwas heraus, daß er gesagt hätte, er besitze das Primat, und die Neulinge und Nachkommen müßten ihm gehorchen" (Nam nec Petrus, quem primum Dominus elegit — vindicavit sibi aliquid insolenter aut arroganter, ut diceret se Primatum tenere, et obtemperari a novellis et posteris sibi oportere). Ganz gewiß hat Stephan, der damalige Bischof von Rom, wie Bischof Firmilian von Cäsarea in seinem Brief an Cyprian sagt, „stolz auf die Stelle seines Bisthums sich für den Nachfolger Petri ausgegeben" (de episcopatus sui loco gloriatur, successionem Petri se tenere contendit). Aber, sagt Firmilian, „desto mehr wundre ich mich über eine so offenbare und augenscheinliche Thorheit Stephans" (eo magis miror tam apertam et manifestam Stephani stultitiam).

Von den hierhergehörigen Zeugnissen anderer Kirchenvä-

ter sagt der Verf. S. 119: „Unsere Gegner weichen ihnen lieber aus, als daß sie sie erwähnen möchten.“ Wir weichen ihnen nicht aus, aber wir behaupten standhaft, daß sie nach dem ganzen bisher dargestellten Zusammenhang auf allen Fall gar nichts für die vorgebliche Nachfolge Petri und für ein göttliches Suprematrecht des Römischen Bischofs beweisen, und die Zeit nicht damit zu verderben ist. „Man hielt sich an die Kirche zu Rom“; wenn das auch allgemein und in allen Stücken wahr ist, was falsch ist, so beweist es nicht, daß man sich an sie halten oder sich ihr unterordnen mußte. Wenn (S. 123) der Bischof Roms im J. 342 (wir steiger immer tiefer in der Zeit herab) an die morgenländischen Bischöfe schreibt: „Wußtet ihr denn etwa nicht, daß es Gebrauch sey [also nicht einmal eine Gerechtsamkeit], zuerst an uns zu schreiben, auf daß von hieraus möchte bestimmt werden, was da recht sey? Ward ein Verdacht wider den Bischof dort gehegt, so hätte die Sache unserer Kirche müssen vorgelegt werden“; und wenn Sokrates, ein Grieche im 5. Jahrhundert, sagt: „Es sey nicht erlaubt in der Kirche etwas zu ordnen, ohne Zustimmung des Bischofs von Rom“: was folgt hieraus für das richterliche Ansehn der damaligen Römischen Bischöfe, als ein Factum, das in allen Compendien der Kirchengeschichte zu lesen ist? Und so zeigt uns in Aufzählung der nachherigen Beyspiele der Verf. immer deutlicher, wie die Gewalt des Römischen Stuhls von Zeit zu Zeit sich befestigte und erhöhte, aber ohne diese Thatsache, die kein Mensch läugnet, im allergeringsten zu rechtfertigen. Denn Beweis eines angestammten Rechts heißt auch das noch nicht, wenn man, wie wir hiemit ausdrücklich und wiederholt thun, behauptet: Gott habe es zugelassen, und so geleitet um der Herzenshärtigkeit willen und des Verderbnisses in der Christenheit, daß diese monarchische Macht Rechte übte, die durchaus nicht in der ursprünglichen Bestimmung der christlichen Kirche gegründet waren. „Gib ihnen, singt David (Ps. 9, 21), gib ihnen, Herr, einen Meister, daß die Heiden erkennen, daß sie Men-

ſchen ſind.“ Und das that der Herr; weil ſie die Theokratie nicht vertrugen, ſo wurden ſie der Römiſchen Hierarchie unterthan. Wenn aber (S. 128) nach Gregors Zeugniß Pabſt Leo der Heilige den von der Chalcedoniſchen Kirchenverſammlung im J. 451 ihm gegebenen Titel eines allgemeinen Biſchofs ausſchlug, ſo handelte er damit eben ſo fromm, als er bewies, daß ſein biſchöflicher Stuhl keinen Anſpruch an dieſe Würde habe. Denn was er perſönlich mit Recht ablehnte, das durfte er ſeinem Stuhl nicht vergeben, wenn es ihm gebührt hätte (vgl. S. 130 von Gregor d. Gr. deßgl. S. 137). Hier ſtehe aber eine authentiſche Stelle aus den Acten dieſes, im 5. Jahrhundert gehaltenen allgemeinen Conciliums (Sess. XVI), woraus hervorgeht, daß die verſammelten heil. Väter, wenn auch der Römiſche Biſchof einen Vorzug als Nachfolger Petri anſprach, ihn ihm aus ganz andern Gründen zugeſtanden. Nämlich auf die von den Römiſchen Geſandten darüber geführte Beſchwerde, daß dem Patriarchen von Conſtantinopel (dem ſogenannten neuen Rom) gleiche Rechte mit dem Römiſchen Patriarchen eingeräumt worden ſeyen, antworteten ſie: „Dem Sitz des ältern Roms haben die Väter wegen der Herrſchaft ſelbiger Stadt (der dortigen Regierung, des Kaiſerthrons) als Folge Vorrechte eingeräumt. Und durch daſſelbe Abſehen bewogen, haben 150 gottgeliebte Biſchöfe (auf der Conſtantinop. Kirchenverſammlung unter Theodoſius) dem Sitz des neuen Roms gleiche Vorrechte ertheilt, vernünftig urtheilend, es ſolle eine Stadt, mit Herrſchaft und Senat geziert, gleiche Vorrechte mit dem ältern Rom genießen, und in kirchlichen Angelegenheiten, wie jene, Majeſtät beſitzen, und die andere nach ihr ſeyn.“ (Etenim sedi senioris Romae, propter imperium civitatis illius, patres consequenter privilegia reddiderunt. Et eadem intentione permoti centum quinquaginta Deo amantissimi episcopi nequalia sedi novae Romae privilegia tribuerunt, rationabiliter judicantes, imperio et senatu urbem ornatam nequis senioris Romae privilegiis frui,

et in ecclesiasticis, sicut illa, majestatem habere negotiis, et secundam post illam existere).

Die Schmähungen, die der Verfaſſer, ganz gewiß kein hiſtoriſcher Kritiker, S. 129 gegen die chriſtlichſten Geſchichtskundigen von der Macht des Vorurtheils vorträgt, verſchmähen wir auf ihn zurückzukehren, und die Antaſtung Luthers S. 130 verzeihe ihm Gott und der preiswürdige Glaubenshelb. Wir wollen hören, wie er uns den erſten ökumeniſchen oder allgemeinen Weltbiſchof, endlich in der Perſon Bonifacius III. durch den Kaiſermörder Phokas ernannt, widerlegen wird. Und ſiehe, nach langen Umſchweifen finden wir nichts, als was Jedermann weiß und behauptet. Bonifaz iſt und bleibt ſeit 607 das, was Conſtantin I. im J. 707, Winfrids Päbſte, dann Nicolaus I. um 860, und ſofort die Nachfolger immer mehr wurden: Könige (τύραννοι) des kirchlichen Freyſtaats. Er wurde es zuerſt unter einem Titel, den ſein Vorfahr Gregor der Große (doch auch ein Schmeichler des Phokas! ſ. Arnold I, 6, 1, 19), als ihn ſich Johannes der Faſtende von Conſtantinopel zueignen wollen, gräulich, peſtilenzialiſch, gotteslaſterlich, teufliſch, antichriſtiſch u. ſ. w. genannt hatte, ſich ſelbſt aber dagegen den Namen servus servorum gegeben; und nachdem deſſen Vorgänger Pelagius II. geſchrieben hatte: „Keiner der Patriarchen bediene ſich je des Worts allgemein. Denn wenn Ein Patriarch der allgemeine heißt, ſo wird der Patriarchenname den übrigen abgeſprochen“ (Nullus Patriarcharum universalitatis vocabulo unquam utatur; quia si unus universalis dicitur, patriarcharum nomen ceteris derogatur. Decr. I. Dist. 99. Can. 4). In der Nachbarſchaft von dieſer Stelle (Can. 3) findet ſich auch etwas vom Hohenprieſter N. T. aus der Africaniſchen Kirchenverſammlung von 397: „Der Biſchof des erſten Stuhls ſoll nicht genannt werden Fürſt der Prieſter, oder Hoherprieſter, oder etwas dergleichen, ſondern ſchlechthin Biſchof des erſten Stuhls“ (Primae sedis episcopus non apelletur Princeps sacerdotum, vel Summus sacerdos, aut ali-

quid ejusmodi, sed tantum primae sedis episcopus). Vermuthlich fanden ſich die Conſtantinopoliſchen Patriarchen zu jenem Anſpruch aufs Weltbisthum aufgefordert durch K. Juſtinian, der die Sache mit Rom nicht beſſer wußte, indem er L. 24. pr. C. de SS. eccless. ſchrieb: „Die Conſtantinopoliſche Kirche iſt das Haupt aller andern" (Constantinopolitana ecclesia omnium aliarum est caput); wiewohl er ſich nach L. 8. C. de S. Trin. ſcheinbar von dieſem Irrthum bekehren ließ. — Wir bleiben alſo mit dem gründlichen Gatterer in dem ſpäteſten ſeiner hiſtoriſchen Werke von folgendem Reſultat überzeugt: „Wer den Urſprung des Pabſts finden will, muß die Zeit aufſuchen, da der Erzbiſchof oder Patriarch zu Rom Oberpatriarch oder ökumeniſcher Biſchof geworden iſt. Thut man nun dieſes, ſo wird man ſehen, daß diejenigen nur mit Worten ſtreiten, die den Urſprung des Römiſchen Pabſtthums früher oder ſpäter als im J. Chr. 607 finden wollen. In den erſten 6 Jahrhunderten nach Chr. Geb. gab es zu Rom noch keinen Pabſt; denn im 1. und 2. Jahrhundert war er noch Biſchof — im 3. und 4. Jahrhundert war er Erzbiſchof oder Metropolit; im 5. und 6. Jahrh. einer von den 5 Patriarchen, die im Römiſchen Reiche verordnet waren. Da aber der Römiſche Patriarch Bonifacius III. 607 bey den damaligen Conjuncturen zu Conſtantinopel Gelegenheit fand, den Titel eines ökumeniſchen Biſchofs von dem Kaiſermörder und Kaiſer Phokas zu erhalten: ſeit dieſer Zeit gibt es einen Pabſt, und der bisherige Patriarch zu Rom iſt es nunmehr."

Der Verf. ſchließt mit dem großklingenden Ausſpruch: „Die weſentlichen Rechte der Nachfolger des heil. Petrus vermag kein Kaiſer und kein König zu ſchmälern, noch auch zu vergrößern. Der Sohn Gottes hat ſie ihnen verliehen." Alsdann meint er gezeigt zu haben, daß dieſe weſentlichen Rechte (was er ſo nennt, aber nicht einmal ſelber genau beſtimmt hat) während der ſechs erſten Jahrhunderte von der ganzen über den Erdkreis verbreiteten Kirche Gottes anerkannt und

von den Bischöfen Roms ausgeübt worden. Wir meinen das Gegentheil.

Von so langer Untersuchung menschlicher Meinungen und menschlichen Ehrgeizes ermüdet, ruhen wir aus auf dem Felsen der h. Schrift, unserm Pabst und unserer Weisheit. Wir blicken auf des heil. Petrus herrliche Briefe, und nehmen wahr, wie er getrieben vom heil. Geist als ein wahrer Hirte durchgängig prophetische Worte und Winke für die spätern Tage der Heerde Jesu Christi austheilt, für das Hirtenamt und für die Lehre, namentlich 1 Petr. 5, 1 — 6. Wir ehren ihn so besser, als mit einer Abhandlung wie die Stolbergische, die, mit nichten ein Werk des geistlichen Verständnisses, sowohl dem eigenen Sinn des Apostels als aller gesunden Kritik widerspricht. Denn wir brauchen wohl nicht noch einmal zu fragen: Was hat Graf Stolberg bewiesen? — „Darum rühme sich Niemand eines Menschen. Es ist Alles euer; es sey Paulus oder Apollos, es sey Kephas oder die Welt, es sey das Leben oder der Tod, es sey das Gegenwärtige oder das Zukünftige, Alles ist euer. Ihr aber seyd Christi; Christus aber ist Gottes." 1 Kor. 3, 21 — 23. —

Anmerkung. Vorstehende Recension wurde zweymal nachgedruckt, zuerst ohne Vorwissen des Rec. zu Basel, als Tractätchen zur unentgeldlichen Austheilung, weil Stolberg auch seine Schrift einzeln hatte abdrucken lassen; sodann mit Vorwissen unter dem Titel: „Beleuchtung der Stolbergischen Schrift über den Vorrang des Apostels Petrus und seiner Nachfolger. Eine aus den Heidelberger Jahrbüchern mit Bewilligung der Verlagshandlung abgedruckte Recension. Nebst einem Vorworte von einem protestantischen Rechtsgelehrten am Niederrhein." Nürnberg b. Raw 1817. Das mit vieler Einsicht geschriebene Vorwort macht unt. and. noch folgende Umstände bemerklich. 1) Apostelgesch. 15, 23 schicken die zu Jerusalem versammelten Appstel, worunter auch Petrus war, Abgeordnete an die Christen zu Antiochia, Syria und Cilicien, mit einem Schreiben dessen Eingang lautet: „Wir, die

Apoſtel und Aelteſten und Brüder, wünſchen Heil" ꝛc. ohne daß Petrus als Oberhirte aufgeführt wird. 2) Apoſtelg. 8, 14 ſenden die Apoſtel von Jeruſalem aus ihre Mitapoſtel Petrus und Johannes nach Samaria. 3) Wenn (nach Stolb. S. 92) Petrus zu Antiochia als ſeinen Nachfolger im biſchöflichen Amte den heil. Evodius zurückließ, ſo hätten die Biſchöfe zu Antiochia ebenfalls auf das Primat Anſprüche zu machen gehabt; und da Evodius hier und Linus zu Rom von dem Apoſtel noch bey ſeinen Lebzeiten eingeſetzt wurde, ſo hätte die Kirche gleich im Anfang drey Päbſte gehabt; wäre aber das Primat erſt mit dem Tode des Apoſtels Petrus auf den Linus übergegangen, ſo hätte er es dadurch auch über die noch lebenden Apoſtel erhalten. U. ſ. w.

16.

Geiſt und Wahrheit, oder Religion der Geweihten. Von dem Verfaſſer des Blicks in das Geheimniß des Rathſchluſſes Gottes über die Menſchheit. (Motto: der Geiſt iſt es, der lebendig macht. Joh. 6, 63.) Straßburg b. Silbermann, 1816. (Heidelb. Jahrb. 1816. Nr. 51.)

Es gibt von Gott und göttlichen Dingen erſtlich ſolche Schriften, welche bloß nach Vernunftgründen kritiſiren oder dogmatiſiren: Werke der zweifelnden oder lehrenden Metaphyſik. Ihre Verfaſſer ſcheinen ſich der Offenbarungsquelle zu entäußern, und Alles aus rein menſchlicher Fähigkeit zu prüfen. Ob hiebey nicht ein Selbſtbetrug zum Grunde liegt, verdiente eine ausführliche Erörterung. Uns dünkt, jeder ſolche Philoſoph habe die Sicherheit ſeiner Behauptungen der geoffenbarten Religion zu verdanken, in der er erzogen iſt. Von ihr wirft er ab, was die unterſten Forderungen ſeiner

Vernunft überſteigt, und meint nun in dieſer gefunden zu haben, was er nur in leichte Uebereinſtimmung mit ihr gebracht hat. Wie wenig er ohne die Offenbarung ausrichten würde, können ihm die Schulen Griechenlands zeigen. Auf der andern Seite liegt ein Haufe theologiſcher Bücher, die im Laufe der Zeit immer trockner und immer zweifelnder geworden ſind. Ihr Inhalt ſchien in jene vernünftige Metaphyſik verſchwimmen zu wollen, und waren ſie exegetiſch, nur beweiſen zu ſollen, daß der Buchſtabe der Bibel Jüdiſche Nationaleigenheit und Vorurtheil ſey. Zwiſchen dieſen kalten Syſtemen ertönten die Seufzer ſehnſüchtiger Herzen, denen mit der alten feſten Geſtaltung der Lehre, Troſt und Kraft geraubt war; aber ihnen war auch die Hand gelähmt, zurückzugreifen nach den entflohenen Bildern, deren Weſentlichkeit man ihnen ſo verdächtig gemacht hatte. Sie verſtöhnten ſich in Gedichten, und griffen endlich nach kirchlichem Anſehn, kirchlicher Form und Schmuck. Andre fanden einen beſſern Weg zum Seelenfrieden. Sie ſuchten in der Schrift; ſie baten um die unmittelbare Gnade und Wahrheit des Gottes, deſſen Daſeyn ſie fühlten. Sie maßen den Pfad zurück zu den Lehrern der alten guten Zeit, und knüpften ihr Forſchen da wieder an, wo jene aufgehört hatten. Im Widerſpruch mit dem herrſchenden Ton, im Umgang mit verachteten Ideen, ſahen ſie ſich fremd in der Welt, und verbargen ſich ſcheu vor ihr. Ihre Perſon wurde geheimnißvoll, wie ihr Beſtreben, weil das öffentliche Leben ſie von ſich ſtieß.

Nicht Alle die ſo, halb ſich ſelbſt überlaſſen, oft ohne alle Gelehrſamkeit ihren eigenen Gang gingen, gelangten zu gleicher Klarheit der Begriffe, wenn auch der wiederbelebte Glaube in allen gleich ſtark war. Glücklich, wenn ihrer Jugend eine dogmatiſche Bildung zu Theil geworden war, deren Grundſätze ſie nach der Nacht der Zweifel und Irrthümer wieder hervorrufen konnten. Glücklich, wenn ſie in der Einfalt blieben, ſofern Hohes ihnen nicht beſtimmt war. Aber auch bey denen, die den Verirrungen der Zeit in Abgeſchie-

denheit entgangen waren, regte ſich das Beſſere nicht immer ganz ächt und lauter. Wie ſehr die Vernunft abſchwärmte von dem ewigen Lichtbrunn, ſo ſehr auch ſchwärmte zuweilen der Glaube der Frommen in ſolchen verhängnißvollen Tagen, und brachte einzelne Fehlgeburten zur Welt. Hieraus neuer Spott, neue Verbitterung, neues Aergerniß. Der Sohn der Freyen hatte den Sohn der Magd ſchon durch ein unzierliches Gewand zum Lachen gereizt: wie viel mehr, wenn er ſich grobe Unwiſſenheit zu Schulden kommen ließ, oder ſchlaftrunken im Traume redete!

Indeſſen waren es denn doch dieſe armen Seelen mit, welche den Schatz des Glaubens in einem reinen Gewiſſen bewahrten. Größere Geſellſchaften treuer Freunde Gottes und Jeſu erbauten ſich ſtill und in beſcheidener Beſchränkung unter mancherley bekannten Namen. Sie arbeiteten ſelbſt weithin. Jene, einzeln ſtehend, vermaßen ſich oft großer Dinge, und verfehlten das Ziel, weil ſie ſich minder zu beſcheiden, oder nicht genug zu lernen wußten. Doch blieben immer auch Weiſere, Gelehrtere, Menſchen von wahrer Erleuchtung aus allen Ständen, der gewiſſen Wahrheit getreu; nicht achtend was öffentlich in den Schulen vorging, hielten ſie was ſie hatten, und waren nicht karg zu verſorgen den, der ihrer Hülfe begehrte.

Unter den ſtillen Forſchern, die mit verſtändigem, redlichen Willen ſich und Andere ſeither zu unterweiſen ſuchten, verdient der ungenannte Verfaſſer vorliegender Schrift bemerkt zu werden, der, ohne zu ſeyn was man einen gelehrten Theologen nennt, als ein Mann von einfacher aber hinlänglicher gelehrten Bildung, ſich der Wiſſenſchaft der Heiligthümer mit Segen gewidmet hat. Wir urtheilen um ſo gewiſſer unparteyiſch über ihn, als wir frey bekennen, daß wir nicht in allen Stücken mit ihm einverſtanden ſind. Er macht keinen Anſpruch auf großes menſchliches Wiſſen, ſondern wendet nur die nächſten bereiten Hülfsmittel an, um Wort durch Wort und Geiſt zu erläutern, um des den Leſern zum praktiſchen

Gebrauch anzurühmen. Es sind bereits mehrere, wenig gekannte Werke von ihm vorhanden. Dahin gehört ein „Christliches Erbauungsblatt“ in einer Reihe von Heften. Ferner einige Hefte unter dem Titel: „Es wird Alles neu werden,“ wovon das 7te besonders ausgegeben die Aufschrift führt: „Was ist Tod, Todtenbehältniß, Errettung vom Tod, und Auferstehung von den Todten?“ 1810 (erschienen bey Gelegenheit des unverständigen Lärms über Stillings Behauptungen von einem Hades). Ferner: „Blick in das Geheimniß des Rathschlusses Gottes über die Menschheit, von der Schöpfung bis an das Ende dieser Weltzeit,“ 1810. Ferner: „Religion der Bibel in Abhandlungen über einige Stellen der heiligen Schrift. Zur Erbauung für gebildete Leser, nach den Bedürfnissen unserer Zeit,“ 1811. Ferner: „Es ist die letzte Stunde; es sind nunmehr viele Widerchristen geworden. Ein Wort des Ernstes an die Christen dieser Zeit,“ 1815. Wenn hier vielleicht eine oder die andere von den Schriften des Verf. übersehen worden ist, so wird die gemeinschaftliche Verlagsadresse (Straßburg, gedruckt bey J. H. Silbermann, Kettengasse Nro. 2) diesem Mangel abhelfen können; der Preis von allen ist mäßig, und der Druck angenehm. In ihnen sämmtlich herrscht einerley Inhalt und Ideengang, jedoch ohne lästige Wiederholung, eine die andere vervollständigend. Das Hauptaugenmerk ist stets gerichtet auf die christliche Versöhnungslehre, als den Grundstein religiöser Wahrheit, und auf die unmittelbaren Einflüsse von oben, die von daher allein zu erlangenden Gaben des Lichts und der Wiedergeburt. Das Studium des prophetischen Worts, auch der Vorbilder, wird vom Verf. getrieben und empfohlen. Es fehlt nicht an Blicken klarer Erleuchtung, und an tiefem Verständniß der heiligen Bücher. Ueberraschend richtigen Auslegungen gehen Wahrnehmungen aus dem Reich der Sichtbarkeit zur Seite; es wird Natur und Gnade, Schöpfung und Neugeburt, in ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit gezeigt. Alles anspruchslos, Jedem verständlich, aber überall noch tiefere Betrachtun-

gen eröffnend. Auch die Lehren der älteſten Kirchenväter werden nicht vergeſſen. Wir haben es ſchon bemerkt, wir ſtimmen nicht mit allen einzelnen Behauptungen, Hypotheſen und Erklärungen des Verfaſſers überein; allein es will ſich hier nicht wohl ſchicken, zumal problematiſche Gegenſtände, ſo ausführlich zu widerlegen, als geſchehen müßte, wenn man nicht bloß abſprechen will. Uns liegt vielmehr daran, die Augen der Gelehrten und Gebildeten auf eine Gattung von Schriften zu lenken, die ihnen vielleicht ganz neue Anſichten gewähren, ſie zur Berichtigung ihrer Wege einladen, und ihnen behülflich ſeyn können, in einem verklärten Lichte zu betrachten, was ſonſt wohl überſehen oder verſchmäht wird. Wir zeigen daher das gegenwärtige Buch nur als ein Beyſpiel von den Schriften des Verfaſſers an, worunter es das neueſte iſt; und machen auch den Verfaſſer als ein Beyſpiel jener einſichtigen frommen Männer bemerkbar, von denen wir eben geredet haben. Vielleicht iſt auch für Manchen die Wahrnehmung von Intereſſe, daß dieſe Werke ihrem Geiſt nach in einiger Verwandtſchaft mit denen eines St. Martin und anderer Franzöſiſcher religiöſen Philoſophen ſtehen. Wenn ihr Flug nicht völlig ſo hoch geht, und ſie mehr bey dem gegebenen Worte verweilen: ſo ſind ſie dadurch nur deſto gemeinnütziger und eine Art von Vorſchule für jene.

Die Vorrede unſers Buchs ſagt: „Gegenwärtiger Verſuch iſt nur für eine kleine Zahl Leſer beſtimmt; für ſolche, die in der gewöhnlichen Lehre der Philoſophie und des Religionsunterrichts keine Befriedigung gefunden haben, und ein eifriges Verlangen nach Wahrheit fühlen; für ſolche, die ſich nicht zu Knechten menſchlicher Meinungen machen; für ſolche endlich, die nicht in moraliſcher Erſchlaffung, in Leichtſinn und Trägheit ohne Nachdenken dahin leben, ſondern der innern Stimme Gehör geben, und über ihre Beſtimmung belehrt zu ſeyn wünſchen. Die Zeiten, in denen wir leben, ſcheinen mit jenen Aehnlichkeit zu haben, wo der Herr ſprach: Die Menſchen verachten die Erinnerungen meines Geiſtes;

denn ſie ſind ganz in das Sinnliche verſunken. Der Gegenſtand, den dieſe Schrift abhandelt, iſt von der höchſten Wichtigkeit. Er betrifft unmittelbar unſer Leben, unſern Frieden, unſere Glückſeligkeit. Er hat die Vervollkommnung und Veredlung der Seele und des ganzen Menſchen zum Zweck. Dieſer Gegenſtand bedürfte keiner Entwickelung, wenn die Chriſten noch die heilige Urkunde, worin ihr Glaube vorgetragen iſt, zu ihrer vorzüglichſten Beſchäftigung machten, und ſich unmittelbar aus ihr belehrten; wenn ſie ſich nicht durch die, mehr philoſophiſchen als chriſtlichen Lehrer der Religion von dem wahren Sinne derſelben abführen ließen. Es kann vielleicht als ein Charakter unſerer Zeiten angeſehen werden, daß man wenig geiſtliches Bedürfniß mehr fühlt" — — „So wenig der Saame in der Erde, ohne die Wirkung unſichtbarer phyſiſchen Kräfte, keimen und Früchte bringen kann: eben ſo wenig kann auch die Seele, der ganze Menſch, ja Völker und Nationen, ohne geiſtige höhere Einflüſſe, edle Früchte bringen. Jenes Band knüpfen die Geſetze der Natur, uns zur Lehre; dieſes Band knüpft der Wille des Menſchen. Wer bemüht ſich aber dieſes Band zu knüpfen? Man ſtößt von ſich, was man anziehen ſollte, hebt die Verbindung des Untern mit dem Obern auf, ja man ſchämt ſich, ſie anzuerkennen, ob ſie gleich unläugbar und unverkennbar und höchſt beglückend iſt; man beraubt ſich dadurch der mächtigen Hülfe, welche Natur und Schrift den Menſchen verkündigen, und das Wort aus Gott ihnen anbietet" — — „Wir wagen einen Verſuch, die Aufmerkſamkeit zu wecken. Wir ſchöpfen unſere Gründe aus der Quelle der Wahrheit, aus dem Buche, das die Natur, der Menſch und die heilige Urkunde der Chriſten uns öffnen. In der göttlichen Lehre iſt Harmonie; aber der ſtärkſte und unläugbarſte Beweis der Göttlichkeit der Offenbarung iſt der Menſch ſelbſt, für den, der nachdenkt. Sie iſt alt und immer neu, die Lehre der Weisheit, ſo wie ihr Urſprung; ſie iſt ſtets dieſelbe; denn die erſte verſtändige Urſache alles Daſeyns, wie aller wahren Erkenntniß, ändert ſich

nicht. Dein Wort Jehova, gibt Gewißheit, und macht Einfältige weiſe. Es beruhigt den Geiſt, und erleuchtet den Verſtand, wie ehemals, ſo jetzt, ſo immer" — — „Möge der Geiſt des erſten Chriſtenthums wieder aufleben! Wie wünſchenswerth, wie beglückend wäre eine ſolche unblutige Revolution! Laßt uns mit einander zum Herrn gehn, und aus ſeinem Munde die göttliche, von den Menſchen ſo oft entſtellte Lehre himmliſcher Weisheit vernehmen. Sie iſt keine leere Einbildung; ſie erprobt ſich an Herz und Verſtand; ſie ergreift den ganzen Menſchen, und ſchafft in ihm einen neuen Menſchen mit göttlichem Lichte und göttlicher Kraft. Sie iſt einfach und doch tief eingreifend und unerſchöpflich. Sie fordert nur Annahme und Folgſamkeit. Die Wirkung kommt vom Herrn. Man verſuche es aufrichtig und von Herzen. Die Probe wird die Weisheit rechtfertigen." — „Man wird einige Meinungen in dieſer Schrift antreffen, welche von den gewöhnlichen abweichen. Man prüfe ſie, ehe man ſie verurtheilt, oder man laſſe bey Seite liegen, was man nicht für wahr erkennt; es ſchadet dem Ganzen nichts. Vielleicht billigt man in einiger Zeit, wenn man die vorgetragenen Mittel anwendet, was man im Anfange mißbilligte; wer redlich bittet, ſuchet, anklopfet, macht Fortſchritte in der Erkenntniß Gottes. Ueberdieß muß, nach Maaßgabe der fortſchreitenden ſogenannten Aufklärung, auch die dagegenwirkende Erleuchtung nach den Bedürfniſſen der Zeit ſich erweitern. Die gegenwärtigen Chriſten müſſen zum Theil größere Erkenntniß haben, als ehemals, weil die Umſtände verändert und die Gefahren größer ſind" — — „Dieß ſey der Prüfſtein der Lehren und Meinungen. Was mit den Eigenſchaften und den geoffenbarten Abſichten des höchſten Weſens, mit ſeiner Liebe und Gerechtigkeit übereinſtimmt; was zur Erhebung des Geiſtes zu Gott, zur Beſſerung und Veredlung der Menſchen dient, iſt nicht verwerflich, ſollte es auch neu oder ungewöhnlich ſeyn, und den eingeführten Syſtemen widerſprechen" u. ſ. w.

Es iſt ſehr wichtig, daß der heilige Glaube des Chriſten-

thums, der den Namen des gottmenſchlichen in der ſtrengſten und in jeder Bedeutung das Wort verdient, einem jeden in dieſer Art offenbar werde: nämlich als das einzige Vereinigungsmittel des Menſchen mit Gott, als die Ergreifung eines uns geſchenkten weſentlichen Rechts, als die homogenſte Mittheilung an unſere leidende Natur, als Etwas das alle unſere Wünſche befriedigt, Alles gewährt, Alles aufhellt; das bey der größten Erhabenheit uns ſo nahe liegt, ſo freundlich nahe kommt, wie der Sonnenſchein, der aus dem Weltraum ſich ergießt in die Geburtsſtätte der kleinſten Pflanze, um den Keim des verachteten Krauts mit Leben, Kraft und Zierde zu erfüllen. Es iſt wichtig und nöthig, daß wir wagen zu ſchmecken und wie mit Händen zu fühlen die Leiblichkeit und Lieblichkeit des ewigen Worts, das in unſere Mitte gekommen iſt, uns zu ſagen, daß wir nicht trauern und klagen ſollen, außer ſofern wir ungöttlich ſind, und daß mit ihm uns Alles gegeben iſt. Es iſt wichtig, daß wir als die Kinder uns heute in Beſitz ſetzen der dargereichten himmliſchen Güter, die nicht kaltes, hartes Gebot, nicht Meinen und Wähnen, nicht eitle Dichtung, nicht nagender Zweifel, ſondern Weſen, Licht, Liebe, Süßigkeit ſind. Wohlan! zu dem Allen ſind Schriften von der bezeichneten Art, auch bey etwaniger Mangelhaftigkeit, gute Leiter. Denn es iſt unmöglich, daß die Hauptſache Irrthum ſey, wo in der Hauptſache nicht irdiſcher, ſondern göttlicher, reiner Geiſt weht, welcher uns lockt, ihn zu ſuchen und die Gewißheit ſeiner Salbung.

17.

Die Weisheit D. Martin Luthers. Aeque pauperibus — locupletibus neque. Erſter Theil. Voran J. G. Hamanns Betrachtungen über die heilige Schrift. Nürnberg b. Lechner. 1816. (Heidelb. Jahrb. 1817. Nr. 21.)

Unter die Bücher, deren Daſeyn bloß anzuzeigen genügen könnte, gehört gegenwärtiger zweckmäßige Auszug aus Luthers

Werken. Denn da ist nicht viel zu beurtheilen. Mit Recht ist er eine Weisheit betitelt. Wer jemals über Luthern zu richten fähig war, erkannte ihn für einen Mann, gesalbt mit dem Geiste der Weisheit und Erkenntniß nach allem Bedürfen seiner Zeit und seines Amts der Kirchenreinigung, und auch nach dem, was zur Strafe spätterer Tage nütze war, wo zwey Parteyen ihn verwarfen. Die eine hielt ihn für einen Verderber der Kirchenherrlichkeit und der Kirchengemeinschaft; die andre für einen bloßen Anfänger im Werke der vernünftigen Aufklärung. Jene sprachen ihm die Liebe sammt aller Phantasie, diese den Verstand der christlichen Lehre ab. Fürwahr, sie waren beyde verfinstert und wußten nichts. Wenn die Frage ist, ob Luther der höchste Weise und Prophet sey, so sagen wir billig nein, wie er sich auch nie dafür ausgab. „Denn ich bin auch ein halb gelehrter Doctor (sagt der Bescheidene hier S. 507); daß ich mich nicht zu hoch rühme über die hohen Geister, die längst über alle Schrift hinauf in die Wolken gefahren sind.“ Wir könnten mancherley angeben, was er nicht gewesen ist, noch besessen hat. Aber die Gaben der Natur und Gnade, die sein Theil waren, weil er sie brauchte, und nicht mehr noch minder, und keine andre als eben sie: darüber sind unfähig zu urtheilen Alle, welche die Natur einseitig erkennen, und für die Gnade gar blind sind. Sie kennen die Geschichte nicht, noch den Grund der Schrift, noch die Kraft Gottes. Es hat Luther wohl auch die spätern Heiligen der Kirche geehrt, auf deren Stamm er gewachsen war, wie wir sie ehren, einen Kempis, einen Tauler, und hat sie wohl besser begriffen, als die sich mit ihnen schmücken. Gegenseitig aber, was möchte gegen diesen Auszug der Werke Luthers, da alle Polemik herausgeblieben ist, ein Römisch-katholischer Christ einwenden können? Wenn man das Buch gen Welschland schickte, und ließe es übersetzen ohne Namen, so möchten wohl fromme Bischöfe ihre Lust an ihm haben, wie denn schon geschah. „Zu Venedig brachte man Luthers Vaterunser (die Auslegung) in Welsche Sprache, und ließ seinen Namen aus.

Wie es der ſieht, von dem man Erlaubniß zum Drucken haben mußte, ſpricht er: Selig ſind die Hände, die dieß geſchrieben haben, ſelig ſind die Augen, die es ſehen, ſelig ſind die Herzen, die dem Buche glauben, und alſo zu Gott rufen." — Wer aber Luthern liebt, bloß weil er derb war, und wohlberedt in Schriften und Liedern: ein ſolcher kennt den wahren Luther nicht viel beſſer denn ſeine Verächter. Es iſt gar ein klug, heimlich Ding, einen Gottesmann recht zu treffen und ihm in die Seele zu leuchten; wenn du nicht erſt aus dir herausgehſt, und ſuchſt ſelber Gott im Herzen zu haben, ſo gelingt es dir nimmermehr. Denn alle Weisheit kommt von Gott dem Herrn, alſo auch das Vermögen Geiſter zu prüfen und zu unterſcheiden; und das iſt ein ſchlechter Richter, der nicht ein Jegliches rein zu ſprechen und zu verdammen weiß, nachdem es Würde hat vor Gott. Aus dem Urtheil des alten Menſchen rührt alle Parteylichkeit, wo Jemand, was ihm gefällt, nach der Mitleidenſchaft ſeiner Natur flugs aller Welt für Gold verkaufen will, daraus Hader wächſt und Urtheil gegen Urtheil. Den Parteygeiſtern aber muß der rechte Richter für parteyiſch und wankelmüthig gelten, weil ers mit Niemand hält, und heute Dem Recht gibt, morgen Jenem. Alſo auch in dieſem Stück hört man wohl ſagen: Man weiß nicht, iſt er proteſtantiſch oder katholiſch; und ein ſolcher Zweydeutiger, es ſey denn, daß ers aufs Fleiſch ziehe, wie auch Einigen begegnet iſt, ſchlichtet grade die Sache recht und beläßt Alles bey verdienten Ehren.

Wer nun dieſen Theil von Luthers Weisheit lieſt — und lesbar iſt das Werk, denn der geſchickte Herausgeber hat von der herrlichen alten Sprache nur den unedlern Roſt gefegt, und Worte und Fügung mit künſtlicher Schonung gebeſſert — wer nun dieſes lieſt und helle ſehen will, wird ſich vielleicht eines Andern beſinnen über den Luther, und vielleicht auch über den Glauben. Es mag ihm wohl der Verſtand ein wenig aufgehn über die Stärke und Zartheit, welche der wahrhaft große Schriftſteller aus dem Worte Gottes eingeſogen hat, ſammt ſo

gründlicher Wissenschaft von Gottes Wegen; über den Unterschied zwischen dem Weltlichen und Geistlichen; über den Bund des Glaubenslichts mit der gesunden Vernunft; über die Wunder der Vorsehung und die Gründe des großen Weltlaufs; über die Nichtigkeit alles Werkverdienstes, und den überschwänglichen Trost blöder Gewissen; und was da sey eine recht festglaubige Seele an den alleinigen Christus ohne allen Schein, und ihre wundertiefe, süße Seligkeit. Möchtens doch auch die Geschäftsleute lesen, die lieber ihre Augen wund arbeiten an den Schriften der Verstandesphilosophen und Schöngeister, und selig preisen das Ungemeine, und empfangen doch nichts davon, was ins Leben taugt; hier aber ist wohl Ungemeines, das allgemein werden könnte, weil es einfältig ist. Hier ist recht geistlich Bürgerliches, und eine fromme Staatsklugheit, welche vor Gott besteht. — Siehe doch, der du meinest, Luther habe die Schrift nicht tief erkundet, was er S. 123 deutet aus den Worten des Psalms, da es heißt: „Er gibt Schnee wie Wolle, er streuet Reif wie Asche, er wirft seine Schloßen wie Bissen.“ Siehe doch, was er S. 508. 509 zu Joh. 16 von dem Sprecher, dem Wort und dem Hörer in der Gottheit sagt; oder vielmehr, siehe so unzählige praktische Auslegungen in diesem Bande. Denn der Band enthält lauter Bibelerklärungen: Auslegung des Magnificat, mehrerer Psalmen, verschiedener Capitel des Jesajas, Jeremias, Habakuk, Evangeliums Johannis, der Bergpredigt, der zehn Gebote, des Vaterunsers. Siehe, der du Luthern für einen bloßen Vernunftheiligen hältst, was S. 405 von der Verläugnung der Gottheit Christi geschrieben steht: „Dazu dient Frau Unhulde, die spitzige Vernunft, welche sucht mancherley Behelfe und Ausflüchte wider diese Lehre, und kann sich meisterlich drehen, daß sie nicht durch Gottes Wort gefangen werde. Solches fangen jetzt auch an zu treiben etliche Kluge und Hochgelehrte, als sey es köstlich Ding und sonderliche hohe Klugheit. Wo steht es geschrieben, sprechen sie, daß Christus sich wahrhaftigen Gott rühmt oder nennt? Grade als stände es nirgends in der Schrift,

daß Chriſtus ſey und geglaubt ſoll werden Gottes Sohn und Heiland der Welt, Herr und Gott über Alles; deſſen doch die ganze Schrift voll iſt." Siehe doch, Verächter des Gebets, was Luther S. 402 ff. und anderwärts vom Gebet ſagt; und kannſt du auch von dir rühmen, was S. 404 alſo lautet: „Denn obgleich ein Chriſt nicht immerdar den Mund regt, dennoch geht und ſchlägt ſein Herz ohne Unterlaß mit ſolchem Seufzen: Ach lieber Vater, daß doch dein Name geheiligt werde, dein Reich komme, dein Wille geſchehe! Und je härter die Anfechtung drückt, deſto ſtärker geht ſolch Bitten. Daß man alſo keinen Chriſten finden kann ohne Beten, ſo wenig als einen lebendigen Menſchen ohne den Puls, welcher ſteht nimmer ſtill, regt und ſchlägt immerdar für ſich, obgleich der Menſch ſchläft und ſein nicht gewahr wird." Siehe doch, der du wähneſt, Luther ſey ein Sektenmann, habe nicht wollen katholiſch ſeyn, was katholiſch iſt, wenn nur Rom katholiſch geweſen wäre, S. 446: „Denn Gott macht es allezeit ſo, daß wie viel Rotten ſich aufwerfen wider die Chriſten, ſo iſt doch allezeit ſein rechtes Häuflein geblieben, und die Rotten zerſtöret. Es ſind von der Apoſtelzeit her ſo viel Ketzereyen entſtanden und ſo eingeriſſen, als würde die rechte Lehre und die chriſtliche Kirche dadurch gar untergehen. Aber Gott hat ſie alle abgeſchnitten und ſeine Reben erhalten, daß wir dennoch bey der rechten Lehre geblieben ſind, ſo die Apoſtel gepflanzt haben, und der Glaube durch die Welt gedrungen iſt und bleiben wird bis zum jüngſten Tage." Siehe doch, der du deine Bibel im Winkel verſtäuben läſſeſt, und rühmeſt dich einen Lutheraner, und ſchreibſt dicke Bücher aus deiner eigenen Einbildung, was dir Luther von ſich ſagt, S. 507: „Das hat mich die Erfahrung allzu oft gelehrt: wenn mich der Teufel außer der Schrift ergreift, daß ich anfahe mit meinen Gedanken zu ſpazieren und auch gen Himmel zu flattern, ſo bringt er mich dazu, daß ich nicht weiß, wo Gott oder ich bleibe." Siehe doch, ob dichs nicht auch trifft, was S. 298 verlautet: „Denn Gottes Wort geht alſo, donnert und blitzt und ſtürmet

wider große, mächtige Berge, und ſchlägt darein, daß es raucht, zerſchmettert Alles, was groß, ſtolz, ungehorſam iſt; und wiederum als ein fruchtbarer Regen, begeußt und fruchtet, pflanzt und ſtärkt es, was matt und krank iſt, als arme, dürre Pflanzen." Siehe doch endlich, der du nicht zurecht kommen kannſt mit deinen Nächſten, und biſt voller Widerſpruch mit deinen Liebſten, was dir der Mann für einen feinen chriſtlichen Rath gibt, S. 284: „Darum iſt unſer rechter Hauptartikel nichts denn eitel Vergebung der Sünde, beyde in uns ſelbſt und gegen Andere; daß wie Chriſtus in ſeinem Reiche ohne Unterlaß an uns trägt und vergibt allerley Gebrechen, alſo auch wir unter einander tragen und vergeben in allen Ständen und Sachen. Wer aber keine Unluſt tragen will, ſondern Alles auf das reinſte erleſen haben, der empfängt zum Lohne ein unruhig, ungeduldig Herz und zehnfältige Plage."

Aber der Herausgeber hats nicht bloß bey dem alten Luther bewenden laſſen, er hat uns auch ein ſchönes Geſchenk gemacht mit den vorgeſetzten, noch ungedruckt geweſenen Betrachtungen J. G. Hamanns über die heilige Schrift. Alſo kaufe und leſe, wer Altes liebt oder Neues. Möchten doch Göthe und Jacobi, und wer ſonſt im Beſitz Hamanniſcher Handſchriften iſt, unſern Herausgeber durch Ernennung zum Herausgeber einer vollſtändigen Sammlung der Werke des chriſtlichen Denkers (die ja ohne Vorwurf der Welt nicht vorenthalten werden können) für ſein jetziges Verdienſt belohnen. Und damit wir auch dem Unkundigen in einem Blicke zeigen, weß Geiſtes dieſe Werke ſind, ſo ſetzen wir den Schluß der Betrachtungen hieher: „Es iſt einem Chriſten ſo unmöglich, an Gottes Wort zu zweifeln, als einem Heiden, an daſſelbe zu glauben. Es iſt mehr als das Zeugniß der Sinne und Vernunft, was zur Religion gehört. Sie hat ein feſteres Siegel als den Beyfall dieſer Unmündigen nöthig, dieſer beſtochenen Hüter, die uns erzählen, was ſie im Schlafe ſehen."

*

Die Weisheit D. Martin Luthers. Zweyter Theil. (Ebendaſ. Nr. 43.)

Zu Luthers rohem gediegenen Gold und Hamanns Koſtbarkeiten gibt uns dieſer Theil eine Vorrede von Herrn Dr. Niethammer zu München, auch nicht aus unedelm Metall, worin dem zeitigen Glaubens- und Kirchenweſen gründlich die Wahrheit geſagt wird. Das Motto erläutert ſich hier durch die richtige Bemerkung, daß Luthers Werke Schriften für Jedermann ſind, und die eckle (philoſophiſch ſeyn ſollende) Predigt für Gebildete nur den größten Schaden anrichtet. Wir ſind auch damit verſtanden, daß die Abtheilung der Kirche in gewiſſe Grade (S. XIV) eine Verirrung iſt, nämlich ſofern im zweyten und dritten Raum jedesmal weniger Poſitives als im erſten gelehrt wird. Nach der h. Schrift muß es ſich umgekehrt verhalten; St. Paulus wußte für die verbildeten Korinther nichts als Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten; für die Vollkommenen aber bewahrte er die auf dieſe erſte, thörichte Predigt unablöslich feſt gegründeten, aus ihr allein ſich entfaltenden tiefern Geheimniſſe auf (1 Kor. 1. 2. u. daſ. V. 6: „Wir reden dennoch Weisheit bey den Vollkommenen; aber nicht eine Weisheit dieſer Welt" ꝛc.). Denn wahrlich! wir wollen ihm kein Ziel ſetzen, dem unendlichen Lichte Gottes, wovon er mittheilt Jedem, ſo viel ihm nützlich iſt, wenn er darum bittet. Schelten aber und bedauern wollen wir die Irrlehrer, die nur einen Vorhang mit Dogmen bemalt aufhängen, um uns hinter demſelben zu ſagen, daß das Alles bloße Redensart, die wahre Gottesgelahrtheit aber das Bewußtſeyn der Idee ſey. Wohl iſt der große Begriff einer überſchwänglich reichen Offenbarung und ihrer dreymal heiligen Tiefen bis auf die letzte Ahndung verſchwunden, wo man alſo handelt, und hat dem ſträflichen Selbſtdünkel Platz gemacht. — Auch wollen wir uns geſagt ſeyn laſſen, was Hr. Dr. Niethammer ſowohl über den Werth der eigenthümlichen Kirchen-

ſprache, als darüber erinnert, daß wir ſogenannte Proteſtanten, anſtatt dieſes zweydeutigen Namens, der zuletzt zur Ausübung eines Widerſpruchs gegen alle feſte Glaubenslehre mit überwitzigem Triumph angewandt wurde, wieder zu dem urſprünglichen greifen ſollen. Denn auf das Evangelium ſind wir erbaut, und ſollen daher Evangeliſche heißen. In einer frühern Recenſion (über Stolberg) hat ſich gezeigt, daß dieſe ſchöne und hiſtoriſch eigentliche Benennung, indem ſie uns unterſcheidet, uns zugleich verbrüdert mit denen, welche im ächten Sinn des Worts katholiſch und apoſtoliſch ſind.

Und was werden diejenigen ſagen, bey welchen die Myſtik in ſo übelm Geruch iſt, weil ſie nicht wiſſen, was ſie iſt, und welches die wahre iſt, zu dieſen neuen Betrachtungen Hamanns? von denen es auch in ihrer Art heißen kann, wie bey Hiob ſteht: „Den Steig kein Geyer erkannt hat, und keines Falken Auge geſehen; es betraten ihn nicht die Kinder des Stolzes, und iſt kein Löwe darauf gegangen.“ In der That, gegen die hohe Philoſophie der Unmündigen iſt nichts der Rede werth, wie dieß es auch ſchalle im hohlen, zerbrechlichen Gefäß. Was werden die politiſchen Blätter ſagen, die ſeit kurzem unglaublich viel zu vernünften wiſſen über die Unruhen und den Hunger in den Ländern? wenn ihnen hier ein Mann, den die geprieſenſten Lieblinge der Zeit ehrten, mit der ganz nüchternen Myſtik aller unſerer Väter zuruft (S. XXXII): „Was iſt der Grund der kümmerlichen Ernte von einer großen Ausſaat, des Hungers und des Durſtes, der niemals geſtillt werden kann, der Kälte, die uns unſere Kleider nicht vertreiben wollen, und der durchlöcherten Beutel, worin wir unſere Einnahme aufzuheben glauben? Der Mangel des göttlichen Gedeihens; und dieſes fehlt, weil uns Gott und ſein Dienſt ein Nebenwerk, ein entbehrliches Ding, ein Ueberfluß, ja leider ein Hinderniß in unſerm Berufe ſcheint.“ Ferner (S. XXXIII): „Wir hören und reden Wahrheiten als Träumende, und hören und reden Träume, Unſinn, Tändeley, mit aller Mühe und Aufmerkſamkeit eines Wachenden. Let-

ſagte zu ſeinen Cidonen: Der Herr will dieſe Stadt zerſtören, fliehet, wenn ihr euer Leben retten wollt. Sie ſtarrten ihn an, als wenn ihr alter Schwiegervater kindiſch würde."

Von Luthern finden wir hier die Auslegung des 1. Buches Moſe, der Briefe Petri und des 15. Cap. des 1. Briefs an die Korinther. Obgleich es Luthern öfters, z. B. in der Geſchichte der Schöpfung und des Sündenfalls, an tieferer Einſicht gebricht, wie er auch wohl ſelber geſteht: ſo wird man doch überall wieder etwas Befriedigendes und Eigenes von Erkenntniß und Lehre antreffen. Denn Luthers Weisheit iſt eine praktiſche, oder dasjenige, was St. Paulus Erkenntniß nennt, wenn er (1 Kor. 12, 8) ſagt, dem Einen werde gegeben durch den Geiſt zu reden von der Weisheit, dem Andern von der Erkenntniß. Daher ſollen wir nach der folgenden Lehre des Apoſtels in dem angeführten Capitel den Mann ja nicht verachten, wenn wir etwan entdecken, daß er an dem großen Leibe nicht Auge, ſondern Herz iſt, oder einmal kaum Hand, ſondern nur ein feſter Fuß. Es iſt bedeutend und reizt zur Bewunderung der weiſen Haushaltung Gottes, zu ſehen, wie dem Reformator nur eben gegeben war, was ihm und ſeinen Zeitgenoſſen frommte, und wenneben damals die öffentliche Kirche wahrlich! nichts Beſſeres aufzuweiſen hatte. Wort Gottes, alleinige Würde des Glaubens, Nichtigkeit des Werkverdienſtes, Macht der Gnade, Unzulänglichkeit der Vernunft, Verwerflichkeit menſchlicher Satzungen, das war es, was der Auguſtinermönch, in Uebereinſtimmung mit den Lehrſätzen des Stammvaters ſeines Ordens, gegen die herrſchende Meinung durchzufechten hatte. Und dazu liefert auch dieſer Theil herrliche Beyträge. Wie mißverſtanden die Idee der mehreren Aufklärung von Luthers Vertheidigung der Vernunftrechte in Glaubensſachen iſt, davon ſollte man ſich ja wohl hier aus ſeinem eigenen Munde überzeugen, wo er beſtändig Vernunft und Offenbarung einander entgegenſetzt. S. 202 ſagt er: „Die Vernunft kann nichts anders lehren, als daß wir durch unſere eigenen Kräfte der Sünde uns entſchlagen,

Gottes Zorn ſtillen und die Seligkeit erlangen mögen. Aber die heilige Schrift redet davon ganz anders, nämlich daß wir nimmermehr, weder durch unser Thun noch Laſſen, der Sünde und dem Tod entrinnen können, d. i. zur erſten Unſchuld und Gerechtigkeit kommen, die uns Adam durch ſeinen Fall verloren hat; es ſey denn, wir werden allerdinge neue Menſchen, wiedergeborn nicht von Vater und Mutter, ſondern aus dem Worte der Wahrheit, welche iſt eine Kraft Gottes, ſelig zu machen Alle die daran glauben. Dieß iſt nichts anders als die Predigt von Jeſu Chriſto" ꝛc. S. 272: „Sieh, alſo will uns der Apoſtel führen von allem Meißern der Vernunft allein auf das Wort. Davon ich allezeit ſage, daß der Glaube nichts denn das Wort vor ſich haben ſoll, und nur fein klägrig leiden; ſonſt iſts nicht möglich, daß er erhalten werde. Denn Menſchen Weisheit kann nicht höher noch weiter kommen, denn richten und ſchließen, wie ſie vor Augen ſieht und fühlt oder mit Sinnen begreift; aber der Glaube muß über und wider ſolch Fühlen und Verſtehen ſchließen, und haften an dem, das ihm vorgetragen wird durchs Wort." S. 34: „Das iſt die rechte, ſchwarze, ja die weiße Farbe des Teufels; denn er iſt ein heßer, lichter Teufel, der uns nicht mit groben Sünden anficht, ſondern mit dem Unglauben. Denn wenn er den Glauben umgeſtoßen hat, ſo hat er gewonnen. Der Menſch muß Gottes Wort haben und daran hängen mit dem Glauben; ſobald ihm daſſelbe entrückt iſt, ſo iſt keine Hülfe mehr. Gott will nicht eine wankende Seele haben, die da ſagt: Ja wenn es wahr wäre!" S. 38: „Da ſieh, was die Welt mit ihrer Klugheit iſt, wie fein ſie ſich zu Gottes Wort ſtellen kann; und lerne was des Glaubens rechte Art ſey, daß er feinem Dinge folgt, außer dem bloßen Worte. Streit doch, was Noah glaubt, wider alle Vernunft des Menſchen, ja wider Alles was er ſieht und hört, daß er wohl denken möchte: Wie ſollte Gott ſo wunderlich fahren, daß er mich allein erwählte und alle andere Menſchen verdammte? Sollte ich allein Recht haben? Wie wenn ich irrte? Wenn

er dahin gesehen hätte und nicht die Augen zugethan, die Vernunft gedämpft und allein am Worte gehalten, so würde er nicht seyn stehn geblieben." Die rechte Art und Kraft des praktischen Glaubens zu zeigen, that sich ihm besonders in der Geschichte Noahs, Abrahams und Jacobs ein weites Feld auf. Recht evangelisch ist die Auslegung der Briefe des heil. Petrus. Hier gebraucht er auch das Wort Erkenntniß sehr richtig S. 257: „Das heißt aber nicht Gott erkennen, wenn du glaubst, daß Christus von einer Jungfrau geboren, gestorben und auferstanden ist; sondern das ist die rechte Erkenntniß, wenn du dafür hältst, daß Gott und Christus dein Gott und dein Christus sey." — Von klarem, lieblichen Ausdruck hier nur Ein Beyspiel, S. 187: „Das ist eine große Gabe, daß man im Lichte des Worts und in göttlichem Berufe lebe. Denn das ist die rechte Krone, so da scheint auf den Häuptern der Heiligen, wie man sie gemeiniglich malt; nämlich das Wort, welches Tag und Nacht den Lauf ihres Lebens richtet." Und noch eine schöne Stelle S. 145: „Denn da steht uns der Himmel offen, wo wir das Wort haben, das uns den Himmel gibt. Wo das klingt, es sey im Walde, auf der Höhe oder in dem Thale, da ist ein Bethel, daß man darf sagen: Hier wohnt Gott. Wiederum, wo das Wort nicht ist, da wohnt er nicht, man baue ihm ein Haus, so groß man wolle." — S. 120 kommt eine altteutsche Sprachmerkwürdigkeit vor; „Wie man sonst auch im Teutschen sagte: Ich will es besiebenen" (gleich dem Hebr. נשבע). S. 321 ein Beyspiel der Unkunde: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Wo St. Paulus dieses Wort hergenommen hat, von dem er sagt, es stehe in der Schrift, kann ich nicht eigentlich wissen" (weil er לנצח bey Jesajas nicht in seinem doppelten Sinn erkannte).

Endlich noch ein frommer Seufzer: Ach daß doch das Reformationsfest, das uns am 31. October bevorsteht, von Allen, die es feyern, nicht als ein Fest politischer Freyheit oder gar der Ungebundenheit in Glaubenssachen, sondern der

rechtmäßigen Glaubens- und Heilsordnung, der Freyheit von menschlicher Willkühr in geistlichen Dingen, der Wiederherstellung des Wortes Gottes gegen Roms tyrannische Selbstherrschaft, des königlichen Gesetzes der Freyheit (wie St. Jacobus spricht) gegen antievangelischen und antiapostolischen Levitismus, und als eine Siegesfeyer des heiligen Geistes über den afterprotestantischen Eigendünkel der jüngsten Zeit begangen werden möchte! Wie wollen wir uns (nach Dr. Niethammers gesundem Rath) Evangelische nennen, wenn wir das Evangelium jeder nach seinem Sinn drehen, wie sie vor 300 Jahren auch thaten? Was wollen wir denn da feyern? was wollen wir bejauchzen? Oder wenn wir die Lösung der Gefangenen, die Oeffnung der Gebundenen und das Gnadenjahr des Herrn äqual setzen einer Rebellion wegen Verminderung der Abgaben oder um bessere Kornpreise? Wisset ihr nicht, Evangelische, daß das der Weg ist, euch bey euern Feinden verächtlich zu machen, und ihnen ins Schwert zu fallen? wie dort, die dem selbstgemachten Kalbe feyerten, ins Schwert fielen den rechtglaubigen Leviten. Wisset hingegen, daß wenn ihr mit rechtem Verstande feyert, und bekennet, es sey ein Fest des Glaubens, und nicht des Unglaubens, der Liebe, und nicht des Zanks: daß dann Tausende, die nicht öffentlich bey euch eingepfarrt sind, im Herzen mit euch anbeten, mit euch danken und den Entschluß fassen werden, euch herzlich zu lieben als Glieder des Einen großen Leibes, an welchem wir beyde gewachsen sind, und mit euch gemeinschaftlich zur Mannheit Jesu Christi hinanzuschreiten. Ja wisset, daß nur so euer Gebet taugen wird wie ein Abendopfer, und sein Weihrauch wird angenehm seyn vor dem, der zwischen den sieben Leuchtern wandelt.

18.

Geſchichte der Teutſchen Reformation. Erſter und zweyter Theil. Von Dr. Philipp Marheinecke. Berlin b. Nicolai, 1816. (Heidelb. Jahrb. 1817. Nr. 54.)

Wer eine Geſchichte von einzelnen Merkwürdigkeiten ſchreiben will, die da ſey treu, wahrhaft, lehrreich und wohl zu behalten, ein ſolcher hat nichts Beſſeres zu thun, denn daß er ſeinen Stoff lauter ſchöpfe, gut auslieſe und recht zuſammenſtelle, ohne viel eigene Pragmatik, Gewirk und Phantaſey. Denn in der Einfalt liegt der Kunſt Meiſterſtück. Wir wollen auch nicht den ganzen Markt haben, ſondern was uns noth thut, was weſentlich, und was daneben anmuthig iſt ohne fremden Schmuck. Ferner iſt nicht Jeder ein Meiſter hoher Worte, ſinnreicher Gedanken, lichter Schilderungen; es verträgt ſie auch nicht ein Jeder. So haben ſie auch nicht immer Weisheit und Mäßigung genug, ihre Gabe nach der Wahrheit zu gebrauchen, und mit ſaftigem Pinſel ſo zu conterfeyen, als ob ſichs im Waſſer abbildete; ſondern ſie malen ſich ſelbſt hinein in ganzer Perſon; und es bleibt nun nicht mehr der Held, ſondern Schreibers Held, nicht die Geſchichte, ſondern Schreibers Geſchichte und Gedicht.

Der Verf. dieſes Buchs iſt richtiger zu Werk gegangen. Er hat der Reformation für jetziges Jubeljahr 1817 ein Denkmahl ſetzen wollen, und iſt dabey ſo beſcheiden verfahren, daß wir aus dieſem und ſonſtigen Gründen ſein Buch nicht anders denn loben können. Mit dem Stoff hats bekanntlich bey der Reformationsgeſchichte keine Noth; weil nun der Bearbeiter gaben Sinnes darangegangen iſt, ſo hat er mit geſunder Auswahl aus gleichgiltigen Schriften gleichſam ein muſiviſches Werk zuſammengelegt, und deſſen Theile durch einen anziehenden Styl der Erzählung alſo verkittet, daß daraus ohne viel merklichen Aufwand ein einziges, ſchlichtes und anſprechendes Ganze hervorgegangen iſt. Es hat hierdurch eine beſondere Reichheit und Brauchbarkeit erlangt; es hat gründliche

Haltung, die Partheien ſchreiben ſich, die Begebenheiten ſchreiben ſich gleichſam ab, und die Figuren treten hervor, ohne daß Aufwand und Abſicht erſcheint. Denn die Abſicht, welche an der Schreibart merklich iſt, wird durch das Geſetz der Verähnlichung gerechtfertigt, damit man nicht, wie an gewiſſen Orten, ein Gothiſches Gebäude mit Franzöſiſchen Thüren finde; der Teutſche Originalſtyl der Reformationszeit iſt auch wohl würdig, in ungeſuchten Nachklängen wieder aufzuleben. Zierrey und Sachgemäßheit ſind zwey verſchiedene Dinge; auch der Laune gönnt man ja wohl hierin ihr Spiel, daß dem Ernſt der Geſchichte nicht grade fremd iſt. Mit nach Verlöſchung der alten Sprechweiſe in Teutſchland eine überzierliche Nachbildung des Römiſch-Franzöſiſchen Blumenwerks und gleichſam eine Uebertragung des Gaukelſpiels in die öffentliche Litteratur Sitte geworden war, hierauf aber die Schriftſteller ſich von dieſem Plunder gereinigt und die Muſter des klaſſiſchen Alterthums und neuerer Völker ſich vergegenwärtigt hatte: ſo beſitzen nun bekanntlich die Teutſchen einen ganz eigenen, entſchiedenen Styl mehr, und wir ſind ſo glücklich (und in der That glücklich gegen den Conventionszwang einer Modewelt) Teutſch in allen Sprachen der Welt ſchreiben zu dürfen. Demnach wird einem Teutſchen, ohne den Vorwurf Germaniſcher Schwulmerey, auch zu erlauben ſeyn, Teutſch auf Teutſch zu ſchreiben.

So viel von der bildlichen Kunſt. Ungleich wichtiger iſt der Gegenſtand. Es liegt nicht im Zweck dieſer Anzeige, den Bericht mit geſchichtlicher Sachkritik bis ins Kleine zu beleuchten. Die Hauptſachen ſind weltkundig, und alle Gegner der Reformation, was haben ſie jemals durch ihre Actenverſionen bewirkt, als daß ſie verſtummen mußten; oder was hat ihr Vernünfteln und Imaginiren, oder ihr anderes Pragmatiſiren, Gewiſſeres als ihre Beſchränktheit und Parteylichkeit dargethan? Wir geben ihnen vorweg Alles zu, und mehr als ſie hören mögen: erſtlich daß das Reformationswerk oder der Reformator kein Kanon iſt, ſondern dieſer allein in der hei-

ligen Schrift liegt; zweytens daß (nach dem eigenen Inhalt der Augsburgischen Glaubensbekenntniß) die ächte Tradition gut und ehrwürdig ist; drittens daß es „eine heilige, gemeine und catholica christliche Kirche" gibt, wie sich jener Bekenntniß mit der richtigen Versicherung ausdrückt, daß es ihr nicht zuwider sey; viertens daß kein Mensch fehlerlos oder unfehlbar ist, u. s. w. Auch kann auf etwanige Unrichtigkeiten in Nebendingen hier nicht viel ankommen, die Rec. angemerkten Andern überlägt. Er zieht zum besseren Verstehen der Schrift vor, vom Einzelnen abzusehn, und die hiſtoriſchen Gesichtspuncte, unter welchen der Verf. diese Geschichte aufgefaßt hat, oder die daraus hervorspringen, im Großen anzugeben.

Es ist eine arge Verblendung dieser finstern, glaubensleeren Zeit, womit von ihr die Entstehung der Reformation und Luthers Werke und Wirken, man kann nicht sagen angeschaut, sondern verschaut wird. Ein Theil hält Luthern für einen Weltstürmer, für einen Insurgentenhauptmann in der Augustinerkutte. O Gott, wie irren diese Menschen, sie mögen es im Bösen oder im Guten meinen! Andre glauben, er habe sich eine besondre Kirche stiften wollen, die seinen Namen trüge. Andre machen ein Mährchen von der Eifersucht wider die Dominicaner. Andre halten Luthern für einen blossen Anfänger der hochvernünftigen Aufklärung (unsrer Rationalisten), die in seinem Plan gelegen, die er aber unvollendet gelassen habe. Andre sehen ihn als einen Bilderstürmer an, und verachten die poetische Dürftigkeit seines Gemüths. In Andrer Augen fehlt ihm ganz und gar an Gehorsam und an der Liebe. Andern ist er wenigstens der ferne Urheber des politischen Freyheitsschwindels. Nicht zu gedenken derer, die in ihm nur einen Sprachmeister bewundern, oder die mit dem Ketzernamen freygebig sind. Allen diesen tadelnden Personen möchte nichts Nützlicheres als die Lesung gegenwärtigen Buchs empfohlen werden können, wo sich Jedem Blatt vor Blatt sein besonder Irrthum wie mit Brief und Siegel unter die Augen legen wird. Es hat zwar diese Krankheit bei Gott-

ſame, daß der Proſhaſte ihrer ſelten los werden mag, wenn er es auch noch ſo ſtumm verſicherte; und wenn ſich hier z. B. findet, daß Luther auch etwas auf die Teutſche Nation gehalten, und es der fremden Büberey und Beutelſchneiderey, Jahrhunderte lang an ihr verübt, im Geiſt ergrimmt iſt: ſo wird man ſchon Etwas erhaſcht zu haben meinen, womit man ſeine Grille ſchmücken kann. Aber ſo wird ſich doch die Wahrheit bey ihren Kindern rechtfertigen.

Als der Erzhirte vom Himmel herab mit großer Langmuth getragen hatte die Gefäße der Bosheit, welche ſein Volk plagten und ſein Erbe verwüſteten; als die heilige Kirche ein Spott, Hohn und Scheuſal geworden war: da ſtiftete Er und kein Menſch dieſe erſte Kirchenverbeſſerung, die, aller Welt angeboten, aber durch der Welt Blindheit und Bosheit gehemmt, blutigen Zwieſpalt zur Folge hatte (wie er ſelber ſpricht: Ich bin nicht gekommen, Friede zu ſenden auf Erden, ſondern das Schwert, Matth. 10, 34), und dennoch nicht aufhörte, ihre Segnungen überall hinzuſtreuen. Zu dem Ende ward ein Mönch von geſundem Verſtand, Gelehrſamkeit und Frömmigkeit des Herzens alſo im Gewiſſen gedrückt, und wider all ſeinen Willen ſo unabläſſig von verworfenen Gegnern gereizt, daß er ſich wie ein Schiff in den Wellen mußte fortreißen laſſen, mit der Spitze wider des Pabſtes Burg zu ſtoßen, und ihre Mauern zu erſchüttern. Viele Fürſten, Prälaten, Gelehrte, der Adel Teutſcher Nation, und unter dieſem ein Franz von Sickingen, ein Ulrich von Hutten, ja die Anhänger des Pabſtes ſelbſt erkannten, daß die ſchnöde Mißgeſtalt des Kirchenweſens nicht länger mehr halten konnte; und es iſt ſchon menſchlich genommen eine Vermeſſenheit, wenn Kinder unſerer Tage die edelſten, gründlichſten Männer jener Zeit für mattherzig achten wollen, daß ſie dem heidniſchen Pabſt Leo X. und den Tetzeln ihr Unweſen zu ſteuern ſich unterfingen; über allen Begriff ſchwer aber wird die Undankbarkeit gegen den höchſten Verneuerer dort oben, vor welchem auch ein Apoſtel nur ein Wurm iſt. Es iſt wahr, die Früchte der

kirchlichen Verbeſſerung ſind bey Vielen, die darin geboren ſind, jetzt nach 300 Jahren ſo gar verſchwunden, daß ſie kaum einen Begriff mehr vom wahren Chriſtenthum und von der Hauptlehre der Reformation haben. Aber haben ihn denn die, welche dieſe Verwilderung zum Vorwand ihres fleiſchlichen Widerſpruchs gegen den göttlichen Urſprung der Reformation gebrauchen? Wiſſen ſie was der Glaube iſt? und wie er allein gerecht macht? und wie die Gnade allein heiligt? und wie das Evangelium allein ſelig macht? und um welchen Angelpunkt ſich mithin das ganze evangeliſche Weſen einzig und allein dreht? Sie ſchlagen auf die Reformation mit der Glaubensgeißel, und ſehen nicht, daß die Reformation den geiſtlichen Glauben, der allein Glaube iſt, allein der Kirche gerettet hat. Aber auf das Geiſtliche kommt Alles an, auf dieſes Unbegriffene von der Welt, in welchem der Reichthum der Vollkommenheit liegt, und deſſen Glorie heller leuchtet als alle Zier der äußerlichen Kirche; um deſſen willen die Märtyrer gemartert, die Bekenner gehaſſet, ja der Herr ſelbſt ans Kreuz geſchlagen iſt. Sie wiſſen nicht, daß wenn ſie ihre Heiligen und Blutzeugen zählen, eben die dazu gehören in grader Linie der Verwandtſchaft, die von Huß an und noch vor Huß dem Tod übergeben wurden; gleichwie die Juden der alten Propheten Gräber ſchmückten, und tödteten die Gerechten ihrer Zeit. Wer daher zur geiſtlich katholiſchen Kirche gehört, die durch alle Kirchen geht, und iſt alſo ein Glied an dem allgemeinen Leib der Liebe, der weiß hierin keinen Unterſchied, ſondern erkennt nur den unaufhörlichen Streit des Fleiſches wider den Geiſt der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfangen. Mag auch die Bulle In coena Domini den Fluch ſprechen über Luthern und alle Evangeliſche: ihm ſind ſie evangeliſch, und folglich ſeine Mitglieder; gegenſeitig ſtört auch jener Fluch die Liebe des Evangeliſchen gegen den Andern nicht, weil ihm geboten iſt, die Flucher ſelbſt zu ſegnen. Und auch Luther ſegnete und ertrug, was ſeiner Perſon fluchte; aber er durfte ſich den Mund nicht wehren laſſen

zum Schaden des Evangeliums, und ſchwang das Schwert des Geiſtes, das iſt das Wort Gottes, mit ſolchem Heldenarm, daß keiner ſeiner Widerwärtigen gegen ihn beſtehen konnte. Wie ein Kind erniedrigte er ſich anfangs vor dem Pabſt, und bettelte um Gottes willen, ob ſie doch menſchlich werden wollten, die Chriſtum mit Füßen traten. Wie ein gejagtes Lamm rief er zu Worms: Hier ſtehe ich, Gott helfe mir! Aber als alle ſeine Sanftmuth nichts verfing, und man den Herrn in ihm fortwährend ſchmähte und verfolgte: ſo gab ihm der Herr, ſie mit ihrem eigenen Läſtern dreyfach zu bezahlen. Aus dem Lamm ward ein Löwe, und aus dem Kind ein Rieſe. Es war nichts als die Zornſchale der Verſtockung, über den Stuhl zu Rom ausgegoſſen, was Luthern groß machte. Kein Menſch wollte weniger groß ſeyn als er; kein Menſch dachte weniger an eine Trennung von Rom als er; kein Menſch ging zitternder an das Werk Gottes, das er nicht unterlaſſen konnte, als er. Wer dieſem Nichts von einem glaubigen Streiter in die Augen geſchaut hat, begreift nicht, wie Jemand noch von Eigenwillen dabey fabeln kann. Der Eigenwille bringt vergängliche Früchte; was aber wider den eigenen Willen eines Menſchen entſteht und beſteht, muß Frucht eines höhern Willens ſeyn. So ging es mit Luthern, der wie aus dem Traum erwachte, da er ſich als Werkzeug einer höhern Hand wiedererkannte; und mit einer Weltveränderung, die, weit entfernt Throne zu untergraben, ſie gegen Roms Willkühr ſowohl als gegen des Pöbels Muthwillen ſchützte, und von der man nicht einſieht, wie ſie ausbleiben konnte, wenn nicht Throne, Chriſtenthum und Menſchheit hätte zu Trümmern gehen ſollen. Luther iſts, und Gott durch ihn, der den weltlichen Stand und das weltliche Regiment eigentlich wieder zu Ehren gebracht hat. Hievon zeugen alle Reformationsſchriften. Natürlich hatte die in ihre Schranken zurückgewieſene Pfaffheit, für welche die weltlichen Herren bloße Schattenfürſten waren, ſchon damals nichts Angelegentlicheres, als Luthern das Gegentheil Schuld zu geben, u=

lächerlich genug ihn zum Urheber des Bauernaufſtands zu machen. Indeſſen trägt jene damalige Cleriſey doch ewig und allein die Schuld. Niemand hat das Kirchenband zerriſſen, als die ſich weigerten, die Kirche zu reinigen. Wir ſind nicht herausgetreten, ſondern man hat uns mit Verwünſchungen und Hinrichtungen hinausgeſtoßen. Wir konnten nichts Gelinderes thun. Als ſchon das Schwert der Gegner aus der Scheide ſah, als alle menſchliche Klugheit ſich gegen Ueberfall zu rüſten gebot, mahnte Luther die Fürſten, die auf ſeiner Seite waren, vom Krieg ab, und hieß ſie allein auf Gottes Wunderhand vertrauen. Er that es auf eine Weiſe, die unbegreiflich ſcheinen kann, wenn man nicht erkennt, daß ihm eben in dieſem Augenblick gegeben war, den evangeliſchen Regenten, den erſchrockenen und erbitterten, Gedanken der Geduld und des Friedens ins Herz zu reden, weil Got ſeiner Sache erſt einen ſtillen Triumph bereiten wollte, ehe ſie zum Gericht über die Welt mit den Waffen hinausgekämpft würde. Wenn jemals hernach die Evangeliſchen ſelber die Bitterkeit mehrten: wer möchte ſie vertheidigen? es ſey denn, daß man ſie Menſchen nennte. Oder welcher wahrhaft Evangeliſche proteſtirt wohl, wenn ein Mitglied der alten Kirche ſo liebreich iſt ihm zu ſagen, daß wir Eins in unſerm Meiſter ſind? Wer will ſchelten oder ärgern? es ſey denn, daß man die Sache Gottes antaſtete, oder vor lauter Aeſthetik aufhörte, das Handgreifliche zu fühlen. Wer heute bey aller Freymüthigkeit die Gegner am meiſten zu lieben weiß, der iſt der Größte, der Evangeliſchſte unter uns. Und eben derſelbe wird am heftigſten von denen gehaßt werden, die Proteſtanten ſeyn wollen ohne Evangelium. Doch iſt, Gott ſey Dank! noch in allen Kirchen heimlich eine große Zahl deren, die weder vor Baal noch Aſthareth ihre Knie beugen.

Weil wir den evangeliſchen Grundſatz vergeſſen, daß Gott alles Gute im Menſchen ſelber wirkt, ſo halten wir uns immer bey dem Menſchen auf; und ſo lobt auch Luthern ein Theil, wie er nicht gelobt ſeyn will, und ein anderer tadelt

ihn, wie ers nicht verdient. Stelle dir doch vor, ein Meiſter hätte eine Poſaune gemacht, und du wollteſts tadeln, daß es keine Harfe oder Flöte wäre. Der Meiſter hat es alles Macht; aber das Gefäß hat nicht Macht, was es ſeyn will. Und doch muß ſein Wille dabey ſeyn, nämlich daß es nicht entgegen will; denn der Menſch hat laut der Schrift die erſchreckliche Fähigkeit, dem Geiſte Gottes zu widerſtreben. Aber das Werkzeug iſt nichts an ſich, ſondern der damit wirkt. Wäre Chriſtus nicht Gott, ſo wäre er auch nichts, wie jeder Andre; ſo aber iſt er Alles. Es hat auch Luthers Anbeter gegeben, wie des Pabſtes. Die verſtanden aber ihn und Gott gleich ſchlecht. Ein Apfelbaum ſoll keine Trauben tragen, und ein Kornfeld keine Würzen. Die Reformationszeit hat Brod bedurft, und Gott hats ihr reichlich gegeben. Es gab auch Einzelne dazumal, die Höheres beſaßen; aber ein Kornhaus für die ſchmachtende Menge aufzuthun, war ihnen nicht übertragen. So bewundern wir denn in Luthern nicht das Geſchöpf, noch das irdiſche Weſen, ſondern was der Herr durch dieſen ſchwachen Menſchen gethan hat. „Ein Menſch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel,“ Joh. 3, 27.

Im Allgemeinen iſt das die Sache, daß durch die Reformation das Wort Gottes und Chriſtus wieder hergeſtellt wurde in der Gemeine, an deren Statt, welche beyde verdrängten; und was nachher, als die Kirchen ſich geſchieden hatten, auch in der alten Kirche geſchah für wahre chriſtliche Aufklärung, das ging Alles von jener ſiegreichen Bewegung im Herzen Europa's und von deren Beyſpiel aus. Denn die vorigen Impulſe waren zu ſchwach geblieben, es mußte leider erſt Märtyrerblut fließen, ehe die Wahrheit hervordrang, und die Stimmen einzelner Gottſeligen der Vorzeit verhallten in der Wüſte. Nun aber ſtrahlte das evangeliſche Licht zu hell, daß man ſich deſſen nicht länger erwehren konnte. Es entzündete die Wiſſenſchaften, daß ſie ihm dienen und eine neue Cultur ſchaffen mußten, die dann ſo mächtig wurde, daß die nachherigen Hauptfeinde der Reformation, die Jeſuiten, für tödtig

fanden, ſich auch mit ſolchen löblichen Kräften zu waffnen. Was bey jener Wiedereinſetzung Chriſti und des göttlichen Worts auf den Thron der Kirche an äußerlichem Beywerk verloren ging, das wurde theils geiſtlicher erſetzt. Was aber abfiel ohne Erſatz, und zwar gegen Luthers und der verſtändigern Reformatoren Willen, das war wahrlich nicht werth den Tauſch zu hindern. Die Kleider mochten die Kriegsknechte zertheilen; die Kirche hat den Chriſtus behalten, und zwar einen lebendigen Chriſtus. Was hernach von Seiten herkam, wo das Evangelium gar nicht wohnte, durch die Socine aus Italien, durch die leichtfertigern Voltariſten aus Frankreich, das iſt eine Aſtergeburt, von der die Reformation nur ſo viel weiß, daß ſie dergleichen Rottengeiſter mit dem Stempel der Verwerfung zeichnet. Deismus, Naturalismus, Rationalismus, und wie das Ding ſonſten heißt, iſt die Aufklärung deren, die das Evangelium von Jeſu Chriſto verſchmähen. Ihre Lehre kann als Conterbande in der evangeliſchen Kirche vorhanden ſeyn; ſie gehören aber ſo wenig dahin, als die Wölfe in den Schafſtall. Der ſtärkſte Beweis für die göttliche Kraft und Genehmigung des evangeliſchen Kirchenweſens iſt es, daß bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Unglaube, oder wenn man ſo ſagen will, die Ketzerey, niemals das Haupt in ihm erheben konnte, ohne daß dennoch im Ganzen gewaltſame Maßregeln dagegen ergriffen worden wären. Der Segen aus dem gepredigten Worte Gottes war zu mächtig. Die Sache wird um ſo auffallender, wenn man bedenkt, wie loſe das äußere Band geſchlungen war. Wir reden vom Ganzen, nicht von einzelnen Fällen, zählen auch die Abweichung in Nebenlehren oder Gebräuchen, durch die ſich Secten oder beſondre Gemeinen bildeten, und wobey die Grundlehre ſtehen blieb, ſich manchmal nur von Einer Seite ſchärfer auswirkte, keineswegs zur Ketzerey. Mit gleichem und noch größerm Recht, als die evangeliſchen Secten, konnten die verſchiedenen Mönchsorden aus jener Urſache für ketzeriſch gelten, verketzerten darum auch einander in ihrer Einſeitigkeit.

Als endlich Zweifel an der Offenbarung, Vernachläſſigung des Bibelſtudiums, Deutelung der inſpirirten Bücher nach den Grundſätzen der ſinnlich richtenden Vernunft, jedem Feinde das Thor geöffnet hatte: ſo erhielt ſich dennoch im innern Schooß der evangeliſchen Geſammtgemeine, wie in einer unüberwindlichen Feſtung, ein Saame der Getreuen, beſtehend aus Menſchen aller Gattungen, aller Bildung, aller Stände, einander oft ganz unbekannt; ſo daß noch heute der Glaube nicht von dieſer Kirche hinausgewichen iſt. In der alten lebte ein ähnliches Häuflein, das jenem die Hand reichte. Schon ein Leibnitz und ein Bartholemäus Holzhauſer hatten einander als Glaubige lieben gelernt. Wenn von öffentlicher Wiedervereinigung die Rede war, ſo ſtieß ſichs nur immer an dem Hauptpunct: am Pabſt und einem allgemeinen, wahrhaft apoſtoliſchen Concilium. Denn das ſoll man wiſſen, daß der Evangeliſche zwar helfen konnte, den Römiſchen Biſchof wieder einzuſetzen, und ihn nach Verdienſt zu ehren weiß; daß aber eher ganz Teutſchland auswandern und ſeine Stätte zur Einöde werden wird, ehe die ganze evangeliſche Kirche ſich freywillig wiederum der Dreykrone unterwirft. Wir ſind Freunde aller guten Biſchöfe; einen allgemeinen kennen wir nicht, wie ihn die Väter nicht kannten.

Wenn wir nur das Einzige erwägen, was durch den Geiſt der evangeliſchen Kirche für die Miſſionen in andern Welttheilen geſchah, ſo iſt dieſes wohl allein des Dankes jedes Chriſten würdig. Jeſuiten und Dominicaner konnten keine Chriſten bilden, weil ſie ihnen das Wort des Lebens vorenthielten. Nicht mit dem Schwert der Eroberer, nicht mit den Schrecken der Inquiſition, wie in den Kreuzzügen und in beyden Indien, fuhren die evangeliſchen Apoſtel unter die Heiden; ſondern mit dem Worte Gottes, mit der Lehre der Liebe, mit einer bürgerlichen Cultur, die keine politiſche Abſichten kennt. So predigten ſie das Kreuz des Erlöſers, und unterwarfen ihm Völker. So überzeugten ſie viele Juden. Aber was unter uns ſelbſt Schulen und höhere Lehranſtalten, Kanzelver-

träge und häusliche Andacht, Erziehungs- und Verpflegungshäuſer, geiſtliche Erkenntniß und Sitten, Wiſſenſchaften und bürgerliche Ordnung, ſeit der Reformationszeit gewonnen, wie alle jene gemeinnützige Anſtalten blüheten und geſunde Früchte trugen, ſo lang der wahre chriſtliche Glaube herrſchender Lebensgeiſt in ihnen blieb: das weiſt die Geſchichte der letzten Jahrhunderte, und auch dieſes Buch ſo reichhaltig aus, daß es hier keiner weitern Darſtellung bedarf. Nicht die Willkühr, ſondern das Evangelium war losgebunden, und ergoß ſich wie ein befruchtender Strom. Seine Wellen können ſich nie brechen, und in jedem Gefäß iſt es noch immer derſelbe labende Trank. Es kann es weder Gewalt unterdrücken, noch Irrlehre vergiften auf ewig; und ſollte die Erde ihren Mund aufthun müſſen, es in kühlen Grotten zu bewahren, bis der Zorn vorüber iſt. Dieß iſt das Evangelium; nicht Luthers, nicht Zwingli's, ſondern Gottes, neu hervorgequollen durch die erſte große Kirchenverbeſſerung. Der unſichtbare Feind, welcher entweder wieder binden oder zerrütten will, kann am Ende nichts ausrichten, als daß er eine zweyte, größere herbeyführt. „Die Rechte des Herrn iſt erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg.“

Solches mußten wir mit wenigen Zügen hinwerfen für ſo Viele unter uns, welche die Reformation nie recht begriffen haben. Sollte Rec. ſich hier aus frühern Bücheranzeigen wiederholen, ſo gab ihm das vorliegende Werk Veranlaſſung dazu; und ſein überzeugtes Beharren bey dem, was er ohne Anhänglichkeit an Sectenformen (katholiſch-evangeliſch) ausſpricht, mag wenigſtens Entſchuldigung finden. Aber es bedürfens die, welche das Wort der Offenbarung verlaſſen haben, und wieder — nach Luthers Ausdruck — von blauen Enten predigen. Es bedürfens die beſonders, welche in Gefahr ſtehen, von einer gewiſſen Propaganda oder Influenza zum Romanismus hingeriſſen zu werden. Es bedürfens am meiſten die Verführten von denjenigen, welche dem Papismus den größten Triumph bereiten, indem ſie in das heilige Gotteswort ſelbſt ein blin-

des Heidenthum zu pflanzen bemüht ſind. Es iſt dringend nöthig zur Ehrenrettung der evangeliſchen Kirche, in dieſem Jubeljahr öffentlich zu erklären, daß ſolche Irrlehrer keineswegs evangeliſch ſind, ſondern kakangeliſch, und Boten des Gerichts über die Abtrünnigen von Jeſu Chriſte. 2 Theſſ. 2, 11.

Doch wir wenden uns noch etwas näher zu dem anzuzeigenden Werk, auf deſſen Verdienſte wir im Allgemeinen aufmerkſam gemacht haben. Die ſchöngeſchriebene Vorrede enthält viele wichtige Blicke und gründliche Reſultate; Rec. wünſcht, man möge ſie nach dieſen beyden Bänden leſen. Wir unterſchreiben gerne, was S. XXI geſagt wird: „Es läßt ſich nicht wohl verkennen, daß ſelbſt an der gegenwärtig herrſchenden politiſchen Indifferenz gegen jede Glaubensform in der That nicht bloß Indifferentismus, ſondern auch die Ueberzeugung von den gegenſeitigen Gebrechen und Mängeln aller ihren Antheil hat. Und ſo verderblich auch jener Grundſatz für den Augenblick auf das innere Leben der Staaten zurückwirkt, ſo kann er doch für die Zukunft von den erſtaunlichſten und erfreulichſten Folgen werden. Man muß es jetzt ruhig erwarten, wie ſich die Politik mit der öffentlichen Religion auseinanderſetzen und wie lange es gehen wird, die Kirche ganz aus dem Spiel zu laſſen. Das kann die Meinung unmöglich ſeyn, wie Einige ſich ſchon ſchmeicheln, daß irgend eine einſeitige Form nun die andere mit Allem, was ſie Herrliches hat, allmählig verdrängen und nur ſich an derſelben Stelle ſetzen ſolle.“ In der That, ſowohl der Art. 16 der Teutſchen Bundesacte, wonach die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteyen keinen Unterſchied im Genuſſe der bürgerlichen und politiſchen Rechte mehr begründen kann, als der heilige Bund, durch deſſen Idee ſchon allein ſich Alexander von Rußland verewigt hat, geben durch die Milde, die ſie an die Stelle der ſtrafenden Strenge des Weſtphäliſchen Friedens ſetzen, die ſchönſte Hoffnung für die nächſte Zeit. Es iſt nöthig, dieſe Hoffnung durch Warnungen gegen lieblose Winkelſchriften oder Verunbe-

rungen, und auf der andern Seite durch öffentliche Zurechtweiſung des vielgeſtaltigen Unglaubens, welcher Seelen, Kirchen und gegenſeitigen Frieden zerrüttet, kräftig zu unterſtützen. Verdienſtlich und folgereich iſt alle dahin gehörige Bemühung, wenn auch die Zukunft im Hintergrunde ſchwarze Wolken zeigen ſollte, die ſich nur durch ein erſchreckliches Wetter zertheilen können. Liebe mit Wahrheit, und Wahrheit mit Liebe, ja Glaube, Liebe und Hoffnung, bleibe indeſſen unſer Eins und Alles. „Was die Menſchen trennet, ſagt der Verf. S. XXIII ſehr gut, iſt allein das Menſchliche; das Göttliche vereinigt ſie immerdar.“ Aber nur wenn wir mit dem Verf. (S. XXIV) den einzigen und ewigen Erlöſer unter dieſem Göttlichen begreifen, und ihr als deſſen Mittelpunct und Lichtkern betrachten, iſt der angeführte Ausſpruch eine bleibende Wahrheit. Alsdann kann und wird auch das Große an uns erfüllt werden, was geſchrieben ſteht Eph. 4, 13: „daß wir Alle hinankommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden, der da ſey in dem Maaße des vollen Alters Chriſti.“ — Ueber die Abſicht und Behandlung ſeines Werks erklärt ſich der Verf. hierauf noch umſtändlicher, ungefähr wie wir oben daſſelbe zu beleben uns gedrungen fühlten. Nur noch Weniges aus dem Werke ſelbſt. S. 52 f. findet ſich, daß ſchon die Fürſten auf dem Reichstag zu Trier und Cöln im J. 1512 einen großen Unterſchied zwiſchen der „heiligen chriſtlichen Kirche, als der Gemeinſchaft der Heiligen in aller Welt,“ und zwiſchen der Römiſchen machten. Das ſprachen katholiſche Herren und Prälaten aus, als man noch nicht an die nachherige Reformation dachte. — S. 156 ſagt Luther: „Die Romaniſten haben drey Mauern mit großer Behendigkeit um ſich gezogen, damit ſie ſich bisher geſchützet, daß ſie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Chriſtenheit gräulich gefallen iſt. Zum erſten, wenn man auf ſie hat gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben ſie geſetzt und geſagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über ſie, geiſtliche ſey über die weltliche. Zum andern, hat

man ſie mit heiliger Schrift wollen ſtrafen, ſetzten ſie dagegen: es gebühre die Schrift Niemand auszulegen, denn dem Pabſt. Zum dritten, dräuete man ihnen mit einem Concilio, ſo erdichteten ſie: es möge Niemand ein Concilium berufen, denn der Pabſt. Nun helfe uns Gott," ſetzt er hinzu, „und gebe uns der Poſaunen eine, damit die Mauern Jericho wurden umgeworfen, daß wir dieſe ſtroherne und papiernen Mauern auch umblaſen", u. ſ. w. — S. 200: „Nämlich dieß iſt die Sache: ob das Pabſtthum zu Rom, wie es in geruhiger Beſitzung der Gewalt iſt über die ganze Chriſtenheit (wie ſie ſagen), herkommen ſey von göttlicher oder menſchlicher Ordnung? und wo dem ſo wäre: ob man chriſtlich ſagen möge, daß alle andere Chriſten in der ganzen Welt Ketzer und Abtrünnige ſeyen, ob ſie gleich dieſelbige Taufe, Sacrament, Evangelium und alle Artikel des Glaubens mit uns einträchtiglich halten, ausgenommen, daß ſie ihre Prieſter und Biſchöfe nicht von Rom beſtätigen laſſen, oder, wie jetzt, mit Geld kaufen, und wie die Teutſchen ſich äffen und narren laſſen, als da ſind die Moscowiter, die weiſſen Reuſſen, die Griechen, Böhmen und viel andre große Länder in der Welt" ꝛc. — S. 214 findet ſich Etwas vom Hohenprieſter des N. T. und S. 218 vom Primat Petri, was uns in Uebereinſtimmung mit dem Verf. S. 219 den Wunſch einflößt, daß ein gewiſſer Schriftſteller, den wir früher beurtheilt haben, ſich mit dem von ihm verunglimpften Luther vertraut gemacht haben möchte, ehe er alte, längſt widerlegte Einbildungen wieder aufwärmte. — Aus S. 285 und Th. 2. S. 79. 134, iſt gewiſſer anderer Leute wegen zu bemerken, daß Luther längſt die Prieſterehe nach der heil. Schrift vertheidigt, ehe er nur den Gedanken gehabt, ſelbſt in den Eheſtand zu treten. — Beherzigungswerth für den Moralismus (oder was daſſelbe iſt, Pelagianismus) iſt S. 288: „L. greift beſonders die Lehre an, daß durch die Werke, aus natürlichen Kräften gethan, ſo viel erlangt werde, daß Gott ihnen unfehlbar ſeine Gnade verleihe, da doch, wie er ſagt,

Paulus und nach ihm Auguſtinus mit ſolchen Donnerſtimmen ſchallen, daß der Menſch ohne Gnade durchs Geſetz nur ſchlimmer werde. Durch ſolche Meinung, ſagt er, werde das ganze Neue Teſtament zu nichte gemacht, und der Menſch zu dem Irrthum verführt, als ob Chriſtus zu weiter nichts diene, denn daß er nur Lehrer ſey." — Ob und wiefern Luther ein Empörer war, iſt unter andern nachzuleſen S. 320. 325. 336. Th. II. S. 123 ff. 256. 265. 332. 340 ꝛc. — S. 339 ſagt er: „Ich bitte, man wolle meines Namens ſchweigen, und ſich nicht Lutheriſch, ſondern Chriſten heißen. Was iſt Luther? iſt doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für Niemand gekreuzigt." — In hohem Grad erbaulich iſt der gottſelige Geiſt, welcher z. B. Th. II. S. 26 und anderwärts, in öffentlichen Verhandlungen herrſcht. Möchte er in der That und Wahrheit wiederkehren anſtatt des Philoſophismus, womit die Staatsconcipienten neuerer Zeit die Acten zu verzieren wähnen. — Wider die oftgehörte Klage, daß der Weſtphäliſche Friede die Einheit Teutſchlands zerriſſen habe, ſollte man billig nach S. 32 u. ſ. w. mit der Frage antworten, wer es denn darauf angelegt habe, dieſe Einheit zu zerreißen? — S. 64 lieſt man ein gründliches Urtheil des Verf. über die evangeliſche Kirchenverfaſſung und den Grund ihrer Unbeſtimmtheit. Wie ſehr gleichwohl Luther an eine gute Einrichtung dachte, iſt anderwärts, z. B. S. 210 zu erſehen. — S. 88 wichtige prophetiſche Worte Luthers: „Liebe Teutſche, kaufet, weil der Markt vor der Thür iſt, ſammelt ein, weil es ſcheinet und gut Wetter iſt; brauchet Gottes Gnade und Wort, weil es da iſt. Denn das ſollt ihr wiſſen, Gottes Wort und Gnade iſt ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal geweſen iſt. Er iſt bey den Juden geweſen; aber hin iſt hin, ſie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland; hin iſt hin: nun haben ſie den Türken. Rom und Lateiniſch-Land hat ihn auch gehabt; hin iſt hin: ſie haben nun den Pabſt. Und ihr Teutſche dürft nur nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und die Verachtung

wird ihn nicht laſſen bleiben. Darum greifet zu und haltet zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müſſen ein böſes Jahr haben." — Auffallend (wohl gar den Klugen anſtößig) iſt Luthers Bekenntniß S. 96: „Aber, lieber Freund, Geiſt hin, Geiſt her, ich bin auch im Geiſt geweſen und habe auch Geiſter geſehen (wenns je gelten ſoll vom eignen Fleiſch rühmen), vielleicht mehr, denn ebendieſelbigen noch im Jahr ſehen werden, wie faſt ſie auch ſich rühmen." — S. 152 ſpricht er von der Schriftauslegung: „Aber wenn man alſo mit unſerm Glauben will umgehen, daß wir unſern Dünkel zuvor in die Schrift tragen, und darnach dieſelbige nach unſerm Sinne lenken, und allein darauf ſehen, was dem gemeinen Dünkel eben iſt, ſo wird kein Artikel des Glaubens bleiben. Denn es iſt keiner, der nicht über Vernunft ſey von Gott geſtellet in der Schrift." — S. 219: „Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeiſtliche fürgeben; ſondern ich wollte alle Künſte, ſonderlich die Muſica, gern ſehen im Dienſte deß, der ſie gegeben und geſchaffen hat." — S. 325 wahrer Grundſatz der evangeliſchen Kirche: „Luthers Lehre, erklärten ſie, wollten ſie nicht weiter billigen, als ſofern ſie Grund in Gottes Wort habe; denn auf dieſes allein baueten ſie, nicht auf Luthers oder irgend eines Menſchen Meinung" ꝛc. — S. 337 ſagt der Verf.: „Hierauf entwickelt Luther die Hauptlehren des Iſlam richtig, auch nach unſern jetzigen Einſichten, und ſo, daß Viele, welche ſich jetzt Chriſten nennen und chriſtliche Lehrer, ſich billig daran ihres eigenen elenden Glaubens ſchämen müſſen." Dieſe Stelle des Buchs iſt daher überaus bedeutend für unſre Zeit. — S. 369 ff. ſpricht der Verf. gründlich über den Unterſchied der alten und neuen Kirche, oder über Proteſtantismus. — S. 435 ſagen die evangeliſchen Stände auf dem Reichstag zu Augsburg, als daſelbſt die Predigt eingeſtellt werden ſollte, gar nachahmungswürdig: „Denn als wenig wir der täglichen Speiſe des Leibes entrathen mögen, ſo kön-

nen und mögen wir noch viel weniger ohne Predigt und Verkündigung des göttlichen Wortes seyn, nachdem der Mensch nicht allein vom Brod, sondern von allem Worte lebt, das aus dem Munde des Herrn gehet." — Doch es sind in diesem Werk der köstlichen Auszüge so viele, daß es schwer wird, nur wenige Blümlein zum Riechen davon zu nehmen; man geräth in Versuchung, den ganzen Korb wieder vorzusetzen. Darum sey nur noch der Verf. gebeten, da er den 2ten Theil mit einer einfach klaren Schilderung der Uebergabe der Augsburgischen Confession endigt, sein Werk in der angefangenen Weise bald fortzusetzen, und uns so mit einem bequemen, wohlgeordneten Körperchen der Reformationshandlungen, und wie bisher, mit einem Gefäß des unverfälschten Geistes der Reformation zu beschenken, das sich nicht wohl früher als mit dem Osnabrücker Friedenstage schließen kann.

19.

Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert. Leipzig b. Reclam. 1817. (Heidelb. Jahrb. 1817. Nr. 63.)

Ein Naturkündiger von feinem Verstand und liebevollem Gemüth ergriff im jugendlichen Erwachen seiner Kräfte den herrlichen Saum des Kleides des Ewigen, las in dessen verschränkten Zeichen Wunder der Allmacht und der Güte. Die Natur erschien ihm in ihrem vielgestaltigen, wandelbaren, doch weise geregelten Wirken, in ihrer segnenden Mütterlichkeit, in ihrer unvergänglichen Kraft. Wo sich ihr Schooß zum Verderben öffnete, da weheten Lüfte der Verneuerung jenseits herüber; und er liebte und betete an. Sie sprach:

Mein Kind, es ist ein Vater, der mich erschuf, und ein Erlöser, der mich frey macht, und ein Geist, welcher mich wiedergebieret. Noch hast du meine Schatten gesehen; steige mit deinem Herzen gen Himmel, so erblickst du mich im Licht. Nur wer sich selbst und Gott erkennt, erkennt auch mich hinter dem Vorhang der Endlichkeit. Und der Sucher ging in sich, fühlte sich klein, und ward groß und reich in Gott.

Wir haben diese Parabel als eine Form vorangehn lassen, worin das Geschick von mehrern würdigen Menschen unserer Zeit sich ausprägt. Ueberfüllt mit sinnlicher Wissenschaft, auf hochgethürmten Bücherstufen fortschreitend, rang die denkende Welt nach dem, was allein begehrenswerth ist, nach der Vollendung. Es ist erinnerlich, daß die Vorzeit sich begnügte, neue Steine zum Erkannten beyzutragen, selten ein größerer Bau entstand; unserer Zeit ward es eigen, daß Viele, nach flüchtigem Ueberblick des Geschehenen, mit architektonischen Rissen zu einem ganz neuen Tempel auftraten. Sie verdienten an sich das Lob eines muthigen Fleißes, und förderten manches Brauchbare hervor; obschon es anwendbar war, was der Aegyptische Priester zu dem Philosophen sagte: „Ihr Griechen bleibt immer Kinder, denn ihr habt keine graue Weisheit.“ Weil nun der treuen Forscher Gang nichts Geringeres als das Ziel selbst bezielte: so geschah ihrem Glauben sein Recht, nämlich daß sie auf die Mauer stießen, versehen mit jener Thür zum Uebersinnlichen, die im höhern Sinn Glaube heißt. Rec. ruft zum Zeugniß auf die neuesten Begebenheiten, da z. B. der Magnetismus, dessen Anfangslehren Mesmer zu finden bestimmt war, in den Gemüthern redlicher Gelehrten ganz unerwartete Umkehrungen hervorbrachte. Geschah es nicht, reihete man die neuen Erscheinungen des Lebens ins alte todte System; gebrauchte man zur Naturvergötterung, was zur Erkenntniß des Meisters der Natur gegeben war; zog man gewaltsam auch das in die Mechanik oder das Stoffsvermögen der Körper herab, worin der Wundergeist der Unsterblichkeit und ihre heiligen Räume sich

entfalteten: verloren war dann allerdings der Unterricht an ſo trägen Schülern, die forthin die Lehranſtalt verlaſſen werden, um dem Handwerk anheim zu fallen. Das Wort Handwerk ſoll hier nichts tadeln an irgend einer öffentlichen Kunſt, ſondern wir verſtehen darunter ein gemeines Treiben in allerley Wiſſenswürdigem, an ſich Schätzbarem; gleichwie noch nicht geſagt iſt, daß jeder glaubige Magnetiſtrarzt des Irrthums der Sterblichen ledig und ein vollendeter Geiſt geworden ſey. Hier iſt vielmehr die ſchöne Erfahrung gegeben, daß der im Naturweg vom Ueberſinnlichen Angefachte zuſammenſchrickt in eine vergnügte, ſchülerhafte Ruhe, weil die Elemente der Sichtbarkeit ſich ihm zu verklären anfangen zu dem, was, wenn auch nicht ſein bewußter Gedanke, doch der verborgene Durſt ſeiner Seele geſucht hat. Kurz, und um zum Allgemeinen zurückzulenken: wo immer das irdiſche Wiſſen ſeinen Ausgang in das höhere entdeckt hat, da iſt dem Menſchen das Paradies einer dauerhaften Zufriedenheit geöffnet, die da iſt Demuth, Frömmigkeit, und mithin der Weisheit Anfang. Hier beginnt er erſt zu lernen und zu ſeyn.

Vielleicht war es für manche Leſer nöthig, eine Apologie für Schubert zu begründen, der als ein gelehrter und ſcharfſinniger Kopf erſt in Ahndungen des Naturlebens luſtwandelte, durch ſinnreiches Zuſammenſtellen und kühnes Vermuthen Freunde gewann, und nun durch eine Traumſymbolik hindurch, die ſchon ſtark genug auf das umgekehrte Verhältniß des Scheins zur Wahrheit hinwies, an diejenigen ſich anreiht, welche kein wahres Leben als das in Gott kennen. Hierauf zielt im Grunde ſein Altes und Neues, welches er nach den Worten des Heilands (Matth. 13, 52) als ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt ausſpendet. Man erwarte jedoch weder abſchreckenden Ernſt, noch ſteile Höhen; es iſt ein freundliches, populäres Buch, mit Johanneiſchem Gemüthe geſchrieben, ein Buch, das Leſer verdient und erhalten wird. Er wollte es erſt einen Roſengarten betiteln; denn man wandelt hier labyrinthiſch durch gute Grundſätze

und durch ſchöne Beyſpiele, deren viele neu, andre mit Unrecht vergeſſen ſind. „Der Vortag eines großen Frühlings iſt gekommen," ſagt die Vorrede; „es blühen viele Bäume auf, nicht weil ſie einer dem andern die Mode nachmachen; ſondern weil der gemeinſchaftliche Strahl von oben ſie zum Blühen treibt. Nachwinter und gewaltige Frühlingsſtürme werden auch nicht ausbleiben. Da werden ſchon ohnehin die meiſten Blüthen, die noch keine Frucht angeſetzt haben, und manche ſchwache Fruchtanſätze ſelber, wieder abfallen, und nur der geſunde Baum wird ſeine Früchte feſt halten. Indeſſen laßt immer nur im Frühling bey den Bäumen die Mode des Blühens gelten." — Wir halten dafür, der Verf. habe geſunde Früchte angeſetzt. Was aber ſein Buch betrifft, ſo iſt es vergeblich, über das Einzelne eines ſolchen Buchs zu richten, wofern ſich nicht offenbar falſche oder vergebliche Dinge eingemiſcht finden. Manches iſt Sache der größern oder geringern Erfahrung, Manches iſt Sache des eigenen Geſchmacks und des Bedürfniſſes. So mögen dem Einen Leſer die Heirathsgeſchichten nicht zuſagen, dem andern die Traumgeſchichten, dem dritten die Einſiedlergeſchichten; andern werden ſie willkommen ſeyn. Wähle aus, was dir behagt; wir wiſſen das nicht. Uebrigens ſind die Beſtandtheile unter apoſtoliſche Rubriken geordnet, nämlich: „Ich ſchreibe euch Kindern, denn ihr kennet den Vater", und zwar: „1) Ihr kennet ihn aus den Werken, aus der Natur." — „2) Ihr kennet ihn aus den väterlichen, wunderbaren, oft dunkeln, aber immer liebenden Führungen eures Lebens" u. ſ. w. In einem ganz eigenen muntern Tone gefärbt, mit einer gewiſſen heiligen Laune übergoſſen, ſind (S. 324 ff.) die Beyſpiele der Seelſorge eines Geiſtlichen, „der, wie der Verf. ſpricht, durch dringende, kräftige Erfahrungen von innen und außen dazu getrieben war, den lebendigen Glauben an Chriſtum und ſeine das Menſchenherz mit Gottes Gewalt erneuernde, heiligende, beſſernde Kraft, frey und laut zu predigen." Sie tragen an ſich, und ſo viel Recenſent weiß,

auch in äußern Umſtänden, das Gepräge der Kirchenverbeſſerung.

Daß der Verf. hin und wieder vor der Zweydeutigkeit der pſychiſchen Erſcheinungen des Magnetismus warnt, daran thut er in der That nicht übel. Unſtreitig aber wird er, in Uebereinſtimmung mit obigen Bemerkungen, auch gegen deren lichtere Seite gerecht ſeyn. Wenn der Menſch im Sinnenleben immer am Scheidewege ſteht, um daſſelbe heilig oder ſündlich zu gebrauchen: wie viel ſtärker mag nicht der Nutzen und die Gefahr einer Stufe des Daſeyns werden, wo die Eigenſchaften Gut und Böſe dem ewigen Theil des Menſchen unmittelbar nahe kommen können? wo auch nicht lauter Himmel, oder die Täuſchung überſtiegen iſt, ſondern das Gewebe der letztern oft nur feiner ſeyn kann, um dem, der das Böſe will, nach ſeinem böſen Willen im Uebermaaß zu lohnen? ja wo es allernächſt einen Stand der Abhängigkeit und der Unfähigkeit des Urtheils gibt? Bey Enthüllung jener Stufe iſt die Vorſehung ganz, wir aber nur dann gerechtfertigt, wenn wir daraus das Licht vollkommener lieben, die Nacht vollkommener ſcheuen lernen. Dieſe Halbwunder waren unſerer Zeit vorbehalten, nicht wegen der Zeit Glaubigkeit, ſondern wegen des Gegentheils, wie ſchon oben angedeutet worden. Darum wohl dem, der vorſichtig prüft, und nur das Gute, nämlich das Göttliche, behält.

---

*

Altes und Neues ꝛc. von Schubert. Zweyter Band. Ebendaſ. (Jahrb. der Theol. v. Schwarz, 1825 Jan.)

Es wäre zu wünſchen, daß ein Jeder, der ein rechter Theologe ſeyn oder werden will, dieſen 2ten Band von Schuberts Altem und Neuem etliche Mal durchſtudirte, um zu ſe-

hen, was denn eigentlich das Ziel aller Theologie iſt, nämlich das göttliche Leben, und mit ihm die wahre Lebensweisheit, welche ſich bald höher, bald geringer in den verſchiedenen Gefäßen darſtellt, von der Hand des Herrn zu ſeinem Lobe bereitet. Vergißt er dann nicht, daß der Kinderſinn die erſte Bedingung des praktiſchen Chriſtenthums iſt, und daß das Beyſpiel der Kleinen und Unmündigen grade am verſtändlichſten redet; hat er Unbefangenheit genug, dieſen Johannesgeiſt zu faſſen, der die Einfalt ſelbſt, und doch die größte Klugheit iſt: ſo wird ihm ein ſolches Buch ſehr geſegnet ſeyn, und er wird als Seelenhirte deſſen Lehren und die darin aufgeſtellten Muſter wohl gebrauchen können. Der Ton der Behandlung ſtimmt mit den Gegenſtänden vortrefflich überein, und iſt der einer kindlich frommen Laune, wie ſie dem Verf. für eine gewiſſe Art von Schriften ganz eigen iſt. Er weiß nämlich im Allgemeinen und Beſondern einen Unterſchied zu machen, ernſthaft als Gelehrter über Wiſſenſchaften, und auch ernſthaft von der Gottſeligkeit zu reden und zu erbauen, während er daneben durch unſchuldigen Scherz das Gemüth ſeines Leſers erheitert. Man glaube auch nicht, wir wollten die ehrwürdigen Theologen dadurch herunterwürdigen, daß wir ſie an das Buch weiſen, das kein Lehrer von der Facultät geſchrieben hat; ſie werden darin, o wie große! ſtandesmäßige Theologen geſchildert finden, denen nachzueifern gewiß rühmlich iſt; ſie werden auch die Bekanntſchaft ſolcher Laien machen, die nicht nur mit dem Munde, ſondern auch mit der That predigten, und dergleichen jeder wahre Geiſtliche als auserwählte Lämmer und als Herzensfreunde in ſeinem Sprengel zu beſitzen für ſeinen Stolz achten würde, und mit dem Apoſtel ſprechen: „Ihr ſeyd meine Freude und meine Krone.“

Vor Allen zeichnet ſich hier der Nürnberger Kaufmann Johann Tobias Kießling aus, deſſen Leben und Wirken, nebſt dem von einigen ſeiner Freunde, den größten Theil des Buches füllt. Was iſt der geiſtreichſte Roman für den

Menſchen von gebildetem und geheiligtem Geiſte gegen dieſe Biographie? Und welch ein großer Mann war der, hier treu nach dem Leben und nach Urkunden dargeſtellte Kießling! Wie hat er geliebt, gewirkt und gelitten! Ref. kann, wo nöthig, beſtätigen, daß der Mann ſo war, wie man ihn hier ſieht; Vieles, was er hier von ihm geleſen, war ihm zwar unbekannt; doch hat er den edeln Simeon in ſeinen letzten Tagen noch von Angeſicht geſehen, und wird ſich ſtets dieſer Erinnerung freuen. Die Prediger des göttlichen Worts: Rehberger, Esper Vater u. Sohn, Schöner, und andere theure Gottesmänner, ſind hier als Kießlings Freunde mit aufgeführt, und manches unſterbliche Bruchſtück von ihnen aus handſchriftlichem Nachlaß eingewoben. Die zweyte Abtheilung des Bandes hat die Ueberſchrift: „Verſchiedenes aus dem Reiche und für daſſelbe.“ Es ſind Züge aus des Würtembergèr Pfarrers Flattich Leben, nebſt ſeinen 30 Hausregeln; dann aus dem Leben eines Zeitgenoſſen deſſelben, des Pfarrers Machtdolph, genannt der Calwer Bote, dann Auszüge aus einem merkwürdigen handſchriftlichen Aufſatz des ſel. Prälaten Oettinger, ebenfalls biographiſche Notizen von dieſem bedeutenden Theologen enthaltend, und mehreres Andere, welches zu leſen den Gottesgelehrten wie den Laien vergnügen wird. Ref. kann nicht anders glauben, als es müſſe dieſe Leſung dazu beytragen, die Theologie und die Religion von dem irren Schwung herabzuſtimmen, den beyde in den Scholaſticismus an der einen, und in falſchen Myſticismus und leeres Gefühlsweſen an der andern Seite genommen haben, und das allein heilſame Wort in den Seelen zu verſiegeln: „Wo ihr nicht werdet wie die Kindlein, ſo könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen.“

20.

De Jesu Christi, Servatoris hominum, Ecclesia et ecclesiis. Dissertatio, quam in memoriam Sacrorum ante tria Saecula duce M. Luthero divinitus restauratorum, d. XXXI. Octobris MDCCCXVII. sancte celebrandam, ex decreto Ordinis Theologorum universitatis litterarum Kiliensis scripsit D. Jo. Fridericus Kleuker, Facult. Theol. Kiliens. h. t. Decanus. Kiliae 1817. (Heidelb. Jahrb. 1818. Nr. 29.)

Der ehrwürdige Verfaſſer dieſer Gelegenheitsſchrift macht in der Einleitung die verkehrte Zeitanſicht von der Reformation und dem ſogenannten Proteſtantismus, als einer vermeinten unendlichen Freyheit des Widerſpruchs bemerklich, die denn zuletzt über das Anſehn der heiligen Bücher ſelbſt Macht zu üben ſich erdreiſte — und wir ſetzen hinzu, ſich es forthin ſelber zuzuſchreiben hat, wenn nach Anleitung des Hebräiſchen Sprachgebrauchs (rad. שטן) ihr Name mit dem des Satanismus vertauſcht wird. Der Verf. ſucht dagegen zu zeigen, welches die wahre, von den Apoſteln nach der Abſicht Jeſu Chriſti geſtiftete Kirche geweſen ſey, und wie ſich die ſpätern Kirchen zu ihr verhalten. Wie himmelweit der erträumte Tugendlehrer Jeſus von dem einzigen Mittler, Heiland und Weltenkönig, welchen die Apoſtel und er ſelbſt predigte, unterſchieden ſey, dieſe Betrachtung leitet ganz natürlich auf die einzig mögliche Erklärung des Worts Evangelium (mit welchem die Neulinge in unheilbarer Standhaftigkeit die Moral, folglich das Geſetz verwechſeln, gleich als wäre die Moral ums Jahr der Welt 4000 eine ganz unerhörte neue Zeitung geweſen, oder als wäre die Liebe nicht ſchon bey Moſes der verordnete Beweggrund ihrer Befolgung). Nach dem leiblichen Vorbild in Iſrael ſollte die Kirche des Herrn ein allgemeines Königreich Gottes vorſtellen. Von der feyerlichen Einweihung zu Jeruſalem ausgehend, wurde das

Chriſtenthum zuerſt in die Jüdiſchen Synagogen gepflanzt, und ſtand anfangs unter der Aufſicht ſeiner Gründer. Dieſe Kirche heißt eine Behauſung Gottes im Geiſte, ein Leib Chriſti, eine Braut Chriſti, und iſt in vielen Gemeinen nur ein großes, unzertrennliches Eins, durch das einzige Haupt ſeines Leibes, Chriſtus, und durch den einzigen, ſie alle belebenden heiligen Geiſt. Dieſe geiſtige Einheit zu befördern, war der Apoſtel deutlich ausgeſprochene Sorge. Dieſer große geiſtliche Körper bedurfte ſeiner Pfleger und Lehrer; in der That aber war in der Apoſtelzeit keine Spur eines Unterſchieds zwiſchen Geiſtlichen und Layen im nachherigen Sinne des Worts, indem vielmehr alle Chriſten Prieſter Gottes ſeyn ſollten. Eben ſo wenig war eine gegliederte kirchliche Zwingherrſchaft vorhanden. Zur Hut über die überlieferte Lehre und Ordnung gab es Biſchöfe oder Aufſeher, und daneben Evangeliſten; dieſe predigten aller Welt; jene, an einzelne Gemeinen geſetzt, waren dennoch nur der Geſammtgemeine Hauptglieder, durch welche deren Einheit unterhalten wurde. Später erſt trat jene, immer zunehmende Unterordnung ein. Durchgängig drangen die Väter auf den Beſtand der Einen heiligen, katholiſchen und ökumeniſchen Kirche, verbunden durch Einen gemeinſchaftlichen Glauben, und erprobt durch gleiche Heiligkeit des Wandels, und überall auch unter Wenigen vorhanden, wo Gott, wo Chriſtus und der heilige Geiſt ſey. Inſonderheit erkannten die Morgenländer nur das unſichtbare Oberhaupt der Gemeine an, während ihr richtiger Begriff von der geiſtlichen Kircheneinheit ſich im Abendland zu einem äuſſerlichen Kirchenzwang verkörperte, deſſen Kette feſter und feſter an den Stuhl zu Rom geknüpft ward. In der Kirche lebte anfangs neben dem geſchriebenen Wort die reine apoſtoliſche Ueberlieferung, die ſich auf Glauben, Leben und Gebräuche bezog, wiewohl in letztern nicht überall gleich war. Was das Kirchenregiment betrifft, ſo verſichern einige Kirchenväter ausdrücklich, daß im Anfang zwiſchen Biſchöfen und Aelteſten kein Unterſchied geweſen ſey; doch wurden bald die

drey Grade, Episcopus, Presbyter und Diaconus, festgestellt, und die bischöfliche Würde schon früh (obzwar innerhalb des Reichs der Ideen) über die der weltlichen Regenten erhoben. Allmählig stieg der Römische Bischof, als vermeinter Nachfolger Petri, mit der That über geistliche und weltliche Mächte hinaus; indeß doch selbst aus des Irenäus Lobspruch über Rom nur der Sinn gefolgert werden kann: die reine Ueberlieferung habe sich daselbst erhalten können, vermöge der ununterbrochenen Folge würdiger Bischöfe, und auch erhalten müssen, wegen des häufigen Zuströmens von Glaubigen aus allen Ländern, welche die dortigen Unlauterkeiten bald wahrgenommen haben würden („in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea, quae est ab Apostolis traditio"), und um gleiche Zeit Tertullianus die merkwürdigen Worte zum Römischen Bischof sagt: „Qualis es evertens atque commutans manifestam Domini intentionem, personaliter hoc Petro conferentem!" Sehr übel paßt hiezu die hymnenmäßige Anrede eines St. Bernhard an den Pabst im 11ten Jahrhundert. Je mehr nun der Römische Bischof sich anmaßte, desto mehr zeitigte er die Kirchenspaltung, welche durch seine festgegründete Alleinherrschaft unmöglich geworden zu seyn schien. Schon im Anfang des 9ten Jahrhunderts wurde der Bruch zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche vollständig. Im Occident selbst fielen, insonderheit seit dem 12. Jahrh. nach und nach die Albigenser, Waldenser, Wiklefiten, Böhmen u. s. w. von Rom ab. Luthers Beginnen lobten Bischöfe und Cardinäle, wenn er schon in seinem Feuereifer einem gebildeten Erasmus bald allzu hyperbolisch vorkam. Die unbegreifliche Hartnäckigkeit der päbstlichen Partey wurde nunmehr der Grund einer völligen Trennung in der abendländischen Kirche, wobey die Evangelischen allerdings auch manches Nützliche einbüßen mußten. Aber ungeachtet des schlechten Zusammenhangs auch unter sich, sind die evangelischen Kirchen, so lange sie nach dem Sinn der Reformation die wesentlichen Lehren des Christenthums beken-

nen, unſtreitig Theile des großen Ganzen, und konnten durch ihr Widerſtreben gegen handgreifliche, verderbliche Irrthümer nimmermehr den Namen einer Häreſis verdienen, zumal da weder Vielzähligkeit, noch äußeres Kirchenband, noch ſichtbare Gebräuche, ſondern der Glaube, und die Liebe und die Hoffnung chriſtlicher Menſchen, die chriſtliche Kirche ausmacht.

Dieſes iſt in Kurzem der Inhalt dieſer gelehrten, gründlichen und von dem Geiſte wahrer Frömmigkeit durchdrungenen kleinen Schrift, welche mehrere merkwürdige Auszüge aus den Werken der frühern Kirche und der Reformationszeit enthält, und an innerm Gehalt manche voluminöſere Reformationsjubelſchriften aus der Feder ſolcher, die noch nicht recht begriffen haben, wovon die Rede iſt, hinter ſich zurückläßt.

21.

Ueber den alten und neuen Proteſtantismus in naher Beziehung auf Etwas, woran, kurz vor der im J. 1817 begangenen dritten Säcularfeyer der Reformation, die damalige Zeit mahnen ſollte. Von D. Joh. Friedrich Kleuker. Neue, mit einer Vorrede und Zuſätzen, nebſt einem beſondern Anhang vermehrte Ausgabe. Bremen und Leipzig b. W. Kaiſer. 1813. (Jahrb. der Theol. 1824. May.)

Rec. fühlt ſich jedesmal von Bewunderung ergriffen, wenn ihm neue Schriften des verdienten Veterans zu Geſicht kommen; aus blinder Verehrung gewiß nicht, ſondern wegen des unermüdeten Fleißes, womit derſelbe von allen Erſcheinungen im Gebiete der Theologie und deſſen Umkreis fortwährend Kenntniß nimmt, und der friſchen Kraft und Beharrlichkeit, womit er es zu ſichten und nach dem einzig mögli-

chen Kanon zu würdigen bemüht iſt. Mit jugendlichem Muth liegt dieſer rüſtige Neſtor zu Felde, und ruft ſein ὦ πόποι! zwiſchen die zankenden Achäer. Daß man auf ſein geiſtreiches Urtheil nicht hört, ihn vielmehr in Litteraturzeitungen mißhandelt, iſt kein Wunder; es gilt nicht ihm, ſo auch andern gemißhandelten Männern nicht; es gilt der unausſtehlichen Sache, die er vertheidigt; und um es kurz zu ſagen, was dieſe unausſtehliche Sache ſey: es iſt der Gehorſam Chriſti, welchem ſich die menſchliche Vernunft unterwerfen ſoll, um weiſe zu werden. Davon handelt ſichs ganz allein in der Polemik unſerer Tage, oder, ob wir das Wort göttlicher Offenbarung nicht aufnehmen ſollen als Menſchenwort, ſondern, wie es denn wahrhaftig iſt, als Gotteswort.

Gegenwärtige Schrift ſtand erſt in kürzerer Form in den Kieler Blättern. Sie war Antwort auf ein anonymes Büchlein des Prof. Krug zu Leipzig: „Mahnung der Zeit an die proteſtantiſche Kirche bey der Wiederkehr ihres Jubelfeſts“ ꝛc. Sie erſcheint nun einzeln und mit bedeutenden Zuſätzen vermehrt.

Zur Charakteriſtik des Buchs heben wir gleich eine treffende Stelle (S. 16) aus: „Ohne Zweifel finden die Weiſern und Beſſern des Geſchlechts wohl in jedem Menſchenalter dieß oder jenes, wogegen zu proteſtiren wäre. Wie aber, wenn Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit iſt, die Lehre ſeines Namens, die in der evangeliſchen Kirche nur aus den Urkunden ihrer Wahrheit erkannt und erwieſen wird, in dieſer Kirche ſelbſt zu einem endloſen Proteſtiren Stoff und Anlaß geben ſoll, das wird auch der bloß geſunde Menſchenverſtand nicht begreifen. Abläugnen, verfälſchen, ſo und ſo geſtalten und verunſtalten, beſſer und ſchlechter verſtehen oder mißverſtehen läßt ſich dieſe Lehre, und das iſt nicht erſt ſeit geſtern geſchehen; ſie ſelbſt aber, als eine urſprünglich gegebene, und als gegeben erweisliche, mit Allem, was zur Eigenheit ihres Urſprungs, ihres Weſens und Zwecks gehört, kann nicht Sache einer nie vollendeten, noch

je zu vollendenden Verbeſſerung ihrer ſelbſt ſeyn. In unſern Zeiten iſt ſo viel Unnützes und Zweydeutiges über eine ſogenannte Perfectibilität des Chriſtenthums geredet worden. Wiefern die Meinung nicht iſt, daß die Chriſtenheit, oder die Menſchen, welche Chriſten heißen, ſondern daß die evangeliſch-chriſtliche Lehre ſelbſt einer unendlichen Verbeſſerung ſowohl empfänglich als bedürftig ſey, in ſo fern gehört ein ſolches Vorgeben zu denjenigen Irrwahnen des Unglaubens, welche auf den chriſtlichen Jugendunterricht bereits einen höchſt ſchädlichen Einfluß gehabt haben. Die beſte Mahnung nicht bloß an die künftigen, ſondern ſchon an das jetzige Menſchenalter, möchte vielmehr die ſeyn, gegen manche bisherige Proteſtationen des neuen Proteſtantismus mit Einſicht und Wahrheit und Kraft rückwärts zu proteſtiren.“

Da dieſes Rückwärts des Verf. in der That kein Rückwärts zum Schlechtern, ſondern ein Vorwärts vom zeitweiſen Nichterkennen zum Erkennen des unzerſtörbaren Alten und Ewigen iſt: ſo läßt ſich um ſo mehr fragen, ob, wenn unbedingtes Proteſtiren den Geiſt des Proteſtantismus ausmacht, es allein nicht erlaubt ſey, gegen die neue Menſchenlehre zu proteſtiren, und warum? nur nicht gegen die davon erfüllten Bücher und Litteraturzeitungen, und warum? — Es iſt in der That frevelhaft, ſich der Gelehrſamkeit zu rühmen, und wider beſſeres Wiſſen eine hiſtoriſche Benennung, die einen ganz andern Sinn hatte, zu einem vermeinten kirchlichen Grundſatz zu mißbrauchen, den man weit kürzer haben könnte, wenn man ſpräche: Wir glauben nicht. Ja, es iſt frevelhaft, Luthern und ſeinem Werk und Genoſſen Feſte und Denkmahle zu weihen, und ihm dabey mit Proteſtationen gegen den ganzen Grund ſeiner Lehre (welcher iſt Gottheit Chriſti, Erlöſung durch ſein Blut, Gnade, heiliger Geiſt, und ſo das ganze unentſtellte Evangelium) ins Angeſicht zu ſchlagen.

Hievon redet nun auch der Verf. im Folgenden. (S. 21): „Man beruft ſich auf Stellen aus Luthers Schriften, die man nur an Ort und Stelle nachzuſehen und ihrer Abſicht gemäß

zu verſtehen braucht, um ſich zu überzeugen, wie wenig ſie Waſſer zu einer Mühle geben, die Luther mit Anathemen belegen würde. Wer Luthers Geiſt und Gemüth, die Lebendigkeit ſeines Glaubens an Gottes Wort, und nur an dieſes, an dieſes aber durchaus; aus ſolchen Schriften Luthers kennt, in welchen ſein chriſtlicher Sinn und Muth ſich unnachahmlich ausgeſprochen hat, dem muß es wie die Sonne einleuchten, daß es keinen größern Widerſpruch geben kann, als zwiſchen den Maßregeln und Grundſätzen des Neuproteſtantismus, und dem evangeliſchen Sinne Luthers. Daß Luther, wenn er jetzt lebte, die chriſtliche Lehre nach der Bibel rationaliſtiſch deuten und geſtalten würde, iſt eine leere Vorausſetzung" – und um ſo leerer, ſetzt Rec. hinzu, da Luther, wohl merkend, was nach ihm kommen werde, ihr ſchon voraus widerſprochen hat.

Nach der Recenſion des Büchleins, folgt Recenſion einer lobpreiſenden Recenſion deſſelben in der Halliſchen Litteraturzeitung. Es heißt unter andern (S. 40): „Man darf wohl ſagen, daß bey einigen proteſtantiſchen Recenſionsbehörden, ſo weit es auf Theologie, chriſtliche Religion, Akatholicismus, Proteſtantismus ſich beziehende Schriften betrifft, eine Art von Schreckensſyſtem nicht erſt ſeit geſtern hergebracht ſey, ſo weit ein ſolches in Litteraturzeitungsblättern von ſolchen geübt werden kann, die einen theologiſchen Sicherheits- und Wohlfahrtsausſchuß bilden." — Ja es iſt eine Recenſion vieler Recenſionen gleichen Geiſtes, wobey am Schluß geſagt wird: „Einige der ſeltnern Ergießungen des neureligiöſen Freygeiſtes, und ſeiner edeln Selbſtſtändigkeit, ſind, gewiſſer Leſer wegen, deren Gefühl doch nicht Alles verträgt, ganz verſchwiegen worden."

So weit aus den Kieler Blättern; die Zuſätze und der Anhang aber nehmen faſt zwey Drittheile der jetzigen Druckſchrift ein. Bey Zuſatz A., der von der Tradition handelt, wäre gegen die Römiſch-katholiſchen, die ſich darauf berufen, daß die Kirche vor der heil. Schrift vorhanden geweſen ſey, und der letztern Anſehen nur auf dem der Kirche beruhe,

noch zu erinnern: 1) daß das A. T. unſtreitig vor der chriſtlichen Kirche vorhanden war, und daß die Entſtehung des Chriſtenthums oder der Kirche mit auf dem Anſehen der Schriften des A. T. beruhte, für deſſen Verheiſſenen ſich Chriſtus erklärte; 2) daß ein großer Unterſchied iſt, von welcher Kirche man redet, ob von der erſten apoſtoliſchen Gemeine, worin das N. Teſtament entſtand, oder von der Kirche des Mittelalters, die dem ihm überlieferten Evangelium ſo unähnlich geworden war, und ganz andre Dinge, als darin enthalten waren, durch ihr Anſehn zu beſtätigen ſuchte; 3) daß daher das Wort Gottes von aller äußern Kirchenerſcheinung unabhängig iſt, und wohl eine Kirche gebären kann, ſeit es da iſt, aber keine Kirche ein anderes Wort Gottes; 4) daß es das Siegel ſeiner Göttlichkeit in ſich ſelber trägt, und keine menſchliche Geſellſchaft es ihm anzuheften braucht, noch anzuheften im Stande iſt, ſondern das Wort nur von Hand zu Hand fortzuliefern; daß mithin 5) wenn das Wort unter die Heiden kommt, und ſie daran glauben, ſie eben dadurch zur Kirche werden; dagegen 6) auch die Kirche, welche unläugbare Gaben des heiligen Geiſtes hat, niemals über dem Worte ſteht, ſondern bey dem ihr geſchenkten Licht von ihm ſelber lernen muß, um es auszulegen.

Wer nun eine ſchöne Sammlung von Leſefrüchten und allerley Novitäten, nicht ohne Witz eingethan, zur Beluſtigung in müßigen Stunden, oder vielmehr zur Warnung vor dem Kopfſchwindel, der ſich unſers geprieſenen Zeitalters der Vernunft bemeiſtert hat, genießen will, dem empfehlen wir dringend, ſich mit dieſer Schrift, ihren Zuſätzen und Anhängen bekannt zu machen. Es kommt da ſo viel von Rationalismus, Supernaturalismus, rationalem Supernaturalismus, formaler und materialer Vernunft, und dergleichen mehr vor, daß man mit dem ſeligen Claudius rufen möchte:

Es iſt ein wunderbares Licht;
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht!

Aber um Gottes und ihrer Seligkeit willen möchte man

die uns heranreifenden Theologen bitten, wenn sie nicht von selbst finden, daß unter diesem Gewirre nichts hilft, als zu werden wie die Kindlein, wenigstens auf die Stimme eines Mannes wie Hamann zu achten, wenn er (S. 111) sagt: „Anstatt also die Schmach Christi und das Aergerniß seiner Nachfolge auf sich zu nehmen, sucht man das Kreuz zu vernichten, weil es ein leichtes ist, die Vernunft in einen Engel des Lichts zu verkleiden, und dem Fleische angenehmer, klug in Christo, als ein Narr um Christus willen zu seyn, und weil der natürliche Mensch sich gern durch vernünftige Reden (Kol. 2, 4) und vergebliche Worte (Eph. 5, 6) betrügen, aber schwer überzeugen läßt, einer geistlichen Erkenntniß empfänglich zu seyn."

Was soll nun aber aus dem bis zum Widerchristenthum gesteigerten Afterprotestantismus (der nicht bloß in der protestantischen Kirche wohnt, sogar zuerst aus der Römisch-katholischen Kirchengemeine hervorging) endlich werden? — Der Herr, der nahe ist, weiß es. Wir aber wollen festhalten an dem Bekenntniß und an dem Wort.

22.

Das Abendmahl des Herrn. Historische Einleitung, Bibellehre und Geschichte derselben; ausführlichere Erläuterung früherer Schrift. Von J. G. Scheibel, Dr. u. Prof. d. Theol. ꝛc. Eph. IV, 15. Ἀληθεύοντες δὲ ἐν ἀγάπῃ. Breslau b. Max u. Comp. 1833. (Jahrb. d. Theol. 1834. Hft.)

Der Verf. hat nach früheren Streitigkeiten (auf die es hier nicht ankommt) gegenwärtigen ausführlichen Tractat über die wichtige Lehre vom heil. Abendmahl unternommen. Er fängt seine Untersuchung mit der allgemeinen Abhandlung von den Religionsgebräuchen überhaupt und den Opfermahlen ins-

beſondere an. Er hebt das Gemeinſame aller dieſer Gebräuche aus. Das Opfer iſt darunter der vornehmſte. Die Opferidee iſt auch im Chriſtenthum vorhanden, indem Chriſtus das ewiggeltende, nur Einmal dargebrachte, aber für alle Zeiten wirkſame Opfer iſt, welches ſich der Chriſt im Glauben zueignen ſoll. Die Chriſten haben daher kein Opfer ferner darzubringen, wenn man ſeit dem Anfange des Mittelalters das heilige Abendmahl machen wollte; aber ein Opfer-Mahl hat allerdings im Abendmahl die chriſtliche Religion; gleichwie die Bekenner der meiſten Religionen von den auf dem Altar dargebrachten Gaben genießen; beſonders in der Hinſicht, daß es an die Stelle des Paſſah, eines wirklichen Opfers, getreten iſt; wie denn Paulus 1 Kor. 10, 7. 15 ff. das Abendmahl mit Iſraels und andern Völker Opferhandlungen zuſammenſtellt. (Hier wäre noch Hebr. 13, 10 anzuführen geweſen. Der Streit, ob das heilige Abendmahl ein Opfer ſey, ob es ein Meßopfer ſey, beruht auf der Zweideutigkeit des Worts Opfer, und daraus entſtandener Begriffsverwechſelung. Gewißlich wird Chriſtus nicht ſtets von neuem geſchlachtet; aber ſeine geſchehene einmalige, ihrer Wirkung nach unvergängliche Opferung wird durch die Feier des heil. Abendmahls ſtets aufs neue vor Gott und uns ins Gedächtniß gebracht, und uns auf irgend eine Weiſe zugeeignet; wobey denn wenigſtens eben ſo gut eine Oblation Statt findet, als wenn wir Gott im Gebet das genugthuende Verdienſt ſeines Sohnes vorhalten, und uns im Glauben zueignen.) — Der Verf. wendet ſich nun beſonders zur Aegyptiſchen Religion, weil das Chriſtenthum keiner andern ſo ſcheinbar verwandt ſey wie ihr. „Dort verehrte man für Götter geachtete Menſchen, hier, im Chriſtenthum, den menſchgewordenen Gott.“ In dieſem umgekehrten Verhältniß liege zwar die Verſchiedenheit beyder Religionen; aber das Menſchliche beyder, der menſchliche Gott, müſſe auch den Cultus beyder Ueberzeugungen ſehr nahe bringen; wozu noch komme, daß dort wie hier ſich Wiſſenſchaft und Religion ſo innig mit ein-

ander verbunden. (Was hier der Verf. sagt, gilt in der That faſt von allen Religionen gebildeter heidniſcher Völker; und von der Aegyptiſchen könnte man eben ſo gut ſagen, es ſeyen darin für Menſchen geachtete Götter, als für Götter geachtete Menſchen verehrt worden. Menſchenvergötterung, das Ingrediens der Mythologie, für ihren weſentlichſten Beſtandtheil zu halten, dieſes bekannte Syſtem des Euhemerus, iſt auch in der Aegyptiſchen Religion ſehr unzulänglich. Es geſchah nur öfters, daß die Idee ſich an ein hiſtoriſches Bild hängte, um ſich zu verkörpern. Der Aegyptiſche Hang zur Vergötterung der Könige, den der Verf. nachweiſt, und der unter den Ptolemäern noch zunahm, erweiſt ſich eben hierdurch als eine nachfolgende ſpätere Verirrung, daher Menſchenvergötterung nicht als Grundlage der Aegyptiſchen Religion, welchem letztern Gedanken ſchon die mitvorhandene Thiervergötterung widerſpricht. Zudem hielten ja die Aegypter ein Todtengericht über ihre Könige, mag es auch immer mehr leere Formalität geworden ſeyn. Der Verf. kommt auch in der folgenden gelehrten Ausführung hin und wieder auf das, was wir ſo eben angedeutet haben, auf die Symboliſirung der Idee, unter andern der phyſiſchen, im Menſchen; wir wollen dieſe ſeine Zuſammenſtellung überhaupt nicht verkleinern; doch müßte unter andern S. 43 die Behauptung: „das Vaterland der Philoſophie und alſo des Nationalismus iſt Aegypten," mit großer Unterſcheidung angenommen werden, ungefähr in der Art, wie das Menſchenſymbol die Menſchenvergötterung nach ſich zog.) Nachdem der Verf. noch von den ſymboliſchen Opfern und Todtenopfern der Aegypter gehandelt hat, geht er zu der Jüdiſchen Religion und dem Jüdiſchen Cultus über, und geht hier von dem, über alle bildliche Darſtellung erhabenen Jehova aus. (Wenn hiebey S. 52 in der Note die Cherubim ſchlechthin für Menſchengeſtalten und für aufrechtſtehend wie Menſchen erklärt werden, ſo möchte dieß verſchiedener Unterſcheidungen bedürfen.) Als Vorbildung wird an der Jüdiſchen (Iſraelitiſchen) Reli-

gien der Mangel dogmatiſcher Symbolik hervorgehoben. (Dieſer bezieht ſich jedoch bloß auf die Idee, da in anderm Betracht ſeine Religion reicher und tiefer an dogmatiſcher Symbolik iſt, als die Iſraelitiſche, ſelbſt in ihrer ſehr wahrhaftigen, aber zugleich ſehr ſymboliſchen Geſchichte, ſ. S. 55. Der Verf. ſelbſt beſtimmt die Sache nachher näher bey den Religionsgebräuchen.) Es wird hierauf von dem myſtiſchen Verhältniß zwiſchen Jehova und ſeiner Gemeine, dem Volk Iſrael, gehandelt, und von der daraus entſpringenden eigenthümlich-chriſtlichen Myſtik, als auf das Dogma von der durch Jeſu Menſchwerdung bedingten Verklärung des Leibes gegründet (vielleicht richtiger: damit zuſammenhängend; denn auch unabhängig von dieſer beſteht das Bild). Weiter wendet ſich der Verf. zu dem Paſſahmahl und den Jüdiſchen Mageth, und gelangt nach dieſen Vorbereitungen zum N. Teſt., und zu der Frage: in welcher Sprache Chriſtus gelehrt habe? Hier wird zuerſt gezeigt, wie ungeachtet der Verbreitung der Griechiſchen Sprache in Paläſtina, und des Gebrauchs der Septuaginta auch in Jüdiſchen Synagogen, dann der Griechiſchen Abfaſſung der Schriften des N. Teſt., doch das Griechiſche die Landesſprachen Paläſtina's nicht verdrängt gehabt. Nach Joſephus, dem Talmud und dem N. Teſt. ſelbſt (bey welchem letztern doch wohl die Beweiſe für das Jüdiſchreden manchmal zu ſcharf ſcheinen möchten) ſey vielmehr, und zwar ohne die Annahme einer morgenländiſchen Urevangeliums, da, „wo Reden Jeſu und ſeiner Paläſtinenſiſchen Zeitgenoſſen in den Evangeliſten verlautbaren, an jenes ſpätere Hebräiſch (Chaldäiſch-talmudiſches) zu denken, als eigentliche damals übliche Jüdiſche Landes- und Volksſprache.“ Nachdem noch auf die Zulänglichkeit des Hebräiſch-talmudiſchen Sprachſchatzes und deſſen ſcharf beſtimmter Bedeutungen für die Griechiſchen Ausdrücke des N. Teſt. aufmerkſam gemacht iſt, wird als Reſultat wiederholt: Jeſus und ſeine Apoſtel „redeten in Paläſtina das ſpätere Hebräiſch, d. i. Aramäiſch-talmudiſch, wie das ganze Volk ihrer Zeit. Dagegen iſt nicht zu läugnen, daß

im übrigen Vorderasien seit Alexanders Eroberungen das Hellenistische sehr verbreitet war; wie denn auch in dieser Sprache das N. T., welches Weltlehre enthalten sollte, geschrieben worden ist; aber auch in diesen außerjüdischen Provinzen, namentlich in Kleinasien, waren die frühern morgenländischen Dialekte noch keineswegs ausgestorben." — Rec. wüßte nicht, was gegen diese einfache und wohlbelegte Behauptung, der auch so viel andere Sachkenner beystimmen, mit Grund einzuwenden wäre, als, was ihr nicht entgegen ist: daß Jesus und seine Apostel nach Bedürfniß des Orts und der Zeit auch Griechisch geredet.

Bey der folgenden nähern Abhandlung über das Abendmahl des Herrn wird nun der Gegensatz zwischen dem Christenthum, als der Religion der Demuth, und der Aegyptischen Religion, als Menschenvergötterung, wovon oben die dunklere Andeutung vorausging, stark gehoben, nebst dem Unterschied zwischen der mythisch-symbolischen Lehre Aegyptens, und der offenen didaktischen Sprache des N. Test. (Wir haben oben bemerkt, daß Menschenvergötterung der Aegyptischen Religion, nämlich der gesunkenen, wirklich, aber nicht ausschließlich eigen war; allein das abgöttischste Land, das Israel in der Sclaverey hielt ꝛc. wurde das nächste prophetische Gegenbild Israels. Auch über die offene Lehrsprache des N. Test. wäre Einiges zu erinnern.) Der Verf. stellt sofort die Hauptstellen des N. Test. über das Abendmahl, einschließlich Joh. 6, zusammen, und analysirt aufs fleißigste und genaueste die Einsetzungsworte, nebst dem Segnen und Brodbrechen. Hiebey entwickelt sich immer deutlicher, was er mit der Vorausschickung des Aegypterthums beabsichtigte: zu zeigen, wie ein sinnbildlicher Begriff, ein bloßes Bedeuten, hier nicht hergehöre, sondern Alexandrinischer Gnosticismus sey. Es wird auch noch ein besonderes Capitel über die symbolischen und wörtlichen Reden Jesu geliefert, nachdem zuvor für bestimmt angenommen wird, daß die Einsetzungsworte gelautet:

זֶה הוּא בְשָׂרִי. זֶה הוּא דָמִי

(Möglich, doch hat keins der angeführten Beyspiele הוּא זֶה, sondern nur זֶה־הוּא. Im A. Test. ist die Zusammenstellung זֶה הוּא nicht gewöhnlich. Allenfalls ließe sich Ps. 24, 10 מִי הוּא זֶה anführen, deßgleichen Esth. 7, 5; was aber der Verf. nicht für sich geltend machen darf, wegen der verschiedenen Construction. Dagegen alternirt זֶה und הוּא für einander 2 Mos. 16, 15. 16, doch זֶה mehr demonstrativ, הוּא mehr pronominal. Bey den Einsetzungsworten wird nichts vermißt, wenn הוּא hinwegbleibt; es ist von keinem wesentlichen Einfluß auf ihre Buchstäblichkeit oder Bildlichkeit, und es bedarf zu jener keines emphatischen Ausdrucks.) Ferner behauptet der Verf., weil Jesus selbst früher versichert habe, er theile den Jüngern die Geheimnisse des Reichs Gottes ohne bildliche Redeweise mit, so seyen darnach auch die Einsetzungsworte zu erklären. (Eben aus jener Versicherung ist ja vielleicht Etwas zu schöpfen, was zum Frieden dient; die nähern Jünger hörten das Wesentliche, die draußen verstehend zuerst bloß bildlich, mögen aber darum wohl weiter eindringen.) Ferner werden die verschiedenen Hebr. Ausdrücke für Leib geschildert, und bey den Einsetzungsworten גוף vertheidigt; ferner eine grammatische Untersuchung über בָּשָׂר und den Artikel haben, zum Beweis einer doppelten Bedeutung von σάρξ bey Johannes insonderheit; auch noch ferner über den Gebrauch des Artikels im Evangelio Johannis. (Die Beobachtung des Artikels ist in der Schrift überhaupt von Bedeutung, und eines von den Stücken, worin Luther in der Uebersetzung öfter gefehlt hat.) Es folgen noch mehrere Grammaticalia und Wortuntersuchungen, denen das Bestreben der Gründlichkeit unmöglich abgesprochen werden kann. Bey Joh. 6, 55 ist zu bemerken, daß Luther, der ἀληθῶς las, es nach dem Verf. auch hier im Artikel verfehlt hätte. Der Verf. trifft es gegen Luther sehr wohl; und es ist dabey am Ende gleichgültig, ob wir ἀληθῶς oder ἀληθής lesen.) Endlich von der

Abendmahlslehre Pauli, als mit Johannes und Christus übereinstimmend.

Von hier an wird das Buch kirchenhistorisch. Das 20. Capitel ist überschrieben: „Vergötterung der natürlichen Vernunft durch Lehrer der falschberühmten Kunst, insbesondere bey der Abendmahlsfeyer; und die biblische Lehre der Kirchenväter." Hier allerdings tritt eine schwärmende Vernunftvergötterung, aber bey weitem nicht die alte Aegypterweisheit, der wesentlichen Offenbarung, unter andern auch im Abendmahl gegenüber, das von den Kirchenvätern als ein wirklicher Genuß des Leibes und Blutes des Herrn angesehen und vertheidigt wird; mit Ausnahme des Origenes, der sich mehr zur Symbolik neigte, sich wenigstens nicht so entschieden wie die übrigen ausdrückte, wahrscheinlich die Vergröberung des Begriffs scheute. Dieser Theil der Abhandlung ist besonders wichtig; auch wird daselbst am Schluß (S. 288) etwas von dem Wort Opfer gesagt, worüber sich Rec. bereits oben erklärt hat. Das 21. Cap. ist überschrieben: „Erneuerung des Aegyptischen Todtenopfers und der Menschenvergötterung durch die Römische Gemeine im Ausgange des 6. Jahrhunderts;" das 22te: „Luthers biblischer Glaube und Zwingli's gnostische Ansicht vom Abendmahle des Herrn;" das 23te: „Von Calvin;" das 24te: „Von der Eintrachtsformel der Glaubigen in Teutschland;" endlich das 25te: „Unsere Zeit."

Indem Rec. alles dieses den Lesern zu lesen und zu beherzigen überläßt, erlaubt er sich über den Streit, worin der Verf. für Luthers Meinung von der wesentlichen Gegenwart und Mittheilung des verklärten Leibes und Blutes des Herrn im heil. Abendmahl kämpft, seine Meinung zu äußern. Rec. ist nicht nur von Geburt und Erziehung, sondern auch der Ueberzeugung nach in diesem Punkt lutherisch, d. h. er behauptet die Richtigkeit der so eben ausgesprochenen Erklärung von diesem Sacrament, weil er sie allein, in der heil. Schrift, so wie in dem Glauben der ersten Jahrhunderte, gegründet findet. Während er nun viele seiner Kirchengenossen sieht,

wie sie diese Lehre verlassen haben, so steht er dagegen Mitglieder der besten andern Kirchen in Deutschland sich ihr nähern, zweifelt auch nicht, sie werde sich schließlich allein als wahr behaupten, unbeschadet der Ausbildung durch die Erkenntniß, welche der heil. Geist schenkt, und die mit der sattsamberühmten Confessio nichts gemein hat. Denn die Sache ist und bleibt Sacrament, d. i. Geheimniß, das sich in keine menschliche Wortformel fassen läßt. Wer die Verbindung der Gottheit mit der Menschheit in dem Menschen Jesu begreift, der kann auch die Verbindung der verklärten Menschheit Jesu mit den äußern Elementen der Eucharistie begreifen. Luther hat gesehet und behauptet; dem heil. Geist gehört es zu, und die Sache zu erkennen zu geben. Worte sind nichts nütze, wenn sie nicht in uns Geist und Leben werden. Nun geschieht es wohl, daß Heftigkeit des Streits diejenigen zurückschreckt, welche schon auf halbem Wege der Wahrheit sind. Unsere Zeit (und deren Zeichen und Bedürfniß muß ja ein Grundsatz zu erkennen suchen) verträgt keinen Zank über die Unterscheidungslehren der bestehenden Confessionen, sondern liebreiches Vertragen darüber unter denen, welche die Wahrheit lieben. Es ist für einmal ganz Unrecht zu streiten, für die Unterscheidungslehre des Christenthums vom Judenthum und Heidenthum, die Lehre von der Erlösung. Wie läßt sich aber die Abendmahlslehre mit Seiden streiten, die den Sohn selber läugnen? Die ihn aber als den alleinigen Grund ihres Heils annehmen nach der Schrift, und durch sein Blut gerecht und selig werden wollen, die werden auch darüber einig werden, daß gleichwie Christus nicht Bild sondern Wesen ist, also auch seine Mittheilung im Sacrament nicht bloßes Bild sondern wahrhaftiges Wesen sey. Ueber die Art dieser Mittheilung hat er sich aber so wenig deutlich machen können in der Menschensprache, und für die trägen Sinne der Menschen, daß darüber Zank entstanden ist von jeher, wenn wir werden sollen unsern kurzen Begriff, und die Erhabenheit Gottes und Jesu, die Unzulänglichkeit des Menschenwortes, und daß

das Gotteswort und die Gottessache Geist und Leben ist. Denn die starkewige Reformationszeit es vertrug, und es in ihr an der Zeit war, daß man über diese Lehre heftig kämpfte: so verträgt unsere schwache, gereizte Zeit die früheren, manchmal groben Waffen, jene Ritterschwerter und stacheligen Streitkolben, nicht mehr. Sie will mehr und mehr das Schwert des Geistes und die erbauende Ueberzeugung in der Liebe haben, auf daß wir Alle hinankommen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes, in welchem auch das gute Alte, zwar nicht vergeht, aber täglich neu wird. Verdienstlich sind gelehrte Ausführungen, wie die des Verf.; denn sie legen äußerlich einen Boden, worauf man fußen kann. Aber der Genuß des Heilandes in seinem Mahl ist Sache der Erfahrung, mithin der wahrhaftigsten Gnosis, ohne die alle diese Verstandesspeculation nichts fruchtet, weder für das Bejahen noch für das Verneinen. Der Christ ist ein Mensch des Herzens; von diesem (der Gnosis) geht alsdann die Weisheit (Sophia) aus. Was hilft es mir, wenn ich mit Luthern sage, daß ich den Leib Christi „mündlich" esse, ich habe aber keine herzliche Wirkung davon? Wer aber eine herzliche Wirkung davon hat, was er auch mit dem Kopf davon denke, von dem urtheile ich, daß er in Christo lebt, und Christus in ihm. Ich will noch weiter gehen, und die Früchte des göttlichen Lebens an denen betrachten, welche das äußere Abendmahl gar nicht nehmen wollen, z. B. den sogenannten Freunden oder Quäkern. Daher schließe ich nun, daß ihr und Ruberer Mißverstand entgegengesetzt ist dem, welcher aus andern Menschenworten entstehen könnte; auf daß das Räthsel Räthsel bleibe, bis daß Gott es einem Jeglichen unter uns vom Herzen aus im Geist offenbart. Denn wenn der Verf. sehr richtig zu bemerken gibt, wie dieses Sacrament der Liebe mit dem bräutlichen Verhältniß Christi gegen seine Gemeine zusammen gehört: so liegt hierin mit die Unmöglichkeit der Oeffentlichkeit. Hier zeigt sich nun, wie wir nochmals behaupten, die wahre christliche Gnosis vom heil. Abend-

mahl, von welcher wir gewiß zu ſeyn glauben, daß wenn ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt geworden, ſie Luthers glückliche Mitte zwiſchen Tridentinismus und Zwinglianismus (zwiſchen welch letzterm und dem Lutheranismus Calvin wiederum, aber in einer unglücklichen Mitte ſchweben blieb) nicht ſchelten wird. Was aber die falſchbenannte Gneſis betrifft, ſo kann ich dieſe nicht denen zuſchreiben, welche ſagen, und vielleicht mehr ſagen als fühlen, das Abendmahl ſey ein bloßes Erinnern, Bedeuten oder Symbol; denn zu der falſchen Gneſis gehören idealiſtiſche oder mythiſche Träume, die bey dem bloßen Läugnen des Mehrern und Annehmen des Mindern nicht vorhanden ſind. Zu ſagen, Brod und Wein ſeyen Sinnbilder von Chriſti Leib und Blut, iſt an ſich ſelbſt kein Aftergneſticismus, ſondern die reine Wahrheit. Wer aber bey dieſem äußerlichen Begriff ſtehen bleibt, der hat noch nicht erkannt, wie man erkennen ſoll, oder iſt ſich deſſen wenigſtens noch nicht bewußt geworden. Wer will aber dem Herrn vorſchreiben, was er über des Genießenden Bitten und Verſtehen an ihm thun ſoll oder nicht? Am Ende handelt ſichs nur von den zwey Gegenſätzen: Es iſt bloßes Bedeuten; und: Es iſt weſentlicher Genuß des verklärten Leibes und Blutes, den wir nicht erklären können, ſo wenig wie die Naturgeheimniſſe. Alle nach Gneſticismus ſchmeckende Diſtinctionen und logiſche Beſtimmungen, die kirchenhiſtoriſch vorgekommen ſind, gehen uns, wenn vom Heute die Rede iſt, weiter nicht an, ſollten wenigſtens, um neue Irrungen zu verhüten, nicht mehr zur Sprache kommen. Der bloße ſymboliſche Glaube an ſich verdient auch nicht ein Aegypterthum und deſto weniger ſo geſchelten zu werden, da die klar vorherrſchende Symbolik an ſich die edelſte Seite der alten Aegyptiſchen Religion iſt; erſt als das Symbol realiſtiſch genommen wurde, wurde ſie Götzenthum. Das iſt aber die rechte Hieroglyphe über alle Hieroglyphen, welche nicht bloß bedeutet, ſondern zugleich als Geiſt und Leben wirkt (Signum efficax); und dieſe kann erſtlich in keiner andern Religion als im Chriſtenthum, wenigſtens in

der Maaße, vorhanden seyn; denn erst im Christenthum ist das Wesen der Bilder erschienen; und zweytens muß sie im Christenthum vorhanden seyn, denn sonst wäre Christus und seine Vereinigung mit der Menschennatur nicht Wesen sondern Bild. Will man mich nun auch hier gnostisch fragen, oder des Gnosticismus bezüchtigen und fragen: ob ich denn bloß Seelengenuß, oder Leibesgenuß annehme? so gehe ich so weit, daß ich behaupte, der verklärte Leib Christi und dessen Mittheilung sey der Grund der künftigen Verklärung meines Leibes; denn der Herr hat gesagt: „Wer mein Fleisch isset, und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage" (Joh. 6, 54); verweigere aber weitere Erklärung, weil ich sie weder geben mag, noch vollständig geben kann.

Nach allem dem nun, und da es nicht auf Jemandes Wollen oder Laufen ankommt, und doch wieder auf das Wollen ankommt, nämlich ob wir feindlich läugnen oder bejahen, oder ob wir aufrichtig sagen: Das kann ich annehmen und glauben, und das nicht, der Herr sey Richter; nach diesen Verhältnissen sind zwar historisch-exegetische Darstellungen gut, aber das Zanken ist nie gut. Wir strafen hier den Verf. eben nicht, sofern er durch Sophistik, vielleicht Antignostik gereizt, die Wahrheit bekennt. Aber wir wünschten ihn weniger gereizt zu sehen. Es ist auch nicht gut, solche Andeutungen zu machen, wie S. 355 f. vorkommen. Greifen wir doch in unsern eigenen Busen. Verkennen wir doch nicht, daß das Wegwerfen und Läugnen zur Reformationszeit mit seinem Grund hatte in einer großen frommen Scheu vor Aberglauben und Abgötterey, die so stark war, daß man die unschuldigsten Dinge verdammte, wie das Gedächtnißbild des Gekreuzigten, das knieende Beten; ja sogar die Chöre an den protestantisch gewordenen Kirchen mußten herhalten, man schnitt sie ab, und machte eine Mauer, wo zuvor der Tag durch die Fenster fiel. So haben denn auch die Zwinglianer in unverständigem Eifer den Sonneneinfluß abgeschnitten. Rede ich hier auch

ſymboliſch? Gewiß, aber nicht gnoſtiſch, und doch ſehr gnoſtiſch; denn ich habe es erfahren und erkannt, daß Chriſtus iſt die Sonne der Gerechtigkeit, deren weſentlicher Genuß, auch im heiligen Mahl, allein ewiges Leben gibt, wovon aber der Menſch nicht reden kann, dem es widerfährt. — Wie nun? wenn Jemand in einer frommen nichtlutheriſchen Gemeine aufgewachſen wäre, und hätte darin bey einer anderartigen Formel je und je viel Segen erlebt, was doch nicht zu läugnen iſt, daß es vielfältig geſchehen: würde der, wenn ſeine Einſicht wächſe in Betreff des heiligen Sacraments, auch hart richten über ſeine Mutter, die ihn geboren und erzogen, und ihm die erſten Küſſe der Liebe gegeben hat? Sind denn, fragt der lutheriſche Rec., grade die reformirten Kirchen jetzo die unglaubigſten? die unfruchtbarſten? ihre Lehrer die ſtärkſten Rationaliſten, Deiſten oder Aſtergnoſtiker? — Dagegen ſehe doch der Verf., der das Aegyptherthum nicht überall mit der nöthigen Klarheit und Ruhe eingemiſcht hat, wohl zu, was er thut; es ſagts ihm kein Feind, ſondern das Wohlwollen: ſeine Erhebung Luthers kann ihm auch als eine Menſchenvergötterung gedeutet werden. Wir wiſſen, daß der vortreffliche Luther große Gaben hatte für ſeine Zeit, und für den Zweck, zu dem er geſalbt war. Aber wer kann das Geiſtesmaaß ſeiner Schriften dem Geiſtesmaaß der Schriften gleich achten, über die er ſchreibt? es ſey denn, daß man dieſe auch nur äußerlich verſtünde. Ferner nicht verſichtig iſt der öftere Gebrauch des Wortes Vater, und daß der Verf. in der polemiſchen Vorrede (S. XVIII) ausdrücklich ſagt: „unſer Vater Luther," dem Verbote Chriſti zuwider, daß wir im Geiſtlichen Niemand unſerm Vater nennen ſollen auf Erden, weil Einer unſer Vater iſt, der im Himmel (Matth. 23, 9). Wo man einem Menſchen göttliche Titel beylegt, hat man dem Papiſmus vorgeworfen, da iſt Menſchenvergötterung. Hüten wir uns vor allem Schein des Gleichen. Und wenn er auf der folgenden Seite ſagt: „Einzelne unwichtige Wörter hat man richtiger überſetzt als

der Vater“: ſo bittet man ihn, ſich bey denjenigen zu erfragen, welche dieſe einzelnen unwichtigen Wörter richtiger überſetzt haben, oder vielmehr die nun zum zweyten Mal berichtigte Frankfurter lutheriſche Bibelüberſetzung von Wort zu Wort ſelbſt zu vergleichen, und ſich dann zu ſagen, ob es hier bloß auf einzelne unwichtige Wörter und deren Umtauſch ankam? Wo ſind aber überhaupt in der Bibel die unwichtigen Wörter?

Schließlich verſichert Rec. daß er zwar urtheilen aber nicht ſtreiten kann. 1 Korinth. 11, 16.

23.

Pragmatiſch-kritiſche Geſchichte der Vulgata im Allgemeinen, und zunächſt in Beziehung auf das Trientiſche Decret. Oder: Iſt der Katholik geſetzlich an die Vulgata gebunden? Eine gekrönte Preisſchrift von Dr. Leander van Eß. Tübingen b. Fues 1824. (Jahrb. d. Theol. 1824. Febr.)

Der um Bibelüberſetzung und Bibelverbreitung hochverdiente Verf. hatte im Jahr 1814 eine Preisaufgabe an die katholiſche Geiſtlichkeit bekannt gemacht, wodurch die Frage beantwortet werden ſollte: Soll und muß bey Katholiken die Vulgata oder der Grundtext überſetzt, und darf von Laien die Ueberſetzung aus dieſem oder aus jener geleſen werden? oder: Iſt der Katholik geſetzlich an die Vulgata gebunden? Zur Aufgabe ſelbſt aber wurde gemacht: eine kritiſche Geſchichte der Vulgata im Allgemeinen, und zunächſt in Beziehung auf das Trientiſche Decret; als Preis wurden durch Beyträge 16 Louisd'or ausgeſetzt. Der Verf. hatte damals gegenwärtige Arbeit ſchon vollendet, wünſchte ſich aber von Andern übertroffen zu ſehen; es gingen nur vier Schriften bey ihm ein,

die er dann nebſt der ſeinigen an die theologiſche Facultät zu Freyburg zur Beurtheilung einſchickte. Sie erkannte ſeiner (anonymen) Abhandlung den erſten Preis, einer andern das Accessit zu; er aber vertheilte den ganzen Preis verhältnißmäßig unter ſeine Mitbewerber, um allen Verdacht des Eigennutzes von ſich zu entfernen.

Der Verf. hat durch dieſe ſeine Preisſchrift ein überaus wohlthätiges Werk geſtiftet, und einem Bedürfniß der bibliſchen Litterargeſchichte auf eine ſo gründliche und gelehrte Weiſe abgeholfen, daß das preisertheilende, von würdigen Männern geſchöpfte Urtheil auch ohne Vergleichung mit den concurrenten Schriften vor jedem unbefangenen Leſer gerechtfertigt erſcheinen kann. Alle hiſtoriſche Nachrichten und Meinungen der Neuern darüber, ſind ohne überflüßige Weitläufigkeit zuſammengeſtellt, mit einander verglichen und geſichtet; und das Buch empfiehlt ſich eben ſo ſehr als Materialienſammlung, wie durch deren Ordnung und die daraus gezogenen Folgen.

Da es keine allgemeine Inhaltsanzeige hat, ſo werden wir ſie hier um ſo nützlicher liefern. §. 1. Geſchichte der Lateiniſchen Ueberſetzung, und zwar: Geſchichte der erſten und vorhieronymianiſchen. 1) Urſprung derſelben. 2) Von der Menge und Textverſchiedenheit der erſten lateiniſchen Verſionen. 3) Von der Itala. „Flaminius Nobilius hat die Reſte der Itala, wenn ſie es ſind, geſammelt;“ denn was man die Itala nennt, iſt weder ein Ganz, noch ſeinem Alter nach zuverläßig. — §. 2. Hat man wirklich longo tot seculorum usu eine lateiniſche Verſion vetus und vulgata editio genannt? Was hat man unter vetus, communis, vulgata editio, vor, zu und nach Hieronymus Zeiten verſtanden? — Dieſe Frage oder Ueberſchrift bezieht ſich auf die Worte des Trientiſchen Decrets Sess. IV. de editione et usu sacr. librorum. Der Vf. ſagt hiebey S. 34: „Die Väter zu Trient, da es ohnehin keine Glaubensſache betrifft, haben ſich alſo darin irren können und wirklich geirrt, wenn ſie ſagen: haec ipsa (La-

tina) vetus et vulgata editio, quae longo tot saeculorum usu in ipsa ecclesia probata est, und darunter verſtanden, die lateiniſche Ueberſetzung ſey vor und zu Hieronymus Zeiten und auch ſpäter nach ihm die vetus vulgata editio genannt werden oder geweſen, da beydes ungegründet iſt." — §. 3. War eine lateiniſche Verſion wirklich die probata longo tot saeculorum usu in ecclesia? — §. 4. Kurze Geſchichte der anteheraplariſchen Ueberſetzung (des A. T. ins Griechiſche). — Der an ſich unvollkommene, in der Zeit ſeiner Entſtehung verſchiedene, dann noch willkührlich veränderte und im Abſchreiben verderbene Text der Alexandriniſchen Ueberſetzung hieß bey den alten Kirchenvätern κοινὴ ἔκδοσις oder vulgata editio, wahrſcheinlich im Cambridger Codex D enthalten. Hier folgt auch ein Verzeichniß von 14 antiochenischen Evangelien. — §. 5. Die heraplariſche Recenſion des Alexandriniſchen Textes. — Die Hexapla des Origenes enthielten (in der fünften Columne) nicht die corrupte κοινὴ, ſondern den reinen Alexandriniſchen Text. — §. 6. Die Geſchichte des poſtheraplariſchen Textes. Der aus den Hexapien gezogene Alexandriniſche Text erhielt allmählig wieder viele Entſtellungen. — §. 7. Fernere Recenſion des Alexandriniſchen Textes. S. 86: „Man hat ſich (ehedem und ſpäter) viel bemüht, den nativen Alexandriniſchen Text wieder herzuſtellen; allein es wird ſchwer, vielleicht nie dazu kommen." Die wichtigſten Ausgaben werden hier verzeichnet. — §. 8. Geſchichtlicher Beweis, daß der Griechiſche Text nicht nur in morgenländiſchen, ſondern auch in abendländiſchen Kirchen vor und noch lange nach Hieronymus kirchliches Anſehn hatte, und probata in ecclesia war. — §. 9. Fortſetzung der Geſchichte der lateiniſchen Verſion, und zwar — §. 10. Von der Beſchaffenheit des vorhieronymianiſchen lateiniſchen Textes. — Große Verſchiedenheit und Verderbenheit. — §. 11. Die Hieronymianiſche Ueberſetzung. — Das N. T. hat Hieronymus nicht neu überſetzt, ſondern nur deſſen ältern lat. Text verbeſſert. Das A. T. verbeſſerte er erſt ſtückweiſe aus den Hexaplis, und überſetzte es dann

aus dem Hebräiſchen, hierüber verfolgt, und hernach doch belohnt. — §. 12. Von der Beſchaffenheit der Hieronymianiſchen Ueberſetzung. — Bey großer Gelehrſamkeit und Einſicht verfuhr H. vorſichtig, ſcheuend, zuweilen ängſtlich treu (doch dieß letzte wohl zuweilen mit beſſerm Grund, als Manche glauben mögen). — §. 13. Von der fernern Verbreitung und Annahme der Hieronymianiſchen Verſion, und von dem gleichzeitigen Gebrauche der vorhieronymianiſchen Verſion in der abendländiſchen Kirche. — §. 14. Von der Corruption der Hieronymianiſchen Verſion. — Neue große Verwirrung in den Abſchriften durch Zuſammenfluß des alten Textes und der doppelten Hieronymianiſchen. — §. 15. Von der Verbeſſerung der lateiniſchen Verſion, und von ihrem fernern Zuſtand, bis zur Buchdruckerkunſt. — Mehrere gelehrte Arbeiten und Correctorien. — §. 16. Zuſtand der lateiniſchen Verſion von der Buchdruckerkunſt an bis zum Trientiſchen Kirchenrath. — So verſchieden und fehlerhaft die Handſchriften, ſo verſchieden waren auch die erſten Abdrücke. Cardinal Ximenes war der erſte, der 1502 anfing, die ſogenannte lateiniſche Vulgata kritiſch und aus den Grundſprachen zu verbeſſern. Ihm folgte beſonders Robert Stephanus und viele Andere nach, durch das neuaufblühende Sprachſtudium dazu getrieben; jedoch mit verſchiedener Procedur, wodurch die vorhin ſchon ſo textverſchiedenen Exemplare der lateiniſchen Vulgata nur um ſo zahlreicher wurden. Abhülfe oder Vorkehrung, vornehmlich wegen der immittelſt entſtandenen Reformation, ſollte getroffen werden durch — §. 17. Das Trientiſche Decret wegen der Vulgata (1546 d. 8. April). — Darüber werden die merkwürdigen Verhandlungen beygebracht, ſ. beſonders S. 198 ff. — §. 18. Fortſetzung der Geſchichte dieſes Decrets. — §. 19. Ob das Concilium zu Trient durch das Decret in Beziehung auf die Vulgata die wahren Vorkehrungsmittel getroffen habe? — §. 20. Sonderbar genug, daß die Vulgata für authentiſch erklärt wurde, eher, und 44 Jahre früher, als die wirkliche authentiſche erſchien. — Rec. läßt dieſe Ueberſchriften ohne

allen Anſtoß ſtehen, weil er wünſcht, daß man dieſe wichtigen Paragraphe ſelbſt einſehen und ſich wundern möge, wie die jetzige ſogenannte Vulgata durch eine langgenährte öffentliche Meinung als bindend für die Mitglieder der Röm. katholiſchen Kirche habe angeſehen werden können. — §. 21. Uebergang zu §. 22. Geſchichte der merkwürdigen Sixtiniſchen Ausgabe der Lateiniſchen Vulgata. — Sixtus V. erklärt aus päbſtlicher Machtvollkommenheit die von ihm revidirte, 1590 gedruckte Vulgata für diejenige, welche von dem Tridentiniſchen Concilium (vor ihrem Daſeyn) für authentiſch erkannt worden. Seiner ſcharfen Bulle ungeachtet fand ihr Gebrauch dennoch Widerſtand; nach ſeinem Tode wurde die Sache durch Bellarmin ſo gewendet, daß unter Clemens VIII. eine veränderte Sixtiniſche Vulgata hervortrat. Dieſes Capitel enthält wichtige, wenig bekannte Actenſtücke zur Kirchengeſchichte. — §. 23. Die Geſchichte der Clementiniſchen Vulgata. — Nicht weniger merkwürdig, als das vorige Capitel. — §. 24. Aus welchen Ueberſetzungen beſteht die Clementiniſche jetzige Vulgata? — §. 25. Iſt der Katholik geſetzlich an die Clementiniſche Vulgata gebunden? — S. 391: „Geſetzlich iſt alſo kein Katholik, weder beym öffentlichen noch Privatgebrauch, an die Clementiniſche, jetzt gewöhnliche, Vulgata gebunden; und das Trientiſche Decret, weil einmal die Sixtiniſche Bulle ſupprimirt iſt, ſteht aus Mangel kirchlich-officieller Erklärung für die Clementiniſche Vulgata in suspenso da, ohne Beziehung, ohne verbindende Kraft und Wirkung, und ohne Hinweiſung auf ein beſtimmtes Exemplar.“ — Nach dieſer Entſcheidung, auf ſo ſtreng nachgewieſene hiſtoriſche Gründe geſtützt, folgt noch: §. 26. Das Trientiniſche Decret über die Vulgata iſt kein dogmatiſches, ſondern ein disciplinariſches Decret; ſodann: §. 27. Wie verſteht man das Trientiſche Decret, das die editio vulgata für authentiſch erklärt? Hat es dadurch die Vulgata für unverbeſſerlich ſanciren, ſie dem Grundtexte gleichſtellen, oder verziehen, oder gar dieſen verwerfen wollen? oder Geſchichte der Erklärung des Trienti-

ſchen Decrets; endlich: §. 28. Von dem Werthe der jetzigen Clementiniſchen Vulgata. Zuletzt noch zwey Anhänge: 1. Lettera apologetica intorno all' edizione fatta in Roma per comando di Sisto V. della volgata Latina. L'anno MDXC (von Bettari). Eine ſeltene Schrift, in Teutſcher Ueberſetzung. 2. Pragmatiſche Geſchichtserzählung einer angeblich exiſtirenden Italiäniſchen Bibelüberſetzung und Ausgabe, die Sixtus V. beſorgt haben ſoll.

Nächſt der an dem Vf. bekannten ungemeinen Beleſenheit und dem emſigen Forſcherfleiß, die ſich hier wiederum bewähren, iſt dieſes Buch ein neues Zeugniß ſeiner Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit. Wir zweifeln nicht, es werde dadurch beſonders die jüngere Geiſtlichkeit ſeiner Kirche ſich bewegen laſſen, dem Studium des Grundtextes mit immer lebhafterm Eifer obzuliegen. Sicherlich wird hier der Vulgata nur in ſo fern der Krieg erklärt, und iſt ihr längſt nur in dem Sinn erklärt worden, als ſie für die Quelle des göttlichen Wortes gelten oder ihr gleichgeachtet werden, und als dadurch dem gründlichern Bibelſtudium, dann dem Bibelüberſetzen und Bibelleſen in Landesſprachen, ein Riegel vorgeſchoben werden ſoll. Bey aller Mangelhaftigkeit, Unverſtändlichkeit (z. B. in den Pſalmen) und wunderlichen Zuſammenſetzung, bleibt ſie wenigſtens theilweiſe ein achtungswürdiges Denkmahl der Zeit, und ein unentbehrliches Vergleichungsmittel für den gelehrten Bibelforſcher. Noch mehr, durch ſie wurde in der abendländiſchen Kirche das Wort Gottes lange allein erhalten, und ſie hatte großen Einfluß auf Luthers Verteutſchung. Ihr werde alſo immerhin auch ferner die Ehre, die ihr gebühret, und die der Vf. ihr nicht rauben will (vgl. S. 476); nur möchte man wünſchen, daß die Worte des Trientiſchen Kirchenraths: decrevit et statuit, ut posthaec s. scripturae, potissimum vero haec ipsa vetus et vulgata editio, quam emendatissime imprimatur, im höhern Sinn endlich wahrhaft in Erfüllung gingen, da der guten Ueberſetzungen, in welcher Sprache es ſey, nie zu viele ſeyn können, beſonders aber in der Lateini-

ſchen, die, wenn auch politiſch todt, doch kirchlich noch ſo weit umher am Leben iſt. Doch müßte kein Bann eine ſolche gründlich berichtigte Vulgata zur einzigen wahren Quelle des Gotteswortes ſtempeln, was der größte Widerſpruch in ſich ſelber iſt.

Rec. verbindet hiermit die Anzeige einer merkwürdigen kleinen Schrift, jünger als die Preisaufgabe und das Facultätsurtheil, und älter als der Druck obigen Buchs, unter deſſen reichhaltiger Literatur er dieſes Programm des Biſchofs Münter nicht glaubt angeführt gefunden zu haben:

Fragmenta versionis antiquae Latinae antehieronymianae prophetarum Jeremiae, Ezechielis, Danielis et Hoseae, e codice rescripto bibliothecae universitatis Wirceburgensis. Programma, quo inaugurationem reverendissimi episcopi Ripensis, Stephani Tetens, — indicit D. *Fridericus Münter*, episcopus etc. Hafniae 1819.

Dieſe gelehrte Schrift enthält außer der Beſchreibung und Beurtheilung des Würzburger Codex rescriptus, der aus dem 6ten oder 7ten Jahrhundert ſeyn ſoll, die durch den ehemaligen Bibliothekar Feder daraus entzifferten Bruchſtücke, mit dem Text bey Sabatier verglichen; ferner Proben von Fragmenten der vorhieronymianiſchen und ſonſtigen Verſionen aus den Werken der alten Jurisprudenz, auf die der Vf. deßhalb aufmerkſam macht, nämlich aus der Collatio legum Mosaicarum et Romanarum, dem Codex Justinianeus, und dem Decretum Gratiani. In beydem Betracht iſt dieſes Programm von einem künftigen Reſtaurator der ſogenannten Itala oder neuen Herausgeber des Sabatier nicht zu überſehen.

24.

Koheleth, das Collectivum der Davidiſchen Könige in Jeruſalem, ein hiſtoriſches Lehrgedicht über den Umſturz des Jüdiſchen Staats. Ueberſetzt und mit hiſtoriſchen und philologiſch-kritiſchen Bemerkungen erläutert von D. Gottlieb Philipp Chriſtian Kaiſer, k. Baier. Conſiſtorialr. u. Prof. zu Erlangen. Erlangen bey Palm 1823. (Jahrb. d. Theol. 1824. Jan.)

Der Prediger Salomes, heißt es im Vorbericht, wurde von ältern Exegeten für das dunkelſte und ſchwerſte Buch des A. T. gehalten; man vermißte logiſche Anordnung; viele Aeußerungen darin ſchienen Juden und Chriſten bedenklich; man bemühte ſich, die Widerſprüche des Buchs zu heben, und half ſich dabey mit der Bemerkung, daß der Verfaſſer des Buchs ironiſch rede. „Aber keiner der auf uns gekommenen Ueberſetzer und Ausleger, als ſolcher, ſeit 2000 Jahren ahndete, daß in dem Buche das Leben der Davidiſchen Könige von Salomo bis Zedekia in ſtrenger Ordnung ſehr klar und beſtimmt gezeichnet, der Umſturz des Jüdiſchen Staates darin pragmatiſch erwogen, und durch dieſen hiſtoriſchen Schlüſſel jede Hauptſchwierigkeit der Auslegung beſeitiget wird. Auf dieſe Entdeckung wurde ich durch oft wiederholtes Bibelleſen, beſonders durch die Propheten und durch die ſpätern altteſtamentlichen Hiſtoriker geführt, wie ich denn das fleißige und zur Andacht angeſtellte Bibelleſen auch meinen akademiſchen Zuhörern neben den nothwendigen grammatiſchen, lexikaliſchen und kritiſch-exegetiſchen Uebungen nicht genug empfehlen kann, und dem Gebete den Segen zuſchreiben muß. Das Buch Koheleth iſt zwar ein Fürſtenſpiegel, wie es Friedrich der Große genannt hat. Es gibt aber allen Ständen heilſame Lehren, da es ſich in den Lehrſätzen allgemein und allegoriſch ausdrückt, und die hiſtoriſche Auflöſung mit orientaliſcher Tiefe dem Leſer überläßt.“ — Indem Rec. die Entdeckung des Vf. nicht nur für ſinnreich, ſondern auch für ſehr merkwürdig er-

kennt, bittet er besonders auf seine letzte Aeußerung vorläufig zu achten. Der Vf. sagt weiter: „Die vielen Chaldaismen, worauf unten bey der Erklärung des Kohelethe aufmerksam gemacht werden wird, der beständige Gebrauch des ש als des אשר apocop. im spätern Hebraismus, und die Persischen Bedeutungen, wie denn auch das Persische Wort פרדס, beweisen, daß das Buch nicht vor dem Exile geschrieben ist. Meine Meinung über den Verfasser habe ich am Schlusse des 12. Cap. angegeben und zu begründen gesucht." (Daselbst heißt es nämlich, nachdem des Grotius Hypothese als wahrscheinlich angeführt ist, daß es Serubabel sey: „Sollte aber der Jüngling Serubabel selbst mit בני angeredet seyn: so wäre wohl sein Ahnherr, König Jojachin, oder sein Vater der Vf. des Buchs, und der Sohn oder auch Enkel hätte es nur in den Auszug gebracht, den wir bey 3. Esr. und Josephus lesen. Jojachin gelangte zuletzt in Babel noch zu großem Ansehn, 2 Kön. 25, 27. Schwerlich der erste Sohn Davids auf dem Throne, aber eher einer der letzten kann unser Buch geschrieben haben." — Der Vorbericht fährt fort): „Da das Buch selbst nirgends den Salomo als Verfasser angibt, so ist auch die Orthodoxie nicht verletzt, wenn man von der ältern Meinung abgeht. Vielmehr fordert im Buche Alles zur Annahme eines andern Verfassers auf. Das Buch selbst wird auch dafür sprechen, daß ich das קהלת im Sinne: Collectivum und Versammler nehmen durfte." — Die verloren gegangene wahre Auslegung sey jedoch den Verfassern des N. T., wahrscheinlich auch dem Josephus und dem Verfasser des Buchs der Weisheit bekannt gewesen. Der Nutzen dieser historisch-exegetischen Entdeckung scheine für Exegese, Kritik, Dogmatik und Moral gleich wichtig zu seyn. Durch die Parallelen der historischen Bücher werde der rechte Sinn außer Zweifel gesetzt. Für den masorethischen Text sey das Buch, wenn sein historischer Sinn wieder erkannt werde, ein ehrenvolles Zeugniß, und besonders erscheine dadurch die kritische Versetzung der Verse und Capitel, und die Bemühung der Theilung unter

mehrere Verfasser, in ihrer Nichtigkeit. „Wir lernen hier eine noch unbekannte Dichtungsart des Orients kennen, ein allegorisch-historisches Lehrgedicht, welches verschleiert und collectivisch den Geist des historischen Pragmatismus der Hebräer und Juden concentrirt, und hie und da wirklich wichtige Aufschlüsse über die geheime Geschichte der Jüdischen Könige ertheilt, z. B. über das Benehmen des Josia gegen den Aegyptischen König Necho. Dogmatisch fällt durch den historischen Schlüssel auch aller Anstoß weg, und der Verfasser des Kohelets bleibt sich in der moralischen Bekämpfung des Unglaubens und des Luxus durch und durch gleich; manche seiner Aeußerungen sind Ironie und Persiflage, wie er denn selbst sein Gedicht Cap. 12, 11 ein Spottgedicht nennt.“ Am Schlusse des Vorberichts wird versprochen: Das Hohelied Salomos, ein idyllischer Wechselgesang auf die Wiedererrichtung des Jüdischen Staats.

Der scharfsinnige Vf. hat uns zweyerley herausgegeben, wovon Eins die Folge des Andern ist. Insonderheit nämlich erkennt er den Koheleth für ein allgemeines Lehrbuch, jedem Stande heilsam; er behauptet aber, daß in ihm noch ein historischer Stoff eingewickelt liege, dessen Enthüllung dem Leser mit orientalischer Tiefe überlassen werde. Er spricht noch namentlich im Allgemeinen S. XVII von „verhüllten Aufgaben im Geiste des Orients, durch deren Lösung die Seelenkräfte geübt wurden.“ Weit entfernt also, daß er einseitig nur Historie darin finden sollte, wie so mancher Erklärer des Alterthums richtige Wahrnehmungen durch eben solche Einseitigkeit verdorben, ja zum Gespötte gemacht hat, legt er unserm Buch einen mehrfachen Sinn unter, wovon der ernsthaft moralische sich auch unmöglich läugnen läßt, und spricht hiemit wirklich den wahren, nur zu viel verkannten, wenigstens auf die Bibel nur zu unvollkommen angewandten Geist der orientalischen Poesie aus, zu dessen Anerkenntniß im A. T. gleichwohl das neue in seinen Citaten und überhaupt so dringend mahnt. Bald hat man das Wesen der

Hebräiſchen Poeſie in eine gigantiſche Erhabenheit, in einen dicken Schwulſt, in das Farbenreiche und Wollüſtige der Bilder, und in viele andere äußerliche äſthetiſche Erſcheinungen geſetzt, aber das beſonnene, ſchlaue Räthſelweſen, das Vielſagende, das Umſpannende, das Allhinblickende, das die älteſte Poeſie überhaupt, und die heilige ganz beſonders auszeichnet, aus falſchen Vorausſetzungen verkannt und geläugnet, welche letztere doch auf der, der Poeſie entgegengeſetzten Baſis der Logik ruhen, und welchen ſchon die Vieldeutigkeit der orientaliſchen Wörter und Redensarten widerſpricht. Hier und nirgends anders liegt, nächſt dem Göttlichen, der wahre Geiſt der Hebräiſchen Poeſie. Mit Recht zählt dahin auch der Verf. „die Gewohnheit der Propheten, große Zeiträume und Ereigniſſe collectiviſch zuſammen zu ſtellen, und dadurch Blicke in die Zukunft zu gewähren.“

Zugegeben alſo, daß das räthſelreiche Buch Koheleth unter mehrerem Andern auch die Reihenfolge der Jeruſalemitiſchen Könige oder Nachfolger Davids enthalte (der Verf. erkennt zunächſt zweyerley: den moraliſchen und den hiſtoriſchen Sinn); zugegeben, daß das Wort Koheleth (aber wohl nicht allein) ſo viel heiße, als das Collectivum, die Collectiv-Perſon, die Geſammtheit in abstracto dieſer Könige, das denn gleichſam mit ſich ſelbſt redete, oder, was wir lieber wollten, weil es einfacher iſt: der Verſammler, Eccleſiaſt, Prediger, der die Schaar der Davidiſchen Könige oder ihre anonymen Bilder zuſammenbringt, und dieſer ihrer Geſellſchaft und der Welt über ſie predigt: dieſes vorausgeſetzt, ſo fragt ſichs nun um den Zeitpunkt, wo dieſe Verſammlung im Geiſt und dieſe Predigt gehalten worden, oder um die Perſon des Verf. Daß das Buch ſelbſt nirgends den Salomo als Verf. angebe, iſt unrichtig; unſer Erklärer folgert dieſes aus ſeiner Namenserklärung: der Sohn Davids C. 1, 1 heißt nach ihm nicht der unmittelbare Sohn und Thronfolger, ſondern: „Dieß, ſagt er, iſt das Collectivum ſelbſt, welches der Verf. zum Gegenſtand nimmt. Alle Könige Judas nach Da-

vid in Jeruſalem bis zum Exile, waren Söhne, Nachkommen Davids ꝛc.“ So wird auch C. 1, 12 überſetzt: „Ich Collectiv-Perſon war König über Iſrael in Jeruſalem.“ Abermals zugegeben, daß der Prediger, indem er von ſich ſpricht, zugleich die Verſammlung im Sinn habe, die er vor ſich hat, wie in allen Sprachen das Ich, Wir, Man u. dergl. angewandt wird, daß er alſo Repräſentant des Königreichs iſt: ſo iſt doch er, der ſich einſchließt, ſelbſt der Nächſte, und muß wohl eine einzelne Perſon ſeyn, wenn es ein König iſt, worunter denn das ganze Alterthum keinen andern als Salomo verſtand. Die Deutung von der Collectivperſon allein erſcheint nach obigen Grundſätzen wieder zu eingeſchränkt, und zugleich nicht natürlich genug, was der Hebräiſche Dichterwitz im höchſten Grade iſt. Auf die von uns angegebene Weiſe werden viele Leſer mit der Idee des Verf. ausgeſöhnt werden, denen ſie an ſich anſtößig ſeyn möchte, eben weil ſie abgeſchnitten ſteht, und dadurch parador wird. Und dieſes natürliche Gefühl der Mehrheit iſt auch eine gewichtige Stimme. Daß aber Salomo auch ſonſt mehrere Namen führte, iſt aus andern Bibelſtellen bekannt, Spr. 30, 1. C. 31, 1. 2 Sam. 12, 25.

Demnach bleiben nur zwey Fälle: entweder iſt Salomo ſelbſt der Verfaſſer des Buchs, oder ein Anderer in ſeinem Namen, wie z. B. der des Buchs der Weisheit, wenigſtens wie dieß jetzo mehrentheils angenommen iſt. Die den Blick in die Zukunft läugnen, werden hier ſchnell entſchieden haben. Aber wenn Salomo nach der Schrift mit der höchſten Weisheit begabt war, zu welcher der Hebräer oder die Bibel das prophetiſche Sehen ganz beſonders rechnet; wenn erweislich iſt, daß das Schauen künftiger weltlichen Ereigniſſe ſogar unter die geringern Gaben gehört, deren der Menſch fähig iſt; wenn wir hinzunehmen die öftere ironiſche Frage: „Wer weiß, was der Menſch thun wird, der nach dem Könige kommt?“ u. dergl., die in Parallele mit ähnlichen Fragen oder ironiſchen Aeußerungen geſetzt, offenbar ſo viel heißen

kann als: „Ich weiß wohl"; wenn wir hinzunehmen, daß außerdem keine fortlaufende Weißagung auf die ſo wichtige Reihenfolge des Davidiſchen Hauſes vorhanden iſt, noch als ehedem vorhanden angeführt wird (vgl. Amos 3, 7): nach dieſen und mehreren Betrachtungen wird es ſo unmöglich nicht ſeyn, das Buch dem Salomo ſelbſt als eine verborgene Weiſſagung auf ſeine Nachfolger zuzueignen. — Aber die Sprache? Iſt dieſe nicht nachſalomoniſch? — Dieſes iſt ein Punkt, worin die Gelehrſamkeit vielleicht zu gelehrt, auf der andern Seite vielleicht nicht gelehrt genug, und endlich bey einem humoriſtiſchen Buch, wie der Koheleth ſeinem Aeußern nach wirklich, aber mit gehaltenem weiſen Lächeln iſt, wohl zu ernſthaft ſeyn mag. Rec. fragt: wiſſen wir, wie alt die Wörter und Formen ſind, deren ſich die ſpätern Bücher ſonſt allein oder mehr als die ältern bedienen? Iſt der Aramäiſche Dialekt ſo jung, und hat etwa Salomo nicht Aramäiſch gekonnt, das man doch ſonſt am Hofe verſtand (2 Kön. 18, 26)? Wie wenn ich aus Laune in einem Styl ſchreiben wollte, der mir ſonſt nicht eigen iſt, und in einem Teutſchen Dialekt, den ich von Haus aus nicht rede? im gemeinen Dialekt meiner Provinz, ganz oder theilweiſe? oder in einer Miſchlingsmundart? Mögen nicht zu Salomo's Zeit Hebräer genug vorhanden geweſen ſeyn, die ein treuherziges Aſiatiſches Platt ins Hoch einmengten? oder die Wörter und Redensarten gebrauchten, welche erſt ſpäter Buchhebräiſch wurden, und die Salomo aufgriff? Wie viel Buchhebräiſch haben wir? und welches Ohr hat in Salomo's Zeit und Volk hineingehorcht? Wollte nicht etwa der weiſe Verfaſſer dieſes Buchs hier und da den intellectuellen Pöbel in ſeiner ſchläfrigen Sprache, auch abgeſehen von der Mundart, nachahmen? in einer Art von Gerede, wie die trägen Köpfe aller Claſſen führen, nur ohne das verſteckte Salomoniſche Salz? Konnte nicht Salomo bey dem Dialekt noch ein weiteres Abſehen haben? Und wie viel ſind denn der erweislichen, bloß Aramäiſchen Wörter und Redensarten? oder der ſpätern? Das kurze ש als Abbrevia-

tur für ישׁר mag in der Volksſprache von jeher gewöhnlich geweſen ſeyn; die poetiſche hat es ſchon in den Richtern, vielleicht ſteht es ſogar an einem Ort in der Geneſis. Partikeln kürzt man in jeder Volksſprache ab, und daß man ſie vollſtändig ſchreibt, iſt kein Beweis für den Gebrauch im gemeinen Leben. Im ſchnellen Reden verſchwand leichtlich die Aſpiration und die Liquida. Weil nun das Buch, wie erwähnt, neben dem hohen Ernſt ſeiner Lehren zuweilen die gemeinen Grundſätze des ſinnlichen Menſchen nachſpricht, und ſie mit jenen contraſtirt, um ſo mehr denn für jedes ſehende Auge und hörende Ohr ſo redet, daß man auch dort ohne den hiſtoriſchen Sinn merken kann, was es damit will, ſo iſt ſein Ton zugleich mit den Wortformen begreiflich. Denn daß nur der hiſtoriſche Sinn mehrere Stellen rechtfertige, iſt unſers Dafürhaltens abermals eine zu beſchränkte Anſicht; aber wunderfein mag wohl die Sache ſo angelegt ſeyn, daß beyde Rechtfertigungen zuſammentreffen. Der Hebräiſche Sprecher empfängt entweder unmittelbar, was er ſelbſt nicht ganz begreift, oder er ſinnt lange, viel und tief, ehe er ſeine Worte niederſchreibt, welche auch dadurch faſt unerſchöpflich werden. Uebrigens ſind, was wir hier nochmals bemerken wollen, ſeltſam genug ſinnliche Klugheit, unſchuldige Lebensweisheit und göttliche Gebote durch einander gewoben, welches Gewebe nachher die Schlußregel des Buchs: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote", vollkommen entwirren hilft, wenigſtens die Verfänglichkeit auch für Unverſtändige beſeitigt. Vergl. noch beſonders die Gegenſätze C. 11, 9. 10. C. 12, 1.

Das Wort Pardes, das auch im Hohenlied vorkommt, mag immerhin ein fremdes Wort ſeyn (es iſt noch nicht einmal erwieſen, daß es urſprünglich Perſiſch iſt); die Sache iſt auch fremd, nämlich ein königlicher Luſtgarten, ja das ganze Königthum. Volksmäßig iſt in Iſrael nur die Theokratie; das Volk wollte einen ſichtbaren König darum haben, weil ihn alle Heiden hätten. Iſt alſo David und Salomo in irdiſcher Hinſicht von den Aſiatiſchen Königen und

Großkönigen copirt, ſo iſt es auch ſein Hof und alles Zubehör; und es wird wohl nicht nöthig ſeyn, an die fremden Benennungen zu erinnern, welche ſich überall, beſonders an Höfen, mit der fremden Sitte einfinden. Uebrigens kann man über das Wort פרדס, das die jetzige Perſiſche Sprache nicht hat, und das eben ſowohl den Semitiſchen Sprachen gemein geweſen ſeyn kann, da es im Arabiſchen vorhanden iſt, nachſehen Simonis arc. form. p. 663 und die dort angeführten Schriftſteller.

Soll Salomo in dem Buch nicht als Verfaſſer bezeichnet ſeyn, ſo verſtehen wir nicht, was C. 12, 9 geſagt iſt: „Koheleth war nicht allein weiſe (vielleicht eigentlich überaus weiſe), ſondern lehrte auch das Volk Erkenntniß, und merkte und erforſchete, und ſtellete viel Sprüche.“ Unmöglich kann dieß das Collectivum der Davidiſchen Könige ſeyn. Hr. D. K. überſetzt auch hier nicht ſo, ſondern der Verſammler. Wer aber dieß eher ſeyn ſollte, als der berühmteſte und fruchtbarſte Meſchalimdichter Salomo, will dem Rec. nicht einleuchten. Eben ſo wenig überzeugen ihn die Gründe, die der Herausgeber zu dieſer Stelle und den folgenden Verſen beybringt, daß Serubabel oder einer von den ſpätern Königen als Verfaſſer anzunehmen ſey. Daß unter andern das Buch im Kanon unter den Ktufim eine der letzten Stellen einnimmt, mag wohl nach der bekannten Eintheilungslehre der Rabbinen eben ſo leicht ſeinem Ton oder Geiſt zugeſchrieben werden, als ihrer Meinung, daß es ein ſpäter geſchriebenes Buch ſey. Doch wir begnügen uns, dieſes Wenige beygebracht zu haben, um zu zeigen, erſtlich, daß Salomo deutlich als Verfaſſer angegeben ſey, wie ihn auch die Ueberlieferung nennt (daß er aber nicht genannt iſt, ſagt ſogar noch mehr, als wenn er genannt wäre; wer in ſeiner Perſon ſprach, würde den Namen Salomo ausgedrückt haben); zweytens, daß das Buch ihm noch zur Zeit mit keinem unwiderlegbaren Grunde abgeſtritten worden iſt.

Wir wenden uns nun zu der hiſtoriſchen Entdeckung.

Der Verf. ſieht die Schilderung des Lebens und der Regierung der Könige nach folgenden Abſchnitten: 1) Das Leben Salomo's, C. 1, 12 — C. 2, 11. 2) Klage über Salomo's Nachfolger, Jerobeam in Iſrael, und Rehabeam und Abia in Juda, C. 2, 12 — 26. 3) Leben des K. Aſa, C. 3, 1 — 15. 4) Leben Joſaphats, C. 3, 16 — 22. 5) Joram, C. 4, 1 — 6. 6) Der König Ahasja und die Königin Athalia, C. 4, 7 — 12. 7) Joas und Amazia, C. 4, 13 — 16. 8) Uſia, C. 4, 17 — C. 5, 19. 9) Parallele zwiſchen Jotham und Ahas, als Ehrendenkmahl des erſteren, C. 6, 1 — 12. 10) Hiskia, Manaſſe und Amon, C. 7, 1 — 14. 11) Reflexionen über Joſia, C. 7, 15 — C. 8, 13. 12) Aeußerungen des Collectivums über die bisher angedeuteten Könige, beſonders über Joſia und ſeine Nachfolger, nebſt dem Ende des Joahas, C. 8, 14 — C. 9, 10. 13) Leben und Ende des Joſakim, C. 9, 11 — C. 10, 4. 14) Regierung des Jojachin und des Zedekia, C. 10, 5 — C. 11, 8. 15) Schluß, C. 11, 9 bis C. 12, 14. — Der Verf. ſieht ſeine hiſtoriſche Erklärung nur als angefangen, nicht als vollendet an, und gewiß würden wir darüber klärer ſehen, wenn die Lebensumſtände und Regierungsbegebenheiten der Könige in Juda uns genauer bekannt wären. Was dem Rec. mit am auffallendſten war, iſt der öftere, zwar auch ſonſt erklärbare Ausdruck: „ich wandte mich", welchen der Verf. ſehr ſchön von dem Regierungswechſel in der Koheleth oder im Königreich erklärt. Sodann die Stelle, welche vom Leben Joſaphats (mit Anſpielung auf den Namen) ausgelegt wird; ferner Joram; Joas; ganz beſonders Uſia, von dem, nach dem Verf., der Abſchnitt gilt, welcher anfängt: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hauſe Gottes geheſt, und nähere dich lieber, um zu gehorchen, als um der Narren Opfer zu bringen." Rec. geſteht, häufig durch die nachgewieſenen Anſpielungen überraſcht worden zu ſeyn, und glaubt, auf dieſe Deutung, ſo problematiſch ſie auch noch in dieſem oder jenem Stück ſeyn mag, alle Leſer aufmerkſam machen zu müſſen, die unbefangen genug ſind, um

ſich von einem mehrfachen Sinn ſolcher Werke überzeugen zu laſſen. Natürlich nimmt bey dieſer Auslegung auch der Ausdruck des Textes einen andern grammatiſchen Verſtand an, d. i. ſeiner Natur nach vielbeſtimmbar, daher ſo ſchwer auf eine Weiſe allein zu erklären, erhält er ſeine nähere Beſtimmung und Erklärbarkeit durch die Anwendung, ohne daß damit eine andre ausgeſchloſſen wird. Was als allgemeiner Lehrſatz oder Wahrnehmung gelten kann, wird nun geſchichtliche Begebenheit, und beydes iſt richtig. Wir wählen zum Beyſpiel nur eine Stelle, C. 2, 12, wo es heißt: „Denn (dachte ich) was wird der Menſch thun, der nach dem Könige kommt? Was ſie weiland auch gethan haben!“ (את אשר כבר עשוהו, wozu vgl. C. 1, 9. 10. C. 3, 15). Der Verf. nimmt Luthers und Andrer Ueberſetzung an, die aber in das allgemeine Lehrgeſpräch weniger paßt, und nur in der hiſtoriſchen Anwendung verſtändlich wird, und gibt den Vers: „Und ich merkte auf, um Weisheit zu ſehen, und (dagegen) Thorheit und Unbeſonnenheit, nämlich was das für ein Mann wäre, der nach dem Könige kommen würde, den ſie ſchon zuvor gewählt hatten“ (Luther: ſchon bereit gemacht haben). Von den letzten Worten ſagt er: „Es iſt eine Anſpielung auf Jerobeam, den man zum König über 10 Stämme beſtimmt hatte; 1 Kön. 12, 3: ſie ſandten hin (nach Aegypten) und ließen ihn rufen, V. 20, ſie machten ihn zum Könige über das ganze Iſrael (וימליכו אתו).“ Das würde jedoch zur Erklärung noch nicht genügen; denn die angeführten Stellen handeln von der Berufung und Wahl Jerobeams nach Salomo's Tode; dagegen war es von Jerobeam buchſtäblich wahr, daß er längſt vorher gemacht, d. i. ernannt, beſtellt war (bekannte Bedeutung von עשה), nämlich durch das Wort des Propheten Ahia, 1 Kön. 11; wobey das עשוהו, „ſie haben ihn beſtellt,“ einem Paſſiv im Singular gleich zu achten und nicht von dem Volk zu verſtehen iſt. Gehen aber dieſe Worte auf Jerobeam, nicht auf Rehabeam, den Nachfolger zu Jeruſalem, ſo gehört dieſer Sinn um ſo weniger

in eine gemeinverſtändliche Ueberſetzung, die ſich immer nur an das Nächſte halten muß, und unmöglich alle Tiefen wiedergeben kann, welche in dem Grundtext liegen. Rec. erinnert dieſes hier gelegentlich für ſo Manche, die dieſes Verhältniſſes unkundig, entweder als Ueberſetzer mit einem neuen Wortverſtand einer poetiſchen Stelle alle frühere, an ſich richtige Auslegungen glauben ſchlagen zu können, oder die als ſprachunkundige Leſer, dadurch geirrt, über die Unrichtigkeit der ſtrengſten Ueberſetzungen glauben klagen zu dürfen. Er macht aber hiemit dem Verf. keinen Vorwurf, ſollte er auch hier und da ſeine Ueberſetzung und Erklärung für ausſchließlich halten, ſondern hat andere Perſonen im Sinn.

Daß der Verf. für die angenommene Hypotheſe vom ſpätern Urſprung des Buchs deſſen Ausdrücke und Ideen möglichſt zu benutzen ſucht, kann ihm in ſo fern nicht zum Tadel gereichen, als er ſeine hiſtoriſche Auslegung zu vertheidigen hat, und eine prophetiſche Geſchichte darin zu behaupten nicht die Ueberzeugung hatte. Es iſt ſchon oben genugſam über die Sprache des Buchs gehandelt. Daß aber z. B. der Ausdruck: „unter der Sonne," auch ſpäter Hebraismus und Perſismus ſeyn ſoll, dafür findet Rec. keinen zureichenden Grund, ſelbſt wenn nach dem Verf. der Sinn davon für die hiſtoriſche Auslegung des Kohelets wäre: „in einem Reich." Will der Verf. jenen Ausdruck beſtimmt von Iſrael (in allgemeiner Bedeutung) verſtehen, ſo liegt vielleicht näher der Bezug auf die Sonne der wahren Religion, ein bekanntes bibliſches Bild, und „unter der Sonne" hieße dann ſo viel, als in dem Lande, das die wahre unmittelbare Offenbarung hat. Für den moraliſchen Verſtand iſt das Allgemeine der Redensart genugſam deutlich, und für ihn allein richtig.

Den Schluß im 11. und 12. Capitel erklärt der Verf. von dem Untergang des Jüdiſchen Staats. Ob er die einzelnen Bilder dieſer ſchweren Stelle richtig verſtanden oder nicht, wollen wir hier, nachdem die Anzeige ſchon ſo weit angewachſen iſt, nicht ausmachen. Aus gleichem Grund, und da es

ſich nicht von dem grammatiſchen Verſtande des Koheleths handelt, ſondern überhaupt von einer neuen Auslegungsweiſe deſſelben, welche wir denn zu beleuchten geſucht, enthalten wir uns auch der nähern Prüfung der Ueberſetzung und der Worterege ſe, mit der Verſicherung, daß ſie diejenige Kenntniß und Einſicht beweiſt, welche von dem gelehrten und geübten Verf. ſich erwarten läßt. Manchmal vermißt man erſchöpfendere Exegeſen, z. B. C. 2, 3. C. 7, 28. Merkwürdig iſt die Auslegung der ſchweren Stelle C. 8, 10. Bey C. 9, 1 hat der Verf. zum Behuf ſeiner Erklärung andere Punkte angenommen, und ſein Sinn iſt uns nicht deutlich. Daß נתן חלק ל" (C. 11, 2) heißen könne: ſich mit Jemand vereinigen, verbinden, ſcheint des Beweiſes zu bedürfen. C. 12, 11 wird überſetzt: „die, welche das Collectivum ausmachen, ſind eingeſchlagene Nägel"; allein בעלי אספות ſind wohl nicht mit בעלי קהלת gleichbedeutend, zumal nach dem was vorausgeht. Daß בעל nie vom Lebloſen gebraucht werde, iſt falſch, ſ. z. B. Jeſ. 41, 15.

Wir wünſchen ſchließlich, daß der würdige Verf. in obigem Urtheil die Empfindungen unſerer Hochachtung und des Dankes für das Bekanntgemachte nicht verkennen, und, da er unſtreitig auf gründlicherm Wege iſt, als die bloß grammatiſch-äſthetiſchen Exegeten, denſelben zu verfolgen nicht aufhören möge.

25.

Ueber das Buch Hiob, von Dr. J. H. F. v. Autenrieth, Kanzler in Tübingen. Tübingen b. Laupp, 1823. (Jahrb. der Theol. 1824. April.)

Dieſe Schrift iſt nach der Vorrede ein Verſuch zur bejahenden Beantwortung der Frage: ob wohl eine wechſelsweiſe Unterſtützung von Gelehrten der verſchiedenartigſten Wiſ-

ſenſchaften möglich wäre? und ob Erzeugniſſe beſonderer Wiſſenſchaften auch von ſolchen beurtheilt werden könnten und ſollten, die jene nicht ſelbſt betreiben? „Als Arzt hatte den Verf. von jeher der umfaſſende, erhabene Sinn angezogen, mit welchem das Buch Hiob die große Natur auffaßt.“ Unbekannt mit den morgenländiſchen Sprachen, und ohne vorher etwas über das Buch geleſen zu haben, begann er ſeine Unterſuchung, nämlich nach Luthers Bibel; erſt nach Vollendung des Aufſatzes fand er ſich mit frühern Schriften über Hiob einſtimmend, oder glaubte auch zu finden, daß manche ſeiner eigenen Anſichten völlig neu ſeyen. Noch abgeſehen von der für die Kenntniß aller Menſchen beſtimmten Theologie, hält er es überhaupt für eine gelehrte Eitelkeit, den ſogenannten Laien in einer Wiſſenſchaft mit ſeiner Meinung nicht hören zu wollen — worin denn jeder wahre Gelehrte, der die Verzweigungen und Verflechtungen des Wiſſens, und deſſen Unvollkommenheiten erkennt, einverſtanden ſeyn wird. Indeſſen werden wir vorliegende Schrift mit pflichtmäßiger Freymüthigkeit ohne perſönliche Rückſicht beurtheilen.

Den Anfang macht die Unterſuchung über das Land Uz. Ohne Zweifel gab es wirklich eine Gegend dieſes Namens, und lag in irgend einem Theile von Arabien. Gleichwohl bemerkt Ref. Folgendes. Das Buch iſt ſeiner Form nach ein philoſophiſches Dichtwerk. Iſt nun auch Hiob, wie wahrſcheinlich, oder bis auf einen gewiſſen Grad, eine eponymiſche oder pſeudonymiſche hiſtoriſche Perſon: ſo richtet ſich doch in aller Poeſie das Hiſtoriſche, wozu das Geographiſche mit gehört, nach der Idee, und löſt ſich in ihr dergeſtalt auf, daß wir weitläufiger gelehrten Unterſuchungen darüber enthoben ſeyn können. Obige allgemeine Annahme (die der Verf. mit vielen beſondern Beweiſen unterſtützt) iſt hinlänglich. Bedeutender iſt der ausgedrückte Name des gewählten oder wirklichen Locals: das Land Uz, worin die Begebenheit und Unterredung vorfällt, iſt ſo viel wie das Land des Raths, der Weisheit; ſolche Anſpielungen liebt die Hebräiſche Poeſie vor-

züglich. Auch hinsichtlich der Naturgeschichte ist eine genaue Nachforschung um so weniger nöthig, da die Dichtkunst gern alles ihr Bekannte umfaßt, und der Verkehr, mithin die Bekanntschaft der Orientalen unter einander, schon in frühen Zeiten beträchtlich war. Auch noch ohne Rücksicht auf den höhern Geist eines solchen Werks ergibt sich dergleichen natürlich. Uebrigens setzt der Verf. (S. 19) das Land Uz zwischen das steinige und wüste Arabien, oder der Nordgrenze des glücklichen, südöstlich vom Gebirge Seir, ungefähr um den 29. oder 30. Grad nördlicher Breite, und etwa um den 56. Grad östlicher Länge von Ferro. Die ausführliche, historisch-geographische Erörterung ist, ungeachtet obiger, nur auf den Hiob absehenden Erinnerung, an sich aller Aufmerksamkeit würdig. Zu bemerken wäre noch, daß wenn Luther an mehreren Schriftstellen: „Reich Arabia" sagt, wahrscheinlich nicht das Reich, sondern das reiche (glückliche) Arabien bey ihm zu verstehen ist. Auch gegen das Ende der Schrift kommen geographische Untersuchungen vor, die im Ganzen gleiche Beachtung verdienen.

Was den übrigen und Hauptinhalt betrifft, so bedauert Ref. sich darüber in vielen Punkten nicht beystimmig erklären zu können. Zwar wird Hiobs Religion (S. 34 ff.) mit Recht als hohe Naturweisheit der Israelitischen Gotteslehre an die Seite geordnet; mit der sie aber eins, und nur in den Beziehungen verschieden ist, die Israels Eigenthumlichkeit ausmachen, und es als das eigentliche Volk der Offenbarung, der Weissagung und Wunder, auch vor den edlern Heiden oder Völkern auszeichnen, die ihm durch gemeinschaftliche Abkunft, Sinn oder Freundschaft verwandt sind, ja es wohl in diesem oder jenem Stück übertreffen. Jene Erkenntniß des übersinnlichen Einen Schöpfers der Dinge läuft durch die ganze Welt der ältesten Nationen reiner oder unreiner hin; und wir geben zu, daß schon durch das Daseyn des Buchs Hiob, gleichviel ob sein Verfasser ein Israelite war oder nicht, dem Volk Israel allgemeine Menschenliebe, d. i. gerechte Anerkennung

s Werths andrer Völker, gepredigt wurde. Allein Hr. v.
macht ſich hiebey (S. 42) Beſchuldigungen zu eigen, die
r ihm in einem andern Lichte darſtellen könnten, wenn der
aum es geſtattete, und erblickt in dem weiſen Araber Hiob
n eigentlichen Lehrer Iſraels für Tugend, Menſchenliebe und
lauben an Unſterblichkeit. S. 42 heißt es: „Zwey Lehrſätze
n unendlicher Wichtigkeit für das Wohl der Menſchheit
achte dieſe (Arabiſche) Weisheitslehre, welche ihre
üthe — ſchon in Hiob ſcheint erreicht zu haben, mit in das
igiöſe Glaubensſyſtem der Juden: den der allgemeinen
enſchenliebe, und die Hoffnung zur Auferſtehung.“
ßwegen ſollen wir auch nicht mehr die reine Urſchrift des
ob (deren Abfaſſung S. 91 noch vor die Zeiten des Aus-
ngs der Iſraeliten aus Aegypten geſetzt wird), ſondern eine
n einem Juden mit Zuſätzen verunſtaltete Ueberarbeitung
ben. Der Eingang, der Schluß und die Reden des Elihu
len zu dieſen Zuſätzen gehören. Denn der Sinn des Buchs
mit dem glücklichen Ausgang, den der Verf. eine „Hebräi-
e Gerechtigkeit“ nennt, unverträglich ſeyn, und vielmehr
uch S. 56) ſo lauten: „So wahr es einen allmächtigen
höpfer und Erhalter einer ſo wundervollen Natur gibt, ſo
wiß kann dieſer dem Menſchen nach dem Erdenleben noch
anderes geben, und er muß ein ſolches geben, wenn aus-
glichen werden ſoll, was hier mit der ewigen Weisheit und
rechtigkeit ſich nicht reimen läßt.“ Dieſe Unſterblichkeits-
d Auferſtehungslehre, die den Hebräern abgeſprochen wird,
ſich als Nachhall aus Hiob in Davids Pſalmen finden,
d womit Salomo's Predigerbuch in ſo ſtarkem Widerſpruch
en ſoll — „ſie nur konnte Hiob, vor Chriſtus, den ganzen
fang der reinſten menſchlichen Tugend lehren“ (S. 69).

Ref. iſt wegen des weiten Umfangs der Gegenſtände in
legenheit, wo er die Beleuchtung dieſer und andrer Ideen
Verf. beginnen ſoll, die ſich mehrentheils als Nachklänge
Zeitmeinungen bewähren. Er beſchränkt ſich auf wenige
gmentariſche Bemerkungen. Vor allen Dingen ſcheint Hr.

v. A. die Perſon des Mahers Hiob und den problematiſchen Dichter des Buchs Hiob nicht überall rein zu unterſcheiden. Sodann iſt ſchwer zu begreifen, wie eine Lehre, die der Verfaſſer ſelbſt nur als Vernunftſchluß aufgeſtellt findet, die mithin der Dialektik unterliegen konnte, die auf allen Fall im Buch Hiob nicht unumwunden dargelegt (vergl. C. 14, 7 — 14) oder dem Streitgeſpräch zum Ziel geſteckt iſt, als Dogma auf das Volk einfließen ſoll, das die nähere Offenbarung, und in ihr dieſelbe Lehre ſchon bey Moſe verſiegelt erhalten hatte, ſofern wir der authentiſchen Interpretation Jeſu Chriſti (Matth. 22, 31. 32) Zutrauen ſchenken; wiewohl ſie als offenbare Gewißheit erſt neuteſtamentlich iſt, und erſt im N. T. als Folge der Erlöſung auf unerſchütterlicher Grundlage ruht. Ferner bedauern wir immer, wenn Jemand die reinſte menſchliche Tugend im Geſetz Moſis, wo unſer Meiſter ſelbſt ſie findet, noch nicht, und nicht in ihrem ganzen Umfang gefunden hat (ſ. Matth. 22, 37 — 39. 5 Moſ. 6, 5. 3 Moſ. 19, 18. 34. ebendaſ. V. 2 ꝛc.). Wir möchten dagegen auf Hiobs Tugendſtolz und Kühnheit, welche zuletzt vor Gott in ſo ſchöne Demüthigung verſinkt, aufmerkſam machen; glauben auch, daß Hiob nach der Abſicht des Dichters eben ſo richtig als unrichtig reden mußte, und daß uns dieſes Jeder eingeſtehen werde, der den unauflösbaren Zuſammenhang aller Theile dieſes wichtigen Buchs, wie wir es jetzt noch, vermuthlich von ſeinem Urſprung her beſitzen, wohl begriffen hat. Wir glauben, daß der Verf. die von ihm ſogenannte „Hebräiſche Gerechtigkeit“ ſehr mißverſtanden, mithin den eigentlichen praktiſch dargeſtellten Lehrſatz des Buchs, der das Glück einer andern Welt nicht aus- ſondern einſchließt, nicht in aller Beziehung erkannt habe, und daß der ſichtbar glückliche Ausgang (das Bild jenes überſinnlichen) aus mehrern, hier nicht zu erörternden Gründen, zu der Abſicht und dem Weſen dieſes Werks gehört. Wir halten es allzeit für gefährlich, wider die unverdenkliche gelehrte Ueberlieferung des Alterthums willkührlich Stücke aus einem Buch als allein ächt

herauszuſcheiden, weil ſie allein unſerm Syſtem, oder unſerer Vorſtellung von ſeinem Sinn, zuzuſagen ſcheinen. Wir möchten auch treulich vor ſolchem Tadel warnen, wie der Verf. über Salomo und deſſen Predigerbuch (S. 57 ff.) ausſtreut. Der Herr hat ihn geſcholten; thun wir nicht mehr; er allein iſt Richter; wir könnten da gar Dinge ſchelten, die wir nicht verſtehen, mithin uns ſelbſt. *)

Vieles Andre und Beſondre muß hier übergangen werden. Dahin gehört z. B. der vermeinte Beweis der Unächtheit von Elihus Reden aus den tauſend Engeln, und der Unächtheit des Eingangs aus dem Satan. Es iſt anderwärts von dem Allen hinreichend gehandelt. Möchte der wohlmeinende Verf. überzeugt ſeyn, daß nicht Fachweſen oder die Idee des Laienthums unſer Urtheil beſtimmt, noch beſtimmen kann; aber möchte er ſich ein tiefes und umfaſſendes Studium der heiligen Schrift eigen machen, zu dem er ſo viel Neigung beweiſt. Soll dieſes als Sache der Gelehrſamkeit behandelt werden, ſo verſteht es ſich, daß gewiſſe menſchliche Kenntniſſe dabey unentbehrlich ſind; zugleich aber wird nicht zu läugnen ſeyn, daß daſſelbe ſo wenig bloßes Menſchenwerk ſeyn könne, als die heilige Schrift bloßes Menſchenwort iſt.

*) Vergl. die Rec. von Kaiſers merkwürdigen Wahrnehmungen über den Koheleth. Im Uebrigen ſehe man des Rec. Vorreden und Einleitungen zur h. Schrift.

76.

Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Von Dr. Franz Joſeph Mone. Erſter Theil. Die Religionen der Finniſchen, Slawiſchen und Scandinaviſchen Völker. Leipzig u. Darmſtadt b. Leske 1822. (Zugleich als 5r Theil der Symbolik und Mythologie von Creuzer. Zahrb. d. Theol. 1824. März.)

Je ſtacker der dogmatiſche Indifferentismus, d. i. der Grundſatz von der gleichen Gültigkeit aller Religionen war, der ſich ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Welt bemächtigte: um ſo merkwürdiger iſt der beſonnenere Weg, auf welchem durch neuere Forſchungen ein ganz entgegengeſetztes Reſultat erzielt wird, und alle die gründlichen Vorbereitungen, welche zu deſſen Erzielung dienen. Die Gleichgültigkeit wußte nicht was ſie wollte, wenn ſie mehr oder minder deutlich ausſprach: ein jeder Glaube ſey gleich fähig, den Menſchen zu Gott zu führen, und über ſein künftiges Schickſal zu beruhigen. Es ergibt ſich aber, und wird ſich immer deutlicher ergeben, was ihr verſchwebte: die Wahrheit nämlich, daß Gott keinen Menſchen und kein Volk ohne alles Zeugniß von ſich und ſeiner höhern Welt gelaſſen hat, daß aber auch die reinſten Zeugniſſe nur Schatten und Dämmerungen auf Chriſtum ſind, zum Theil aus der uralten patriarchaliſchen Weisheit erratet, und nicht ſelten bis zur Unkenntlichkeit verunſtaltet; daß in Iſrael und in Chriſtus die Religion der Religionen gekommen iſt, und daß vielleicht in mancher Religion und in manchem Volk ein Weg kann gefunden werden, um mit weiterer göttlichen Hülfe hier oder dort zu Chriſtus, ohne Chriſtus aber keiner, um zu Gott zu kommen (Apoſtelgeſch. 10). Dieſes zum alleinigen Triumph des Chriſtenthums hinwendende Ergebniß wird nun mit dadurch vorbereitet, wenn wir die Gotteslehren der Heiden ſichten, und dann allmählich in ihnen die Spuren der allgemeingültigen Wahrheit herausſchimmern ſehen; wenn wir in ihnen gewiſſe Lichtpunkte und

decken, worin sich ein Gegenbild christlicher Dogmen ohne alle Täuschung zu erkennen gibt, und ihre symbolische Sprache als eine nur gröbere Hülle kennen lernen, welche das noch ferne und das bereits vergessene Heiligthum verschleiert. Ja, wie das biblische Christenthum uns den alleinigen Mittelpunkt der Wahrheit aufschließt: so ist das weise Heidenthum vermögend, uns auf deren Umfang aufmerksam zu machen, und uns zu einer umfassendern Durchdringung der Offenbarungsbücher, wo nicht Mittel, doch Antrieb zu werden; endlich aber auch, uns mit Dank für die uns gewordene bessere und seligmachende Erkenntniß zu erfüllen.

Daß die verdienstliche Creuzerische Symbolik durch einen Mann gleichen Sinnes auf das nordische Heidenthum forterstreckt wird, ist eine sehr angenehme Erscheinung. Eine einzige charakteristische und sehr wahre Stelle aus der Vorrede des gegenwärtigen Buchs: „Er (der Glaubensforscher) darf nicht wähnen, daß das Unverständliche und Sonderbare aller Religionen mit der Aufklärung des 19ten Jahrhunderts (die wahrlich nicht unfehlbar ist) dürfe gehofmeistert, zugestutzt, ausgespitzt oder abgethan werden, sondern er muß getreu darstellen, d. h. angeben, was und wie er es findet; und wo der Zusammenhang einzelner Thatsachen fehlt, muß er diesen nach dem Geiste der Religion, die er beschreibt, herstellen. So muß nothwendig der Mytholog jede Religion aus ihrem eignen dogmatischen Mysticismus darstellen, er muß eben so nothwendig in dem Geiste der fremden Religion denken, die er abhandelt, als ein Anderer in dem Geiste der fremden Sprache, die er schreibt."

Welche nordische Religionen dieser Theil umfaßt, zeigt der Titel an. Die Lappländer, zu dem Finnischen Völkerstamm gehörend, haben drey obere Gottheiten: den Tiermes (auch der Alte, der Donnerer), den Storjunkare (dessen Namen auch untere Götter oder Geister tragen), und die Baiwe (weiblich, auch als Sonne oder Sonnenkraft gedacht). Die Hauptwesen der Finnischen Mythologie sind

Kawe, der Alte, der sich selbst geboren hat, und seine zwey Söhne Wäinämoinen und Ilmarainen, deren ersterer wieder der Alte und Vater heißt; wozu noch andere, wohl meist symbolische, Götter, Göttinnen, auch Elementargeister kommen. Man sieht schon aus diesen zwey Beyspielen, wie die Dreyzahl auch in der rohesten Theologie der Heiden obenansteht; und weit entfernt, gefährliche Folgerungen hieraus für die christliche Trinitätslehre zulassen zu wollen, sehen wir diese vielmehr der Menschheit in ihren ältesten Weisheitsschulen für eigenthümlich an, woraus sie sich in eine, ihren Bestimmungen nach stets bedeutende Dreygötterey verirrte, bis das Christenthum sie nicht nur zur ersten Reinheit zurückbrachte, sondern sie auch öffentlich kund that, und auf eine Weise vervollständigte, welche keine Vorzeit ganz zu fassen im Stande war. Man vergleiche über die Dreyzahl besonders in der Finnischen Mythologie S. 64 f. und daselbst die Worte des Vfs.: „Dieses auffallende Festhalten und Hervortreten der Dreyheit, das auch in den drey obern Göttern der Lappländer und in der Eintheilung ihrer Zauberformeln sichtbar wird, ist nicht dem Finnischen Stamm allein eigen; auch im Teutschen und noch mehr im Celtischen erscheint die Dreyheit und ihr Quadrat die Neunheit in den merkwürdigsten Verbindungen." — Ferner S. 93: „Die großen Götter (der Litthauer und Preußen) zu Romowe waren drey Stammgottheiten, und über alle andere erhaben, ähnlich der Götterdreyheit des Finnischen Stamms. Sie hießen Perkunos, Pikollos, Potrimpos, und Hartknoch stellt nicht mit Unrecht diese Dreyeinigkeit mit der Schwedischen zu Upsala: Thor, Othin und Frigge, zusammen." Merkwürdig sind hier und anderwärts die nähern Angaben des Vfs., sowohl in theologischer als natursymbolischer Hinsicht, welche in gewissem Sinn wiederum einerley sind. Der Verf. macht jedoch die Anwendung auf die christliche Glaubenslehre nicht ausdrücklich, auf die wir hier, und zwar mit der Bemerkung hinweisen: daß alle Mythologie und Symbolik nicht ein Gegen-

stand des bloßen historischen Wissens, auch nicht bloß einer spielenden Phantasie, sondern vornehmlich eines gründlichen Nachdenkens, einer vergleichenden Meditation ist. Schon unser schönes Wort Sinnbild enthält diese überaus wichtige Lehre. — Anderwärts, wie bey den Slawen, tritt besonders der Dualismus hervor, welcher weiße und schwarze Götter scheidet, und zumal in Bezug auf die so häufige Magie unter den alten Völkern, keiner nähern Auslegung bedarf. Die mannigfache Zauberey; die Geisterlehre, die historischen Stammsagen, in denen sich Uebereinstimmung zwischen ganz verschiedenen Stämmen findet, und theils frühe Stammverwandtschaft, theils symbolische Bedeutung anzuzeigen scheint, alles dieses führt auf Betrachtungen, die für den gelehrten Theologen von Wichtigkeit sind. — Zu dem oben Erwähnten gehört noch ferner S. 166: „Die Sorben in der Lausitz und in Meissen hatten eine Dreyheit von Obergöttern, nämlich den Radgost, Czornebog und Swantewitz." — Daß übrigens der Ursprung dieser Dreyheiten nicht Tritheismus, sondern wirklicher Monotheismus war, zeigen andere Spuren des Glaubens an Einen allmächtigen obersten Gott, s. z. B. S. 146. 195.

Am reichlichsten ist in vorliegendem Werk die Teutsche Mythologie ausgestattet, wegen großer Zulänglichkeit der Hülfsmittel, in denen aber auch zugleich eine üppige Ausbildung liegt, welche den ältesten Grundbestand oft unscheinbar zu machen droht, und nur dem Kennerauge durchdringlich ist. Daß wir solche Kennerangen mehr und mehr erhalten, ist die Aufgabe des noch mit nichten vollendeten, aber weit gründlicher als ehedem begonnenen mythologischen Studiums. Wir wünschen dem gelehrten Verf. Kraft und Muth zur Fortsetzung des wichtigen Materialienbeytrags, den er zu liefern angefangen hat. Unsere Zeit hat Buchstaben (Runen; nach S. 307 ist Rune in der allgemeinsten Bedeutung so viel wie religiöses Geheimniß) zusammen zu tragen, damit die Nachzeit immer vollständiger lesen lerne. Dem Christen als solchen

iſt gleichwohl der ganze Schatz einfacher Wahrheit, in Bilder verkleidet, und oft gar häßlich verunſtaltet, entdeckt, und er freut ſich der Entfaltung des wahren Heils, wie der Befreyung von dem, auf bildlichem Glauben und bildlicher Thorheit entſprungenen, ſo bösartig gewordenen heidniſchen Aberglauben.

Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa, von Mone. Zweyter Theil. Die Religionen der ſüdlichen Teutſchen und der Celtiſchen Völker. Eberbach. (Zugleich 6r Theil der Symbolik und Mythologie von Creuzer. Eberbach.)

Nachdem der Verf. im erſten Theil in drey Hauptſtücken die Religionen des Finniſchen, Slaviſchen und des Teutſchen Völkerſtamms, und von letzterm im erſten Abſchnitt die Religion der Nordländer oder Scandinavier abgehandelt hatte, wendet er ſich hier im 2ten Abſchnitt des 2ten Hauptſtücks zu den Religionen der ſüdlichen Teutſchen, die er war, in und nach der Völkerwanderung bis zur Einführung des Chriſtenthums betrachtet. Die Ableitung der ſüdteutſchen Völker von den Scandinaviſchen, die Frage, ob Teutſche und Celten ſtammverwandt oder ſtammverſchieden waren (vermuthlich beydes, indem, was erſt Ein Stamm war, in zwey Stämme, und dem allergrößten Theil der Sprache nach, von einander wich, ſo daß die Urverwandtſchaft ſchwer wieder zu erkennen iſt): hiſtoriſche und antiquariſche Hiſtoriſche geht uns hier ſo wenig wie das einzelne Mythologiſche ſelber an, da wir die allgemeine Religionsgeſchichte im Auge haben. — Auch hier, bey unſerm nähern Stammvettern, prägt ſich die Götterdreyheit, auf die wir in der vorigen Anzeige aufmerkſam gemacht ha-

den, und die der Vers. selbst anerkennt und hervorhebt. S. 29 f. sagt er: „Cäsar führt drey Lichtgötter auf; nenne man den Sol Othin, den Vulkanus Thor, und die Luna Frigg, so hat man die Dreyheit der Lichtgötter, wie sie in Schweden vorkam. Uebersetzt man den Merkurius des Tacitus durch Wodan, den Herkules durch Thor, den Mars durch Othin, so hat man die Fränkische Götterdreyheit Wodan, Thunaer und Saxnote, von denen unten gehandelt wird. In der ersten Reihe ist Thor der Blitzeschmid Vulkanus, in der zweyten der Sonnenheld Herkules, Wodan in der ersten Sol, in der zweyten Merkurius, Othin in der ersten Luna, in der zweyten Mars" (wir verstehen dieses nicht ganz, zumal da Wodan und Othin S. 149 für identisch genommen werden, also in der zweyten Reihe kaum neben einander vorkommen dürften; der Vers. wird dieß noch erläutern). — „Die Götterreihe Cäsars ist offenbar aus dem Volksglauben genommen; die des Tacitus enthält den tiefern Sinn und die Bedeutung derselben Wesen" — „Von den ältern Forschern hat also Cluver das Richtige gesehen, der eine Dreyeinigkeit in der Teutschen Religion erkannte; man muß nur dem Worte nicht, wie er, ausschließlich den christlichen Begriff unterlegen, sonst verwirrt man die Sache. Nennt man es Dreyheit, so ist es deutlicher, und diese tritt eben so wie in Scandinavien durch die Stammsage, die Eidgenossenschaften, die Götterreihen u. s. w. hervor, und beherrscht den Glauben der Teutschen Völker." Ueber die Einheit und Verschiedenheit der christlichen und heidnischen Dreyeinigkeit haben wir schon in der Anzeige des ersten Theils Einiges bemerkt, was sich noch vermehren ließe, worüber aber, so wie über alle Religion und Mythologie der Völker, erst die Zukunft volles Licht anzünden wird; alles jetzige, auch richtige Streben ist bloß vorbereitend. Rec. zweifelt aus guten Gründen keinen Augenblick, daß dabey das große christliche Geheimniß als der auflösende Endpunkt jener mythischen Schatten werde erkannt, und selbst klar aufgelöst werden. Mißverstandene Rechtglaubigkeit hat es zu

einer heidnischen Vergötterung gemacht, und heidnischer Unglaube gar aufgehoben; beyde haben vergessen, daß Gott ein Geheimniß ist, und daß Christus nicht minder sich in aller Hinsicht als ein Geheimniß bewiesen hat, von seiner irdischen Geburt bis heute. Ein Geheimniß des Glaubens aber ist nicht ein Ding, wovon man gar nichts wissen kann, sondern ein solches, das zu seiner Erforschung einladet, sobald es sich als vorhanden ankündigt und zum Theil offenbart. Jene heidnischen Schatten schlechthin christlich auslegen, ist, wie der Vf. richtig bemerkt, ein großer Fehler, in welchen wohl am stärksten der Consistorialrath Jakob Schimmelmann gerathen ist (s. seine Isländische Edda, Stettin 1777. 4.). Es ist eine Verwechslung des Schattens mit dem Körper, ein überaus großer Sprung, eine Verkennung der mythischen Sprache, ihres reichen Gehalts, und der Veränderungen und Verschlechterungen, die sie mit der Zeit erlitten hat. — S. 28 f. legt der Verf. ein Bekenntniß ab, das seiner historischen und religiösen Einsicht gleich große Ehre macht: „Daß immer, sagt er, die Religionen vom Schlechtern zum Bessern fortgehen, und der Anfang unserer Erkenntniß nicht unmittelbare Offenbarung, sondern gänzliche Unwissenheit sey, ist eine Ansicht, die nur der Unfähigkeit unserer Aufklärung einfallen kann, und aller Sage und Geschichte widerstreitet. Jede Religionssage fängt mit ihrem Paradiese an, und die ältesten Völker, Inder, Perser, Aegypter, hatten grade die vollkommensten Religionen (ursprünglich, und verhältnißmäßig). Wenn man nur der Bibel glauben wollte, daß die Menschheit von der Unschuld zur Sünde herabgesunken, und daß das Wort (d. i. die Offenbarung) Gottes für alle Völker sey, so könnte man nicht auf eine so hochmüthige Selbstüberschätzung kommen."

Das Werk hat besondern Werth für die ältere Kirchengeschichte der nordischen Völker, indem es die Uebergänge des Heidenthums zum Christenthum und seine Ueberbleibsel in der nachherigen Kirche gelegenheitlich nachweist. Wir ziehen eine dahin gehörige Stelle aus. (S. 160) „In diese Schilderung

gehören auch die Bergkrystalle und die Stückchen Milchquarz, welche Derow fast immer in der Mitte der Gräber gefunden. Dieser Teutsche Edelstein, der auch im Grabe Childerichs gefunden wurde, den der Rhein als Kiesel führt, ist das ewige Licht des Todten, das Amulet und Unterpfand seiner Auferstehung. Es ist der edle Feuerstein oder Flins, worin das Lebenslicht verborgen ist, wie im Aschenkrug die Auferstehung. Noch jetzo betet man in der katholischen Kirche für die Todten: „das ewige Licht leuchte ihnen", und heißt dessen Sinnbild, die immer brennende Lampe, das ewige Licht, und ehemals waren fast überall Lichtstöcke auf den Kirchhöfen. Diese Gebräuche sind so sehr im Teutschen Heidenthum gegründet, daß ich wirklich nicht sagen kann, wem sie mit größerm Rechte angehören. Vielleicht hat auch hier, wie oft, die christliche Kirche heidnische Gebräuche durch Aufnahme veredelt, verklärt und gerettet." — Was das ewige Licht betrifft, welches in den Römisch-katholischen Kirchen gewöhnlich vor dem Hochaltar brennt, und noch hin und wieder in evangelischen Kirchen übrig ist, so hält es Rec. seinem Ursprung nach vielmehr für ein Sinnbild des Glaubens und der Andacht, als daß es auf die Todten Bezug gehabt hätte; man findet auch die Deutung, daß es zur Ehre des Altars und der darauf befindlichen Hostie dienen solle (s. Nippell Alterthum, Ursprung und Bedeutung der Ceremonien der katholischen Kirche, Straßburg 1723. S. 170), gleichwie man auch vor den Heiligenbildern Kerzen oder Lampen brannte.

Auch unter diesen Völkern findet sich häufig böse Zauberey, und dadurch offenbarer Zusammenhang mit dem Reich des Bösen, mag auch die erste christliche Geistlichkeit Manches dahin gerechnet haben, was eines unschuldigern Sinnes und weisen Ursprungs war. Der Einfluß des alten, tief eingewurzelten Heidenthums auf das ganze Mittelalter, so wie die Gegenwirkung wohlmeinender Unwissenheit, zu der sich namentlich in den Hexenprocessen grausame Bosheit gesellte, erhält durch diese historischen Forschungen besondere Aufklärung;

zugleich der ganze Volksaberglaube, der noch heute in Städten und auf dem Lande sein Spiel treibt. Das späte Verschwinden der Mischung zwischen Christenthum und Heidenthum, ja ihre noch jetzige Fortdauer (die nicht allein im Volksaberglauben oder in gewissen Ceremonien zu suchen ist), macht uns aufmerksam auf das, was wir sind, und was wir werden müssen, wenn das Christenthum und die Christenheit auf Erden ihren neutestamentlichen Namen: Reich Gottes, mit der That und Wahrheit führen sollen.

Es wird in diesem Buch öfter der Seelenwanderung als einer Lehre des Teutschen Heidenthums gedacht, welche denn in der ursprünglichen reinen Magie oder Priesterweisheit anders als in der Folge möchte gestaltet gewesen seyn, wie sich dieß auch bey den Hebräern und dem Gilgul ihrer Mekubalim bemerken läßt. Es macht nämlich einen Unterschied, ob die Seele von Stufe zu Stufe als Seele wandern und hiernächst mit einem verwandelten Leibe wieder bekleidet werden, oder ob sie in einem irdischen Menschenkörper, wohl gar Thierkörper, auf diese Welt zurückkehren soll. Eben so sank Naturkenntniß herab zum Naturdienst (siehe S. 276), wobey eine durchgreifende Lehre von der Dreyheit, und zwar innig mit dem Dualismus verbunden, fortlebte. „Auf die Lehre von den drey zusammenwirkenden Weltkräften oder Gottheiten, sagt der Verf., gründete sich die ganze Magie, oder, was einerley ist, die Geheimlehre. In der Edda ist sie unter dem Namen der Runen begriffen. Einweihungen in die Runengeheimnisse kommen ganz deutlich in der alten Edda vor" u. s. w.

Ueber das Wesen der Sage hat der Verf. (was wir hier nur beyläufig erinnern) im Allgemeinen die richtigsten Grundsätze vorgetragen: ihre Grundlage ist ideal, heidnisch-religiös, magisch, das Geschichtliche darin Einkleidung, daher nach Bedürfniß ganz geschichtswidrig behandelt, und eine durchgängige Zurückführung der Heldensage auf wahre Geschichte aus diesem hauptsächlichsten Grunde unmöglich.

Im vierten Hauptstück wird endlich das Celtische Hei-

denthum abgehandelt, nach dem Verf. ſelbſt einer der ſchwierigſten Gegenſtände, und das Räthſel der nordiſchen Vorzeit. Ob hier unter andern (S. 386) der Name der Druiden durch Wilh. Owen richtig abgeleitet ſey, ſteht ſehr zu bezweifeln; dieſe ſeine Etymologie richtet ſich vielleicht zu ſehr nach der ſpätern Celtiſchen Wortform. Das politiſche und religiöſe Verderben unter den Galliern oder Celten erklärt übrigens leicht ihren und der ſie beherrſchenden Druiden Untergang; der gräulichſte Aberglaube wurde in Menſchenopfern geübt. — Sollte nicht das Wort Noël, das S. 404 für Celtiſch angeſehen wird, von natale (festum), natalis (dies), herkommen? im Italiäniſchen auch ſchlechthin il natale. — Als Trias der allgemeinen Galliſchen Gottheiten nimmt der Verf. an: Merkurius oder Teutates, der Hauptgott der Gallier, deſſen Galliſcher Name merkwürdig mit dem der Teutſchen und ihres mythiſchen Stammvaters zuſammenſtimmt, vielleicht als Beweis für die oben bemerkte Urverwandtſchaft angeführt werden kann, und wonach wohl auch der Name der Druiden oder vielmehr Drüden (Drüides und Drüidae, ſ. Lucan. I, 451) im Teutſchen ſeines Gleichen gehabt haben möchte; ſodann Mars oder Eſus, endlich Jupiter oder Taran, Taranis, auch Tarannucnus. Andere Gottheiten gehörten nur einzelnen Landſchaften an, worunter beſonders im ſüdlichen Frankreich Apollo, eigentlich Belin, Belen und Abelio genannt. — Der Abſchnitt über das Celtiſche Heidenthum auf den Brittiſchen Inſeln iſt eben ſo bedeutend, als der vorhergehende über die Gallier auf dem Feſtlande, obwohl es dabey aus dem erſten Zeitraum an redenden Denkmälern fehlt; und ſehr wichtig für die Zeit des Uebergangs zum Chriſtenthum. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß die älteſte Celtiſche, Teutſche und Slawiſche Schrift von Bildern des Pflanzenreichs entlehnt iſt. Merkwürdig im Glauben von Wales der mächtige Hu, das älteſte und größte der Weſen, ein Licht- oder Sonnengott, nebſt ſeinen Stieren und Myſterien, und ſeiner

Todtenfeyer, dann der Keſſel der Ceridwen oder die Geſchichte des Talieſin, und Anderes.

Wir ſind dem Verf. für dieſes gelehrte und mit gründlicher Einſicht bearbeitete Werk viel Dank ſchuldig. Rec. kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß der Verf. hin und wieder den mythologiſchen Stoff und ſeine Anſichten darüber mehr auseinander gehalten und ſeinen Leſern weniger Verkenntniß der nordiſchen Mythen zugetraut haben möchte; denn jetzt könnte ihnen Manches dunkel bleiben, auch das Urtheil über die Erklärungsweiſe des Verfs. erſchwert ſeyn. Indeſſen hat er auch an ſolchen Stellen auf andere Bücher verwieſen, wo man ſich nöthigenfalls Raths erholen kann.

27.

Glauben, Wiſſen und Kunſt der alten Hindus in urſprünglicher Geſtalt und im Gewande der Symbolik, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbolmythe der berühmteren Völker der alten Welt, mit hierher gehöriger Litteratur und Linguiſtik. Von Niklas Müller. Erſter Band. Mainz b. Kupferberg, 1822. (Jahrb. d. Theol. 1824. April.)

Die Anzeige dieſes zur allgemeinen Religionsgeſchichte gehörigen Werks fangen wir mit einer Stelle der Vorrede an, welche heißt: „Wenige gingen noch weiter, und die völlig vorurtheilsfreye Beleuchtung dieſer hochantiken Originalität Hindoſtans, in Vergleichung gebracht mit dem Geiſt und den Formen der Glaubenslehren der andern bemerkten Völker des hohen Alterthums, leitete ſie zur Ueberzeugung, daß dieſes Land die Urwiege alles Glaubens, alles Wiſſens und aller

Kunſt der uns bekannten Welt geweſen ſeyn müſſe. Einſtimmend in die Meinung dieſer Wenigen (das gelehrte Europa kennt ihre deßhalb theils hochverehrten, theils fanatiſch angefeindeten Namen), ja durch dieſelben in meiner ſchon vor ohngefähr dreyßig Jahren erfaßten Idee über dieſe reine Gotteserkennung im Brahmanismus beſtärkt, ſammelte ich mit beharrlichem Fleiße Notizen, Meinungen, Behauptungen, Zweifel; aber auch originale Dichtkunſtfragmente, und zugleich archäologiſche Typenandeutungen dieſes claſſiſchen Bodens, welche, geordnet und denkend benutzt, mir ein Geſammtbild erwirkten, deſſen Geiſtigkeit bey reiner Originalität mich ſo gebietend zur Mittheilung drängte."

Dieſes Werk iſt allerdings mit großer Beleſenheit, emſigem Sammlerfleiß und philoſophiſchem Geiſt gearbeitet. Da aber unſer Amt in dieſen Blättern nicht iſt, es als ein mythologiſches in ſich, ſondern nach ſeinem Verhältniß und Zuſammenhang mit der chriſtlichen Religion zu beurtheilen: ſo wird jene Behauptung von dem Urſprung alles Glaubens aus dem Hindulande die vorzüglichſte Seite ſeyn, welche wir neben der Uebereinſtimmung der Hindulehre mit unſern Offenbarungsbüchern daran aufzufaſſen haben. Fanatiſcher Anfeindung ſehr abgeneigt, wünſchen wir ſichern Beweis, um ebenfalls mit einſtimmen zu können; übergehen auch, um nicht der Feindſchaft verdächtig zu ſeyn, und das wirkliche Verdienſt des Verfs. auch nicht von ferne zu ſchmälern, Mehreres mit Stillſchweigen, wie das, was wir über ſeine Polemik und über ſeine Schreibart wohl zu ſagen hätten.

Der Verf. bemerkt, daß die Symbolik der Hinduiſchen Glaubenslehre ſich aus der Baſis der Gotteinheit hervorgebildet habe, ſich daher auch wieder in dieſes Princip auflöſen laſſe; das ganze Pantheon der Indiſchen Theomythik ſey im Grunde nur ein vielgeſtaltiges Kräftebild der Gottheit, ihrer Tradiationen und Effluenzen, ein die Gottheit in ihren Offenbarungen ſinnlicher Erſcheinungen darſtellender Typenkreis, welchem ſogar die Convenienzformen einer hochgeſtellten Meta-

phyſik einverleibt ſeyen; es ſey demnach von Hindoſtan keine Mythologie in gewöhnlichem Sinne zu erwarten. Allein jene Eigenſchaft iſt der Hindulehre nur dem Grade nach eigenthumlich, nämlich in einem ſo fühlbar hohen Grade, daß ſie uns dadurch mit zum Schlüſſel der andern Mythologien dienen kann, in welchen ſich das Licht der erſten Wahrheit tiefer hinter die Hülle der Symbolik verkrochen hat. Reiner noch, und weniger nach der Seite der Poeſie ſowohl als der Metaphyſik verbildet, iſt die Parſeniehre. Aber überall unter den Völkern hat ſich der reine Anfang des Glaubens in jene Vergötterung der Formen und Bilder verirrt, welche endlich mehrentheils, und zwar ſelbſt in Indien, die abſcheulichſten Gräuel und Unſitten nach ſich zog. Wir würden darüber völlig klar ſehen, wenn die ſymboliſche Weisheit der Aegypter, zuletzt des ärgſten Götzenvolks der alten Welt, uns hinreichend aufgeſchloſſen wäre.

Um nun nicht mit denen verwechſelt zu werden, welche den ehrwürdigen alten Glauben und das alte Wiſſen der Brahminen oder Brachmanen nebſt ihren Schriften ſo tief in der Zeit herabrücken, wollen wir uns kurz dahin erklären, daß unſers Dafürhaltens die eigentliche erſte Blüthe des Brachmanismus früheſtens in das Zeitalter zwiſchen Abraham und Moſes, vielleicht erſt nach letzterem fällt. Wie alt nun die daraus im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende hervorgegangenen Schriften ſind, nämlich wie ſie ſich jetzt vorfinden, wiſſen wir nicht, ſind aber aus Gründen überzeugt, daß ſie den Moſaiſchen Schriften ſo wenig an Alter als an reiner Offenbarung gleichſtehen. Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß unſere Gelehrſamkeit zu gleicher Zeit bemüht iſt, die Moſaiſchen Bücher jung und die Brahmaniſchen uralt zu machen; eine zwiefache Uebertreibung, und kein Zeichen der Achtung vor derjenigen Schrift, auf die Chriſtus unſer Meiſter ohne kritiſche Unterſcheidung uns hinweiſt, und bey deren gründlichen Erkenntniß der Gedanke von dem Urſprung alles Glaubens aus Indien als ſehr irrig verſchwinden wird. Eben

ſo falſch wird ſichs z. B. befinden, daß die Sanſkritſprache die Mutter der Helleniſchen, und nicht ihre ältere Schweſter ſey. Wenn aber gefunden iſt, daß in unſern ältern und neuern Offenbarungsbüchern nicht nur alle Wahrheit des Brahmanenthums, ſondern noch ungleich mehr liegt (was jetzt wohl gar für Aberglauben gilt): ſo werden wir die alten Brahmanen nur doppelt bewundern, aber nur als die Würdigen zu kommen zu dem, der mehr iſt als Salomo und alle Kinder des Morgenlandes; werden auch die Miſſionarien, die mit reinem Sinn deſſen Heil im einzigen Evangelium verkündigen, nicht mehr Fanatiker ſchelten. Die neueſten Brahmanen ſind nicht beſſere Bewahrer des alten Heiligthums, als die Prieſter, Phariſäer und Schriftgelehrten Iſraels zu Chriſti Zeit; womit am wenigſten auf den moraliſchen Charakter Einzelner unter ihnen ein nachtheiliges Licht geworfen werden ſoll. Auch unter den eben erwähnten Männern Judäas waren würdige Leute, die zum Theil den Heiland, in ihren alten Schriftkunden vorgebildet und verheißen, in ſeiner wirklichen Erſcheinung gläubig erkannten. Wir werden ferner nicht reden von „der natürlichen Conjectur, daß es Vorwelten gab, welche jenſeits der Moſaiſchen Geneſis lagen, die Documente ihrer poſitiven Exiſtenz aber heute noch vor unſern Augen aufs unwiderſprechlichſte entfalten“ — nachdem ſchon jetzo dieſe eine von den unzähligen Hypotheſen unſerer eben ſo verwegenen als fleißigen Zeit gründlich widerlegt iſt. Ja wir werden in ſchöner Nacheiferung der Brahmanen die uns ſchriftlich überlieferte urväterliche Weisheit um keine andere verlaſſen mögen, und das mit ſo größerm Recht, als uns Größeres überliefert iſt, denn ihnen. Bis dahin läßt ſich mit Leuten, für welche die Bibel nur einen untergeordneten Werth hat, ſchwer rechten, wohl aber mag man Unbefangene warnen, ſich nicht irren zu laſſen. Denn die Religion der Hindu iſt jetzt, was man auch davon ſagen mag, und was ſie anfangs nicht war, Abgötterey; und den gekommenen Weltverſöhner, ohne deſſen Erkenntniß Niemand hier oder dort zur Gerechtigkeit und Ruhe

gelangt, haben hier in dieſer Welt auch ihre Brahmanen nicht.

Betrachten wir nun ruhig und mit einiger Kenntniß der Wahrheit jenes philoſophiſch-theologiſche Syſtem, welches der Verf. mit ſo vieler Begeiſterung vorträgt: ſo finden wir ungefähr dieſelbe Erſcheinung, wie in der ſpätern Geheimlehre oder Kabala der Hebräer: ein Syſtem, das ſich auf einfache Grundbegriffe zurückführen läßt, welche ſämmtlich in unſern Offenbarungsbüchern, und reiner als irgendwo liegen, aber mit der Zeit immer weiter in ihren einzelnen Theilen ausgeſponnen, entſtellt, ſophiſtiſirt und mythiſirt, verknöchert und verſteinert wurden von denen, welche ſich an das Einzelne hielten und dafür exaltirten, weil ihnen der Grund des Ganzen verloren gegangen war (daher auch die Secten oder beſondern Anbetungen unter den Hindu); ein Syſtem, das Phyſik und Metaphyſik und alles Wiſſenswerthe umfaßt, das beſonders in ſeinen praktiſch-wiſſenſchaftlichen Bruchſtücken noch immer bewunderungswürdig iſt, und auf dasjenige ſchließen läßt, was es im Ganzen geweſen, aber eben ſo große Spuren der Verirrung und Verdorbenheit an ſich trägt. Die Kabala unterſcheidet ſich unter andern dadurch vom Brahmanismus, daß in ihr die göttlichen Kräfte und Eigenſchaften ungefähr blieben, was ſie ſind, wenigſtens keine ſolche Perſonen wurden, die zur Vielgötterey Anlaß geben konnten, ſondern mehr in andern Formen, als Glieder, Blätter, Kreiſe, abgeſchattet wurden, hingegen bey den Brahmanen die Phantaſie unbeſchränkten Spielraum zu Perſonificationen und Vergötterungen hatte, wie die Verſtandesbetrachtung ſich in ungemeſſene Räume der Ideen, und mit jener vereinigt in deren bunteſte Ausbildung verlor. Was die eigentliche Theologie betrifft, ſo iſt die Dreyheit in der Einheit, und die Einheit in der Dreyheit des göttlichen Weſens, ſodann deſſen Offenbarung in der Siebenzahl der Kräfte, Grundlage der Theologie Iſraels (bey dem wir ſie jetzt verkennen wollen), wie der weiſern Völker (bey denen wir ſie jetzt wiederfinden).

Wie nun damit geſchaltet wird von den Ueberlieferern, ob die Sieben oben hin und die Drey unten hin geſtellt werden, ob Alles durcheinander geworren und verkehrt wird: das Auge des Kenners läßt ſich durch keine Verbildung und Entſtellung täuſchen. Die ſieben Urpotenzen im Brahm oder ewigen Gottweſen ſind urſprünglich nicht wer Brahma, Wiſchnu und Schiwa zu denken, und doch ſind ſie älter als Wiſchnus Erſcheinungen und Schiwas Wirkungen in der Schöpfung. Mit Einem Wort, nur gläubige Einſicht, und nur eine alle Volkslehren umfaſſende und einfach durchdringende Einſicht, kann ſich in den alten Syſtemen, Symboliken und Mythologien zurechtfinden, ohne zu verwerfen, was würdig und edel, ohne zu vergöttern, was unlauter iſt, und ohne ſich unterſcheidungslos mit ſpätern willkührlichen Zuthaten zu beladen. Wenn noch Manches kommt, wovon alle dieſe Syſteme nie ganz offen oder auch gar nicht, wenigſtens nicht ohne Bild reden. So haben alle weiſe Völker des Alterthums gewiſſe Offenbarungen gehabt. Wer dieſes läugnen wollte, müßte zuerſt 4 Moſ. 22 — 24 für unächt erklären, und Matth. 2, 1 — 12 dazu.

Wir könnten hier eine Abhandlung von der Uebereinſtimmung der Brahmanenlehre mit unſerer heiligen Schrift, und über ihre ſcheinbaren, auch ſpätern wirklichen Abweichungen von dem allein reinen Inhalt der letztern ſchreiben; aber wir würden die Grenzen einer Anzeige überſchreiten, und wenigſtens für den Verf. etwas Vergebliches thun, der in Brahmaniſcher Myſtik verſunken, für ſolche Anleitung ſich nicht empfänglich zeigt, ob er gleich die Bibel als Iſraelitiſches Volksbuch mehrmals in den Kreis der Vergleichungen hereinzieht. Wir ſehen hieraus, daß wer den Täuſchungsſchleyer der Indiſchen Maja von dem Heiligthume zu heben wagt, ſich wenig Dank zu verſprechen hat. Von der Manier des Verfs. ſtehe hier nur ein einziges Beyſpiel, wie wir es grade finden, die Ueberſchrift des X. Capitels S. 140: „Brahmerkennung in der Symbolwelle (das häufig vorkommende: die Myſte,

iſt durchaus kein Werk) der göttlichen Zweyheit, als Vermählung mit Paraſchakti, dem metaphyſiſch conſtruirten Grundprincip aller tranſcendentalen Erzeugung des Gottverbandes vor Weltſchöpfung, demnach in den geſetzgebenden Denkformen, den Vorbildern der menſchlichen Weisheit.“ Wir verkennen nicht, welche tiefgedachte Idee in dem wunderlich ausgebildeten Symbol der Paraſchakti liegt. Wir wollen auch, wie wir nochmals ausdrücklich empfehlend verſichern, die Brauchbarkeit dieſes Werkes durchaus nicht in Abrede ſtellen oder verkleinern.

Das wichtigſte Stück der Indiſchen Theologie iſt bekanntlich die Dreyeinigkeit oder Trimurti, nämlich die Offenbarung der Gottheit in Brahma, Wiſchnu und Schiwa; bey welcher Gelegenheit der Verf. dieſelbe Lehre in den Theologien anderer Völker nachweiſt, und wenigſtens nützliche Materialien zur nähern Prüfung zuſammengetragen hat. Wir dürfen übrigens nie vergeſſen, daß in allen alten Weisheitsſyſtemen der Völker das Ueberſinnliche mit dem Sinnlichen, das Urbild mit dem Abbild, ſymboliſch vermiſcht iſt, und hieraus oft Schwierigkeiten entſtehen, die ſich durch beyder Sonderung leicht löſen laſſen. Die Indiſche Trimurti nun zeigt bey allen etwanigen Abweichungen von der chriſtlichen Trinität gleichwohl dadurch, daß ſie feſt auf der Einheit in der Dreyheit beſteht, ihre wirkliche und ſehr nahe Verwandtſchaft mit ihr an, ſo wie durch andere Beſtimmungen, die wir hier übergehen. Bedarf daher die Iſraelitiſch-chriſtliche oder bibliſche Dreyeinigkeitslehre der Beſtätigung aus den Weisheitslehren der Nationen, ſo kann dabey die Brahmanenlehre mit vorzüglichem Nutzen, daß wir nicht ſagen beſchämend, zu Hülfe genommen werden. Aber die bibliſche Dreyeinigkeit aus der Brahmanenlehre als aus der Quelle alles Glaubens herzuleiten, würde durchaus nichts Anderes ſeyn, als das Weſen aus deſſen Schatten, den Keim aus den Blättern, und den nahen Gott aus dem entfernten herleiten wollen. Wie hoch die Weisheit der älteſten Brahmanen,

wie nah und innig ihre Verbindung mit der Gottheit war: höher, näher, und inniger waren ſie nicht, als die eines Abraham, eines Moſes, und vorzüglich des Gottmenſchen, der in Wiſchnu zwar prophetiſch geahndet und dargeſtellt werden konnte, aber nie mit ihm zu einem Fabelweſen werden kann.

Um dieſe Anzeige nicht zu weit auszudehnen, wollen wir nur noch bemerken, daß auch dieſes Buch aus Indiſcher Mythologie und Philoſophie, neben manchem Vortrefflichen und ſehr Merkwürdigen, viel für die Wahrheit Gleichgültiges, ja Verwerfliches darbietet, nirgend aber den Urſprung alles Glaubens aus Hindoſtan, ja nicht einmal beweiſt, daß die Aegypter von den Hindu, und nicht die Hindu von den Aegyptern gelernt haben. Was aber die Beziehung zum Chriſtenthum betrifft, ſo ſind wir gewiß, es werde eine Zeit kommen, und ſey nahe vor der Thür, wo die Brahmanenwelt ſich mehr darüber wundern wird, daß Chriſten das Chriſtenthum und deſſen Offenbarungsbücher beyder Teſtamente, als daß ſie den Brahmanismus verkennen konnten. Zu der Zeit wird das rechte Verſtändniß des letztern und die Werthſchätzung ſeiner edlern Beſtandtheile erſt vollſtändig werden, kein Streit über ſein Verhältniß nach Zeit, Urſprung und Würde mehr ſeyn, und eine chriſtliche Sonne des Wiſſens leuchten, in deren Scheine ſich die Weiſeſten aller Völkerprieſter glücklich preiſen werden.

Unter das Falſche, Mißverſtändliche und Schlechte gehören z. B. gewiſſe Grundſätze von der Seelenwanderung (S. 213): „Hiernach ſind alle Seelen oder Geiſter, welche irgend einem thieriſchen oder menſchlichen Körper beleben, gefallene Engel oder Geiſter, die wegen ehemaliger Verſchuldungen, da ſie noch bloß als Geiſter exiſtirten, und ihre urſprüngliche Reinheit und Güte verloren, in dieſem Zuſtande der Strafe oder Prüfung ſich befinden.“ Ferner nach den Ausſprüchen des Menu (S. 217 f.) wandern die Seelen der Menſchen, welche böſe Handlungen begangen haben, je nach

Verhältniß, in andre Menſchen, in Thiere, ja in Pflanzen und Mineralien. Dahin gehört beſonders die Verehrung des Lingam, eines bis zum äußerſten Gräuel überſtark gewordenen Symbols, deſſen urſprüngliche reine Bedeutung wir keineswegs bezweifeln. Ob der Cultus (alſo die Anbetung) dieſes Erinnerungsbildes der Natur und Schöpferkraft ſich in Hindoſtan ſo rein erhalten, wie der Verf. (z. B. S. 321) behauptet, darüber muß Geſchichte und Augenſchein entſcheiden. Wer über die ſchneidenden Widerſprüche und feindlich ſich begegnenden Hyperbeln, die im Indiſchen Nationalgeiſt und im Brahmanismus (allerdings im ſpätern) liegen, einſchließlich der Selbſtvergötterung, gründliche Winke leſen will, dem empfehlen wir Windiſchmanns Vorerinnerungen zu Franz Bopp über das Conjugationsſyſtem der Sanſkritſprache (Frankfurt 1816). Uns aber, die wir von den Brahmanen reden, geziemt es, uns niemals von ihnen im Sittlichen, z. B. in der Beſcheidenheit und Sanftmuth, übertreffen zu laſſen.

Bedeutungsvoll und erwünſcht ſind die vielen noch unedirten mythiſchen oder myſtiſchen Abbildungen bey dieſem Buche, zum Theil von großer Zierlichkeit. Wiefern die Auslegungen alle richtig ſind, bleibt dahin geſtellt.

28.

Ein Wort über tiefern Schriftſinn. Allen Freunden der Wahrheit zur Beherzigung vorgelegt von Hermann Olshauſen, D. u. Prof. der Theol. zu Königsberg. Königsberg b. Unger. 1824. (Jahrb. d. Theol. 1824. Sept.)

„Die folgende Abhandlung," heißt es in der Vorrede, „iſt eine ausführlicher bearbeitete Einleitung, mit der ich im

laufenden Winterſemeſter meine Vorleſungen über das alte Teſtament auf hieſiger Univerſität eröffnete. Da meine Grundſätze der Interpretation der heil. Schrift nicht die gewöhnlichen ſind, war ich meinen Zuhörern zunächſt eine Darlegung derſelben im Zuſammenhange ſchuldig, um ihnen den richtigen Standpunkt der Beurtheilung und Prüfung zu geben; ſodann aber veranlaßten mich weiter verbreitete Mißverſtändniſſe meiner Anſichten, die freylich bey der jetzigen Lage der Dinge in der theologiſchen Welt nicht zu verwundern und ſchwer zu vermeiden ſind, das Aufgeſetzte auszuführen und zu veröffentlichen, um wenigſtens von meiner Seite das Nöthige zu allgemeiner Verſtändigung beygetragen und wahrheitſuchenden Gemüthern eine unpartheyiſche Unterſuchung möglich gemacht zu haben.“ Der Vf. wünſcht ſich ſodann aus allen Claſſen ſolche Leſer, die nicht abgeſchloſſen oder ſich in den Kreis eines Syſtems begrenzt haben, und bemerkt, daß er ſich zur Pflicht gemacht habe, nur die Sprache der Liebe zu reden.

Die Abhandlung beginnt mit dem Stand der Bibelauslegung in neueſter Zeit, und zeigt hier, wie die jetzige Verſchiedenheit in Auffaſſung der chriſtlichen Religion den weſentlichſten Einfluß auf das Verſtändniß der Bibel haben müſſe. Als erſtes und tiefſtes Bedürfniß wird dann feſtgeſetzt, daß man die Bibel nach ächten grammatiſch-hiſtoriſchen Grundſätzen aus ihr ſelber erkläre, mithin (was das A. Teſt. inſonderheit betrifft) ſo, wie der Herr ſelbſt und ſeine Jünger ſie auslegen. — (S. 8.) „Gerade die Erklärung des alten Teſtaments im neuen iſt der Punkt, wovon einzig und allein alle der göttlichen Weisheit zugehörende Auslegung ausgehen darf. Sie bietet uns ja das Verſtändniß der heiligen Schriften durch die gottbegeiſterten Männer ſelber dar, mithin den Schlüſſel der Erkenntniß; und daß eben die irdiſche Weisheit dieſen ſo lange verſchmähete, hat die Bibel zu einem gänzlich verſchloſſenen, unverſtändlichen Buche gemacht, und die Menſchen entfremdet von der lebendigen Quelle des Heils.“ — Jener Grundſatz des Vfs. iſt ſo lange für unbeſtreitbar angeſehen wor-

den, als das Chriſtenthum für die höchſte und eigentlichſte Offenbarung Gottes an die Menſchheit galt. Seitdem aber dem Menſchen freygeſtellt wurde, ſich ſelber dafür zu halten, ſo blieb natürlich von der Autorität Chriſti und ſeiner Apoſtel nur ſo viel übrig, als ein Jeder ihr einräumen wollte. Da wurde denn vor allen Dingen der vermeinte Judaismus abgezogen, um — Ethnicismus und Autopneuſtie an die Stelle zu ſetzen; und ſo begingen wir die unbegreifliche Inconſequenz, uns Chriſten zu nennen, während wir den Codex des Chriſtenthums, und unter andern auch ſeine Interpretationsmethode meiſterten, und nichts Anderes an die Stelle ſetzten, als was ohne alles Chriſtenthum zu haben, ja demſelben ganz entgegen iſt.

Von der neueſten Zeit wendet ſich der Vf. rückwärts zur allgemeinen Ueberſicht der Geſchichte der Schriftauslegung, und will, daß das, was beſonders das 18te Jahrhundert für grammatiſch-hiſtoriſche Auslegung gethan, feſtgehalten, aber deren Mißbrauch entfernt werde. Schon in den erſten Jahrhunderten zeigten ſich zwey Extreme der Exegeſe: eine grob buchſtäbliche, und eine regelloſe allegoriſche — jedoch beyde auch mit Beſcheidenheit geübt. Unter den Alexandriniſchen Juden, zur Zeit des Ariſtobulus vor, und des Philo nach Chriſti Geburt, war die allegoriſche Auslegung, und zwar mit durch dieſe Philoſophen, herrſchend. Auch die Paläſtiniſchen Juden, und unter ihnen Eleazar und Joſephus, beſaßen ſie, und ſie gibt ſich kund in allen Schulen und Schriften der Rabbinen, ſowohl in talmudiſtiſchen als kabaliſtiſchen, nicht nur als vorhanden, ſondern auch als von vorher ererbt. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, „daß alle gebildetern Juden ihre heiligen Bücher auf die Weiſe behandelten, daß ſie den Wortſinn (τὰ ῥητὰ) als Hülle eines tiefern geiſtigen Inhalts betrachteten.“ Daß; nach einer bisher herrſchenden Meinung, die allegoriſche Interpretation ſich erſt von der Zeit herſchreibe, wo die Juden mit den Griechen bekannt geworden, und, um ihre Religion gegen die Angriffe dieſes philoſophirenden Volks

zu schützen, zu dem Mittel Zuflucht genommen, womit die Allegoriker des Homer die Griechische Religion zu retten gesucht, ist, dem Ursprung der Sache nach, falsch (auch in Absicht des Homer). Beyde Erscheinungen sind verwandte, analoge Facta, die ihre Lösung nur in einem höhern Dritten finden, und sich in das höhere Alterthum verlieren. Bey den Juden aber ist sie im A. Test. selbst begründet und vorhanden — wie der Vf. S. 46 ff. an unläugbaren Beyspielen zeigt. Das Resultat ist: „daß die Propheten Gesetz und Geschichte geistig verstanden." Dieselbe Auslegungsart liegt in den Apokryphen, und endlich im neuen Testament, und zwar nicht bloß im Brief an die Hebräer und in der Apokalypse, sondern überall, in Episteln und Evangelien vor Augen.

Der Vf. macht in allgemeiner Bedeutung keinen Unterschied zwischen typischer, symbolischer, prophetischer, allegorischer Interpretation, faßt vielmehr unter dem letzten dieser Ausdrücke sie alle zusammen; und zwar nach dem Vorgang des N. T. mit Recht. Dasselbe gebraucht auch das Wort geistlich dafür (Offenb. 11, 8). Der Vf. belobt auch den Ausdruck der Griechen: ὑπόνοια, Untersinn, tiefer liegender Sinn. Es gibt aber eine ächte und eine falsche allegorische Auslegung. Jene, die sich bey den biblischen Schriftstellern, so wie diese besonders bey den Alexandrinischen findet, nimmt nebst dem Untersinn den nächsten historischen Wortsinn und die geschichtliche Realität alles Erzählten unbedingt an, handelt regelmäßig und nach festem Zusammenhange, auch mit Rücksicht auf das, was ihren Lesern frommt. — Indem nun der Vf. den Ursprung der allegorischen Auslegung unter Juden und Hellenen aufsucht, stellt er den Satz auf: „Die allegorische Interpretation ist nie und nirgend entstanden, sondern von jeher und überall da gewesen, wo neben einer Volksreligion Männer standen, die wahre Einsicht in die Natur und innere Beschaffenheit göttlicher Dinge sich erworben hatten. Der Grundcharakter aller Volksreligion ist symbolisch," u. s. w. — Die Sache ist nämlich, daß die Wahrheit sich dem Men-

ſchen nur in einer gewiſſen Formhülle, im Bilde, darſtellen kann oder ſoll. Die Bilder der bibliſchen Offenbarung ſind zu dem Ende von Gott ſelbſt gegeben, die mythiſchen ſind niedrigern Urſprungs oder menſchlich; in allen aber iſt der geiſtige Sinn nicht erſt von den Interpreten hinein-, ſondern von den beſſern unter ihnen wirklich ausgelegt, als das der Hülle urſprünglich inwohnende Weſen. Richtig heißt es (S. 79 ff.): „Allen ächten Weiſen aller Zeiten und Völker, heißen ſie Propheten oder Philoſophen, erſchloß ſich aber bald tiefer, bald weniger tief, mit der unſichtbaren Welt (der geiſtigen Schöpfung) auch die ſichtbare (die körperliche Schöpfung); zu einer allein paßt kein Schlüſſel, nur mit einander öffnen ſie ſich dem Sterblichen. Mit dem Verſtändniß der Natur kam ihnen das Verſtändniß der Religion, mit der Einſicht in dieſe, Durchblick durch das Weſen aller Dinge; vermittelſt des Einen enthüllten ſich nun die Geheimniſſe des Andern (denn alle ächte Typik und Symbolik, zumal die bibliſche, ruht in Weſensverhältniſſen); ſie erkannten den Unterſchied zwiſchen Hülle und Kern, erklärten allegoriſch, wie die Schrift, ſo die Räthſel der Natur, das große Buch der Schöpfung.“ — „Nicht alſo Hellenen und Juden allein haben eine allegoriſche Auslegung, ſondern alle Völker haben eigentlich ein Analogon davon; wenn wir gleich nur von dieſen zwey Hauptvölkern der Menſchheit genauere Kunde darüber beſitzen.“ — Dieß letzte könnte zu eingeſchränkt ſcheinen, iſt aber im Vorhergehenden richtiger beſtimmt. Die älteſte Lehre aller Völker war ſymboliſch; und darunter hätten vornehmlich die Aegypter und Indier Erwähnung verdient. Wo aber Symbolik iſt, da iſt auch die ſogenannte allegoriſche Auslegung vorhanden, als der angeborene Geiſt des ſymboliſchen Körpers; wenn ſie gleich mit der Zeit ausartete, und endlich, wie namentlich bey den Griechen, der Geiſt hinter der Form größtentheils erloſch. Es iſt ſo irrig nicht, wenn man dem hieroglyphiſchen Geiſt Aegyptens Einfluß auf die Philoſophie der Alexandriniſchen Juden ſowohl als Griechen zuſchreibt; dieſe lehnte ſich aber nur an

das Verwandte an, und lernte aus den Reſten Aegyptiſcher Weisheit manches Rationale erſt tiefer einſchauen, obwohl ſie durch das halberſtorbene Vorbild auch in die Irre und in Unbedeutenheiten gerieth.

Ueber „Zweck und Bedeutung des Geſetzes und des Volks Iſrael" werden (S. 80 ff.) zwar bekannte, aber unumſtößliche Wahrheiten geſagt, und bündig zuſammengefaßt. Der folgende Abſchnitt beſchäftigt ſich den Grundſätzen der tiefern Auslegung. Es wird bemerkt, daß, was in ältern Schriften vorgetragen ſey an allegoriſchen Schriftauslegungen, oft den Charakter der Willkühr und Nachläßigkeit trage, daher zu Mißbräuchen Anlaß gegeben habe, und daß ohne Regel und Grundſatz die Vorſtellung, daß ſolche Auslegungen bloße Anwendungen ſeyen, ſehr natürlich ſey. Die Forderung, daß dieſelben auf Norm und Regel zurückgeführt werden, ſcheine daher ganz und gar begründet und unerläßlich. „Das Grundmißverſtändniß bey aller tiefern Schriftauslegung," ſagt der Vf., „ſcheint mir das zu ſeyn, (welches die Vertheidiger ſolcher Auslegung ſelbſt durch ihren Mißbrauch herbeygeführt haben), daß man glaubt, es ſolle irgend eine Stelle in der Schrift einen doppelten, d. h. durchaus andern Sinn haben können, als die Worte beſagen. Das iſt vielmehr eben als allgemeinſte, vorläufige Norm bey aller Auslegung feſtzuſtellen, daß die Schrift keinen andern Sinn hat neben dem einfachen Wortſinn, ſondern nur unter demſelben, denſelben nur tiefer liegend. Die Einheit des Sinnes, in richtig verſtandener Bedeutung, iſt nothwendiges Grundgeſetz, ohne das die Willkühr nicht vermieden werden kann. Es muß immer ein feſter Zuſammenhang ſtatt finden zwiſchen dem buchſtäblichen Wortſinn und der tiefern Bedeutung dieſes Wortſinns; und um dieſes Verhältniſſes willen iſt die grammatiſch-hiſtoriſche Interpretation Grundbedingung aller Auslegung, nur daß ſie conſequent und in aller Schärfe, ohne Schonung der Syſteme, zur Ausführung gebracht werde." —

Der Vf. erkennt jedoch im Folgenden die Schwierigkeit, Grundſätze über dieſe Auslegungsweiſe aufzuſtellen, oder vielmehr, ſie allgemein verſtändlich zu machen. Er hebt daher nur einige und die wichtigſten hiſtoriſchen und gottesdienſtlichen Allegorien oder Parallelen der Bibel aus, als umfaſſende praktiſche Normen dieſer tiefern Exegeſe, welche ihrer Eigenthümlichkeit ungeachtet den äußern Wortſinn mit ſeinen nächſten geſchichtlichen Beziehungen durchaus aufrecht ſtehen läßt. Rec. kann das hier Geſagte nur billigen, beſonders was S. 102 ff. über die Geſchichte Iſraels, ihre Aufzeichnung und ihr Verhältniß zu andern Völkergeſchichten, auch was ferner über das abbildliche Verhältniß zwiſchen der ſichtbaren Natur und dem Ueberſinnlichen angedeutet iſt. Es iſt auch im Ganzen nichts Anderes, als was wahre Sachkenner von jeher behauptet haben, von dem Vf. aber mit überzeugender Klarheit entwickelt. Allein jene „Vertheidiger," denen er ſich gewiſſermaßen entgegenordnet, möchten, ſofern ſie zu den wahren Sachkennern gehören, noch Einiges vermiſſen, und über das oben Angeführte erinnern können: daß eine Schriftſtelle einen durchaus andern Sinn haben ſollte, als die Worte beſagen, ſey allerdings unmöglich; die Worte ſelbſt aber könnten einen doppelten, zwar nie ſich widerſprechenden, ſondern ſich vervollſtändigenden, harmoniſchen grammatiſchen Sinn haben; und ſo könne in dem Wort allerdings auch *neben* einander mehrfacher Sinn liegen, wie *unter* dem Worte und ſeinem einfachen oder mehrfachen Sinn. Doch mag es beſſer ſeyn, dieſe Vertheidiger oder Kenner für ſich reden zu laſſen, und den Leſern nur einſtweilen das zur Erwägung zu empfehlen, was dieſes Buch, um eine ausſchließlich grammatiſche Hermeneutik als in der Bibel unmöglich, und allen Glauben am Ende aufhebend darzuſtellen, ihnen mit Grund vor Augen hält. Auch iſt die Mehrfachheit der Realbedeutung unbeſchränkt anerkannt, indem es z. B. S. 106 heißt: „Nach dieſer Darſtellung leuchtet nun ein, daß in ſolcher Auffaſſung der altteſtamentlichen Geſchichte und des Meſſaiſchen Cultus keine Spur von Will-

kühr und Regelloſigkeit, ſondern die ſchönſte, tiefſte und innigſte Harmonie ſich findet; überall iſt nur Ein Sinn, nur Eine ächte Wortbedeutung; allein in der kleinen wie in der großen Welt ſpiegelt ſich daſſelbe im Geiſtigen wie im Sinnlichen, im Ganzen wie im Einzelnen, ganz in denſelben Verhältniſſen ab." Zuletzt wird (S. 109) noch richtig bemerkt, daß Anerkenntniß der Sache im Ganzen etwas Anderes ſey, als Nachweiſung im Einzelnen; denn dieß letzte iſt der allmählige Gewinn erleuchteter Forſchung, in derſelben Art, wie der Fortſchritt in der Naturwiſſenſchaft. Uebrigens wird (§. 14) ſolcher Auslegung kein unbedingter Werth zugeſtanden, ſondern derſelbe von der perſönlichen Stellung oder Gemüthsbeſchaffenheit des Menſchen abhängig gemacht, auch als gefährlich erkannt für diejenigen, die ſich dadurch zu Eitelkeit und Hochmuth verleiten und von gründlicher Selbſterkenntniß und Herzensbeſſerung ablenken laſſen. Das iſt offenbar und der Erfahrung gemäß, indem die Schrift ihre verborgenen Schätze denen verſchließt, welche ſie ohne das, was ſie ſelbſt mit einem ſo trefflichen Bilde die Wiedergeburt nennt, und ohne innige Demuth ſuchen, und ſie um ihres verſtockten Herzens willen in Schwärmereyen gerathen läßt, wie die Verächter der Schrift in Sünden und Laſter verſunken. Dieſe aus dem wiedergeborenen Herzen entſpringende Demuth iſt keine ſolche, die den Menſchen gering achten ließe die Gaben der empfangenen Erkenntniß, alſo daß er ſich vor unwiſſenden andern Menſchen demüthigen und Gottes Gabe von ihnen richten laſſen müßte; ſondern die ihm jeden Augenblick ſeine Unvollkommenheit, oder wie wenig er noch weiß, nebſt dem vorzugsweiſen Werth der Heiligung, und daß deren Mangel Grund ſeiner Unwiſſenheit iſt, im Lichte Gottes offenbart. Wie nun aber eine richtig fortſchreitende Einſicht eben dieſe Demuth mehrt, ſo kann auch der vermeſſene Ausleger, der die „Wunder im göttlichen Geſetz" verſchmäht, wenn ſich ihm ein einziger rechter Blick in dieſelben aufthut, leicht andern Sinnes werden, und auf dieſem Wege, wo erſt bloß ſeine

Wißbegierde entflammt wird, weiter zu demjenigen kommen, was das Weſen des Chriſtenthums ausmacht, nämlich zum lebendigen Glauben und der Verneuerung des Sinnes; welches wir gegen die Verächter erinnern, die, weil ja die Sache ſo gefährlich ſey, den Erleuchteten ſeines Unrechts zeihen möchten. Der Vf. ſelbſt redet im Folgenden hievon, verlangt auch als Bedingung unausgeſetzte Beſchäftigung mit der Schrift, wobey man ſie aus ihr ſelber zu erklären und verſtehen zu lernen bemüht ſeyn müſſe, ohne ſich durch Commentare beſtechen zu laſſen, die nicht rein aus dem Bibelgeiſt gefloſſen ſind; eine Forderung, die man ſogar an jeden Bearbeiter eines alten Profanſchriftſtellers macht; als eine eben ſo wichtige Bedingung aber wird der „Eintritt ins göttliche Leben," oder „daß der Menſch ſich innerlich gründlich von der Welt zu Gott bekehre, und ſein Leben ändere," verlangt. — In dem ſchließlichen Reſultat wird nochmals eine treue und conſequente Uebung der grammatiſch-hiſtoriſchen Auslegung als nothwendig feſtgeſetzt, und nur gewünſcht, daß die Gegner der tiefern Schriftauslegung anerkennen möchten: 1) dieſe Auslegung ſey beſtändig in der chriſtlichen Kirche und dem ganzen Jüdiſchen Volk, ja von den heiligen Schriftſtellern ſelbſt und von unſerm Herrn, angewendet worden; 2) ſie ſey, richtig aufgefaßt, in ſich verſtändig und zuſammenhängend. Gewiß, die beſcheidenſte Forderung, die man machen kann.

Wenn nun der Vf. am Schluſſe behauptet, daß keiner der ältern allegoriſchen Ausleger die richtige Auslegungsweiſe in einem geordneten Zuſammenhang erkannt habe, wenn er ſagt: „Vor der Nachahmung alſo, und Zurückführung des Alten, ſowohl der alten Dogmatik, als der alten Interpretation, bewahre in unſern Tagen der Geiſt Gottes alle Ausleger dieſer Weiſe, damit nicht durch ihre Schuld eine an ſich durchaus heilige Sache vermehrt werde;" wenn er vor ſolchem Rückſchritt um deßwillen warnt, weil jene ältern edeln Männer noch nicht auf unſerer Zeithöhe geſtanden, und das Bedürfniß unſerer Tagen ein Verfahren nach feſten Grundſätzen gebiete:

so ist die Absicht hiebey wohl richtig und gut; nur erfordert abermals die Bescheidenheit, denjenigen die Grundsätze nicht geradezu abzusprechen, welche sie etwa nicht exponirt haben; ferner das Alte einer Wissenschaft, welche neu belebt werden soll, wohl zu prüfen, und das Gute davon zu benutzen, um sich nicht selbst eines schon gesammelten Schatzes zu berauben; endlich unsere Zeit, welche wohl viel treffliche Fortschritte in allerley Dingen durch Gottes Gnade gemacht hat, nicht so hoch zu stellen, daß sie sich über die alten und ewigen Höhen irgend erhaben dünken könnte. Die Zeit muß vorwärts und aufwärts schreiten, und eben hiezu dient die geistliche Wissenschaft, welche der Verf. zu entwickeln sucht, und die auf feste Grundlagen, aus ihr selbst genommen, gestellt werden muß. Aber mit dem Fortschritt jeder Wissenschaft erweitern sich auch ihre Grundsätze, und verändern sich im Einzelnen; besonders wird dieses bey einer Erkenntniß der Fall seyn, deren Object die Unendlichkeit seines Ursprungs theilt. Und die Lehre des Herrn: „Ein jeglicher Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt, ist wie ein Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt", wird sonach stets die maßgebende Losung bleiben.

29.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. Frankfurt am Main, b. Hermann. 1827. (Jahrb. d. Theol. 1827. April.)

Diesem einfachen Titel folgt noch ein ausführlicherer, welcher so lautet: „Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition in dem alten Bunde und ihre Beziehung zur Kirche des neuen Bundes. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die

Kabbalah." — Der eben ſo beſcheidene als gelehrte und tiefdenkende Verf. liefert hier, wie er in der Vorrede ſagt, die Reſultate vieljähriger Forſchungen, ohne das von ihm begonnene Werk für vollendet zu achten. In der That hat er, was auch immerhin einzelne Leſer vermiſſen oder tadeln mögen, durch ſein mit vieler litterariſchen Kenntniß und chriſtlich-philoſophiſchem Geiſt geſchriebenes Buch einen neuen Grund zu einem Studium gelegt, welches zuerſt durch die Vorurtheile einer ſtarren menſchlichen Orthodoxie, dann durch die einer wegwerfenden Aufklärung, bisher in Schatten geſtellt war. Er hat wenigſtens mit vielem Fleiß brauchbare Grundſteine, ſowohl in Abſicht der Literatur als der Ideen, an ſeinem Theil hervorgefördert, welche der Freund und Bearbeiter der Geſchichte des Glaubens und religiöſen Wiſſens mit Dank benutzen wird. Und ſofern das Schickſal der Religion, oder der Erkenntniß des Menſchen von ſeinem Zuſammenhang mit einer höhern Welt, und dieſer Zuſammenhang ſelber, die Seele der Menſchheitsgeſchichte, folglich, den Hauptgegenſtand der Geſchichtsphiloſophie ausmacht, ſo iſt auch der Titel richtig gewählt. Der Verf. ſagt hiehergehörig S. 117: „Die heiligen Führungen Gottes ſind das Thema der Welt- und Völkergeſchichte im Großen, wie der Schickſale und Begebenheiten des einzelnen Individuums im Kleinen." Die hierin liegende Aufgabe hat er in wechſelnden Unterſuchungen merkwürdig gelöſt.

Die Einleitung handelt von der mündlichen Ueberlieferung im Allgemeinen. In dem menſchlichen Geiſte ſchlummert die Idee der großen Welt; er kann aber ohne äußere Erfahrung und höhere innere Anregung nicht zum klaren Bewußtſeyn der ſinnlichen und überſinnlichen Verhältniſſe gelangen, weit weniger ſich aus ſeinem gefallenen Zuſtande ſelbſt emporrichten; er bedarf nicht nur eines göttlichen Mittlers, ſondern auch anderer Beyhülfe, um, göttlicher Abkunft, als Ebenbild und Spiegel der Gottheit auf empfangende Weiſe durch den Einfluß zweyer Welten zum eigentlichen Menſchen zu rei-

sen. Die menschliche Cultur fängt ursprünglich mit unmittelbarer göttlichen Offenbarung an, die durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortging, durch Einwirkung des finstern Reichs entstellt, aber mittelst erneuerter Offenbarungen wieder verbessert und erweitert wurde. Es giöt eine doppelte Ueberlieferung: schriftliche und mündliche. Erstere ist ihrer größeren Zuverläßigkeit ungeachtet doch nur ein abgezogenes Bild von der Wirklichkeit, und hat die mündliche zum lebendigen Begleiter und Dolmetscher nöthig. In der neuern Zeit ist das Wechselverhältniß zwischen Schrift und Wort verrückt worden; in der alten Welt „wurde nicht geschrieben in der Absicht, irgend einen Gegenstand des Wissens in seinem ganzen Umfange — zu zergliedern, sondern die schriftliche Fassung hatte zum Zweck, bloß die Grundmomente — darzustellen. Die Schriften der Alten waren daher einfach und kurz — nur die Essenz der Wissenschaft" — ohne Führer unverständlich; alles Wissen war an das Leben geknüpft, die Schule eine lebendig-praktische. Daher lange Vorübungen und späte innere Einweihungen der würdigen Schüler. Besonders diente in der Religion das lebendige Wort zur Erläuterung der dunkeln Schrifturkunden. (Was hier der Verf. sagt, ist historisch richtig und praktisch bedeutend. Es ist nicht daraus zu folgern, daß jede mündliche oder lebendige Auslegung gut, sondern daß sie Bedürfniß gewesen und noch ist; artet sie aus, so bleibt die Urschrift der Anhaltspunkt, bey welchem sich ein neuer göttlicher Einfluß äußern, eine neue lebendige Schule gestalten kann. Uebrigens müssen die Vortheile der alten und die der neuen Welt sich künftig einmal zusammenfinden.) — Die heilige Urtradition war vorzugsweise das Eigenthum des Israelitischen Volks; sie ging zwar mit Christo ihrem Wesen nach in Erfüllung; aber es ist „für den Christen, der als ein wildes Reis auf den alten Stamm des Judenthums gepfropft worden, von höchstem Interesse, bey dem Jüdischen Volke dem Geist derselben in seiner alterthümlichen Urquelle nachzuforschen." „Die Aufmerksamkeit fährt

der Verf. fort) auf dieſe wichtige, ſeit ſo langher vernachläſſigte Unterſuchung der alten Jüdiſchen Urtradition aus ihren Quellen von neuem wieder zu wecken, iſt der Zweck gegenwärtiger Schrift." Wenn ſie auch unter dem Volk Iſrael nach und nach mißverſtanden und entſtellt worden, ſo iſt doch über ſie wegen der alten orientaliſchen Art, ſich in Bildern auszudrücken, die unſerm, durch Reflexion gebildeten Sinn oft fremd und anſtößig vorkommt, ein vorſichtiges Urtheil nöthig. — Bey dieſer Gelegenheit rechtfertigt der Verf. in einer Note ſeine Art die Hebräiſchen Wörter und Namen im Teutſchen auszudrücken. Er ſchreibt nämlich Iſraäl, Moſcheh, J'ſchuah, S'phiroth u. ſ. w. weil die Teutſche Sprache geſchickt iſt, ſich dem Hebräiſchen Wortlaut zu nähern. Wir finden in einer Schrift wie dieſe, wo nicht bloß die hergebrachten bibliſchen Namen, ſondern auch unbekanntere wiedergegeben werden mußten, und gewiſſermaßen entſtellt worden wären, gegen dieſe Gleichförmigkeit um ſo weniger zu erinnern, da ihr keine gelehrte Affectation zum Grunde liegt. Vergl. S. 127. Anmerk. — Die Abhandlung wendet ſich nun näher zur Jüdiſchen Tradition. Außer der Göttlichkeit und reinen Fortpflanzung der Thora und übrigen kanoniſchen Bücher A. T., hat Moſes auf dem Berge nach Iſraelitiſchem Dogma noch eine beſondere Anweiſung für die Ausübung des Geſetzes von Gott empfangen, und die von der Gemeinde anerkannten Propheten hatten die Gewalt, die vorhandenen Diſciplinargeſetze in dem Geiſte, worin ſie gegeben waren, nach Zeit und Umſtänden zu modificiren (eine Lehre, die Vieles erklärt, und deren Mißbrauch, welcher z. B. den erſt als reformirenden Propheten anerkannten oder eine Zeitlang geſchonten Jeſus von Nazareth an das Kreuz brachte, ſich in der chriſtlichen Kirche wiederholt hat). Außerdem iſt eine einſtimmige Lehre, daß Moſes auf Sinai noch eine beſondere Erklärung über den innern, verborgenen, geiſtigen Sinn des Geſetzes empfangen habe, und ſolche von den Propheten mehr und mehr enthüllt worden ſey. Auf dieſe Weiſe wurde das

Lehrgebäude der myſtiſchen Theologie in Iſrael allmählig ausgebildet, und dieſer (allerdings bekannte) Glaube an den geheimen Sinn macht, wie der Verf. unſers Dafürhaltens mit Recht behauptet, einen weſentlichen Beſtandtheil, die wahre Seele des Judenthums aus, und „in ihm liegt das lebendige Princip der ganzen progreſſiven Entwickelung des Judenthums und ſeiner höhern Entfaltung zum Chriſtenthum.“ Dennoch gebietet kein allgemeines Geſetz den Glauben an dieſe oder jene myſtiſche Auslegung; ſie wurde dem eignen Gefühl eines Jeden überlaſſen, und dieſe Art von Forſchung wegen Gefahr für ſchwache und unvorbereitete Gemüther beſchränkt, und nur den eigentlichen Schülern des Geſetzes zur Pflicht gemacht. Dieſes ſowohl als Andres in dieſem Buche iſt mit Stellen Jüdiſcher Schriften belegt, und der Verf. beweiſt überall eine ausgezeichnete Bekanntſchaft mit der Hebräiſchen Litteratur. — Die an Moſes ergangene mündliche Lehre ſollte weder zur unbedingten öffentlichen Kunde gebracht, noch ausführlich niedergeſchrieben werden, ſondern als ein heiliges Depoſitum bey den Häuptern der Iſraelitiſchen Kirche verbleiben; das verdorbene Salz derſelben wurde durch die Propheten neu belebt und begeiſtigt. Unter dieſer mündlichen Tradition iſt auch dasjenige begriffen, was außer dem öffentlichen Worte zu deſſen Erklärung von den Lehrern als Leitfaden und zur Privatnotiz niedergeſchrieben wurde. So entſtand die Maſora und die Kabala, beydes Ueberlieferung, obwohl man ſpäter den erſtern Namen für die formale und den letztern für die myſtiſche Tradition gebrauchte. So gehört der Thalmud, obgleich geſchrieben, zur mündlichen Tradition. Es wird hier der M'gilloth S'tharim mit Rückblick auf die Redaction des Kanons gedacht. — Die Jüdiſche Tradition iſt von zweyerley Art: „der eine Theil derſelben, welcher die nähern Beſtimmungen für die Ausübung der vorgeſchriebenen Geſetze umfaßt, hat eine allgemein und ſtreng verbindende Kraft; der andere Theil hingegen, der bloß die höhere Doctrin und die innere Vervollkommnung des geiſtigen

Menſchen zum Gegenſtande hat, iſt durch kein allgemein verbindliches Geſetz jedem Iſraeliten zur Pflicht gemacht.“ Gleichwohl bildete ſie urſprünglich nur ein einziges, ungetheiltes Ganze. Der Verf. theilt ſie jedoch zur beſſern Ueberſicht in die formelle und materielle ein, und verhandelt dieſe Haupttheile im Allgemeinen und Beſondern. Der formelle Theil betrifft die Art, wie die Thora geleſen und geſchrieben werden muß; hievon werden intereſſante Angaben und dabey ſinnreiche Bemerkungen gemacht, die hier und anderwärts manches Bekannte in einem neuen Lichte zeigen. Schön und wahr iſt, was S. 23 von der Poeſie geſagt wird. Auch wird (wie S. 21) der reine Anfang von der ſpätern Mißbildung wohl unterſchieden, aus dem Entſtellten im Judenthum die alte Geſtalt entwickelt, und jenes aus dieſer erläutert. Auch manche Gebräuche der alten chriſtlichen Kirche werden hierdurch verſtändlicher. Einiges vom Urſprung der Maſora. Der materielle Theil der Tradition wird unterſchieden in den äußern legislativen und in den innern doctrinellen Beſtandtheil. Erſterer wurde endlich niedergeſchrieben in der Miſchnah, als der Grundlage des Thalmud, wovon eine Ueberſicht nebſt Anzeige von der Gemara und den weitern thalmudiſchen Schriften folgt. Die doctrinelle Tradition, „welche das Höhere der ganzen Religion ausmacht, und als das innerſte geiſtige Lebensprincip anzuſehen, aus dem die ganze ſittliche und intellectuelle Erziehung des Volks Iſrael hervorgegangen iſt,“ ſchied ſich erſt ſpäter von jenem äußerlichen Lehrbegriff ab, als von letzterm der Geiſt entwich; urſprünglich waren ſie verbunden, wenn auch nicht gleich verbindlich. Die traditionelle Doctrin zerfällt in die hiſtoriſche, moraliſche und myſtiſche. Die dazu gehörigen Schriften werden angeführt; die eigentlich myſtiſche Lehre iſt die Kabbalah, die ſich wieder in theoretiſche und praktiſche theilt. Die Geheimniſſe der theoretiſchen und praktiſchen Kabbalah ſind nach der Lehre der Jüdiſchen Myſtiker alle in der Bibel, entweder mit klaren Worten ausgeſprochen, oder in Winken (R'mazim) angedeutet.

Bey dieſer Gelegenheit ſpricht der Verf. (S. 48 f.) von der Unentbehrlichkeit der Tradition auch für die chriſtliche Kirche, indem die Einheit des Glaubens durch die Bibel allein, ohne die ihr zur Seite gehenden traditionellen Begriffe oder Erklärungen, nicht erhalten werden könne. Rec. iſt der Meinung, daß hier 1) der Commentar nothwendig leichter zu entbehren iſt als der Text, welcher durch die Wirkung deſſelben Geiſtes, der ihn gegeben hat, ſich ſelbſt zum Commentare dienen, und alle Irrthümer, die ſich in den Commentar einſchleichen, allein wiederum daraus entfernen und berichtigen kann; daß aber 2) ein die Hauptwahrheiten umfaſſender regulativer Lehrbegriff (kirchliches Bekenntniß, Symbolum), und die im wahren apoſtoliſchen Geiſt fortgeſetzte Schriftauslegung, in der Kirche lebendig fortwaltend, allerdings jene wünſchenswerthe Tradition iſt, welche der Verf. erfordert, und die auch, Dank der göttlichen Vorſehung! in keiner der verſchiedenen Kirchen je ganz untergegangen iſt. — Jene Geheimniſſe ſind nach Jüdiſcher Lehre nicht bloß in dem Inhalt, ſondern auch in der innern und äußern Form der heil. Schrift ausgedrückt. Dieſe Vorſtellungen werden entwickelt, und der Begriff des geſchriebenen Worts näher erläutert, welcher, ſtreng genommen, nur die Thorah in ſich ſchließt. Ueber die hieher gehörigen Gegenſtände, Rechtſchreibung, Evolutionen der Worte, Zahlenwerth der Buchſtaben u. ſ. w. findet man die nöthigen Nachrichten, mit ſyſtematiſchen Bemerkungen durchwebt, welche durch freye Urtheile (wie S. 55. §. 75) wieder ermäßigt werden. Auch wer die Hebräiſche Buchſtaben- und Zahlenmyſtik nur als ein Spiel betrachtet, wird nicht in Abrede ſtellen können, daß darin viel Sinnreiches liegt. — Es folgt nunmehr (S. 61 ff.) die Litteratur der Kabbalah, nebſt Urtheilen über die wichtigſten Schriften, namentlich Jezira, Sohar ꝛc. S. 66. §. 94 iſt bey Gelegenheit der 70 geheimen Bücher des Esra geſagt: „Der ganzen Beſchreibung nach ſcheinen aber dieſe Schriften nicht ächt zu ſeyn.“ Der Verf. ſpricht alſo vermuthlich von Büchern, die für jene gehalten werden, und

zielt vielleicht auf diejenigen, welche Picus von Mirandola beſeſſen haben will, ſ. Fabricii Cod. pseudepigr. V. T. Vol. I. pag. 1155. Vgl. unt. S. 301. — Es wird hiebey eine kritiſche Reviſion der kabbaliſtiſchen Bücher gewünſcht, und zuletzt bemerkt, daß noch viele bloß handſchriftlich in entfernten Ländern zu finden ſeyen, und dem Geſchriebenen eine mündliche Erklärung zur Seite gehe.

Indem nun vom 2ten Abſchnitt an der Verf. mehr ins Einzelne geht, um die Tradition „in ihrem Urſprunge zu erforſchen — und den ſtufenweiſen Gang ihrer Entwickelung darzuſtellen," wird Ref. ſich einigermaßen kürzer faſſen, und nur im Allgemeinen die Ordnungsfolge der Unterſuchung andeuten, wovon unſere Leſer, nach dem Bisherigen, gründlichen Fleiß und Tiefe der Anſichten von ſelbſt vorausſetzen werden. Der 2te Abſchnitt iſt überſchrieben: „Kurzer Grundriß der Geſchichte der mündlichen Ueberlieferung in dem Zeitalter des Tohu" (der Zeit vor dem Geſetz). Der Verf. hat hier und anderwärts ſeine eigenen chriſtlich-philoſophiſchen Ideen mit den Jüdiſch-traditionellen als homogen verſchmolzen, oder vielmehr an letztern emporgebaut, und dieſe durch jene entwickelt. Die Form der Darſtellung und die Terminologie gehört vorzugsweiſe ihm an, wechſelt aber mit Einmiſchungen aus dem vorgefundenen Syſteme der Ueberlieferung und ſteten Rückblicken auf ſelbiges. Die eigentlichen philoſophiſchen Theile des Werks ſprechen die Aufmerkſamkeit und das Nachdenken der Leſer, wie begreiflich, in ſtärkerm Maaße an, als die bloß litterariſchen; daher werden beyde, und wenn ihrer noch mehrere ſich unterſcheiden laſſen, verſchiedene Freunde finden, wie dieſes bey allen reichhaltigen und aus mehrfachen Elementen zuſammengeſetzten Werken der Fall iſt. Freylich wird der Verf. manchen Philoſophen zu traditionell und überdieß zu glaubig, manchen einfachen Glaubigen zu hoch und dunkel ſeyn; indeſſen möchten beyde doch immer etwas von ihm lernen können. — Bey S. 89. §. 123. bemerken wir, daß die drey Ausdrücke: נשמה für Geiſt, רוח

für Seele, נפש für Leib, von den Kabbaliſten wirklich gebraucht werden mögen, daß es aber keine fixe und abſolute Bezeichnungswörter ſind, ſondern gleich ſo vielen andern von dem Begriff abhängen, der jedesmal damit verbunden wird, wie ſchon aus רוח הקודש erhellet. Auch im Teutſchen haben ältere Schriftſteller die Wörter Geiſt und Seele umgekehrt von ihrem heutigen Sinne gebraucht. Was aber der Verf. zuvor und weiter von dem Verhältniß der Actionen der Gottheit und der Creatur ſagt, und mit den Begriffen von Centrifugalität und Centripetalität u. ſ. w. bezeichnet, verdient unſers Bedünkens alles Lob, und erweiſt die Wichtigkeit dieſer traditionellen Speculation für wahre Philoſophie, die niemals ſelbſtſtändig oder im Widerſpruch mit der göttlichen Offenbarung ſeyn kann. Wir loben dabey noch den oft ſehr treffenden, bündigen, und für Jeden, der mit Ruhe lieſt, klaren Ausdruck. Hin und wieder wird man kleine Incorrectheiten wahrnehmen, die aber wohl dem Setzer zur Laſt fallen können, indem beſonders auch in Hebräiſchen Wörtern manche Druckfehler vorkommen. — Wie merkwürdige Blicke hier zu thun ſind, welche man immerhin für bloße Seltſamkeiten halten mag, zeige eine Stelle S. 103: „Das gefallene Menſchengeſchlecht beſchreibt daher denſelben großen Rotationsumſchwung, den es auch durchlaufen hätte, wenn es nicht gefallen wäre, der ſich aber durch den Fall in ſechstauſend mühevolle Jahre ausdehnt, indeß der Menſch, wenn er Gott gewählt hätte, dieſen Umſchwung in ſechs (für unſere Begriffe) zeitloſen Gradationen vollendet hätte.“ — Wichtiger iſt, was (S. 104 ff.) von den Wegen der Wiederbringung geſagt wird. Die Erlöſungswahrheit wird hier von auffallenden Seiten geiſtreich beleuchtet. Vorzüglich gut iſt (S. 114 ff.) die Theorie von der Nothwendigkeit der wahren (nicht phantaſtiſchen) Selbſtvernichtigung des Menſchen entwickelt. — S. 118 möchte Rec. in der Erklärung des Namens שדי vor Allem auf den Grundbegriff der Kraft und Gewalt fußen, woraus ſich auch nachher die angedeutete Enantioſemie ergibt. Die mitange-

gleiche Bedeutung: „der da ſpricht: Es iſt genug“ ꝛc., alſo für דַּי אֹמֵר, ſetzt noch eine andere, vom Verf. ausgelaſſene, aber von Andern angenommene voraus, die zu dem von ihm dargeſtellten Syſtem beſonders gehört: דַּי, der Allgenugſame, auch ſo viel als דַּי לְעַצְמוֹ, der ſich ſelbſt genug iſt. — S. 120 f. iſt die Erklärung der ſinnlichen Religion der Urväter bemerkenswerth und der übrigen Theorie entſprechend; beſonders auch was S. 123 von dem Sieg über Feinde als Lohn der Frömmigkeit (philoſophiſcher als der Anſtoß, den z. B. Kant daran genommen) geſagt wird. — S. 126—128 möchte bey Gelegenheit der Kainitiſchen Linie ſich Einiges erinnern laſſen, was wir aber hier nicht weiter ausführen können; es ſcheint uns hier gewiſſermaßen zu viel und zu wenig geſagt zu ſeyn. — S. 135 f. iſt der Urſprung des Polytheismus mit Geiſt nachgewieſen.

Der dritte Abſchnitt enthält die Geſchichtsfolge der Traditionen in dem Zeitalter des Geſetzes, als der Zeit der objectiven Entfaltung der äußern Kirche oder Gemeine Gottes. — Wenn hier der Verf. S. 140 in der Note ſagt: „So gewiß die Seele weſentlich einen Leib hat, ſo gewiß und nothwendig iſt auch der innern Kirche die äußere Form“ — ſo ſtreitet dieſes, wohlverſtanden, nicht mit der Lehre von der unſichtbaren Kirche, bey der ja die Aeußerung in der Sichtbarkeit gar nicht geläugnet werden kann, weil ſie von Moſes und von Chriſtus her ein Factum iſt; nur daß, gleichwie der Menſch jetzt noch nicht den geſunden und reinen Leib und in ihm die reine und geſunde Seele wieder hat, im Gegentheil immer krankhafter wird, es ſich jetzt eben ſo mit der innern und äußern Kirche verhält, welche ſeiner Zeit ſich erſt offenbaren werden. Inzwiſchen bilden die Geheiligten aller Gemeinen die unſichtbar wahre Kirche, und gleichen dem in der vergänglichen organiſchen Natur verborgenen Samen der Unſterblichkeit. (Vgl. S. 150. §. 213. im Anfang.) — Für die Allgemeinheit der Beziehung des ſcheinbaren Particularismus dieſes Werks ſetzen wir eine rechtfertigende Stelle aus S. 141

her: „Die Führungen Gottes mit dem Menschengeschlecht erstrecken sich daher von nun an, bis zu der Wiederherstellung des großen allgemeinen Menschen, vorzüglich auf die Linie von Schem und Eber, die gleichsam die Lebenslinie der ganzen Menschheit bildet, und deren Geschichte den Mittelpunkt und Hauptfaden in der ganzen Weltgeschichte ausmacht. Zwar ist kein Volk und kein Mensch von der göttlichen Führung ausgeschlossen, denn die Vorsehung erstreckt sich über alle Nationen und Individuen, wie die Sonne über alle scheint; allein ein Jeder wird blos nach der Weise geführet (§. 192) nach der er sich will führen lassen." — Für die Epoche des Mittelalters des Gesetzes oder der Jünglingsstufe der Menschheit wird S. 142 ff. die Berufung Abrahams angenommen, welcher „den Grundstein der Kirche im alten Bunde bildet." — Daß der Stamm Levi schon in Aegypten ein gewisses geistliches Ansehen besessen habe, und unter ihm die Priester 2 Mos. 19, 24 zu verstehen seyen, bringt nach S. 145 die Tradition mit sich, woran vielleicht etwas Wahres ist, obgleich eben sowohl die Familiennältesten (i. V. 7. C. 24, 1) verstanden werden können. Auch daß Levi (S. 165) nach der Verordnung Jakobs der Bewahrer der gesammten mündlichen Ueberlieferung geworden seyn soll, scheint nach 1 Mos. 49, 6 sehr bedenklich. Doch läßt sich hierüber nichts entscheiden, so wenig als über Amram (ebendas.), obschon auch dessen gleiche Eigenschaft nach Levi großen Zweifeln aus den übrigen Umständen unterliegt. Vgl. S. 151. §. 214. — Ebendas. möchte mancher Leser wünschen, die Priesterschaft (Aeltestenschaft. Presbyterium) der christlichen Kirche von den Cohanim aus Levi schärfer unterschieden zu sehen, womit die größere Unmittelbarkeit der neuen im Verhältniß zur alten Gemeinde wesentlich zusammenhängt, welche der Verf. allerdings nicht verkennt. Dagegen kann man ihm einräumen, daß gewisse Vermittelungen, wie des Lehrers, des Vorlesers in der Versammlung u. s. w. nicht hinweggelassen können. — S. 153 ist von den religiösen Andachten außer dem Tempel die Rede,

deren stete Existenz der Verf. vertheidigt. Zu den Beweisen dafür möchte wohl auch die Stelle 2 Kön. 4, 23 gehören. — S. 157 wird die Fortdauer des Collegiums der von Mose eingesetzten 70 Aeltesten, als des eigentlichen Centrums der Hierarchie, nach der Tradition behauptet, welches in genauer Verbindung mit dem jedesmaligen Propheten und dessen Schule gestanden.

Dieser Abschnitt geht bis zur Babylonischen Gefangenschaft; der vierte ist dessen Fortsetzung, und reicht bis auf Christus. Hier ging die Menschheit, und in ihr Israel, von der Jugend zum Mannsalter über. „Der Mensch erwachte", wie der Verf. sich ausdrückt, „aus dem Traume seiner reflexionslosen Jugend zu einem klaren Bewußtseyn seiner selbst; die Welt und das Leben gestaltete sich ihm neu, und sein mehr in die Schicklichkeit getretenes Wesen fühlte jetzt ein tieferes und lebhafteres Bedürfniß nach allem Geistigen, als ehedem der alte Mensch" u. s. w. Es wurde auch „dem für das geistige Streben empfänglicher gewordenen Geschlechte in bestimmten Massen das große Geheimniß des Welterlösungswerks durch die Propheten enthüllt, wozu das Volk Israel sammt der ganzen Menschheit sollte vorbereitet werden." — Der Verf. fährt auch hier die Reihenfolge der Bewahrer der Tradition, und zwar bis zur Zerstörung des zweyten Tempels fort. Esra der zweyte Mose. Der Charakter seiner Reformation wird richtig geschildert; eben so die nachher folgende, durch Reflexion, Studium und ängstliche Strenge ausgezeichnete Periode. Wir machen auf S. 176 f. aufmerksam, wo die Frage, die Manchen beunruhigt, und ihn die alte Wunderzeit für eine Fabelzeit halten läßt, nämlich warum im jüngern Israel keine Wunder und Weissagungen mehr vorkommen? sehr wohl gelöst ist. Zwar werden nur erfahrene Christen diese Auflösung ganz zu würdigen wissen. Ueberall trifft man auf feine Wahrnehmungen, wie z. B. S. 181: „Je mehr daher eine Zeit in der höhern Gottesbegriffenung steht, desto weniger weiß sie vom Dogma, sie hat das Dogma in

sich. Je weniger hingegen ein Zeitalter lebendig ergriffen ist, desto mehr wird die dogmatische Lehre bey ihm ausgebildet werden. Wenn daher der Kanon und die dogmatischen Systeme als solche spätern Ursprungs sind, so folgt doch daraus nicht, daß es auch die Wahrheit ist, welche in der alten und neuen Kirche Gottes unverändert dieselbe bleibt; mag auch dabey dem Ausdruck seine logische Schärfe zuweilen abgegangen seyn." Rec. zieht vor, durch solche Stellen zur Lesung des Buches selbst einzuladen, anstatt das Ganze in mühsamem Umrissen nachzuzeichnen, bey denen Vieles verloren gehen müßte, und welche man mit Unrecht als ein hinlängliches Surrogat betrachten könnte; die zuletzt ausgehobene Stelle wirft ein besonderes Licht auf das sinnvolle Abstehen des Bds. und wer sie wohl beherzigt, möchte unter andern die dogmenhistorischen Bestrebungen der jüngstverflossenen Zeit mit etwas größerer Bedenklichkeit ansehn. — S. 187 über den Unterschied der alten und neuen Sprechweise und Lehrart, vortrefflich; nur wenn der Verf. S. 188 f. von früherer bewußtloser und späterer absichtsvoller Symbolik redet, die er aus der anfänglichen Einheit des Menschen mit dem Object und seinem nachherigen Heraustreten erklärt, scheint seine im Ganzen richtige Wahrnehmung, als ideal, einiger Beschränkung aus der historischen Wirklichkeit zu bedürfen, sofern schon die ältesten Bilderredner (außer der Nebuah im strengsten Sinn), wenn auch begeistert, doch mit Bewußtseyn und Absicht handelten, welches man bey schärferer Prüfung ihrer Werke erkennt. Sofern aber die Zeit des Schauens in die des Verstehens und analytischen Denkens überging, hat der Verf. vollkommen Recht. — Der Gang der größern Allgemeinheit und Oeffentlichkeit religiöser Lehren und Mysterien S. 189 f., wobey der Verf. dem Cyrus die Pauktirung der Thora oder vielmehr deren allgemeinere Verbreitung zuschreibt. — Bey S. 193 Anmerk. fragt sich, ob die Stelle Jesaj. 61, 1. 2 in den orientalischen Haphtaroth steht, oder ebenfalls ausgelassen ist; Christus las sie damals aus dem Propheten selbst, Luc. 4, 17.

— S. 195. Reflective regelmäßige Entfaltung des Urgesetzes zu vielen neuen Gesetzen, nebst subtiler und polemischer Interpretation, und daraus erwachsene scholastische Wissenschaft. Jedem Israeliten stand der Zugang zum religiösen Wissen offen. — S. 196 f. schon das alte, äußerliche Gesetz ist in seinem Inwendigen und seinen ausdrücklichen Worten nach geistlich. — S. 197 übersetzt der Verf. (die Stelle ist falsch citirt, es ist 5 Mos. 30, 11—14): „sondern sie sind dir sehr nahe, mit dem Munde und Herzen sie zu thun"; ohne dessen Ausschluß bedeutet ב doch hier zuvörderst in: (das Wort ist) „in deinem Munde und in deinem Herzen, es zu thun"; vgl. Röm. 10, 8: „ἐν τῷ στόματί σου καὶ ἐν τῇ καρδίᾳ σου." Ebendas. 3 Mos. 19, 17: „Hasse deinen Bruder nicht im Herzen, du kannst ihm wohl einen Verweis geben, aber nicht das Verbrechen im Herzen nachtragen." Rec. zieht vor: — „du sollst deinem Nächsten Verweise geben, damit du nicht seinetwegen Sünde tragen müssest" (eigentlich: und sollst nicht ꝛc.). Die Redensart: נשא חטא על kommt anderwärts in gleichem Sinn vor, 3 Mos. 22, 9. 4 Mos. 18, 32. — S. 198 ist in der Stelle Jesaj. 1: „Wer fordert von mir" ꝛc. dieses wahrscheinlich ein Druckfehler für: von euch. — S. 200 ist die Stelle 1 Mos. 12, 5 wohl von Leibeigenen zu verstehen. — S. 202. Z. 8. 9 lies: Hypotyposen. Ebendas. vertheidigt der Verf. das Daseyn der Unsterblichkeitslehre in der Thora, theils mit nicht gemeinen Gründen. Die Ursache des strengen Gesetzeszauns (Geder) ist sowohl psychologisch als historisch richtig erörtert. Der Jüdische Rigorismus erscheint hiedurch etwas weniger willkührlich und verächtlich, als wir kraft der christlichen Freyheit ihn anzusehen pflegen, obwohl er dem Gang der menschlichen Natur nach, sich zuletzt in Extreme verstieg. — S. 216. §. 227. Z. 2 muß das fremdartige Wort Hasmonäer heißen. — S. 218 sind die Essäer gut bezeichnet. Daß, wie das. die Anmerkung sagt, die spätern Karäer den Geist des Saducäismus (Zadukäismus) erst recht ausbildeten, wird der Verf.

vielleicht künftig näher darthun. Der Schluß dieses Abschnitts, der die Pharisäer (Phärisäer), als die spätere erhobene Kirche zeichnet, ist sehr schön. Wir heben nur die Worte aus: „Das Volk Israel, welches in seinen verschiedenen Epochen die Geschichte des menschlichen Herzens verbildet, verfällt also bey seiner Bekehrung zuletzt in jenen Fehler, in den jede unbekehrte, noch im Aeußern stehende Seele mehr oder weniger geräth, da sie nämlich sich in ihre eigenen Mittel zur Seligkeit verwickelt, die ihr am Ende zu einem Stricke werden."

Der 3te Abschnitt ist überschrieben: „Fortleitung der Traditionen in dem Zeitalter des leidenden Messias, während der Verwerfung des alten Israels, und des Entstehens der Kirche des neuen Israels." Der Verf. fängt hier mit einem allgemeinen Ueberblick unter Einschluß der frühern Perioden an. Wenn er S. 222 in der Note sagt: „Das wahre Uebernatürliche existirte eigentlich für das Alterthum noch gar nicht", so läßt sich dieses Paradoxon wohl am richtigsten und deutlichsten durch den Unterschied des Verkehrs vom Himmel Joh. 6 erläutern. Vgl. S. 231. §. 208. Was S. 223 von dem Zurückbleiben der Chamitischen Völker in der allgemeinen Entwicklung gesagt ist, geht hauptsächlich die Zeit ihres Stillstandes, ihrer Erstarrung an, während sowohl Aegypter als Tyrier (die weisesten unter ihnen) früher in geistiger und Vermischung mit Semiten und Japhethiten weiterschritten. Der Fortschritt des Japhethitischen (seelisch-vernünftigen) Princips ist S. 226 richtig dargestellt; zu ihm gehört auch das Ausbilden zur höchsten Stufe der Kunst auf blos ästhetischen Grundlagen, wobey die Form immer mehr über den Inhalt siegte und sich selbst verflachte. Das Extrem des Ganzen, ebendas. S. 227 f., erinnert an Nachbilder, die wir nicht weit zu suchen haben. Von der Nationalphilosophie und von der gleichsam zweyseitigen des Plato wird ebendas. und S. 228 mehr gesprochen. (Das. Z. 6 v. unten scheint Afrika ein Druckfehler zu seyn.) — Aus der Darstellung der theotischen

Zerstörung des ältern geistigen Lebens geht nun der Vortrag (S. 230 f.) zur Erlösung über; ein, wie begreiflich, überaus wichtiger Theil dieses Buchs. (S. 232. Z. 15 v. unt. lies: sch'chemitischen für schemitischen.) — S. 237 setzt der Verf., wie mehrmals, durch das unmögliche Problem die geschichtliche Wahrheit in ein helleres Licht. Was folgt, §. 314 f., verdient den Namen des Vortrefflichen. Die Verständigen werdens erkennen. Dieselben haben es verlängst erkannt, denn es ist nicht neu, und kann nicht neu seyn (die wahre Weisheit und Erkenntniß ist das älteste der Dinge), aber es ist trefflich angewendet. Hier hört natürlich die Jüdische Tradition auf; es fällt ein höheres philosophisches Licht herein, das nur der Glaube verschaffen konnte. — Wenn hingegen S. 248 Anmerk. der Verf. aus der Zahl der 12 Apostel und 70 Jünger schließt, daß der Herr eine hierarchische Ordnung in der neuen Kirche eingeführt, und den Typus der Jüdischen Hierarchie auf das Christenthum übertragen habe: so weiß Rec. hievon für das Sichtbare keine genügende Anwendung zu machen, und verweist den Verf. auf das, was er selbst §. 329 ganz richtig von der ersten Kirche sagt, und auf Matth. 19, 28. Rec. gibt zu, daß die 12 Apostel mit den 12 Stämmen übereintreffen, ja daß die Zahl 70 auf eben so viel Völkerschaften zielt. Aber der Sinn dieser Bilder kann sich erst in einem andern Reich offenbaren; und inzwischen ist es der unterscheidende äußere Charakter der christlichen Kirche gegen das Levitenthum, daß sie keine eigentliche Hierarchie, keine Priesterschaft im alten Sinn haben sollte (Matth. 23, 8—12), dergleichen nur zugelassen wurde, als die Innigkeit des geistlichen Lebens wieder verschwand, und ein Volk von Namenchristen mit Jüdischer Herzenshärtigkeit wieder äußeres Gesetz und Zwang bedurfte. Denn, wie der Verf. anderwärts sagt, ein Jeder wird geführt, wie er sich will führen lassen. Sobald die apostolische Zeit vorüber war, und mit ihr Wunder und Weissagungen abnahmen, so fing für das neue Israel die dunkle Glaubenszeit an, wo der Edle über Land gezogen war;

und diese sollte von Rechtswegen nicht einmal ein äußeres Gesetz haben (dem neuen Schriftthume zum Unterricht abgerechnet), sondern der Paraklet sollte ihr lebendiges Gesetz und ihr Licht auf der finstern Bahn seyn, alles irdische Anforderung oder nur nach dem nächsten geistlichen Erforderniß bemessen werden. Als das Bedürfniß sich durch die Herzenshärtigkeit veränderte, so veränderten sich auch die Mittel, ohne jemals göttliche Sanction wie die des alten Bundes zu erhalten. — S. 249 wird die Disciplina arcani mit Mehreren für das ursprüngliche Wesen der Kirche selbst genommen, welche ein der profanen Welt verborgenes Mysterium gebildet habe. — Späterhin wird das, was wir kurz zuvor erinnert haben, von dem Verf. selbst berichtigt oder näher erklärt, daher die vorige Aeußerung desselben hiernach auszulegen ist. So heißt es S. 253: „Indem also die Kirche eine Gestaltung für das äußere Leben gewann, so wurde der alte levitische Gottesdienst sammt dem äußern Gesetz wieder hergestellt, welches freylich dem höhern christlichen Geiste angemessen sehr vergeistigt ward." — Bündig und unparteyisch ist S. 255 f. das politische Emporstreben der Kirche, ihr Streit mit dem Staat über die irdische Macht, und ihr damit zusammenhängender innerer Verfall geschildert; eben so S. 257 f. die Verirrungen der Theologie des Mittelalters. Wenn S. 261 die Unvollkommenheit der Reformation hinzugefügt wird, so ist zu merken, daß den Verhältnissen nach nur so eine neue Pflanzschule für geistig freye Christen entstehen konnte, die sich von dem neuen Formelwesen nicht wiederum binden ließen, und daß der damalige Wiederanbruch des Evangeliums, obgleich durch fernere Perioden der Unvollkommenheit hindurch, als ewig zu betrachten ist. Die folgende naturalistische Opposition der philosophischen Kritik ist sehr schön beschrieben. Ihre zerstörenden Folgen, wovon hernach geredet wird, werden dann fruchtbar und wiedergebärend seyn, wenn Geist und Herz sich vereinigen, und der kühne Schwung der Vernunft in die Demuth und Einfalt versinkt, um wahrhaft verständig zu wer-

ten. Eben das sagt auch der Verf. nachher. „Denn das Wesen der Wissenschaft", sagt er unt. and. S. 270, „besteht blos auf der Reflexion, die nur den Begriff der Sache, nicht aber die Sache selbst gibt, und mithin ihrem Wesen nach immer draußen steht." — Der Verf. kehrt zu Israel zurück, „als dem geistigen Centralpunkt und dem Herzen der gesammten Menschheit, durch welches Gott das Ganze führt" (gerade wenn in der Nachzeit die geistlichen Abrahamiten, gegründet auf den Bau der Propheten und Apostel, hinzugenommen werden). „Israel als der Prototypus stellt den Menschen überhaupt und die Geschichte des menschlichen Herzens in seinen Leidenschaften, so wie die Führung Gottes mit dem Menschengeschlechte überhaupt dar" ꝛc. Von der Wiederkehr Israels und ihren Bedingungen ist ausführlich die Rede. S. 279: „Diese Wiederannahme zum Eigenthum Gottes wird aber nicht der stolze Triumph eines errungenen Siegs, sondern der Preis der allertiefsten Demüthigung seyn" u. s. w. Wir empfehlen diese ganze Stelle. Die Abhandlung kehrt dann folgerecht wieder auf die Tradition des Jüdischen Volks und ihre Bewahrer ein.

Hier endigt eigentlich der historische Theil dieses Buchs. Der 4te Abschnitt heißt: „Ueber die Wichtigkeit der Jüdischen Traditionen für das Christenthum." Im Christenthum ist gewissermaßen lauter Tradition, sofern seine neue Thora auf Gottes ausdrücklichen Befehl geschrieben wurde. S. 297: „Wenn daher der Heiland kein neues Gesetz gab, sondern blos das alte erklärte und aufschloß, so sind also die Lehren Christi, indem sie das innere wahre Leben, die eigentliche Seele des Gesetzes selbst enthalten, ihrer Natur und ihrem Wesen nach blos von traditionellem Charakter, so wie überhaupt das ganze Christenthum im Gegensatz des Judenthums blos innerer Geist und Leben ohne alle objective Aeußerlichkeit ist." Die Schriften der Apostel, unter Leitung des Geistes Gottes verfaßt, gleichen gewissermaßen den Mgilleth Ch'phorim der Juden. So schließt sich also die christliche Tra-

bitien an die Jüdiſche an, wie längſt anerkannt worden, ſ. S. 301. Hier weiſt der Verf. das chriſtliche Dogma als in der Jüdiſchen Tradition vorbereitet mit wichtigen Gründen nach. Wir dürfen jedoch dabey nicht vergeſſen, daß andrerſeits das im A. T. nur Vorbedeutete im N. T. erſt ſeine objective Aeußerlichkeit erhielt; der prophetiſche Meſſias trat perſönlich in die Welt, ſein Geſetz und ſeine Gaben waren fruchtbar. In der Stelle S. 304: „Hierher gehören auch — — angezeigt findet", nebſt den folgenden Beyſpielen, iſt dem Rec. die Meinung des Verfs. nicht klar. Im N. T. können gar wohl einzelne Sachen von Bedeutung vorkommen, die zuvor weder in der Schrift noch in der mündlichen Ueberlieferung angedeutet waren. Das Beyſpiel in der Note S. 305 erklärt ſich nicht aus der alten Jüdiſchen Myſtik, ſondern aus Offenb. 12, 1 ff., wenigſtens zunächſt, obwohl S. 306 die Uebereinſtimmung der Tradition mit den einzelnen Hauptbildern dieſes Buchs zur Vertheidigung ſeiner Aechtheit angeführt wird. Im Ganzen aber wird hier die Untrennbarkeit beyder Teſtamente recht auffallend. Auch wird hier der Geiſt unſerer Zeit wiederholt gewürdigt, und tröſtliche Ausſichten eröffnet.

Die folgenden Abſchnitte ſind litterariſcher Art: der 7te: „Ueber den Urſprung der Sprache und Schrift bey den Hebräern." Die Hebräiſche Sprache wird als der Stamm der übrigen Semitiſchen Dialekte angeſehen, und wichtige Bemerkungen über ihre Urſprünglichkeit aus Tradition und Geſchichte gemacht. Der paläographiſche Theil dieſer Abhandlung ſucht auf philoſophiſchem und hiſtoriſchem Wege der Quadratſchrift gleiches Alter zuzueignen. Man wird nirgends das Sinnreiche und Bedeutende der Anſichten des Verfs. verkennen. Der 8te Abſchnitt handelt von dem Urſprung der Vocal-Punctation, geht von abſtracten philoſophiſchen und kabbaliſtiſchen Sätzen aus, die für den Sprachphiloſophen von großem Intereſſe ſind, ſo wie die folgende Geſchichte des Textes und der Punktirung für den Kritiker und Exegeten, und

gibt den Lesezeichen ein höhes traditionelles Alter. Zu S. 367. §. 462 ist zu erinnern, daß das Gesetzbuch nach 5 Mos. 31, 26 nicht in, sondern neben die Bundeslade (אֲרוֹן הַבְּרִית) gelegt wurde; vgl. 1 Kön. 8, 9. Für die Vieldeutigkeit des Hebräischen Textes enthält dieses Capitel merkwürdige Aufschlüsse. Der 9te Abschnitt enthält „einige Bemerkungen zur Masora", worin deren Begriff und Gegenstände bestimmt, über ihr Alter, ihre Zuverlässigkeit und ihren Werth und Sinn geurtheilt wird; für Kritiker von Wichtigkeit. Die ganze Masora beruht nach dem Verf. auf uralten mystischen Gründen, und er wünscht am Schlusse: „eine von Grund aus neue Revision aller bisher geführten Verhandlungen über die masorethischen Verhältnisse." Das von ihm hier und anderwärts oft gebrauchte und unentbehrliche Wort mystisch und Mystik, über das er sich auch einmal näher äußert, wird hoffentlich keinen Leser irren, der mit ihm einen weisen Unterschied zu machen versteht. Vgl. z. B. S. 449. Endlich der 10te Abschnitt, „über die Gesetzes-Tradition", vertheidigt diese gegen den Vorwurf, daß sie nur aus Fabeln und Menschensatzungen bestanden habe, mit welchen sie allerdings vermischt war. — S. 450 unten heißt es: „Wir finden ferner zwar eine sehr genaue Beschreibung des Rauchaltars, des Leuchters und Schaubrodtisches, nirgends aber eine Verordnung, welche Stellung diese Gefäße im Heiligen haben sollten." Der Verf. scheint 2 Mos. 40, 22—26 übersehen zu haben, und es kann ihm nur zugegeben werden, daß dessen ungeachtet kleinere Unbestimmtheiten dabey übrig bleiben, deren traditionelle Erledigung in den Worten liegen könnte: „wie ihm der Herr geboten hatte" (V. 23. 25. 27). Vgl. 2 Mos. 25, 40.

Gleichwie nun Rec. Einiges gegen Verf. in Nebendingen erinnert hat, und von der Mehrheit der Leser weder unbedingten Beyfall für dieses, wider manchen Zeitbegriff anstoßende Werk erwartet, noch ihnen solchen zumuthet: so weiß er auf der andern Seite seinen Dank für diese dreyzehnjäh-

rige (S. 455) mühſame, tief durchdachte, conſequent durchgeführte, und beſonders in gewiſſen Theilen durch die Faſſung ausgezeichnete Arbeit nicht beſſer auszudrücken, als indem er ſie für eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der neueſten Litteratur erklärt, eine Eigenſchaft, welche ihr ſelbſt entſchiedene Gegner des Syſtems nicht möchten ſtreitig machen können. Es kommt dazu eine lobenswerthe Univerſalität und Billigkeit kirchlicher Anſicht, neben großer Frömmigkeit der Geſinnung. An mehreren Orten verheißt der Verf. einen zweyten Theil; wir erwarten ihn mit Verlangen, und wünſchen dem Verf. dazu Muth und Kraft, nebſt allen andern, zur Löſung dieſer weitern Aufgabe nöthigen Bedingungen. Möge er, weil er nun immer mehr ins Einzelne gehen wird, und es ein Buch für Forſcher iſt, überall genau die Quellen angeben, und am Schluſſe des Werks ein vollſtändiges Regiſter beyfügen. Auch wenn ſie es jetzt noch nicht erkennen, hat er den Theologen, den Philoſophen und den Hiſtorikern, ein ausgezeichnetes Geſchenk gemacht.

30.

Die Pſalmen. Ueberſetzt von Dr. W. M. L. de Wette. Zweyter beſonderer und verbeſſerter Abdruck. — Deſſ. Commentar über die Pſalmen, zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Heidelberg b. Mohr 1823. (Noch ungedruckt.)

Rec. hatte eine etwas ausführlichere Beurtheilung ausgearbeitet, worin die Verbeſſerungen bemerklich gemacht waren, welche der neue Abdruck der Ueberſetzung darbietet. Ihre Aufnahme fand, namentlich der Verſpätung wegen, Anſtand. Er begnügt ſich gegenwärtig, aus dem Urtheil über den Com-

mentar das Wichtigere und Bleibendere auszuheben. Es betrifft die meſſianiſchen Beziehungen dieſer heiligen Lieder, und was der Verf. darüber in der Vorrede ſeines Commentars von ſich und ſeinem Buche ſagt: „Anſicht und Behandlungsweiſe iſt im Ganzen dieſelbe geblieben, nur daß ich aus hiſtoriſchen Gründen die Beziehung mehrerer Pſalmen auf die Makkabäiſche Periode zurückgenommen, und die allegoriſche Erklärung der angeblich meſſianiſchen Pſalmen geltend gemacht habe" — — — „Das Streben nach Wahrheit wird immer geſegnet, und nach Wahrheit geſtrebt zu haben, kann ich vor Gott bezeugen."

Indem wir nun über dieſen dogmatiſch-exegetiſchen Gegenſtand im Allgemeinen bemerken, daß es möglich iſt, ein gelehrter Theolog und ein guter Sprachkenner ohne diejenige theologiſche Einſicht zu ſeyn, welcher die Gelehrſamkeit und Sprachkenntniß dienen ſoll, und man alsdann letztere oft übel anwenden und zwecklos verſchwenden wird, weil beyde nur in ſteter Wechſelwirkung einander zur Reife fördern, ſtellen wir über den erwähnten hochwichtigen Stoff die nachfolgenden nähern Grundſätze auf.

1) Die meſſianiſche Lehre iſt ein ſo unauflösliches Zubehör des Iſraelitiſchen Glaubens als die Einheit des höchſten Weſens. Der Ewige, Allmächtige und Höchſte iſt der Gott Iſraels, und weil er es iſt, kann er nicht aufhören ſich durch Propheten kund zu thun ſeinem Volk, nicht ermangeln ihm einen Heiland zu ſenden. Von den Urvätern ererbt, welche den Fluch der Erde fühlten, ſteigerte ſich die Sehnſucht nach dem Erlöſer durch die Umſtände. Wer aber was für ein Weſen er ſeyn werde, wo und wie er auftreten und was er thun werde, war das große Räthſel der Zukunft. Weder die Ausführung aus dem Dienſthauſe, noch die Einführung in das heilige Land, konnte bey den Weiſern für die Ruhe Gottes gelten, und jeder Iſraelite konnte erkennen, daß ſeine heroiſchen Heilande, ſeine Richter und ſeine Könige, die Erwar-

tung nicht zu Ende führten. Um ſo erklärbarer iſt der Abfall zu den Göttern andrer, glücklicherer Völker.

2) Noch ungetrennt von der Mutter, noch ganz in die ſinnliche Natur verwebt, konnte das junge Iſrael keinen Unterſchied zwiſchen einem leiblichen und geiſtlichen Helfer machen, oder einſehen, daß der Untergang der Natur das wahre Leben iſt, wodurch ihr erſt für immer geholfen wird. Es konnte finden, daß die Sünde ſein Elend ſey; aber der Begriff der Sünde würde zu feſt an die äußere Satzung gebunden, und Menſchenkraft war zu gering, um theoretiſch und praktiſch an das Weſen der göttlichen Gerechtigkeit zu reichen, obwohl es im Geſetz ſelbſt verkündigt war. Dieſe Verkündigung war theils eine ausdrückliche, theils eine bildliche. Merkwürdig genug war im Bilde der Tod des Opfers das Leben der Feſtfeyer. Man irrt ungemein, wenn man bloß Moſaiſche Polizey findet, wo die ganze Geſchichte des Menſchen, ſein ganzes Verhältniß zur Gottheit, und gewiſſermaßen das Geſchick der ganzen Creatur verſiegelt iſt. Darum iſt das Sinnen in den Wundern der Thora (Pſ. 119, 18) die wahre Aufgabe der Iſraelitiſchen Philoſophie für alle Zeiten geblieben.

3) Die Weiſen Iſraels, die in demſelben heiligen Geiſt, welcher die Thora gegeben hatte, dachten und ſchrieben, empfingen von Zeit zu Zeit nähere Eröffnungen über Gottes Rathſchluß und ſeinen Geſalbten. Unter ihnen beſonders David der Prophet (Apoſtelg. 2, 30), welcher wußte, daß er ſein Nachkomme ſeyn ſollte, zugleich ein Weſen, das er im Geiſt ſeinen Herrn nennen mußte. Er mag es gewußt haben oder nicht, daß er deſſen Vorbild auch im Leiden war, ſo iſt doch dieſes und alle bis ins Kleinſte gehende Weiſſagungen der Seher ganz unläugbar, und von den bekannten beyden Hebelſen des Widerſpruchs: Accomodationslehre und Verjüngerung der Schriften, verſtößt erſtere wider den Begriff von der ewigen Allwiſſenheit und Theilnahme Gottes, auch ſogar die Seltſamkeit der Erſcheinung ſteigernd, und letztere

wider die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit. Vielmehr iſt Iſrael und Erlöſung unzertrennlich von einander, daher von dem Erlöſer ſelbſt Iſrael ganz voll, im Geſetz, im Cultus, in der Geſchichte, in der Verkündigung, endlich in der Reflexion und Auslegung ſeiner Gelehrten, die zur Zeit der Ankunft des Meſſias möglichſt ausgebildet, von andrer Seite erſtarrt und erblindet, welcher Art ſie aber auch ſeyn mochte auf das Volk übergegangen war.

4) Könnte der Exeget in den Schriften des Alten Teſtaments verkennen, auf was und auf wen ſie durchgängig zielen, ſo ſchließt ihm das Neue Teſtament dieſes Verſtändniß klar auf, und verpflichtet ihn, ſo wahr er ein chriſtlicher Gottesgelehrter ſeyn will, zur Anerkennung. Es verträgt ſich beydes nicht zuſammen: richten die Vorſchrift, und ſich ihr unterworfen nennen. Mit dem Zweifel an der Gültigkeit der Interpretationsmethode Jeſu und ſeiner Apoſtel fällt auch das Bekenntniß des Chriſtenthums um, ſo weit wenigſtens, daß nur eine Beyſtimmung zu demjenigen Inhalt ſeiner Wahrheiten übrig bleibt, welchen das Individuum nicht von ſich ſtoßen kann, und welcher daher von ſehr verſchiedenem Belang bey den Einzelnen ſeyn wird.

5) Iſt die meſſianiſche Lehre Grundlage und Sinn des ganzen Wortes Gottes an die Menſchheit, ſo muß ſie in jedem Fall von Ungewißheit als entſcheidende Norm der Auslegung dienen, gleichwie überall der Gegenſtand, von dem die Rede iſt, das Mittel der Interpretation an die Hand gibt. Ein entgegengeſetztes Verfahren, wie gelehrt es auch, und wie logiſch es auch ſcheine, ſtreitet mit dem erſten Princip, und die Conſequenz erfordert, hierin nicht auf halbem Wege zu zögern, ſondern die Sache in ihrer Vollſtändigkeit zu ergreifen. Wir ringen oft nach Wahrheit redlich aber ſo, daß wir noch immer ſie von uns aus belehren wollen was ſie ſey.

6) Der Ausleger muß eine Lehre, welche ſein N. Teſtament ſelber für der Vorzeit verhüllt und in Räthſeln überge-

den erklärt, nicht auf der Oberfläche ſondern in der Tiefe des Worts ſuchen. Denn gleichwie kein Denker ſich mit den nächſten Vorſtellungen begnügt, welche ſich ihm darbieten, ſondern tief in die Kammern ſeines Geiſtes hinein gründet, alſo macht Gottes Wort auf gründliches Forſchen in ſeinen Verborgenheiten mit Recht noch ſtärkern Anſpruch, erleichtert es aber auf mancherley Weiſe ſehr, weiſt ſanft und friedlich zurecht, und trägt in ſich ſelbſt das Gegengift gegen Grübeley und Unruhe.

7) Wenn in der Wirklichkeit neuerer Zeit ſich zwiſchen dieſer theologiſchen Methode der Auslegung und der bloß philologiſchen, die Gottes Wort als Menſchenwort menſchlich erläutert, ein Streit erhoben hat, welcher theils durch den Glanz der Waffen, theils durch das Mehr oder Minder des Einräumens, auch öftere Meinungsänderungen und viele andere Umſtände, ſehr verwickelt geworden iſt: ſo gebührt ſich bey ſtrengem und folgerechtem Feſthalten an dem Grunde der Wahrheit gerechtes Anerkenntniß alles Guten, das der Gegner auf den Plan bringt; vor Allem aber die Liebe, die den Streit perſönlich zernichtet, und auch den Unwiſſenden und mangelhaft Unterrichteten zum Chriſten macht, endlich aber das Licht der Weisheit unfehlbar herbeyführt, welches auch das Licht des Friedens iſt.

Ausgehend nun von den Büchern des neuen Bundes, wie wir es für unſere Pflicht halten, ſehen wir an, was unſer Herr zu ſeinen Jüngern ſagt (Luc. 24, 44): „Denn es muß Alles erfüllt werden, was von mir geſchrieben iſt im Geſetz Moſis, in den Propheten, und in den Pſalmen.“ Dieſe Pſalmen ſind dieſelben, die wir noch haben, und in ihnen muß von ihm geſchrieben ſeyn. Man hat auch von jeher eine Anzahl derſelben als meſſianiſch ausgezeichnet, und nach obigen Grundſätzen wird ſich ſolche wenigſtens ſtellenweiſe noch vermehren. Unſer Verf. hat nun bey den insgemeinhin alſo genannten Pſalmen ſich jedesmal in der vorgeſetzten Einleitung, womit er im Commentar den Inhalt des

erklärten Liede entwickelt, über die meſſianiſche Erklärung
terer Exegeten geäußert. Den Pſ. 2 ſagt er, er könne ſie h
nach den Grundſätzen der hiſtoriſch-kritiſchen Auslegung ni
billigen. Er ſtreitet gegen Roſenmüller, der ſich in
Ausgabe wieder dafür erklärt habe. Er ſagt, nach Ja
chi's und Kimchi's Zeugniß hätten die alten Jüdiſ
Ausleger dieſe meſſianiſche Erklärung (man merke!) ins
ſammt befolgt, die ſpätern aber aus polemiſcher Rückſicht
die Chriſten aufgegeben, und nach ihr werde auch der Pſ
im N. Teſtament (Apoſtelg. 4, 25. C. 13, 33. Hebr. 1,
citirt. Er fügt nach den von ihm ſogenannten Grundſä
der hiſtoriſch-kritiſchen Auslegung hinzu: „Zuvörderſt
außer jener Autorität kein Grund dafür vorhanden.“
antworten, daß, wenn die traditionelle Autorität der Au
nen merkwürdig, die des N. Teſtaments ſogar bindend
und, wenn man dieſe nach unſern obigen Grundſätzen
dem Begriff einer göttlichen Offenbarung zu würdigen w
man ſich wundern muß, daß noch einem weitern Grunde
fragt wird. Nur wie ſich der Inhalt unſers Pſalms b
reimt, kann gefragt werden, nicht ob eine authentiſche
legung vorhanden iſt. Der Verf. ſagt ferner: „Sol
paßt der Pſalm weder zu der Jüdiſchen noch zu den ch
chen Vorſtellungen von dem Meſſias.“ Das widerlegt
aber erſtlich durch das Zeugniß der alten Rabbinen, zwey
durch die neutaſtamentlichen Citate, indem die Apoſtel en
der Jüdiſche oder chriſtliche Vorſtellungen haben mußten,
che auch im weſentlichen Grunde dieſelben ſind. Wie kö
wir den Apoſteln ſagen, daß ihre Worte zu ihren Vorſt
gen nicht paßen? Hierauf ſpricht er etwas ſehr Bedeut
aus, was wir ihm bitten möchten feſtzuhalten, weil es in
len Fällen die Thür zur Wahrheit iſt, wenn man es
verſteht: „Freylich gilt Alles, was von einem Iſraelit
Könige ſeiner Beſtimmung nach geſagt wird, auch vom
ſaß;“ dann folgt aber: „und was vom Jüdiſchen M
gilt, das läßt ſich der Idee nach auch

Chriſtum anwenden.“ Hier ſind wir in der idealen d. i. gleichgültigen Accomodationstheorie. Man kann es ſo oder anders halten. Rec. aber iſt der Meinung, es ſey nur Ein Geſalbter, der nicht ideal, ſondern weſentlich von ſich ſagt: „Es muß Alles erfüllt werden, was von mir geſchrieben iſt im Geſetz, in den Propheten, und in den Pſalmen.“ Zuletzt fügt der Verf. hinzu: „Aber das iſt keine Auslegung, und von einer ſolchen iſt hier allein die Rede.“ Rec. iſt überzeugt, daß kaum eine philologiſche Deutung dieſes Lieds, noch viel weniger eine theologiſche, ohne jenen meſſianiſchen Bezug möglich iſt, und daß die prophetiſche allein zureicht. Wer iſt der König dieſes Pſalms? Der Verf. bringt mehrere Meinungen bey, von denen aus eben erwähnter Urſache keine genügt; und unter die Meinungen rechnet er denn auch die Citation Apoſtelg. 4, 25, welche (namentlich für den Verfaſſer des Lieds) kein eigentliches Zeugniß enthalte, da ſie nur die gewöhnliche Meinung ausdrücke. Wir glauben, daß ſie nicht bloß ausdrückt, ſondern auch beſtätigt. Alle Zeugniſſe des N. T. über den Urſprung und Sinn des alten ſind gleicher Art, wären alſo gleich unzuverläſſig, und unſer Glaube hätte dann durchaus keinen Boden mehr, worauf er fußen konnte. Wir ſetzen hinzu, daß jenes Zeugniß abgelegt wird in einem Gebet, in feyerlichem Geſpräch mit dem Allwiſſenden, und die Worte lauten: „Der du durch den Mund Davids deines Knechts geſagt haſt: Warum empören ſich die Heiden“ u. ſ. w.

Die Vorrede zur Auslegung des 16. Pſalms hat einen Zuſatz erhalten, worin der Verf. die meſſianiſche Anwendung bey den Apoſteln ſo erklärt: „Sie wollen in jener Anwendung unſerer Stelle auf die Auferſtehung Chriſti ſagen: die volle, ganze, tiefe Wahrheit der Hoffnung des Pſalmiſten ſey erſt in Chriſto erfüllt und bewährt. Das war nicht Anbequemung, ſondern ideale Erklärung, welche Erklärung die Apoſtel überall befolgen, wo von Andeutungen des A. T. auf Chriſtum die Rede iſt.“ Rec. geſteht ſein Unvermögen, ſich

in den Begriff dieſer idealen Erklärung zu finden. Chriſtus, der Verheißene, macht allerwärts die weſentlichſte Erklärung des A. T. von ſich, und wendet es auf ſeine Perſon an, wie ein Menſch auf ein Gemälde weiſt, welches ihn vorſtellt. Seinem Geiſt und Beyſpiel folgten die Apoſtel. Wenn ſein Centralbild ſich rückwärts und vorwärts in Andern abſchattet, wenn die ganze Menſchheit als ſein Leib ſich ihm vergleicht, ſo iſt das etwas Anderes, das auf tiefen ſymboliſchen Gründen beruht. Von jener idealen Erklärung aber können wir nur denken, daß ſie zur Theorie der Accommodation in etwas veränderter Geſtalt, oder auch bloß mit verändertem Namen gehört.

Bey Pſ. 72 heißt es in dieſer neuen Ausgabe: „Die meſſianiſche Erklärung des Pſalms, welche Roſenmüller wieder hervorgeſucht hat, ruht auf dem Grunde, daß das vom König Ausgeſagte auf keinen irdiſchen König paſſe; allein es paßt, wenn man es eben poetiſch nimmt.“ — Auch hier verſtehen wir nicht, was der Verf. für einen Begriff von Poeſie, nämlich von der wahren hat, deren höchſtes Muſter eben die bibliſche iſt. Sie ſymboliſirt nicht ohne tiefe Bedeutung, nicht ohne weſentliche Sachverwandtſchaft, und ihre ſcheinbaren prophetiſchen Hyperbeln werden von der Erfüllung übertroffen. — Ferner: „Dagegen iſt der Wunſch V. 1, daß Gott dem Könige Gerechtigkeit verleihen ſoll, mit dieſer Erklärung unvereinbar; denn der Meſſias wurde als der Gerechteſte gedacht.“ Hier fragen wir den gelehrten Verf., ob ihn nicht ſchon der Parallelismus überzeugen mußte daß er Unrecht habe? nämlich die Wörter מִשְׁפָּט und צְדָקָה. Chriſtus ſagt von ſich ſelbſt, der Vater habe ihm das Gericht gegeben; und wie konnte der Meſſias gerechter, oder wie konnte er anders der Gerechteſte ſeyn, als wenn der „gerechte Vater“ ihm ſeine Gerechtigkeit gab, und mit ſeiner Gerechtigkeit in ihm war?

Dem 22. Pſalm wird die Eigenſchaft eines meſſianiſchen in gewiſſer Maaße zugeſtanden, nämlich ſofern V. 28 ff. von der Ausbreitung der Jüdiſchen Religion, als dem edelſten

Theil der meſſianiſchen Hoffnungen, die Rede ſey, welche Hoffnung auch durch das Chriſtenthum ſey erfüllt worden. Im Uebrigen macht der Verf. mehrere Einwendungen gegen die meſſianiſche Deutung, beſonders die, daß Chriſtus durch ſein freywillig übernommenes Leiden das Reich Gottes geſtiftet habe, hier aber um Rettung vom Leiden gebetet, und ſolche als Beförderungsmittel des wahren Gottesdienſtes angeſehen werde, folglich in dieſem Pſalm die chriſtliche Idee des Meſſias nicht vorkomme. — Es iſt ſchwer, ſich mit Auslegern zu verſtändigen, für welche die ſymboliſch-prophetiſche Sprache überhaupt Schwierigkeit hat. Rec. muß ſich daher begnügen, indem er nicht in Abrede ſtellen will, daß David zugleich ſein eigenes Leiden klagt, auf die Verſe aufmerkſam zu machen, welche — wie die Kirche von Anbeginn gewußt hat — an dem Jüdiſch-chriſtlichen Meſſias buchſtäblich erfüllt worden ſind, nämlich V. 8. 9 (vgl. Matth. 27, 39. 43), V. 19 (vg. die authentiſche Interpretation Joh. 19, 24), und vornehmlich V. 2, mit deſſen Worten der Heiland am Kreuz (Matth. 27, 46) ſeinen, allen menſchlichen Begriff überſteigenden Zuſtand ausdrückt, und hiedurch ebenfalls andeutet, es müſſe erfüllt werden was von ihm geſchrieben ſtehe in den Pſalmen. Ueber V. 17 (כארי) wollen wir hier nicht ſtreiten, da die Erörterung zu weitläufig ausfallen könnte, und nur noch das Eine hinzufügen, daß in Abſicht auf Chriſtum nicht von leiblicher Bewahrung vor dem Tode, ſofern dieſer unvermeidlich, und das Vorübergehen des Kelchs, um das er doch ſelbſt betete, unmöglich war, ſondern von Errettung aus den Schmerzen des Todes die Rede iſt; Apoſt. 2, 24. Hebr. 5, 7 ꝛc.

Von Pſ. 110 heißt es: „Die meſſianiſche Auslegung des Pſalms, die in der Ueberſchrift (welche dem David den Pſalm als Verfaſſer zuſchreibt, ihn mithin als Gegenſtand deſſelben ausſchließt) und in jener von Jeſus den Phariſäern vorgelegten Frage (Matth. 22, 41 ff.) vorausgeſetzt wird, und die noch bey den ſpätern Juden Statt fand (vgl. Wetſtein zu

Matth. 22, 44), iſt zwar als hiſtoriſche Auslegung zu verwerfen; aber weil ein Iſraelitiſcher König Vorläufer des Meſſias war, ſo konnte die Idee der meſſianiſchen Weltherrſchaft daraus geſchöpft werden, wie es Hebr. 5, 6. 1 Kor. 15, 25. A. G. 2, 34 geſchieht." — Der Verf. glaubt wohl unter andern durch dieſe Abänderung (wie er ſich in der Vorrede ausdrückt) die allegoriſche Erklärung der angeblich meſſianiſchen Pſalmen geltend gemacht zu haben, indem die Stelle in erſter Ausgabe ſo hieß: „Die meſſianiſche Auslegung des Pſalms, die in der Ueberſchrift — — — vorausgeſetzt wird, und die noch bey den ſpätern Juden Statt fand, ſtreitet ganz gegen die reinen chriſtlichen Begriffe vom Meſſias, und iſt daher zur Ehre der Religion und der Bibel zu verwerfen." Indeſſen bleibt auch bey der jetzigen Aenderung zu bemerken, daß die prophetiſche Auslegung eben um deßwillen nicht verworfen werden kann, weil das N. Teſtament ſie macht, und weil der Herr ſie macht in jener Frage an die Phariſäer, wo er ſie nicht als eine willkührlich angenommene gelehrte oder Volksmeinung, ſondern als eine gewiſſe Wahrheit vorausſetzt, und als ein Zubehör deſſen, was von ihm geſchrieben iſt in den Pſalmen.

Es zeigt ſich demnach, daß von dieſer Seite das Werk des Verf. nichts Weſentliches gewonnen, und daß er im Gefühl eines theologiſchen Mangels deſſelben (anders kann Rec. die Worte der Vorrede nicht verſtehen) dennoch zu deſſen Ergänzung keinen bedeutenden Fortſchritt gemacht hat. Hiſtoriſche Auslegung, hiſtoriſch-kritiſche Auslegung, ideale Auslegung, ſind Worte, deren Bedeutung nicht allein unbeſtimmt iſt, ſondern deren Wirkungen, wenn ſie ſich der glaubigen Exegeſe entgegenordnen, welche ſeit Chriſtus und ſeinen Boten geübt worden, in allem Fall als untheologiſch zu verwerfen ſind. Von einfachen, vor Augen liegenden und Jedermann verſtändlichen Begriffen ausgehend, ſteigt dieſe glaubige Exegeſe zu unendlichen Einſichten fort. Es kann nicht gefragt werden, woher ſie denn glaubig ſey oder ihren Glauben

ſchöpfe; denn das Wort vom Glauben iſt, wie die Schrift ſagt, dem Mund und dem Herzen nah, es ſpricht leicht zum Verſtand und zum Gefühl, und will uns dadurch in ſeine Schule locken; durch kritiſche Auslegung oder ſkeptiſche Nachfrage von vorn herein wird es verdorben, und iſt wie der Tag, den man mit der Leuchte ſucht. Hat eine ſolche kritiſche Unterſuchung erſt das Nächſte und Offenbarſte unter die Füße getreten, ſo geräth ſie in einen ſchwindelnden Flug, wo ſie ſich nicht mehr zurechtfinden, und ſelbſt von ihren vielen Hülfsmitteln, womit ſie der wahren Auslegung dienen könnte, keinen nützlichen Gebrauch mehr machen kann. Indeſſen iſt über dieſes Alles längſt mehr geſagt als nöthig. Rec. iſt ſich bewußt, Wahrheit in Liebe geredet, und nach Grundſätzen geurtheilt zu haben, die, wenn man Neuheit an ihnen vermiſſen ſollte, ihre alte Würde von neuem Geiſt belebt ſtets bleibender und ſtets allgemeiner durch ſolche Forſcher bewähren werden, welche unabhängig von jedem Vorurtheil, und erfahren in den Wegen Gottes, das Wort, auf welches die Theologie gebaut iſt, nicht einſeitig zu erkennen bemüht ſind.

Dieſe Recenſion hatte nun ferner das Schickſal, ſo lange ungedruckt zu bleiben, bis die dritte Ausgabe des de Wette'ſchen Werks (Heidelberg bey Mohr 1829) erſchien. Rec. verglich darin die oben angeführten Stellen des Commentars, und fand keine Aenderung, am wenigſten in der Denkungsart des Auslegers (der in der dritten Vorrede die prophetiſche Deutung zu den verkehrten Richtungen rechnet und ſich ſehr polemiſch äußert); nur bey Pſ. 110 heißt es jetzt: — „iſt als hiſtoriſche Auslegung gänzlich zu verwerfen. Zwar iſt es der meſſianiſchen Idee nicht unangemeſſen, daß der Meſſias hier ſeine Herrſchaft erſt einnehmen ſoll (anders im 2. Pſalm, vgl. d. Einl. dazu); dagegen widerſpricht es ihr, daß von ihm ohne weitere Veranlaſſung und als einer ſchon exiſtirenden Perſon die Rede iſt. Die Propheten kommen auf die Hoff-

nung des Meſſias nur dann zu ſprechen, wenn ſie vorher g
warnt und geſtraft haben, und dann wieder tröſten wolle
Uebrigens kann uns Chriſten die meſſianiſche Erklärung de
Pſ. nicht viel gelten, da der Meſſias durchaus als theokrat
ſcher Herrſcher im Geiſte des A. T., ja ſelbſt als Krieger, b
zeichnet wird. Weil aber ein Iſraelitiſcher König Vorläufe
des Meſſias war, ſo konnten die Apoſtel nach dem Geiſte i
rer Zeit die Idee der meſſianiſchen Weltherrſchaft aus de
Pſ. ſchöpfen, wie es Hebr. 5, 6. 1 Cor. 15, 25. A. G.
34 geſchieht." — Ohne weitere Veranlaſſung? Welche Vera
laſſung haben ſo unzählige Lieder alter und neuer Zeit, d
keine Gelegenheitsgedichte ſind? — Als von einer ſchon exiſ
renden Perſon? War der Meſſias nicht eine von Ewigke
her exiſtirende? und als Sohn Davids nach dem Fleiſch g
nommen, kennt der Verf. das prophetiſche Präſens nicht? We
es wahr iſt, daß die Propheten auf die Hoffnung des Meſſi
nur dann zu ſprechen kommen u. ſ. w., obgleich man ihre Weiſ
ſagungen heut zu Tage in lauter Fragmente zu ſeciren ſich e
laubt: war es wirklich nöthig, daß David, der Dichter di
ſes Pſalms, vorher warnte und ſtrafte, und zwar ohne Vera
laſſung, um ſich eine Veranlaſſung zu einer meſſianiſchen Pr
phezeihung zu verſchaffen? Uebrigens muß jedem Chriſten d
meſſianiſche Erklärung des Pſ. überaus viel gelten, weil d
Meſſias ſelbſt ſie macht (Matth. 22), und ihn als einen A
commodationslehrer zu denken durchaus unwürdig iſt; fern
weil ebenderſelbe der Chriſtenheit theokratiſcher Herrſcher u
ein unüberwindlicher Krieger durch den Geiſt ſeines Mund
iſt, und ſich als ſolcher noch ſehr ſchrecklich beweiſen wi
Endlich ſo iſt der Geiſt der Apoſtelzeit von Rechts wegen d
Geiſt jedes Chriſten und ein Geiſt der Ewigkeit. Wir bedaue
daß der Verf., der nach Wahrheit zu ſtreben verſichert, d
„Geiſt der Wahrheit" nebſt „Licht und Finſterniß" (ſ.
Vorrede) ſo ſehr verkennt, und jenem Geiſt der Prophe
und Apoſtel ſogar heftiger als zuvor widerſpricht.

Druckfehler.

S. 79. Z. 12. nach ſeyn lösche das Citationszeichen aus.
S. 82. Z. 3 v. unt. l. ſeine.
S. 106. Z. 6 v. unt. l. vor dem.
S. 122. Z. 1 vor Mittel ſetze ein Citationszeichen.
S. 258. Z. 1 v. unt. l. und ei.
S. 281. Z. 15. l. Gott.
S. 345. Z. 9. ſtatt Semikolon ſetze ein Komma.
S. 365. Z. 8. l. beſchäftigt ſich mit den.
S. 380. Z. 6. v. unt. l. ſpätern.

Gedruckt bey J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.